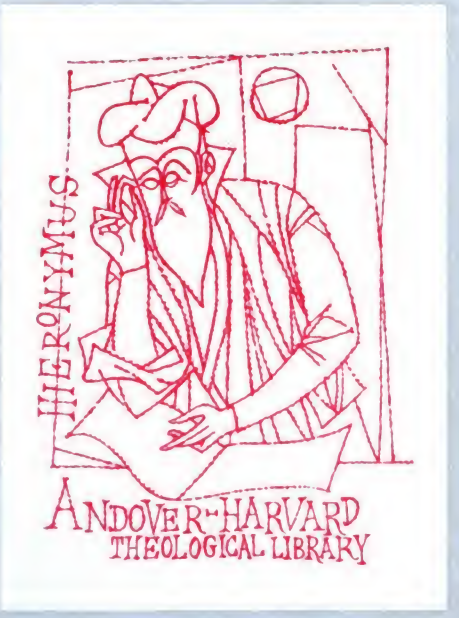
David Friedrich Strauss

Theobald Ziegler

Digitized by Google

610.2
S911.9
Z66



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

David Friedrich Strauß.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dr. D. F. Strauß.

Digitized by Google

David Friedrich Strauß

von

Theobald Ziegler.

Motto: Ich kann über niemand schreiben,
den ich nicht liebe.
(D. Fr. Strauß.)

Erster Teil:
1808—1839.

Mit einem Jugendbild von Strauß.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1908.

Digitized by Google

Digitized by Google

610.2
S 911.9
Z 66

Theodor Nöldeke

in Verehrung und Freundschaft

gewidmet.

Digitized by Google

VORWORT.

„Eine vollständige Biographie von Strauß dürfte neben Hausraths trefflichem Buch zurzeit überflüssig sein", meint Samuel Eck in seinem 1899 erschienenen Strauß-Buch [1]). Wenn ich trotz dieser Abmahnung mit einer solchen vollständigen Biographie hier vor die Öffentlichkeit trete, so treibt mich dazu zunächst Dankbarkeit und Pflicht. Wir werden sehen, wie übel man Strauß mitgespielt hat, solange er lebte. Und die Ersten, die ihm sein Leben zerstört und es zu einem vielfach so unglücklichen und tragischen gemacht haben, waren die Theologen. Sie haben ihm den großen Dienst, den er ihnen und ihrer Wissenschaft mit seinem „Leben Jesu" geleistet hat, aufs übelste gelohnt. Aber nicht bloß, während er lebte, war er von ihrem Haß verfolgt, auch nach seinem Tode sind sie ihm in keiner Weise gerecht geworden. Die einen sehen in ihm noch heute den Herostratus, der die Brandfackel in ihr sorgsam behütetes Heiligtum geworfen hat, und fluchen ihm deshalb wirklich mit haßerfüllter Seele. Andere, die sachlich vielleicht gar nicht so weit von ihm abstehen, rücken nur um so geflissentlicher zur Seite und danken Gott, daß sie nicht sind wie dieser schlimmste aller Ungläubigen und Ketzer. Ja, es hat Zeiten gegeben, wo es in allen deutschen Staaten als die beste Empfehlung für den Staats- und Kirchendienst galt, wenn einer sich recht ostentativ gegen die Straußscher

[1]) D. Fr. Strauß von Samuel Eck, 1899, S. 4.

Digitized by Google

Ansichten verwahrte und sich möglichst brüsk von Strauß lossagte: daraufhin konnte er dann schon eher selber ein freies Wörtlein wagen. Aber auch solche, die ihm gerecht werden wollen, wie Albert Schweitzer in seiner „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung" oder der sonst so milde Heinrich Weinel in seinem Buch über „Jesus im neunzehnten Jahrhundert" —: es ist, wie wenn die Theologie das nicht zuließe, an Strauß legen sie die strengsten und auf ihn oft gar nicht passenden Maßstäbe an und beurteilen ihn dann natürlich falsch, ungerecht oder doch unbillig.

Nun sind seine bisherigen Biographen, wenn wir von der kleinen, feinen Skizze von Eduard Zeller[1]) absehen, Theologen gewesen. Und soviele Mühe sich auch Hausrath[2]) in seinem wirklich trefflichen, und Harräus[3]) in seinem biederen Buch über Strauß gegeben haben, seiner Person und seinen Leistungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, das theologische Vorurteil und die theologische Abneigung gegen ihn steckt doch auch ihnen im Blut; und so ist sein Bild nicht bloß bei dem Ritschlianer Eck, der gleich auf den ersten Seiten seiner Schrift darüber jubelt, daß Strauß über dem „großen Göttinger Charakterkopf" vergessen worden sei, sondern auch bei den beiden andern weit unbefangener urteilenden Biographen noch immer nicht objektiv und nicht hell genug herausgekommen. Sie sind Strauß gegenüber Partei und sehen als Theologen in ihm den Feind. Strauß hat einmal gesagt: „Ich kann über niemand schreiben, den ich nicht liebe": seine theologischen Biographen haben ihn nicht geliebt, das spürt man ihren Büchern an. Auch Hausrath nicht, das zeigt sich noch in

[1]) D. Fr. Strauß in seinem Leben und seinen Schriften geschildert von Eduard Zeller, 1874.

[2]) D. Fr. Strauß und die Theologie seiner Zeit von Dr. A. Hausrath. Erster Teil 1876. Zweiter Teil 1878.

[3]) D. Fr. Strauß. Sein Leben und seine Schriften, unter Heranziehung seiner Briefe dargestellt von Karl Harräus, 1901.

Digitized by Google

seiner jüngsten Veröffentlichung, dem zweiten Band seiner Rothe-Biographie, und in der Art, wie er dort S. 518 ff. über ihn spricht. Doch wäre es ungerecht und undankbar, wenn ich nicht schon hier anerkennen und hervorheben wollte, wie viel Richtiges und Gutes gerade er in seinem Buch über Strauß und über die Theologie seiner Zeit gesagt hat, und wie manches ich ihm auch für meine Arbeit zu danken habe.

Es kommt aber noch etwas hinzu, was mir Mut macht und die Berechtigung gibt, es trotz dieser Vorgänger noch einmal mit einer Strauß-Biographie zu versuchen. Den bisherigen Darstellern seines Lebens — auch hier wieder den einen Zeller ausgenommen — fehlte die intime Kenntnis des Menschen und des Milieus, in das er hineingehört. Strauß war ein Briefschreiber allerersten Ranges. Seine Briefe hat Hausrath noch nicht gekannt, als er 1876—1878 sein Buch über Strauß schrieb. Und doch zeigen sie uns einen ganz anderen Menschen, als seine Schriften allein bis dahin hatten vermuten lassen; auch für das Verständnis seiner theologischen Entwicklung sind sie unentbehrlich. Das beides hat Hausrath selber in einer sehr sympathischen Besprechung[1]) der von Zeller herausgegebenen Strauß-Briefe ausdrücklich anerkannt. Harräus und Eck haben die Briefe zwar gekannt, aber nur die gedruckten, wie sie von Zeller in großer Vorsicht und mit begreiflicher Rücksicht ausgewählt worden sind. Und diese allein genügen nicht. Gerade das Interessanteste und Intimste findet sich in dem nicht veröffentlichten Briefmaterial, wie es mir von vielen Seiten zugeflossen ist. Weiter, Strauß war Schwabe und hat fünf Sechstel seines Lebens in seiner schwäbischen Heimat verbracht. Nur auf diesem Boden ist seine Eigenart, seine geistige Entwicklung und sein äußeres Schicksal ganz zu verstehen. Seine bisherigen Biographen waren „Fremde"

[1]) In der Protestantischen Kirchenzeitung für das evan Deutschland vom 22. Januar 1896.

Digitized by Google

Hausrath ist zwar als Nachbar nicht ohne Verständnis für schwäbisches Wesen, aber manches kennt auch er nicht; und gerade als Nachbar ist er nicht frei von jener leisen Ironie, mit der wir Schwaben so gerne just von unseren Nachbarn bedacht werden. Harräus und Eck stehen dagegen dem schwäbischen Wesen und Milieu ganz fremd gegenüber, und so ist ihnen Strauß in mannigfacher Weise recht unverständlich geblieben: sie mußten vieles mißverstehen und schief beurteilen, und vor allem, ihre Bücher mußten so ganz stimmungslos ausfallen, wie sie es in Wirklichkeit sind.

In allen diesen Punkten habe ich — ohne alles eigene Verdienst — einiges vor meinen Vorgängern voraus. Ich bin ein Landsmann von Strauß, ich habe denselben Bildungsgang durchlaufen, war württembergischer Lateinschüler, Seminarist, Stiftler, Vikar und Repetent wie er, ich habe, si parva licet componere magnis, um seinetwillen in meiner Heimat auch einmal eine analoge Erfahrung gemacht. Mein Vater war ein Studiengenosse, mein Schwiegervater Gustav Binder ein Kompromotionale und Freund von Strauß: so stand mir auch eine reichfließende mündliche Tradition zur Seite; und endlich habe ich als junger Mann Strauß noch persönlich kennen gelernt und einige Briefe mit ihm gewechselt. Zu alledem aber kommt: ich sehe mit Dankbarkeit und Verehrung zu ihm auf. An seinen Schriften habe ich mich in die Theologie hinein und aus der Theologie heraus zu Hegel und zur Philosophie, ins Weite und ins Freie durchgearbeitet. So rechne ich ihn zu meinen Erziehern, Führern und Befreiern. Darum ist dieses Buch in erster Linie ein Werk der Pietät. Ich schreibe über Strauß, weil ich ihn liebe.

Aber nicht nur die Theologen sind vielfach schlecht mit seinem Andenken umgegangen und schuld an der starken Verzeichnung seines Bildes, wie es unserer heutigen Welt etwa vorschweben mag, und an der unverkennbaren Unterschätzung seiner Person und der Bedeutung dessen,

Digitized by Google

was er geleistet hat. Daß Männer wie Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" und Nietzsche im ersten Stück seiner „Unzeitgemäßen Betrachtungen" ihn hervorragend schlecht behandelt haben, das hat ihm fast noch mehr als der Haß der Theologen die Abneigung und Mißachtung aller derer zugezogen, die sich von jenem national begeistern lassen oder die für diesen als den Umwerter aller Werte übermenschlich schwärmen, und die nun kritiklos und unbesehen annehmen und nachreden, was und wie die beiden über Strauß geurteilt haben. Weil Treitschke zu einer Zeit über Strauß schrieb, wo er konservativ geworden war, und weil ihm die Aufnahme des alten und des neuen Glaubens von Strauß im Jahre 1872 die Kreise seiner Legendenbildung störte, wonach in Deutschland ein großer nationaler Krieg zugleich auch eine große religiöse Erneuerung bringen müsse, deshalb schüttete er die ganze Schale seines nationalen Zornes über den unbequemen Mythenzerstörer aus und glaubte ihn mit dem Schimpfwort „schwäbischer Philister" tödlich zu treffen. Und als „Bildungsphilister" und „nichtswürdigen Stilisten" hatte ihn noch vorher Nietzsche verhöhnt, der in seiner von Neid gegen alle Großen zerfressenen Seele es nicht ertragen konnte, daß ihm ein anderer die Palme des ersten deutschen Stilisten streitig machte, und dem in seiner damaligen dionysischen Schopenhauer- und Wagner-Begeisterung der panlogistische Optimismus von Strauß als ruchlos und sein Klassizismus in der Musik als borniert und rückständig erscheinen mußte.

Das durch solche theologische und nichttheologische Ungerechtigkeit übel entstellte und angedunkelte Bild von Schmutz und Übermalung aller Art zu reinigen und in seiner ursprünglichen Gestalt und Farbe wiederherzustellen, betrachte ich dem gegenüber als meine Pflicht und als die nächste Aufgabe dieses meines Buches. Es ist also e „Rettung" in dem Lessingschen Sinne des Worts, d. h.

Digitized by Google

ein kritikloser Panegyrikus, sondern der Versuch, das Bild des Vielgeschmähten und Vielverkannten historisch treu zu zeichnen, — mit allen Flecken und Fehlern, mit allen Ecken und Kanten, an denen es bei dem streitbaren Manne natürlich nicht gefehlt hat, aber auch ohne alle die Flecken, welche böser Wille und Verketzerung ihm angedichtet, und mit allen den bedeutenden und feinen Zügen, die ihn zum deutschen Erasmus oder Voltaire, zum Lessing des neunzehnten Jahrhunderts gemacht haben. Daß es sich dabei zugleich auch darum handeln muß, ihm in der Bewegung seiner Zeit, vor allem in der theologischen, die hervorragende Stellung anzuweisen, die ihm in einer Geschichte derselben von Rechts wegen zukommt, das versteht sich von selbst. Den Händen seiner theologischen Gegner möchte ich also den Menschen und den Schriftsteller Strauß entreißen oder ihn doch wenigstens nicht ausschließlich überlassen. Sie haben das deutsche Volk gewöhnt, mit Blicken des Hasses auf ihn zu sehen: ich möchte ihn im Lichte der Pietät und der Liebe, ohne die eine Biographie wirklich nicht geschrieben werden kann, zeigen.

Freilich, ob i c h der Mann dazu bin? Ich könnte das ohne weitere Worte auf den Versuch und auf den Erfolg dieses Versuches ankommen lassen. Aber ich habe mit der Kritik so üble Erfahrungen gemacht, daß ich ein Wort darüber sagen muß. Ich passe weder politisch noch philosophisch noch theologisch noch pädagogisch ganz genau in den Rahmen einer Partei oder Schule oder Richtung hinein, daher werde ich gelegentlich von allen schlecht behandelt; denn unsere deutsche Kritik ist leider fast durchweg Parteikritik. Und fürs zweite, ich habe das Unglück — für mich heiße ich es freilich ein Glück —, mich vielfach an der Peripherie meiner Fachwissenschaft zu bewegen und dabei gelegentlich auch in andere Gebiete und Fächer überzugreifen: dafür werde ich von den Zünftigen und hohepriesterlichen Hütern dieser Nachbargebiete als ein Eindringling mit leiden-

Digitized by Google

schaftlicher Härte zurückgewiesen. Ich habe das in den letzten Jahren erfahren, als ich die Goethe-Biographie von Bielschowsky, der vor der Vollendung über dem Buche weggestorben ist, zum Abschluß gebracht habe. Wenn irgend einmal, so habe ich mir damit den Dank des deutschen Volkes verdient, das statt eines Torso dadurch ein Ganzes, ein gutes und lesbares Buch über Goethe bekommen hat. Daß das Hineinarbeiten und Abschließen eines fremden Werkes ein entsagungsvolles Tun sei, habe ich wohl gewußt, als ich mich der nicht von mir gesuchten Aufgabe unterzog. Daß ich aber dafür „erst geköpft und dann gehangen, dann gespießt auf heiße Stangen", daß ich gesteinigt und gekreuzigt, von den Germanisten, die ganz unberechtigter Weise Goethe und seinen Faust für ihre ausschließliche Domäne zu halten scheinen, wie auf Kommando schlecht und, je jünger die Kritiker waren, um so unliebenswürdiger behandelt worden bin, das hatte ich allerdings nicht erwartet. Die Leser des Bielschowskyschen „Goethe" haben sich freilich durch diese Kritik nicht abschrecken lassen, das Buch ist, trotz des Widerstandes der Germanisten, ein rechtes Volksbuch geworden.

Das beruhigt mich, selbst wenn es mir nun, wo ich mich von theologischen Dingen zu reden unterfange, bei den Theologen ähnlich ergehen sollte. Und da verdiene ich es weit mehr. Sie haben mir mein Eintreten für die Simultanschule und meine Rede auf der deutschen Lehrerversammlung in München (1906) nicht vergessen. Und nun komme ich ihnen gar noch mit Strauß. Wo es sich aber um diesen handelt, da klirren ganz von selber die Waffen, wenn man über ihn den Schild deckt, wird man auch zuschlagen und zustoßen müssen. Und darum bin ich diesmal von vornherein auf manches gefaßt. Allein mein Buch gilt ja nicht allein und nicht in erster Linie den Theologen, sondern es wendet sich über den Kopf seiner theologischen Zunftgenossen und ihrer zünftigen Kritik hinweg an alle, die frei von Parteigeist sich von mir überzeugen lassen wolle

Digitized by Google

daß hier schweres Unrecht geschehen und daher auch schweres Unrecht gut zu machen sei.

Doch möchte ich nicht nur persönlich schützen und persönlich Gerechtigkeit üben und Dank erweisen. Auch sachlich ist es vielleicht gar nicht so unzeitgemäß, von Strauß zu reden. Der Stifter der christlichen Religion hat gesagt: Eure Rede sei ja ja, nein nein; was darüber ist, das ist vom Übel; und der Johanneische Christus sagt: Die, die Gott anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Die christliche Kirche aber hat nicht in derselben Weise auf Wahrhaftigkeit gedrungen und zur Verbreitung dieser Tugend beigetragen wie ihr Stifter, sie hat die Menschen nicht zur Wahrhaftigkeit erzogen, wie es ihre Pflicht gewesen wäre. Seitdem sie zur Macht gekommen ist, also seit nahezu 1600 Jahren, zwingt sie vielmehr zu glauben und zwingt sie zu widerrufen, d. h. Ja zu sagen, wo man Nein sagen möchte, Nein zu sagen, wo man Ja gesagt hat und beim Ja bleiben möchte. Daran hat der Katholizismus seine Gläubigen gewöhnt und nicht an die Wahrheit. Daher scheuen sich die meisten von ihnen, halsbrechende Arbeit zu tun, oder scheuen sich nicht, wenn sie sie getan haben, sie auf Befehl wieder ungeschehen zu machen und zurückzunehmen. Wie das auf die Gemüter verwirrend wirkt, das hat erst ganz neuerdings ein Vorgang in meiner schwäbischen Heimat gezeigt. Um die „Reformer und Modernisten" in der Diözese Rottenburg herauszufinden, beschlossen ihre Gegner, an den Bischof Keppler eine Vertrauenskundgebung zu richten und sie von den Geistlichen unterzeichnen zu lassen: wer sich des weigerte, der war damit als Reformer und Modernist erkannt, ähnlich wie in der Sizilianischen Vesper die Franzosen an der Aussprache des Wortes Ciceri erkannt werden sollten. Da machte einer von diesen Reformern öffentlich, aber natürlich anonym, den Vorschlag, die Modernisten sollten es damit halten wie der Hund in Andersens Märchen „Das Feuerzeug", der an alle Häuser der Stadt Kreuze machte, damit die Hofdame das

Digitized by Google

richtige nicht herausfinden könne: auch sie sollen die Adresse alle mit unterschreiben, d. h. sich mit dem Munde zu einem Vertrauensvotum bekennen, von dem ihr Herz nichts wisse. Vielleicht war das — ich weiß es nicht — nicht bloße Schlangenklugheit, die man die jesuitische nennt, sondern unter dem heutigen Druck von Rom her wirklich ein Akt der Selbstbehauptung und berechtigter Notwehr. Dann um so schlimmer, wenn man als Mitglied der katholischen Kirche genötigt ist, aus Selbsterhaltung zur Lüge zu greifen, — um so schlimmer nämlich für die katholische Kirche selbst und für die christliche Pflicht der Wahrhaftigkeit.

Aber auch in der evangelischen Kirche ist die Wahrheit in ähnlicher Weise bedroht; nur hat sie glücklicherweise nicht dieselbe Macht. In Preußen müssen die Geistlichen bei ihrer Ordination das Apostolikum bekennen und müssen im Amt allsonntäglich das Apostolikum verlesen; und doch glaubt wohl kaum einer von ihnen an sämtliche Artikel so, wie sie ursprünglich gemeint und formuliert waren, und manche glauben in diesem Sinn an keinen einzigen dieser von ihnen zu bekennenden und zu verlesenden Artikel mehr. Wenn sich der liberale Geistliche dennoch dazu versteht, so tut er es mit bösem und mit schwerem Gewissen. Die Kirche aber trifft die Schuld der Nötigung und der Verführung zur Unwahrheit auch hier. So ist auch im Protestantismus schlecht gesorgt für die christliche Pflicht der Wahrhaftigkeit.

Sollte es nun, angesichts solcher durch die beiden Kirchen herbeigeführten Versündigung am Geiste der Wahrheit, nicht berechtigt und erwünscht sein, das Bild eines Mannes heraufzubeschwören, der wie Dürers Ritter sich nicht gefürchtet hat vor Tod und Teufel, sondern auf alle Gefahr hin und unter Darangabe seiner Stellung und seiner Aussichten fürs Leben frei bekannte, was er für wahr hielt, und zunächst einmal die Wissenschaft der Kirche zum Anerkenntnis zwingen wollte, daß man in der Theologie nicht immer bloß gedan-

Digitized by Google

kenlos zu allem Ja, sondern mutig und tapfer auch Nein zu sagen habe, wo die Ehrlichkeit und die Wahrheit ein Nein verlangt? Vielleicht tut es in unserem deutschen Vaterland, wo man immer noch an das romantische Märchen von der Zusammengehörigkeit von Thron und Altar glaubt, und in einer Zeit, wo nach oben und nach unten die Gefahr des sich Duckens und des Schweigens, des Jasagens und nach dem Munde Redens groß ist und nur zu oft vergessen wird, daß zu der Menschheit großen Gegenständen der Kampf um Wahrheit und um Freiheit in allererster Linie mitgehört, — da tut es vielleicht nicht bloß der theologischen, sondern der ganzen deutschen Jugend von heute gut, sich auch einmal wieder des Mannes zu erinnern, der sich weder von geistlichen noch von weltlichen Behörden, weder von aufgeregten Volksmassen noch von politischen Parteien von seiner Überzeugung hat abbringen lassen und der ein Kämpfer für Freiheit und für Wahrheit und ein Opfer dieses seines Kampfes gewesen ist wie wenige.

Und da nun am 27. Januar 1908 hundert Jahre um sind, seit David Friedrich Strauß geboren wurde, so wollte ich auf diesen Tag durch eine Darstellung seines Lebens und seines Kämpfens das Andenken an ihn unter seinen Volksgenossen wieder wachrufen. Leider bin ich mit der Arbeit nicht fertig geworden, und so kann ich einstweilen nur die erste Hälfte meiner lange geplanten und vorbereiteten Strauß-Biographie vorlegen. Doch wird der zweite, etwa ebenso starke Band noch im Laufe des Jahres 1908 erscheinen. Durch diese Zerlegung in zwei auch zeitlich auseinanderliegende Teile sind gelegentliche Vorwegnahmen und Verweisungen nötig geworden, die den Leser daran erinnern sollen, daß er einstweilen nur eine Hälfte vor sich hat.

Wenn in dem ersten Band, der bis 1839 reicht, das „Leben Jesu“ im Vordergrund steht und der Mensch zeitweise fast gar hinter dem Buche verschwindet, so wird das im zweiten teilweise anders werden: auf weite Strecken hin

Digitized by Google

handelt es sich da mehr um den Menschen als um seine Bücher. Das geht vielleicht am besten aus den Kapitelüberschriften des zweiten Bandes hervor, die darum schon hier genannt sein mögen, — zugleich zum Zeichen, daß der Entwurf des Ganzen bereits fertig feststeht. Die zehn noch ausstehenden Kapitel werden der Reihe nach behandeln: „die christliche Glaubenslehre"; Ehe und Freundschaft; Strauß als Politiker; Strauß als Biograph; seine Rückkehr zur Theologie; das Leben Jesu für das deutsche Volk; die Vorlesungen über Voltaire und der Briefwechsel mit Renan; „der alte und der neue Glaube"; das Ende; Strauß als Stilist, als Dichter und als Mensch.

Am Schluß des zweiten Bandes werde ich über das Material, aus dem das Buch herausgearbeitet ist, Rechenschaft ablegen und allen denen, die mich unterstützt und mit solchem versehen haben, meinen Dank abstatten; einstweilen mögen sie mit diesem Vorläufigen vorlieb nehmen. Ebendort wird auch ein Namenregister für beide Bände zusammen angefügt werden.

Straßburg am 21. Dezember 1907.

Theobald Ziegler.

Digitized by Google

Inhalt des ersten Teils.

	Seite
Vorwort	VII–XVII
Erstes Kapitel: Kindheits- und Knabenjahre	1— 35
Zweites Kapitel: Die Studienzeit	36—106
1. Im Tübinger Stift	36— 58
2. Auf dem Vikariat	58— 92
3. Die Berliner Reise	92—106
Drittes Kapitel: Das Leben Jesu	107—177
1. Repetent im Stift zu Tübingen	107—123
2. Das Leben Jesu	123—177
a) Entstehung des Buchs	123—134
b) Das Buch und sein Inhalt	134—163
c) Allerlei Kritisches	163—177
Viertes Kapitel: Schicksale des Verfassers und des Buchs von 1835—1839	178—324
1. Entfernung vom Stift. Versetzung nach Ludwigsburg	178—195
2. Der allgemeine Eindruck. Feind und Freund	195—223
3. Das Aufgeben des Lehramts	223—234
4. Die Streitschriften	234—259
5. Die dritte Auflage des Lebens Jesu. Vergängliches und Bleibendes im Christentum	259—288
6. Die Berufung nach Zürich und der Züriputsch von 1839	288—324

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Kindheits- und Knabenjahre.

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick!
Über Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Diese Verse Goethes aus „Mahomets Gesang" könnten dem Anfang der meisten Biographien als Motto vorangestellt werden. Zwischen Klippen im Gebüsch — so hebt jedes Menschen Leben an. Freudehell wie ein Sternenblick erscheinen wohl der Mehrzahl von uns die Jahre der Kindheit, wenn wir in den Stürmen des späteren Lebens auf sie zurücksehen, zumal dann, wenn dieses Leben so stürmisch und so trübe verläuft, wie das von Strauß. Und gute Geister nährten unsere Jugend, wenn liebevolle und verständige Eltern und vor allem, wenn eine gute Mutter uns hegend und pflegend zur Seite gestanden. Daher dürfen wir die Darstellung eines Menschenlebens auch nicht mit der Schilderung der allgemeinen politischen oder religiösen oder philosophischen Strömungen seiner Zeit anfangen, in die der einzelne ja doch erst viel später hineinwächst und eingreift, sondern ganz monographisch und persönlich zuerst nur von ihm erzählen als von dem Sohn seiner Vaterstadt, als von dem Kind seiner Eltern, als von dem Schüler seiner heimatlichen Lehranstalten, und dabei nicht vergessen, daß in dieser Frühzeit des Menschen sein Leben zwischen Klippen im Gebüsch, d. h. still und ver-

Digitized by Google

borgen dahinläuft, wir also selten allzuviel davon wissen. Was so von allen und überhaupt gilt, das wird auch bei dem Manne nicht anders sein, mit dem wir es in diesem Buche zu tun haben.

Strauß ist in Ludwigsburg geboren. Diese Stadt ist eine jener künstlichen und darum ganz charakterlosen Schöpfungen fürstlicher Willkür und Laune, eine fürstliche Residenz und Soldatenstadt zugleich, das württembergische Potsdam, mit geradlinigen, breiten Straßen und kleinen, niedrigen Häusern, aber mit einem stattlichen, prunkvollen Schloß im Rokokostil nach dem Muster von Versailles, das viel Schönes einschließt, mit großen Kasernen und vielen Soldaten. Eine Zeitlang pulsierte freilich auch hier das Leben, solange es die Sommerresidenz der württembergischen Herzöge war. Aber zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war es damit vorbei: nicht mehr rollten die Equipagen mit Hofmarschällen und geputzten und hochfrisierten Damen und Dämchen durch die Straßen, nicht mehr dirigierte Jomelli italienische Opern, in denen ein Aprili und eine Cesari die Hörer entzückte, nicht mehr strahlte Schloß und Park an festlichen Tagen wider von Windlichtern, Fackeln und Lampions: es war wirklich zu der Zeit, da Strauß dort geboren wurde und ein Knabe war, das Grasburg der Kernerschen Reiseschatten, und als er in seiner Vaterstadt begraben wurde, noch immer eine recht langweilige Garnisonstadt, öde und leer, tot und still sah es damals in ihr aus; die werdende Fabrikstadt von heute spürte man ihr kaum schon an. Und doch fehlte es nicht ganz an Poesie und Romantik. Die herrlichen Linden- und Kastanienalleen, die weiten Anlagen um das Schloß mit allerlei interessanten Künsteleien, aber auch mit allerlei lauschigen Plätzchen und üppig blühenden Gesträuchern und Blumen, die vielen schönen Punkte in der nahen, der freie Blick auf die fernere Umgebung bis hinüber zu den blauen Bergen der schwäbischen Alb — das alles mußte in empfänglichen Kindergemütern frühe schon das

Digitized by Google

Naturgefühl wecken und konnte leicht zu poetischem Sinnen und Träumen an- und aufregen. An das Fürstenschloß aber, dessen hoher künstlerischer Wert damals freilich noch niemandem aufgegangen war, knüpften sich mancherlei dunkle Sagen, die Geschichte des württembergischen Fürstenhauses war wie im sechzehnten, so auch im achtzehnten Jahrhundert wieder eine recht bewegte und wilde gewesen; und so erzählte man sich denn gerade in Ludwigsburg nicht nur von allerlei schönen und häßlichen Liebesabenteuern, die sich im Schlosse abgespielt, man munkelte auch von einem Blutflecken, der sich durch kein Waschen und Scheuern wolle beseitigen lassen und von dem gewaltsamen Ende eines katholisch gewordenen Herzogs für ewige Zeiten Kunde gebe. So hatte die Phantasie der Ludwigsburger Kinder von früh auf auch Stoff zum Grübeln und zum Gruseln, vielleicht auch schon zum Kritiküben und Ausscheiden des Wahren aus dem vielen Falschen und Legendenhaften.

Daher scheint es doch kein Zufall und kein seltsames Naturspiel, daß gerade in dieser individuallos langweiligen Grasstadt innerhalb weniger Jahre eine ganze Reihe bedeutender Menschen, eine ganze Schar von Poeten herangewachsen ist. Zuerst Justinus Kerner, der älteste von ihnen, der Geisterseher und Romantiker von Weinsberg, geboren 1786; dann Eduard Mörike, der große Lyriker Schwabens und einer der größten deutschen Lyriker überhaupt, geboren 1804; Friedrich Theodor Vischer, der Ästhetiker und Fausterklärer, der Schartenmayer und Auch Einer in einer Person, geboren 1807; und endlich als Jüngster — geboren 1808 — Strauß, den wir meist nur als Kritiker und Theologen kennen und der daneben doch auch, wie seine drei andern Stadtgenossen, ein Künstler, der Schöpfer biographischer Meisterwerke und ein lyrischer Dichter gewesen ist, und dem bei aller Kühle und Schärfe des Denkens wie jenen drei anderen ein romantischer Zug, die Sehnsucht nach der blauen Blume des Lebens und der Poesie, nicht gefehlt hat.

Digitized by Google

Und nun von dem interessanten Ludwigsburger Marktplatz, wo eherne Gedenktafeln anzeigen, in welchem der laubenumgebenen Häuser die drei älteren der vier berühmten Ludwigsburger geboren sind, hinab in die Marstallstraße zu dem Straußschen Hause, das noch heute einen leidlich stattlichen, aber zugleich auch einen recht bürgerlich nüchternen Eindruck macht. Auch hier verkündigt eine Tafel, daß wir vor dem Geburtshause eines dieser vier Söhne, auf die Ludwigsburg stolz ist, vor dem Hause unseres David Friedrich Strauß stehen.

Doch wichtiger als das Haus sind uns die Menschen, die es bewohnt haben.

Der Urgroßvater Strauß war ein Handwerker, ein „Dreher", der von Weikersheim im fränkischen Schwaben nach Ludwigsburg übergesiedelt war. Dort blieb die Familie in den nächsten Generationen. Der zweite Sohn jenes Drechslermeisters war Kaufmann, ebenso dessen Sohn, der Vater unseres Strauß. Doch die Familienchronik lassen wir uns besser von jenem zweiten Sohn, dem Großvater unseres Helden selber erzählen. Schlicht, wie das kleine Büchlein mit Lederrücken, in dem er sich seine Familiennotizen gemacht hat, ist sein Inhalt. Hören wir, was er von sich und den Seinen zu sagen hat.

„Gottes Gnade und Seegen seye bey uns. Amen", so hebt er an und berichtet dann, was folgt: „Ich David Friedrich Strauß bin gebohren Im Jahr 1736 d. 8ten October morgends zwischen 5 und 6 Uhr, wurde auch nemlichen Tages durch Besorgung meiner lieben Eltern zur heiligen Taufe gebracht; diese meine Eltern waren: Johann Georg Strauß, Burger und Hofdreher von Weikersheim im Hohenlohischen geburtig und Eva Rosina, eine gebohrene Dobelmännin. Von diesen meinen lieben Eltern wurde bey zunehmenden Jahren zur Teutsch- u. Lateinschule angehalten, hatte aber meine liebe Mutter nicht lange zu genießen, sondern Sie starb an einer langwierigen Wassersucht den 18. Dezember 1745, und wurde

Digitized by Google

hierauf den 21ten zur Erden bestattet. Im Jahr 1750 wurde ich von Herrn Mag. Schmiedlin zur heil. Confirmation unterwiesen und auf den gewöhnlichen Sonntag Quasimodogeniti von Herrn Special Sartorio eingesegnet, im September 1752 kam ich zu meinem Vetter Herrn Georg David Seytz auf 4 Jahr in die Lehr, und im November 1756 hierauf nacher Mannheim zu Herrn Wildhauß in Condition, von da aber auf Ostern 1760 nacher Frankfurth, bis ich ausgangs Mayen 1762 wieder nacher Hauß berufen wurde, wo ich von obbemeldtem meinem Vetter Herrn Seytz in seinen Laden, den er einige Zeit vorher abgehen lassen, auf 5 Jahr freywillig und eigens darin zu negotiren aufgenommen wurde, als dieser aber im October selbigen Jahrs in die 2te Ehe trate, wurde zwischen uns Beiden eine Compagnie-Handlung errichtet, und zwar auf 3 Jahr; während solcher Zeit begab mich unter Göttl. Beystand in die Ehe — mit Jungfer Christina Margaretha. Ihre beide noch am Leben seyende Eltern sind: Herr Johannes Zimmermann Ratsverwandter und Beckermeister in Marbach und Maria Margaretha eine gebohrene Maybachin. Diese meine Frau ist gebohren im Jahr 1745, den 20. Martii. Im Jahr 1764 war sofort zwischen uns den 12ten Aug. unter Gegenwart guter Freunde ein ehelicher Verspruch und hierauf den 25ten September die eheliche Einsegnung zu Marbach, unser Hochzeittext ist 1. Tim. 6, 6: es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen. Als ich sodann nach unserer Hochzeit oder vielmehr vorhero bey meinem Vetter, dem Herrn Seytzen um Überlassung des mir vorhero ohne Zins zugesagten Ladens gegen billiges Interesse Ansuchung that, und mir dieses abgeschlagen wurde, so lenkte mich auf eine andere Seite und accordirte bey Herrn Dannenberger seinen Laden und zwey Stuben auf 3 Jahr um jährlichen 160 fl. Zins, und zwar von Martii 1764 bis dahin 1767. Im February 1765 wurde sodann unsere Separation und Abteilung vorgenommen und wir bezogen den 28ten Martii in Gottes Namen

Digitized by Google

neues Logie, eröfneten auch unter erwartetem Göttl. Segen diesen meinen Laden.“ Nach der Erzählung von Geburt und Tod der zwei ersten Kinder fährt der Schreiber der Notizen fort: „Auf diesen für uns Eltern betrübten Trauerfall erfreuete uns Gott mit einem abermaligen Leibeserben, und meine Frau wurde Donnerstags den 24. Martii 1768 morgends 4 Uhr mit einem lieben Söhnlein glücklich entbunden und hierauf des folgenden Tages zur heil. Taufe gebracht, auch ihm die Namen Johann Friedrich beigelegt“.

Die geborene Zimmermännin hat übrigens ihren Mann überlebt und 1778 eine zweite Ehe eingegangen mit dem Senator und Handelsmann Ruoff in Ludwigsburg. Erst am 30. Dezember 1824 gestorben, ragt sie noch tief hinein in die Knabenjahre von Strauß, zumal da sie mit einer ledigen Tochter zuletzt im Hause ihres Sohnes Strauß gelebt hat.

Jener Johann Friedrich aber, von dessen Geburt uns die Familienchronik zuletzt berichtet hat, ist der Vater unseres Strauß, der also väterlicherseits kein Schwabe, sondern ein Franke — „aus dem Hohenloh'schen“ — war und von Handwerkern („Dreher“) und weiterhin von Kaufleuten abstammt. Denn der Sohn Johann Friedrich setzte den Beruf seines Vaters fort.

Dagegen war die Mutter von Strauß, die am 9. September 1772 geborene Katharina Christiane Beck, eine echte Schwäbin und überdies Tochter und Enkelin von Pfarrern: so floß von mütterlicher Seite Pfarrersblut, Theologenblut in seinen Adern. Erzogen wurde aber auch die Mutter nach dem frühen Tod ihrer Eltern in einem Kaufmannshause, bei ihrem Großvater Leibius in Bietigheim. Da sie aber infolge der zunehmenden Altersschwäche dieses trefflichen Mannes auch diese zweite Heimat verlor und nun in den Familien verschiedener Verwandten immer nur vorübergehend Aufnahme fand, so gab sie gewiß gerne, wenn auch vielleicht ohne allzu lebhafte Neigung, der Werbung des jungen Senators und Handelsmannes Johann Friedrich Strauß nach. Am 20. Oktober

Digitized by Google

1796 fand die Trauung dieses Paares in Ludwigsburg, der Heimat des Bräutigams, statt.

Strauß selber hat uns seine Eltern geschildert[1]), mit besonderer Liebe und Vorliebe die Mutter, gerecht, aber ohne viel Pietät den Vater, mit dem er sich später nicht verstanden hat. Dieser war gegen Neigung und Anlage Kaufmann geworden, lediglich, weil der Vater es war; er hätte lieber Theologie studiert. Deshalb gab er sich lebenslang allerlei Liebhabereien hin, die dem Geschäft und seinem Gedeihen nicht zugute kamen und doch auch auf anderen Gebieten zu keinen erheblichen Resultaten führten. Er veredelte Obstbäume und beschäftigte sich mit besonderer Vorliebe mit seinen Bienen, über deren Leben er sogar verschiedene Aufsätze veröffentlicht und an deren Pflege er von früh an seine Knaben gerne hat teilnehmen lassen. Auch an poetischer Begabung fehlte es ihm nicht, von der freilich der einzige mir bekannte Vers auf einen Ludwigsburger Präzeptor keine allzu hohe Vorstellung erweckt; wertvoller als seine eigenen Produkte war, daß er sich gern mit poetischer Lektüre beschäftigte und auch seine Kinder frühe schon darauf hinwies. Eine üble Sache wie für den Sohn so auch für seine eigene spätere Entwicklung und Stimmung war der Mystizismus, dem er sich mit den Jahren mehr und mehr hingab und der ihn allem freien Denken und Kritiküben abgeneigt machte, ja geradezu unduldsam entgegentreten ließ. Dieser Hang war ein Erbstück seines Vaters, des Verfassers jener oben mitgeteilten kleinen Familienchronik, der eine fromme, aber auch schon etwas grüblerisch-mystische Natur gewesen war und sich darin gefiel, religiöse Selbstbetrachtungen nicht nur anzustellen, sondern auch ausführlich niederzuschreiben. Aus all dem darf man schließen, daß Strauß von väterlicher Seite doch mehr mitbekommen hat, als er selber glaubt und zugeben wollte; meinte er doch, alle seine guten Eigenschaften

[1]) Zum Andenken an meine gute Mutter, Ges. W. Bd. 1, S.

Digitized by Google

habe er von der Mutter, nur sein guter Stil sei ein bestimmtes Erbstück von seinem Vater. Aber selbst seine theologische Ader rührte wohl eher von den beiden Kaufleuten, dem Vater und dem Großvater, her als von den theologischen Ahnen mütterlicherseits. Kann man aber hierüber im Zweifel sein, so hat er dagegen die poetische Anlage, ebenso aber auch den Kaufmannssinn, „daß nicht mehr verzehrt als erworben, nicht mehr ausgegeben als eingenommen werde", das, was man seinen „Geiz" genannt hat — wir werden noch davon hören —, und überhaupt des Lebens ernstes Führen, das den einen als bürgerliche Ehrbarkeit, den andern wie ein Hauch von Philisterhaftigkeit an ihm auffiel, sicherlich von seinem Vater geerbt. Und auch das Leidenschaftliche und Aufbrausende, das Eigensinnige und Starrköpfige, das er dem Vater nachsagt, fehlte bei dem Sohne nicht, nur war bei ihm alles gezügelter und männlicher und überwacht von einem immer wieder ins Rechte und ins Lichte weisenden Verstand.

Gemütlich aber stand er fraglos seiner M u t t e r unendlich viel näher. Was dieser in der Jugend viel umhergestoßenen Frau an höherer Bildung abging — sie hatte nur die Volksschule besucht —, das ersetzte ihr gerader Verstand, der mit seinem Urteil leicht und sicher den Nagel auf den Kopf traf, und eine Herzensbildung, die da, wo sie intellektuell nicht mitkommen konnte, liebevoll den andern zu verstehen suchte und auch abweichende Ansichten auf ihre Absichten hin zu tolerieren und anzuerkennen wußte. Und die Nüchternheit ihres Wesens ergänzte die Frische und der Humor, womit sie das Leben anfaßte und ansah, und es, auch wo es nicht eben leicht für sie war, von der besseren Seite zu nehmen verstand. Daß man sie den Haß, den sich der Sohn zugezogen, später unhöflich hat entgelten lassen, trug sie ebenso wie die Ehre, die der Mutter des berühmt Gewordenen gelegentlich doch auch zuteil wurde, mit Anmut und Würde zugleich. Ihr Humor half ihr auch den Trübsinn und die üble Laune des Gatten tragen und ertragen, und ihre Nüchternheit

Digitized by Google

bewahrte sie vor der Teilnahme an dem verworrenen Mystizismus ihres Mannes: sie war rationalistisch gesinnt und machte sich daher über sein „Geschleppe von Glaubenssätzen" lustig; wo er andächtig schwärmte, hielt sie es mit dem Guthandeln und mit einem frommen Gottvertrauen, zu dem ihr auch die freudige Aussicht auf eine Vergeltung nach dem Tode zu gehören schien. Es war die Religiosität des Rationalismus, aber getragen und durchleuchtet von jener Herzenswärme, die Lessing in der Fabel von den drei Ringen über den Rationalismus hinaus für den Erweis der Echtheit des Steines gefordert hat. Unmittelbar nach ihrem Tode rühmt der Sohn in einem Briefe an Rapp (9. April 1839), „daß die Fähigkeit für das Große sie nicht an der Geschäftigkeit im Kleinen hinderte; daß sie die Kunst verstand, durch gleichmäßig und sozusagen taktfest fortgesetzte Tätigkeit aller Gemütsverstimmungen Meister zu bleiben, alle Schmerzen zu überwinden. Und wie geläutert von allem Irdischen war unter lauter irdischer Tätigkeit dies Gemüt! Sie verschmähte alle Überschwenglichkeit und allen Formendienst in der Religion; mit klarster Einsicht, daß auch dies Gottesdienst sein könne, konnte sie z. B. am Sonntag für sich ein Geschäft vornehmen und dem Kopfschütteln kirchgängerischer Verwandten und Freundinnen mit neckischem Humor entgegentreten; aber in aller dieser Arbeit war es ihr nie um sich, nur um andere, vor allem ihre Kinder zu tun. Von ihrem, in letzter Zeit über ihre Kräfte gehenden Tätigkeitstrieb, ihrer Härte gegen sich und Aufopferung für andere habe ich erst bei ihrem Tode noch rührende Beispiele vernommen. Ihr Wahlspruch war ganz eigentlich der, sich nicht dienen zu lassen, sondern zu dienen. Es war aber auch merkwürdig zu sehen, mit welcher eigentlich leidenschaftlichen Teilnahme und Zuvorkommenheit diese Frau in ihrer Krankheit von ihrer Umgebung, selbst den Dienstboten, verpflegt wurde. Sie pries dies bescheiden als ein Glück, was doch in strengstem Verstande ihr Verdienst war."

Digitized by Google

Ihr Leben war aber, auch nachdem die früh Verwaiste im Hause ihres Mannes eine Heimat gefunden, kein leichtes. Die Anwesenheit der Schwiegermutter im Hause, die Strauß selbst einmal mit einem gesunden, aber rauhen Holzapfelbaum verglichen hat, erhöhte das Behagen schwerlich, und auch von der ledigen Schwägerin, die mit ihrer Mutter zusammen im Hause des Bruders lebte und erst 1846 gestorben ist, hört man nicht, daß sie sonderlich dazu beigetragen hätte. Der Gatte war zunächst nur Angestellter im väterlichen Geschäft, an dessen Spitze sein Stiefvater Ruoff stand; und als er es selber übernahm, zeigte sich der träumerische und eigensinnige Mann der Aufgabe nicht voll gewachsen. Ludwigsburg war, seitdem es aufgehört hatte, Residenz zu sein, ein kleines Städtchen ohne viel Handel und Verkehr, da mußte der Kaufmann sich regen; und als nach dem Sturze Napoleons die Kontinentalsperre fiel und das Einströmen englischer Fabrikate und Kolonialwaren die Preise plötzlich drückte, da versäumte es Kaufmann Strauß, rasch mit den teuer eingekauften Warenvorräten aufzuräumen und so zu retten, was noch zu retten war: hartnäckig wartete er auf bessere Zeiten und auf einen Umschwung, der nicht kommen wollte und niemals mehr kam. So ging der Wohlstand des Hauses stetig zurück, und nur der Energie der Mutter war es zu danken, daß es nicht zum Bankrott kam. Da lernte sich Sparsamkeit und lernten auch die Kinder mitsorgen und rechnen. Dazu kam Krankheit und Tod. Die beiden ersten Kinder starben, ebenso das jüngste spätgeborene, und die Mutter kränkelte seit der Geburt dieses letzten, war dadurch in ihrem Tätigkeitsdrang vielfach gehemmt und mußte jahrelang Bäder aufsuchen, um sich vor völliger Lähmung zu bewahren, und das in Zeiten, wo sie hätte auf dem Platze sein und tatkräftig hätte sollen eingreifen können. Und schließlich kam dann die Sorge um den Sohn, wie er ohne Amt und ohne Aussicht für das Leben dastand, und die schwierige Aufgabe, zwischen ihm und dem darüber ver-

Digitized by Google

stimmten und verbitterten Vater zu vermitteln. Der Gedanke an ihn — „wenn ich jetzt sterbe, werden die Leute gewiß meinen, ich sei aus Gram wegen Deiner gestorben" — hat ihr das Sterben schwer gemacht. Wenn sie trotz alledem und alledem den Kopf oben behielt und heiteren Sinnes und hellen Auges in Geschäft und Haus und Garten waltete und den beiden Söhnen, die am Leben blieben, die Kinder- und Knabenjahre zu so schönen und freudehellen gemacht hat, wie das Strauß in dem Aufsatz „Zum Andenken an meine gute Mutter" so anschaulich und so herzlich schildert, so muß sie in der Tat eine geistes- und willensstarke, eine wirklich bedeutende Frau gewesen sein.

Das waren die Eltern, und nun zu dem am 27. Januar 1808 morgens 3 Uhr geborenen Sohne selber, der am 29. Januar in der Ludwigsburger Stadtkirche von Diakonus Vischer, dem Vater seines ästhetischen Freundes, getauft wurde. Paten waren neben einem Herrn Rümelin die Großmutter und deren damals noch lebender zweiter Mann, Gerichtsverwandter und Handelsmann Ruoff. Der Täufling aber erhielt die Namen David Friedrich, nach seinem Großvater Strauß, dem Verfasser der oben mitgeteilten Familienchronik. Als Schriftsteller hat Strauß von Anfang an beide Namen zusammen geführt, schon auf seinen Heften als Seminarist in Blaubeuren hat er sich, fast gar damit kokettierend, so genannt. Sein Rufname in der Familie aber war Fritz. David Strauß schlechtweg nannten ihn erst später seine theologischen Gegner, um dadurch den „Gottesleugner" mit dem alttestamentlichen „Gottesmann" malitiös zu kontrastieren; natürlich hat sich diese Malice auch Nietzsche nicht entgehen lassen; und noch heute nennt ihn David Strauß, wer ihm übel will. Seinen Eltern war dieses Kind ein Ersatz für einen ein Jahr zuvor im Alter von acht Jahren gestorbenen Sohn Fritz (Johann Friedrich), dessen Verlust sie schmerzlich betrauerten. Strauß meint, als in Schmerz und Verdüsterung über diesen Todesfall von seinen Eltern erzeu

Digitized by Google

habe er schweres Blut und trüben Sinn als Erbteil davon mit auf den Lebensweg bekommen. Jedenfalls war sein zwei Jahre jüngerer Bruder, der am 24. Juni 1810 geborene Friedrich Wilhelm, heiterer und leichtlebiger als er.

Einstweilen ruhten ihm aber noch die schwarzen Lose verborgen in der Zeiten Schoße: trotz aller elterlichen Sorgen und aller etwaigen üblen Mitgabe im eigenen Geblüt lebte er mit seinem Bruder eine recht schöne, sonnige Kindheit. Mündlicher Tradition verdanke ich die Schilderung einer Szene, wie die beiden Mütter, die Frau Diakonus Vischer und die Frau Kaufmann Strauß, eines Tages freudestrahlend und stolz ihre beiden „Fritzle" einander zuführten, als diese zum erstenmal in Höschen sich als Knaben fühlen durften. Die Eltern Strauß waren voll Güte und Zärtlichkeit, machten und gönnten ihren Kindern jede gesittete Freude und ließen sich das Geräusch und die Unruhe bei ihren Spielen geduldig gefallen. Ein hartes Wort, das der Vater wohl einmal in der Hitze gab, machte er bald wieder durch doppelte Freundlichkeit und Nachsicht gut; einen Papierdrachen, den er den beiden Söhnen eines Tages wegen verspäteten Nachhausekommens im Zorn zerschlagen hatte, fanden sie am folgenden Tage von ihm selber wieder fein säuberlich zusammengeklebt. Das geräumige Haus mit Hof und Altan, mit Hintergebäuden und allerhand leerem Gelaß, das die Eltern nach des Stiefvaters Tode mit der Großmutter und der Tante allein bewohnten, gab ihrem Treiben erwünschten Spielraum. Auch die Kameraden versammelten sich nirgends lieber zum Spielen als in dem Straußschen Hause, weil sie nirgends mehr Platz und nirgends mehr Duldung fanden. Die Mutter aber begleiteten die Söhne im Frühjahr in das nahegelegene Wäldchen, „den Salon", um dort Maiglöckchen zu pflücken, oder sie folgten ihr Sommers in das kleine Gärtchen, das ihr ein Schwager überlassen hatte und in dem sie neben dem nötigen Grünzeug für die Küche auch ein paar Blumen pflanzte, und halfen ihr fröhlich bei dieser ihrer Arbeit. Ebenso interessierten

Digitized by Google

sie sich für die Bienenstöcke des Vaters, namentlich auf das interessante Schauspiel des Schwärmens zu passen ließen sie sich nicht leicht entgehen, und eine besondere Freude war es für sie, als ihnen der Vater jedem seinen eigenen Stock schenkte, dessen Honigertrag in ihre Sparkasse fließen sollte. Doch während der jüngere Wilhelm mit dem seinigen Glück hatte, wurde der Stock von Fritz „buckelbrütig“ [1]), und der erhoffte Ertrag blieb aus.

---

[1]) Was das ist, hat Strauß in jenem Aufsatz zum Andenken an seine gute Mutter seinen Kindern selber hübsch so erklärt: „Ihr wisset doch, in einem Bienenstocke sind außer der Königin, die zugleich die Mutter aller ihrer Untertanen ist, denn sie allein legt die Eier, noch zwei Klassen von Bienen: die fleißigen Arbeitsbienen, die von allen Blüten auf Wiesen und Bäumen den süßen Ertrag heimbringen, daheim Wachs ausschwitzen und Zellen bauen, Honig aufspeichern und die junge Brut mit Brei aus Honig und Blütenstaub versorgen; und zweitens die Männchen, die dicken sog. Drohnen, die nichts tun als ihrer Monarchin den Hof zu machen, übrigens sich die von den Arbeitern eingebrachten Süßigkeiten schmecken zu lassen, im Stock spazieren zu gehen und vor demselben spazieren zu fliegen; denn daß sie die Eier sollten ausbrüten helfen, ist vermutlich eine Fabel. Glücklicherweise bilden diese Verzehrer in einem wohleingerichteten Bienenstocke bei weitem die Minderzahl; es sind ihrer nicht soviele Hundert als der Arbeiter Tausend; ja wenn es dem Winter zugeht und die Nahrung knapp wird, machen die Arbeiter wenig Umstände und stechen die Fresser, denen kein Stachel zu Hilfe kommt, samt und sonders tot. Es legt also die Königin ordentlicherweise zweierlei Eier, männliche und weibliche; denn die Eier, aus welchen Königinnen hervorgehen, sind — ein bürgerfreundliches Naturspiel! — von denen, aus welchen gemeine Arbeitsbienen werden, ursprünglich nicht verschieden, sondern nur die kleinere oder größere Zelle, in welche das Ei gelegt wird, gleichsam der Raum der Wiege, bestimmt den Unterschied. Auch für die Drohneneier ist eine Anzahl größerer Zellen als die für Arbeitsbienen, obwohl kleiner als die königlichen, bereit; sollen Drohneneier in Arbeiterzellen Raum für ihre Entwicklung finden, so muß dadurch nachgeholfen werden, daß deren gewöhnlich flacher Deckel mit einer Wölbung oder einem Buckel versehen wird. Wenn nun in einem Stock die für Arbeiterbrut bestimmten, sonst flach gedeckten Zellen solche gewölbten Deckel zeigen, so heißt der Stock buckelbrüti

Digitized by Google

Neben das Haus trat aber bald auch die Schule, von der ich freilich nicht allzu viel zu berichten weiß. Ludwigsburg hatte zu jener Zeit noch kein Gymnasium, sondern nur eine etwas voller ausgebaute Lateinschule, wie sie das kleine Württemberg damals wie heute in besonders großer Anzahl aufzuweisen hat, nur daß ihm inzwischen längst schon eine etwa ebensogroße Zahl von Realschulen zur Seite gestellt ist. Lehrer waren Breitschwerdt, der zugleich Rektor war, ein Professor und drei Präzeptoren. Strauß scheint nur zu einem von ihnen, zu dem Magister Kies, ein etwas näheres Verhältnis gehabt zu haben, wenigstens wird dieser allein in seinen Briefen auch später noch gelegentlich erwähnt. Es herrschte wohl auch auf dieser Schule wie auf so vielen im damaligen Schwaben mehr Drill als Geist; und auch die Prügelpädagogik jener Tage wird an der Ludwigsburger Lateinschule im Schwang gewesen sein. Der Neuhumanismus hat in Württemberg, nachdem die von ihm frühe schon berührte Hohe Karlsschule aufgehoben war, erst spät seinen Einzug gehalten, und so stand das lateinische „Argument" (die Übersetzung aus dem Deutschen in das Lateinische) im Mittelpunkt des Unterrichts, auf ein virtuoses Übersetzenkönnen kam es dabei vor allem an.

Der kleine Fritz Strauß gehörte zu den besten Schülern der Anstalt. 1819 wird der Elfjährige neben fünf anderen (natürlich teilweise älteren) an vierter Stelle als „gut in

---

und das ist dann freilich ein schlimmer Umstand. Es heißt nämlich nichts anderes, als daß in einem Bienenstaate (durch Untüchtigkeit der Königin, die nur Drohneneier legen kann) nur noch Verzehrer und keine Arbeiter und Erwerber mehr nachwachsen; gerade wie wenn es in einem Menschenstaate nur noch Prinzen, Junker und Beamte, aber keine Bürger und Bauern mehr geben sollte; wobei ein Ende mit Schrecken nicht lange ausbleiben könnte. So, liebe Kinder, erging es eurem Vater mit seinem Bienenstocke, der buckelbrütig wurde; und daher hat er von dort an so eifrig darauf gehalten, daß im Hause wie im Staate nicht mehr verzehrt als erworben, nicht mehr ausgegeben als eingenommen werde."

Digitized by Google

wissenschaftlicher Hinsicht" genannt; im Jahre 1820 an dritter Stelle wegen erfreulicher Fortschritte und Fleißes belobt, und 1821 bezeichnet ihn der Rektor neben drei anderen an erster Stelle als „in jeder Hinsicht vorzüglich"; und als er ihn im selben Jahre in Blaubeuren einlieferte, da erklärte er mit Stolz: „Ich bringe diesmal den Primus der Promotion". Man pflegt häufig spottend darauf hinzuweisen, daß die Lehrer diejenigen ihrer Schüler, welche später im Leben das Beste leisten und die Ersten werden, meistens unterschätzen und verkennen: bei Strauß trifft das nicht zu, er ist von seinem Rektor durchaus richtig beurteilt worden.[1])

Diese Ludwigsburger Schuljahre hatten aber auch schon ein bestimmtes Ziel. Strauß sollte Theologe werden. Das war in dem Württemberg jener wie auch noch viel späterer Tage die gegebene Laufbahn für begabte und wissenschaftlich veranlagte Knaben, und so braucht es für diese Wahl keiner besonderen Motivierung durch Neigung oder religiöse Stimmung. Der Vater Strauß wünschte seinem begabten Sohne das zuteil werden zu lassen, was ihm selbst leider versagt gewesen war — studieren zu dürfen. Dazu war der gewiesene und, was bei dem abnehmenden Wohlstand der Eltern mit ins Gewicht fiel, auch der billigste Weg der durch die kostenfreien theologischen Lehranstalten des Landes. Ob die religiösen Neigungen des Vaters dabei mitbestimmend waren, weiß ich nicht. Jener übliche Weg führte dabei von der Lateinschule in das niedere und vom achtzehnten Jahre an in das höhere Seminar, das Tübinger Stift. Weil aber die „Seminaristen" Wohnung, Verpflegung und Unterricht frei haben, so ist der Andrang zu diesen Freistellen immer sehr groß, und daher müssen die „Stipendiaten" durch eine

[1]) Die Notizen über die Schulzeit von Strauß, sowie ein[e] Reihe sonstiger Mitteilungen aus allerlei Ludwigsburger Akten v[er]danke ich der Güte des dortigen Dekans Dr. A. Bacmeister.

Digitized by Google

scharfe Konkurrenz in dem sogenannten Landexamen ausgewählt werden; denn die Aufnahme ins Seminar ist keine Gnade, keine „Unterstützung Ärmerer", sondern ein durch Fleiß und Tüchtigkeit wohlerworbenes Recht. Jene Durchsiebung war damals noch eine dreimalige: im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahr mußten die konkurrierenden Knaben jeweils im Herbst sich in Stuttgart prüfen lassen, und mit Spannung sahen nicht nur die Eltern und die Lehrer, sondern sahen auch sämtliche Pfarrer und Präzeptoren des Landes dem Ergebnis des Kampfes entgegen. Es war die cause célèbre dieser kleinen Welt und vielleicht doch noch interessanter als die Große Woche in Baden oder das Automobilrennen im Taunus; denn hier gingen Menschen und nicht bloß Pferde oder Maschinen durchs Ziel. Darum haben sich auch Dichter und Humoristen diesen aufregenden Stoff nicht entgehen lassen, so in besonders ergötzlicher und anschaulicher Weise Hermann Kurz in seiner Erzählung „Die beiden Tubus" und Ottilie Wildermuth in ihrer „Woche aus dem Leben eines künftigen Landexaminanden". Danach hat also Strauß, noch ehe er das vierzehnte Lebensjahr vollendet hatte, schon drei Examina rigorosa zu bestehen gehabt und im dritten neben einem lateinischen und griechischen Argument und einer Anzahl lateinischer Verse auch schon eine hebräische Arbeit liefern müssen. Siegreich ging er aus dem dreimaligen Konkurrenzkampf hervor, und so erfolgte denn nach der Konfirmation im Herbst 1821, über deren Eindruck auf ihn wir nichts wissen, noch im Oktober desselben Jahres die „Einlieferung" in das Seminar.

Schon Herzog Christoph hatte diese Seminarien kurz nach der Protestantisierung seines Landes im sechzehnten Jahrhundert eingerichtet, um tüchtige und wissenschaftlich gebildete Pfarrer und Präzeptoren heranzuziehen, und sie in ehemalige Klöster verlegt, daher sie wohl auch heute noch Klosterschulen oder Klöster heißen. Zur Zeit von Strauß gab es, wie ebenfalls noch heute, vier solcher Seminarien, Blaubeuren,

Digitized by Google

Urach, Maulbronn und Schönthal. Je ein durch das Landexamen ausgewählter Jahrgang von vierzehnjährigen Knaben bildet eine „Promotion" und durchläuft, jetzt in zwei, damals in einem derselben alle vier Klassen eines oberen Gymnasiums, denen auch der Lehrplan im wesentlichen entspricht, nur daß die theologischen Fächer — Religion, Neues Testament und Hebräisch — an Stundenzahl und Gewicht etwas stärker betont werden. Es sind natürlich Internate, in denen die 25 bis 30 Stipendiaten und dazu noch etwa 10 zahlende und teilweise bei den Professoren untergebrachte Hospites vier Jahre lang eng zusammen wohnen und Arbeiten, Essen, Schlafen und Spielen, kurz das ganze Leben miteinander teilen und gemeinsam verbringen. An der Spitze der Anstalt stand schon damals wie noch heute ein Ephorus, der zugleich der erste, meist theologische Lehrer war; neben ihm lag der Unterricht in den Händen zweier Professoren, und dazu kamen zwei jüngere unständige Lehrer, die Repetenten, die vor allem die Aufsicht über die Zöglinge zu führen und bis auf einen gewissen Grad in Wohnung, Essen und Schlafen auch das Leben mit ihnen zu teilen hatten.

Über Wert oder Unwert, Vorteil und Schaden dieser Klosterschulen mit ihrer Internatserziehung ist schon viel geschrieben worden. Neuerdings ist die Frage durch den karikierenden Roman von Hermann Hesse „Unterm Rad" und durch den viel objektiveren, aber doch auch nicht ganz gerechten Roman von Max Eyth „Der Schneider von Ulm" wieder aufgerollt worden; und vielleicht unter dem Eindruck solcher Stimmen ist auch amtlich das Sein oder Nichtsein, das Sobleiben oder Anderswerden dieser Anstalten eben jetzt wieder zur Debatte gestellt. Strauß hat sie einmal mit Mausefallen verglichen, weil durch sie junge Menschen wegen der Aussicht auf die Freistellen gegen ihren inneren Trieb zum Studium der Theologie verleitet werden. Dieser Vorwurf ist richtig. Aber gemildert wird die Sache durch die Billigkeit des Ersatzes bei etwaigem Aus- und Übertritt zu einem

Digitized by Google

anderen Studium, und seit 1866 auch dadurch, daß den Zöglingen — freilich nur in einer beschränkten Zahl — an Stelle des Faches der Theologie auch das der Philologie oder der Mathematik innerhalb des Stiftes offensteht. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß für das Lernen in diesen Klöstern trefflich gesorgt ist: eine Elite von Schülern, durch das Landexamen sorgfältig ausgewählt und einheitlich vorbereitet, nur eine einzige Klasse, mit der sich fünf Lehrer ausschließlich zu beschäftigen haben, die streng geregelte Arbeitszeit und die sorgfältige Kontrolle, dazu die ländliche Abgeschiedenheit in den vier kleinen Orten, so daß Lernen und Fleißigsein eigentlich kaum ein Muß und ein Verdienst, sondern die einzig mögliche Beschäftigung und das willkommene Mittel zur Vertreibung der Langeweile ist: das sind wirklich die denkbar günstigsten Umstände. Und dabei fehlt es bei dem engen Zusammenleben von vierzig gleichaltrigen und verschiedenartigen Jungen doch nicht an allerlei lebhafter Unterhaltung, an Kurzweil und Scherz; die Poesie der Jugendfreundschaften blüht kaum irgendwo so wie hier, und die Abschleifung und Erziehung des einzelnen durch die Kameraden kann nirgends intensiver sein und wirken. Aber solchem Gewinn steht ein doppelter Nachteil gegenüber: fürs Lernen selber eine in dieser Konzentration begründete Einseitigkeit, ein Übermaß von Geistigem und Intellektuellem, eine Hypertrophie des Gehirns, wogegen Körper und Gemüt notwendig zu kurz kommen. Auch war zur Zeit von Strauß noch mehr als heute im Lehrplan die eine Seite der sprachlichen Schulung übermäßig bevorzugt[1]), die realistischen Fächer dagegen entschieden vernachlässigt. Der bedeutsamere zweite Nachteil aber

[1]) Auf der Stuttgarter Bibliothek sind noch die Prüfungsarbeiten von Strauß aus dem Jahre 1822 aufbewahrt: eine Übersetzung ins Lateinische, Griechische und Hebräische, eine lateinische „Periode" (Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche) und lateinische Verse. Sie zeigen das Übermaß dessen, was von den 14 und 15jährigen Seminaristen in diesen Fächern verlangt wurde, zeigen

Digitized by Google

ist der, daß, so viel die Knaben lernen, eines im Seminar doch nicht gelernt werden kann: leben. Mit vierzehn Jahren schon herausgerissen aus den Familien, führen die armen Jungen ein doch teilweise recht trauriges Kloster- und Kasernenleben, woran die Feinerorganisierten körperlich und geistig schwer zu tragen haben und wobei die feineren Sitten und die feineren Seiten des Menschen nicht gepflegt werden und nicht zur Entfaltung kommen können. Eingeschlossen in den klösterlichen Mauern, von der Außenwelt abgeschnitten durch die verschlossene Türe des Dorments, auf dem sich 21 Stunden ihres jungen Lebens tagtäglich einförmig genug abspielen, entbehren sie schmerzlich der Freiheit, und ihrer Lebensordnung fehlt jede individuelle Differenzierung. Darunter, im Zusammenhang mit der doch recht spartanischen und rauhen Verpflegung, leidet vor allem die Gesundheit, etwas Müdes und Greisenhaftes bringen oft gerade die besten und fleißigsten von ihnen schon mit auf die Hochschule. Es leidet darunter aber auch die Charakterbildung, der dieser Zwang und als Gegendruck die Opposition und der Kleinkrieg gegen die Hausordnung mit allerlei Listen und Täuschungen nicht gut tut. Rauch- und Kneipverbote namentlich scheinen dem Achtzehnjährigen unerträglich und zwingen ihn fast zu heimlicher Übertretung und, wenn dann endlich die Schranke fällt, zu übermäßigem und zügellosem Genuß. Unter diesem Zwang werden starke Naturen entweder gebrochen und zerbrochen, oder es geht ihnen wie Schiller in der Karlsschule: sie werden revolutionär und radikal und haben dann Mühe, sich später wieder mit dem Leben auszusöhnen und ihm in den Schranken, die es uns allen auferlegt, gerecht zu werden. Die Schwächeren aber bleiben ihr Leben lang geduckt und gebunden, innerlich unfrei und unentwickelt,

---

aber auch, was Gymnasiasten damals leisten konnten. Namentlich die Übersetzung des kleinen Strauß aus dem Deutschen in das Chische scheint mir staunenswert gewandt und geschickt.

Digitized by Google

selbst an Duckmäusern und streberischen und heuchlerischen Liebedienern fehlt es kaum je in einer Promotion.

Auch Strauß hat infolge dieser weltfremden Erziehung Mühe gehabt, sich im Leben zurechtzufinden, er hatte nichts Weltläufiges und Leichtes und Sicheres in seinem Auftreten, und überdies wurde die ihm wie uns Schwaben allen anhaftende Empfindlichkeit in dieser Klostereinsamkeit nicht hartgeschmiedet, sondern immer mehr ausgebildet, und so blieb er allen Unbilden und Attacken der rauhen Wirklichkeit gegenüber innerlich wehrlos und mimosenhaft verwundbar: es fehlte ihm die harte Siegfriedshaut, die wir für die Kämpfe des Lebens alle so notwendig brauchen, und daran war, neben seinem Naturell, die Seminarerziehung doch vor allem schuld.

Aber den jungen Menschen im Seminar kommt dieses Verlustkonto meist erst viel später zum Bewußtsein, auch bei Strauß war es nicht anders. Er war, das anfängliche Heimweh nach dem Elternhaus abgerechnet, offenbar gern in Blaubeuren, und er hatte auch allen Grund dazu; denn er traf es dort ganz besonders gut. Schon die Natur des Orts hat für empfängliche Gemüter einen großen Reiz. Am Fuß der Rauhen Alb im Blautal gelegen, mutet die Gegend durch die seltsam geformten, steil abfallenden Felsen, die das Städtchen halbkreisförmig umgeben, und durch das kühne Bergschloß, dessen Steine mit denen der Kuppe ununterscheidbar verschmolzen scheinen, romantisch genug an; und dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die tiefblaue Färbung des Quellsees, aus dem die kleine Blau unmittelbar hinter dem Kloster entspringt. Blautopf heißt er deshalb und hat bekanntlich Mörike, der nur vier Jahre älter als Strauß, von ihrer gemeinsamen Vaterstadt her mit ihm bekannt und noch einige Zeit in Tübingen mit ihm zusammengewesen ist, den Stoff zu seinem zierlichen Märchen von der schönen Lau im „Stuttgarter Hutzelmännlein“ gegeben. So fand der romantische Sinn des

Digitized by Google

Knaben, der in Ludwigsburg geweckt worden war, hier in Blaubeuren neue und bessere Nahrung.

Gut traf es aber die Promotion auch mit den Lehrern. Der Vorstand des Seminars, Ephorus Reuß, war freilich weder als Lehrer noch als Charakter einwandfrei. Nach oben hatte er etwas Berechnetes und Devotes; dem hatte er schon seine Berufung zu dem Amt zu verdanken, dem er doch wissenschaftlich nicht gewachsen war. Denn seine Erklärung des Neuen Testaments war, wenn auch hier und da aus dem Kommentar von Paulus in Heidelberg entlehnt, erbärmlich, ebenso was er in Kirchengeschichte, Dogmatik und Moral zu geben wußte; nur sein Vortrag der neueren Geschichte, insbesondere der französischen Revolution und ihrer Folgen, deren Zeitgenosse er war, interessierte die Schüler. Aber er hatte Verständnis für die Jugend, für ihre Bedürfnisse und ihren knabenhaften Mutwillen und zog daher die Zügel nicht allzu straff an, sondern gewährte gern einzelnen oder auch der ganzen Promotion ausnahmsweise Ausgangsfreiheit und Urlaub zu Besuchen bei den Einwohnern des Städtchens oder bei Pfarrern der nächsten und näheren Umgebung. Auch fehlte es ihm nicht an Humor, und war dieser auch nicht immer ganz absichtlich und freiwillig, so war er um so mehr für die aufgeweckten Knaben ein Gegenstand, an dem sie ihren Humor und Witz zu wetzen und auszuüben sich gewöhnten. So wurde der „Cleophas“ oder „Phas“, wie sie ihn nannten, durch die Strauß'sche Promotion eine vielgenannte, fast gar mythische Persönlichkeit in Schwaben. Wie gutmütig er war, zeigt folgendes oft erzählte Geschichtchen. Die Seminaristen mußten als künftige Kleriker durchaus schwarze Kleider tragen. Wie nun einer von ihnen — Gustav Pfizer war es — aus den Ferien in einem ziemlich hellen braunen Anzug erschien, machte ihm Reuß den nötigen Vorhalt; Pfizer aber beharrte darauf, das Tuch sei ihm in Stuttgart als schwarz verkauft worden und es sei schw

Digitized by Google

und siehe da, Reuß ließ sich überzeugen, und weil ihm der Stoff gefiel, so sagte er, über das feine Tuch hinstreichend, gutmütig: „Nun, so will ich mir und meinem Stan (seinem Sohn Christian) auch davon kommen lassen". Einem der Zöglinge, der ihn in Haltung und Sprache trefflich kopierte, und den er eines Tags oder Nachts darüber betraf, klopfte er freundlich auf die Achsel und sagte: „Ja, ja, Sie können mich gut nachmachen." Noch als Student, im Februar 1826, hat Strauß den Cleophas und seine Familie zum Gegenstand einer Tragikomödie gemacht, die den Titel führte: „Zauberei und Spengler, eine romantische Nationaltragödie", die aber natürlich nur für die Eingeweihten in ihren Pointen verständlich ist.

Von ganz anderer Art war die Beziehung der Promotion zu den beiden Professoren Baur und Kern. Wirklich, ein solches Paar von Männern, jeder so trefflich für sich selbst und überdies so schön sich ergänzend, mag wohl selten an einer Anstalt sich zusammengefunden haben. Die beiden wurden später als Professoren der Theologie noch einmal Straußens Lehrer in Tübingen, und hier gingen ihre Wege auseinander: Ferdinand Christian Baur als weltberühmtes Haupt der jüngeren Tübinger Schule überragte den Kollegen auf der Universität bald um mehr als Haupteslänge und ging links, wo dieser unsicher tastend und schwankend rechtwärts sich wandte. Damals aber als Gymnasialprofessoren ergänzten sie sich in der Tat wie zwei Gleichwertige aufs glücklichste. Baur, der einstweilen „noch ohne rechten Kompaß" mythologische Studien trieb — er schrieb eben an seinem Werk über „Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Altertums", das 1824-25 erschien —, hatte in seinem Unterricht die römischen und griechischen Prosaiker zu behandeln und führte dabei die Schüler schon bei Herodot in die höhere Mythologie, bei Livius in die Probleme der Niebuhrschen Geschichtskritik ein und wies ihnen an Tacitus die psychologische Kunst auf, die der Historiker für die

Digitized by Google

Schilderung von Charakteren braucht. Kern las mit den Jungen die Dichter und erwies sich bei ihrer Interpretation als erfüllt vom Geiste des Neuhumanismus und begeistert für die Schönheit des Altertums, etwa im Sinne des Göttingers Heyne, und zeigte dabei einen Geschmack, der seine Schüler zeitlebens zu verständnisvollen Verehrern und wohl auch zu Nachahmern der griechischen und römischen Poesie gemacht hat. Ebenso war seine Erklärung der hebräischen Psalmen und Propheten getragen vom Geiste Herders und betonte mit diesem mehr die ästhetische und rein menschliche als die theologische und Offenbarungsseite dieser alttestamentlichen Schriften. Daß bei dem Unterricht der beiden „des Geistes zu viel und des Buchstabens zu wenig" war, war ein Fehler, der bei begabten Schülern zum Vorzug werden mußte. Übrigens ergänzten sich Baur und Kern auch als Charaktere: Kern war der gewandtere, zugänglichere, weich und bequem und in seinem auffahrenden Wesen nicht immer gerecht, aber eben dadurch den Knaben doch auch wieder menschlich näherstehend; Baur wortkarg und schroff, und daher den jungen Leuten unnahbar und in einer Ferne und Würde gegenüberstehend, die alle Vertraulichkeit entfernte, aber immer gerecht und sachlich, streng vor allem auch gegen sich selber, von einem wahrhaft diamantenen Fleiß und schon dadurch imponierend und vorbildlich, freilich auch, wenn er mit denselben Ansprüchen an die Jugend herantrat, für diese unbequem und drückend; daher wandte man sich um Erleichterungen und Gewährung von Freiheiten irgendwelcher Art lieber nicht an ihn. Sein einziges gewaltiges Pathos war die Wissenschaft, von ihrem Geiste war er erfüllt und durchleuchtet, hoch erhobenen Hauptes schritt er hinweg über alles Alltägliche, und hinter ihm, in wesenlosem Scheine, lag, was uns alle bändigt, das Gemeine, nicht einmal von ferne wagte es sich an ihn heran, wenn irgend einmal, so zeigte sich bei ihm die sittlichende und die adelnde Kraft der Wissenschaft.

Digitized by Google

er sich mit so ganzem und mit so reinem Herzen hingegeben hat.

Persönlich noch näher als Ephorus und Professoren stehen den Zöglingen des Seminars die nur wenig älteren Repetenten. Zwar mit den beiden ersten trafen die Blaubeurer es wenig günstig: der eine war eine „traurige Persönlichkeit", der andere, Kapff, ein „trinkbarer" Mann, der zwar — persönlich gewandt und kräftig — den fakultativen Turnunterricht erteilte, es aber nicht verstand, den Jungen, die diese körperliche Übung so nötig gehabt hätten, das Turnen lieb zu machen, so daß schließlich nur sechs bis zehn dabei aushielten und sich aktiv daran beteiligten. Interessanter war Kapffs Nachfolger Scharffenstein, ein braver, gesetzter Mann, der das Französische gut lehrte, während seine philologischen Kenntnisse allerdings weniger gediegen waren. Er behandelte die Jungen mit ruhiger, sich gleichbleibender Freundlichkeit und ließ hie und da auch ein ihnen wohltuendes sittlich-ästhetisches Pathos hervortreten. Ein bleibendes Andenken erwarben sich aber doch nur zwei andere, Eipper, den Strauß selber einen biederen Menschen von tiefer Gemütlichkeit mit religiöser Färbung genannt hat, und Bührer, frisch, geistreich, humoristisch, der sich besonders als allezeit rüstiger und aufgeräumter Anführer bei kleinen Fußwanderungen großes Verdienst um die jungen Leute erwarb und deshalb bei ihnen besonders beliebt war.

Aber in Schulen und mehr noch in Internaten erziehen mehr als die Lehrer die Schüler sich gegenseitig selber. Und auch da hat es Strauß ganz besonders glücklich getroffen. Eine begabtere Promotion hat sich weder vorher noch nachher in einem der württembergischen Seminare zusammengefunden. Da war sein Mitschüler von Ludwigsburg her, Fritz Vischer, der durch Originalität, Witz und Humor die Seele heiterer Geselligkeit war und jetzt schon durch seinen Formen- und Kunstsinn — er wies gern auf seine Abstammung vom Nürnberger Peter Vischer hin — den

Digitized by Google

künftigen Ästhetiker ahnen ließ; das Warmherzige und Anschließende seines Wesens machte seine Freundschaft besonders wertvoll und erfreulich. Straußens Verbindung mit ihm war von Anfang an etwas wie eine Art Waffenbrüderschaft: das zeigt sich in dem „Blaubeurer Lagerbuch", in dem von den engeren Freunden allerlei Humoristisches und Poetisches zusammengetragen ist, und in dem Strauß und Vischer sich gelegentlich in Oden und Gegenoden sogar andichteten oder als Verfasser an einem und demselben Gedicht beteiligt sind. Eine ganz andere, weniger bewegliche, aber durch und durch solide Natur war Christian Märklin, ein werdender Charakter, den man darum mit Vorliebe zum Schiedsrichter bei jugendlichen Streitigkeiten bestellte und dem alle die größte Achtung und ungeteiltes Vertrauen entgegenbrachten: es ist für das, was man das Philisterhafte in Strauß genannt hat, bezeichnend, daß ihm dieser Solide und Charaktervolle mit der Zeit der liebste geworden ist von allen. Am reifsten und entwickeltsten beim Eintritt in das Seminar war Wilhelm Zimmermann, längere Zeit der Primus der Promotion, der aber dann in Tübingen unter Waiblingers Einfluß etwas verbummelte und durch die Sucht, jedesmal nach dem Neuesten zu greifen und damit die andern zu verblüffen, nirgends heimisch geworden und doch nie über den Dilettantismus hinausgekommen ist: so hat der anfänglich so Vielversprechende, wie so viele solcher frühreifen jungen Genies, weder als Politiker im Jahre 1848 noch als Schriftsteller Großes geleistet; doch wird seine Geschichte des Bauernkriegs noch immer mit Achtung genannt. In Blaubeuren aber wirkte er dadurch günstig auf die Kameraden ein, daß ihm vor anderen der Sinn für die Größe und Schönheit des klassischen Altertums erschlossen war, auch zeigen seine eigenen Verse wirkliches dichterisches Talent; und das Enthusiastische seiner Natur und die Überlegenheit seines reiferen Geistes rissen dann auch die Freunde in [illegible] Bahnen mit hinein, er wurde gerade für die begabter[illegible]

Digitized by Google

Vermittler und der Führer auf diesen Pfaden. Ein Dichter war auch Gustav Pfizer, später wirklich ein produktives und angesehenes Mitglied der sogenannten Schwäbischen Dichterschule, der freilich immer Mühe hatte, seine gedankenreichen Stoffe in die poetische Form zu gießen und daher durch ein populäres Leben Luthers mehr gewirkt und sich mehr verdient gemacht hat als durch seine heute fast vergessene Poesie. Im Gegensatz zu dem überall vorandrängenden, agitatorischen Zimmermann war er vornehm zurückhaltend schon im Seminar und auf wenige Genossen sich beschränkend. Weiter ist Gustav Binder zu nennen, mit seinem phänomenalen Gedächtnis der Historiker der Promotion, der noch im Stift mit Strauß um den Platz gerungen und ihn längere Zeit über ihm behauptet hat, kernhaft und gedrungen wie in seiner Gestalt, so in Charakter und Wesen, schalkhaft und liebenswürdig und nicht ohne einen stillen, romantischen Gefühlswinkel und ohne gelegentliche heimliche Zwiesprache mit den Musen. Eine Zeitlang stand er Strauß besonders nahe. Darüber berichtet er selber: „Strauß ging damals fast ausschließlich mit mir spazieren; wir lagerten uns an schönen Plätzchen unter stattlichen Buchen, pflückten auch wohl Haselnüsse an einsamen Stauden, schrieben uns ins Stammbuch und dergleichen. Nach und nach aber zog sich Strauß etwas zurück, ohne übrigens mit mir zu brechen: sein Herz war von einer Art Liebesneigung zu einem unserer Mitzöglinge, Karl Erhardt, erfaßt, der wirklich wie ein rosiges Backfischchen blühte und den angenehmen Eindruck, den er auf viele machte, noch durch eine gewisse Koketterie zu verstärken wußte [1]). Noch in unserem dritten Winter,

[1]) Honny soit qui mal y pense! Solche schwärmerischen, durch einen ersten leisen Hauch und Duft von Sinnlichkeit und Erotik ganz unbewußt gesteigerten Freundschaftsverhältnisse hat wie jedes Mädchen im Pensionat so jeder feiner organisierte Sechzehnjährige im Seminar Auch ich möchte die Erinnerung an solche erste Lieb' und Freundschaft nicht missen. Wer sich daran ärgert und stößt, mit dem will

Digitized by Google

wo einmal die Aufführung von Körners „Nachtwächter" im Hörsaal gewagt wurde, führte Erhardt die Rolle des Röschens gar nicht übel durch."

Der Jüngste von den Kameraden allen aber war Strauß — erst 1808 geboren, aber doch in den Jahrgang der Siebener mit eingereiht und daher zunächst noch unentwickelt und unter den oft etwas wilden und lauten, auch wohl frühreif absprechenden Genossen schüchtern und sich nicht gleich behaglich fühlend, so daß er Mühe hatte, unter ihnen sich zu behaupten und neben den anderen begabten Knaben zur Geltung zu kommen. Aber lange konnte seine Bedeutung diesen doch nicht verborgen bleiben. Schon das reiche, blondgelockte Haar des hageren, bald lang aufgeschossenen Jungen zog die Blicke der andern auf sich. Wer etwas leistet und kann, der ist im Seminar immer angesehen und respektiert. Aber auch an den Spielen und Scherzen nahm er munter und witzig teil. Binder erzählt, wie er Strauß einmal geholfen habe, bei einer Maskerade einen alten Deutschen darzustellen, wozu er um seines „altdeutschen" Haares willen besonders sich eignete. „Wir erhielten von einem Gerber einige Stücke Tannenrinde, welche wir zunächst, um sie geschmeidig zu machen, einige Tage in den unter dem Seminargebäude durchfließenden Blaukanal legten, worauf ich sie auf die Turnkleider von Strauß, Hosen und Wams, mit Bindfaden aufnähte. In ähnlicher Weise wurde ein Helm und Schild fabriziert und ein gewaltiger Spieß aus einem Stänglein zum Aufhängen von Wäsche angefertigt, und dann trat der mächtige Krieger in den Saal, von den übrigen Masken und Zuschauern nicht wenig angestaunt." Daß er sich an den Späßen und Witzen über Ephorus Reuß aktiv beteiligte, ist schon erwähnt; und auch an mittelmäßigen Ingenien unter den Mitschülern, wenn sich nur ihrer Natur oder ihrem Charakter eine freund-

ich nicht streiten, ich könnte ihn aber um seine verdorbene Ph tasie nicht beneiden. S. darüber im selben Sinn auch Vi s Doktor Strauß, in d. Halleschen Jahrbüchern I, 1838, S.

Digitized by Google

liche Seite abgewinnen ließ, hatte er seine Freude; so war er ein besonderer Freund von dem biederen „Papa“ Pfizmajer, der die Wissenschaft links liegen ließ und dafür aus einer ihm näherliegenden Kenntnis heraus zu sagen pflegte: „Das Leben gleicht einem Maß Bier; Anfang und Mitte sind gut, das Ende aber trübe und sauer.“ Noch in Tübingen hat sich Strauß seiner freundlich angenommen und sich ein namhaftes Verdienst um das Gelingen seines theologischen Examens erworben.

Als Beispiel für diese Seminaristenscherze und für den Humor, der freilich nicht nur spezifisch Straußisch, sondern echt schwäbisch und darum nicht allen verständlich und genießbar ist, lasse ich eine Leichenrede folgen, die Strauß auf einen von Ephorus Reuß überrittenen Hund gehalten hat. Auch Vischer erwähnt sie in seiner Charakteristik von Strauß in den Halleschen Jahrbüchern [1]) und sagt, daß er sich ihrer „mit besonderem Vergnügen“ erinnere. Den Text entnehme ich dem oben genannten Blaubeurer Lagerbuch, wo sie also lautet: „Rede am frühen Grabe Johann Jakob Tröpfners, genannt Widerwart, dem tiefgebeugten Leid- und Kreuzträger Herrn Leopold Freyen dediziert vom Verfasser, Halter und Freund des Obigen, D. Fr. Strauß: Theuerste Leidtragende! Als ich vor acht Tagen aus Veranlassung und Anleitung des Vorstehers dieser Anstalt eine Rede über die Pflichten gegen die Tiere hielte, in Eurer Mitte auftretend, meine teuersten Leidtragenden, als in welcher ich erwiesen zu haben glaubte, daß wir auch gegen das liebe Vieh Pflichten besitzen, als welches vielleicht auch einer höheren Bestimmung sich zu erfreuen haben möchte und vielleicht auf den Sternen — doch ich verliere mich gar zu weit —, als ich diese Rede hielte, da schwante mir freilich nicht, daß mich heute dieselbe Angelegenheit in Eure Mitte führen würde, da schwante mir nicht, daß eben der, der

[1]) Dr. Strauß, charakterisiert von Fr. Vischer, Hallesche Jahrbücher I, 1838, S. 1092.

Digitized by Google

mich dazu veranlaßte und anleitete, die Pflichten gegen die Tiere bald so unschuldig als gröblich verletzen würde. — Wenn ich nun vor acht Tagen erwiesen zu haben mir wenigstens scheine, ob und daß die Tiere überhaupt einst auf den Sternen sich einfinden werden, so will ich heute obgedachtem Hund sein besonderes Eckele anweisen, wo er seine Unterkunft finden mag. Zuvor aber laßt mich über seine Sitten, Lebenslauf und Liebenswürdigkeit einiges erörtern. — Der abgeblaßte Joh. Jak. Tröpfner, genannt Widerwart, wurde im großen Hungerjahr 1816 in Ansbach im bayrischen Oberdonaukreis geboren und im Hause des Andreas Giers anständig erzogen und zu allem Guten angewiesen. Durch seine ausgezeichnete Jugendgelehrsamkeit erlangte er schon im zweiten Jahre die Charge eines Revisors bei der Königl. Katasterkommission, als welche Stelle er auch bis zu seinem letzten Atemzug oder Schnapper zu allgemeiner Zufriedenheit verwaltete, so zwar, daß ihn sein gnädigster Landesvater des Zivilverdienstordens würdigte. Sein letzter Atemzug aber geschah den 13. August 1825, er wurde, wie Ihr ja alle wißt — ja weine nur, Leidträger, weine nur, umstehender Bruder des Entschlafenen —, überritten:

Da kommt, wie Goethe sagt, das Schicksal roh und kalt,
Mit seiner physischen Gewalt
Faßt es des Tröpfners liebliche Gestalt
Und wirft ihn untern Hufschlag seiner Pferde:
Das ist das Los des Schönen auf der Erde.

Ein liebenswürdigerer Hund, verehrter Umstand, wurde nie überritten. Er war so geduldig, daß wenn in ihm, dem Hund, das Gefühl der Unlust ausbrach, das ja, wie wir alle leiden und empfinden, und wie es Christ. Weisse so treffend erörtert, älter ist als die Lust, so pflegte ihm sein Herr nur den Mund zuzuhalten, und seine Klage verstummte.

So ging ich gestern morgen
Zur Tür naus ohne Sorgen,
Da aber traf ich hart
Des Freyen Widerwart.

Wie er nun wollte heulen,
Da kam der Frey mit Eilen
Und hielt in guter Ruh
Das Maul dem Tröpfner

Digitized by Google

Teuerste Zuhörer! Wenn es wahr ist, was Plato sagt, daß es apriorische Ideen gebe, so ist Tröpfner jetzt auf dem Hundsstern, dem Sirius. Es strahlt ein Stern im Osten, gerade überm Kasten — das ist der Hundsstern oder der Sirius, bei dessen Aufgang alle Menschen die beliebten Hundsblattern quälen. Schon die Alten nannten den Stern canicula, und doch ist sein Kopf so rund wie jeder andere, und durchaus keine Annäherung an die Hundsschnauze zu bemerken. Warum nun, um aller Heiligen willen, dieser Name, wenn es nicht eine apriorische Idee ist, die dem Menschengeschlecht eingab, den Stern Hundsstern zu nennen, die es bewußtlos durch die Ahnung dazu trieb, welche zuerst, soviel mir bekannt, der unsterbliche Münchhausen aussprach, indem er auf den Hundsstern hundähnliche Menschen versetzte? Macht euch, o meine Teuren, macht euch auf der Stelle um einen Kopf kürzer, wenn nicht auf dem Sirius die von hier abschwebenden Hunde eine Unterkunft finden, dort einen Leib bekommend die Mitte haltend zwischen Menschen- und Hundsleib, wie das treffliche Kupfer bei Münchhausen ausweist. O, auch die Hundeblattern, meine Zuhörer, die so manchen von uns blutrünstig machen, auch die sind nicht umsonst: das ist die Versündigung, so wir an den Hunden erweisen, die auf uns zurückfällt durch den Strahl des Sterns der Hunde, ihres Rächers. Andächtig, meine Zuhörer, daß nicht auch unser Verblichener, einst so Blühender, nunmehr als Aas uns droben verklage und mit Hundsblattern schlage, daß wir uns schaben müssen mit Hiob. — Und nun noch einen klassischen Trost, meine Liebsten! Von Gerhausen[1]) zurückkehrend, als ich vom Hörnle dem Ruckenstuhle zuschiffte, begann ich die Gegenden ringsum zu überschauen. Hinter mir der Ox, vor mir der Ruck, zur Rechten das Rusenschloß, zur Linken die Gleißenburg, lauter Orte, die so blühend

[1]) Ort bei Blaubeuren, in dessen Umgegend auch die hier genannten Ruinen liegen.

Digitized by Google

einst, jetzt zerstört und hingestreckt vor unsern Augen liegen. Da begunnt ich bei mir also zu denken: „Hem, wir Frösche [1]) zürnen, wenn einer von uns stirbt oder überritten wird, da an Einem Ort so vieler Burgen Äser auf den Felsengabeln zappeln. Willst Du Dich balde zusammenraffen und gedenken, daß du ein Katzenkopf geboren bist?“ Glaubt mir, durch diesen Gedanken bin ich nicht schlecht beschwichtigt worden. Die Zeit geht mit großen Entwürfen schwanger, wir stehen am Vorabend großer Ereignisse: vorgestern wurde ein Stadtschultheiß erkiest, vorgestern tat der große d'Attria [2]) einen bedeutenden Schritt zum Grabe, d'Attria, in dessen Armen gestorben zu sein den unvergeßlichen General Rieger noch auf dem Totenbett freuen wird. Den Griechen macht der Ibrahim warm, und wenn an einer Widerwart-Seele ein Abzug geschehen ist, so willst Du oben hinaus? Pfui!

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Totenklag,
Alles sei mit ihm vergraben,
Was ihn freuen mag:
Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Tatz,
Daß er redlich möge strahlen
Auf der Seelen Platz“.

Strauß aber konnte von diesem seinem Aufenthalt in Blaubeuren sagen, was Vischer in seinem Aufsatz „Dr. Strauß und die Wirtemberger“ darüber gesagt hat, und was jeder von uns, die wir diesen selben Weg gegangen sind, bestätigen wird: „Das enggemeinschaftliche Heranwachsen jugendlicher Naturen bildet Freundschaften für das Leben, gestützt auf den festen Grund gemeinschaftlich durchwanderter Bildungswege des Geistes; man sieht sich gegenseitig werden, man teilt sich die Ansichten frisch, wie sie gewonnen sind, mit, bekämpft sich, spornt sich an, tauscht

[1]) Frösche — Name für die Seminaristen, die dann durch die Zwischenstufe des Mulus in Tübingen zu Füxen werden.

[2]) An einer anderen Stelle des Lagerbuchs findet sich in einem Gedicht von Strauß eine „Hexe d'Attria“ als Base des Hundebesitzers Frey erwähnt. Darin werden auch noch einmal „Tröpfners heilige Manen“ angerufen.

Digitized by Google

sich aus, und alles dies so innig, wie es nur zwischen Zimmer-, Schlaf- und Tischgenossen möglich ist. Ich möchte die Erinnerung an dies Zusammenleben, ich möchte die geistige Verbindung mit einer enggeschlossenen Zahl von Freunden, die eine gemeinschaftliche Überzeugung zusammenhält, ich möchte diesen fürs Leben gewonnenen Schatz des Geistes um keinen Preis der Welt hergeben. Einer größeren Anzahl junger Leute, die sich in diesen Anstalten zusammenfinden, fehlt es nie an originellen Individualitäten, die entweder selbst witzig oder Ursache sind, daß andre witzig werden; ein eigentümlicher Lokalhumor, ein komischer Sagenkreis, ein Lexikon von Spitznamen, eine Reibung erfinderischer Neckereien bildet sich, eine Jugendlust, die mancher hinter den grauen Klostermauern nicht gesucht hätte. Hier wirkt die Friktion mit dem bitter empfundenen Zwange als mächtiger Hebel mit, die List umgeht in heiteren Maskeraden das Gesetz und parodiert den bitteren Ernst grämlicher Vorgesetzten durch joviale Satire."

Weil man aber so das Leben aller mitlebt, ist vom einzelnen nicht allzuviel Besonderes zu melden; und so weiß ich auch nicht zu sagen, ob Strauß sich an den Kneipereien in Sonderbuch beim Gastwirt Maier oder im Lamm in Asch oder im Ochsen zu Gerhausen mehr als Binder beteiligt hat, der von sich sagen konnte, er sei nur einmal mit dabeigewesen. Vischer erzählt, daß sich Strauß zu dem grassierenden burschikosen und deutschtümelnden Wesen durchaus ironisch verhalten habe.

Auch wissenschaftlich stand er bis zum Schluß nicht, wie sein Rektor Breitschwerdt prophezeit hatte, an der Spitze der Promotion: er hatte im Seminar gewöhnlich den fünften oder sechsten Platz inne, höher zu steigen hinderte ihn seine nur mäßige Begabung für Mathematik; auch im Französischen leistete er nur Mittelmäßiges. Sein Abgangszeugnis lautete: „Gaben: sehr gute Fassungs- und Urteilskraft, mit einer gewissen Leichtigkeit. Sitten: sehr gut,

Digitized by Google

gemütlich, anständig. Fleiß: sehr anhaltend, gründlich und mit Interesse. Lateinisch und Griechisch: sehr gut, guter Stil. Hebräisch: sehr gut. Französisch: mittelmäßig. Poesie: recht gut. Geschichte: recht gut. Mathematik: ordentlich. Logik und Psychologie: gut. Deutscher Stil: recht gut. Deklamation: gut. Religion: recht gut." Strauß war beim Verlassen des Seminars der Fünfte, ihm voran gingen: Zimmermann, Pfizer, Binder und Krais (auch ein schwäbischer Dichter). Über diese vier ersten schreibt Ephorus Reuß an den Ephorus des Tübinger Stifts: „Genial ist keiner von den vier und von allen. Strauß ist meiner Ansicht nach nicht viel weniger als die vier Vorsitzer, ja gehaltiger als Binder, nur nicht so wirksam (sic!) als die vier. Ich habe von ihm deutsche Aufsätze erhalten, die besser waren als die der vier. In jedem Fall hat er mehr Gefühl und Gemüt, ich möchte sogar sagen: Natürlichkeit." Und von Vischer heißt es: „Er ist bereits etwas geworden und kann noch viel werden; er könnte recht gut Primus sein." Man sieht, Reuß kannte seine Leute, aber — wir werden es gleich noch deutlicher sehen — er liebte sie nicht. Er hat es ihnen doch wohl nachgetragen, daß sie ihn vier Jahre lang so erbarmungslos zum Gegenstand ihres Spottes und ihres Witzes gemacht hatten.

In Gesang und Musik war die Promotion überhaupt etwas schwach, doch bildete sich eine musikalische Gesellschaft von zwei Klarinetten, zwei Flöten, zwei Hörnern und einem Fagott, zu der aber Strauß nicht gehört hat; Klavier- oder Violinspielen hat er so wenig wie einer der andern gelernt; auch unter denen, die zu einer Kirchenmusik gebraucht werden konnten, findet er sich nicht. Zeichenunterricht wurde nicht erteilt. So ist es kein Wunder, daß er, bei diesem Mangel an aller künstlerischen Anregung und Erziehung und bei dem Fehlen alles Ästhetischen in diesen Seminaren überhaupt, von den berühmten Schnitzereien Syrlins in der Klosterkirche zu Blaubeuren offenbar keine Notiz genommen ha

Digitized by Google

Auch für den religiösen Sinn und seine Erweckung war in dieser theologischen Lehranstalt schlecht gesorgt. Äußerlich, berichtet Binder darüber, war auch das Religiöse „wohlgeordnet, aber das Resultat war gering. Jeden Morgen und jeden Abend wurde „preciert" mit Bibellesen, einem formulierten Gebet und Gesang; jeden Sonntag und Feiertag wurden wir in die Predigt geführt, an Festen auch nachmittags, aber bei Dekan Bockshammer überwog die Aktion bei weitem den Gehalt der Rede, während bei Diakonus Moser erstere in einem ganz einförmigen Heben und Senken der Arme unter dem Herauslesen der geschriebenen Predigt bestand, die selbst nichts Anregendes bot". Daß der wissenschaftliche Unterricht ihres Religionslehrers, des Ephorus Reuß, fast wertlos war, ist schon früher erwähnt. So war auch hier wie in so vielen höheren Schulen bis zum heutigen Tage der Religionsunterricht der schlechteste von allen und die religiöse Einwirkung fast gleich Null: man konnte Strauß jedenfalls später nicht vorwerfen, daß er den hier empfangenen Jugendeindrücken untreu geworden sei; Kirche und Schule haben ihm nichts gegeben, sie haben in dieser Beziehung ihre Pflicht an ihm wie an so vielen von uns nicht erfüllt.

Natürlich fließt das Leben in den engen Klostermauern einförmig hin, vier Jahre sind eine lange Zeit und werden gegen Ende länger und länger. Da sehnen sich die Siebzehn- und Achtzehnjährigen ungeduldig nach dem Ende, nach studentischer Freiheit und Ungebundenheit. Aber als 1825 die Abschiedsstunde schlug, verließen sie doch ungern die Lehrer, an die sie schließlich immer näher herangewachsen waren, ungern das Städtchen, in dessen Familien man aufs beste aufgenommen war [1]) und aus dessen Fenstern nun die

[1]) Vischer, Doktor Strauß, in den Halleschen Jahrbüchern, Jahrg. I, 1838, S. 1092, erzählt hierüber: „Die Abende, die ich mit Strauß in einem vertraulichen Familienzirkel zubrachte, sind mir durch die schäumende Fülle von Humor und Gemüt, die er hier entwickelte, unvergeßlich."

Digitized by Google

Scheidenden noch einmal freundlich, einzelne wohl auch zärtlich begrüßt und mit Blumen überschüttet wurden, ungern auch die romantische Gegend, für deren Schönheiten den älter werdenden immer mehr Auge und Sinn sich erschlossen hatten. Aber die Freunde zogen ja mit, und so ging man schließlich doch mit Freuden, neugierig und wißbegierig dem neuen Leben und den höheren Studien im Stift zu Tübingen entgegen. Und dort wurde die Promotion, trotz einiger bösartiger Uriasbriefe von Ephorus Reuß, der über die sittliche Haltung, über mangelnde „Natürlichkeit“ und schlechte Erziehung der Abgehenden klagt, als eine besonders begabte wohl aufgenommen.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Die Studienzeit.

1. Im Tübinger Stift.

Ganz ungebunden frei war das Studentenleben zu jener Zeit im Tübinger Stift, dessen Mitglied Strauß mit den meisten der Blaubeurer Genossen geworden war, noch weniger als jetzt. Die klösterliche Disziplin, die auch hier gehandhabt wurde, war damals noch recht streng und eng, die Ausgangsfreiheit beschränkt, namentlich am Abend, die Zeit des Aufstehens vorgeschrieben, Kollegien- und Kirchenbesuch obligatorisch und manche studentische Vergnügungen dem künftigen Geistlichen untersagt. Immerhin war der Abstand vom Seminar groß genug, um als Übergang zum freien Studentenleben angenehm empfunden zu werden. Übrigens war dieses damals nirgends ganz frei; die Karlsbader Beschlüsse lasteten auf den deutschen Hochschulen, und unter den Nachwirkungen dieses Druckes hatte auch die in jener Zeit überhaupt nicht auf der Höhe stehende Tübinger Universität zu leiden.

Strauß aber fühlte sich von diesen Schranken kaum bedrückt. In die Stiftsdisziplin fügte er sich ohne Murren; das zeigen die Strafnoten, deren geringe Zahl im Verhältnis zu denen der andern ihn als einen der korrektesten Stipendiaten erscheinen läßt. Ein paarmal kam er zu spät, in templo und bei den exercitationes concionandi fehlte er nie. Unvorschriftsmäßige Kleidung, d. h. also wohl eine bunte Krawatte oder eine helle Hose, wird nur im zweiten Semester notiert, in dem sich überhaupt die Noten etwas mehrten,

Digitized by Google

offenbar nach dem alten Studentenlied: Alleweil sind die Füxe üppig, alleweil sind die Füxe so! Ein kleiner Konflikt mit dem aufsichtführenden Famulus im ersten Semester endigte dagegen ganz zu seinen Gunsten. Dieser hatte ihn und einen zweiten denunziert, daß sie, zu spät heimkommend, sich der Strafe durch Flucht haben entziehen wollen. Da heißt es nun am Rande der Anzeige amtlich: der Famulus „habe voreilig Verdacht geschöpft, was ihm bemerklich gemacht wurde". Ebensowenig vermißte Strauß die Teilnahme an freierem und frischerem Studentenleben: er war wirklich ausschließlich um des Studierens willen auf der Hochschule. An der burschikosen Seite des Studentenlebens suchte und nahm er keinen Anteil, ja er verfolgte das Treiben der Freunde, die sich begierig in diesen rauschenden Strom hineinwarfen und lustig darin mitschwammen, mit beißender Ironie. Wenn sie von Duellen sprachen, von der Burschenschaft oder von Fechten und Reiten, so lachte er sie aus; wenn sie sich freuten, in den Ferien den verbotenen Schnurrbart stehen zu lassen oder mit Sporen zu klirren, so begriff er das nicht. Ein Kopfhänger und Spielverderber war er aber bei alledem doch nicht. Wir wissen von lustigen Studentenfahrten, von dem Mitmachen einer „Waiblinger Schlacht" und von viel jugendlicher Heiterkeit, von Scherzen und Witzen aller Art. Auch ein Verächter von Bier und Wein ist er nie gewesen; und die Freundschaft mit Mörike oder Waiblinger sorgte immer auch für die nötige Poesie. Alles aber war doch erfüllt und bestimmt durch den genius loci des Tübinger Stifts, das im Unterschied von ähnlichen Einrichtungen kein bloßes Kost- und Logierhaus, sondern wirklich eine Studienanstalt ist. Der Mann, der damals an der Spitze stand, Ephorus Jäger, hatte freilich keinen günstigen Einfluß auf die von ihm überwachten Zöglinge; nicht nur weil er die Disziplin in einer unwürdigen und von sittlicher Heuchelei beeinflußten Weise handhabte, sondern weil er, auch persönlich eine gemeine,

Digitized by Google

frivole Natur, die jungen Leute nicht zu einer höheren Auffassung ihrer Studien und ihres Berufes anleitete oder dies auch nur gewollt oder vermocht hätte. Dafür nur ein Beispiel! Wenn die Zöglinge Ausgangsfreiheit oder Urlaub begehrten, mußten sie einen glaubhaften Grund dafür vorbringen. Dabei sah Jäger eben nur auf das Plausible, nicht auf die Wahrheit der Begründung, begünstigte dabei den, der recht frech und keck zu lügen wußte, und verhöhnte die Schüchterneren und Ehrlicheren. Ein besonderer Virtuose in Erfindung solcher Ausreden war ein gewisser Georgii. Daher pflegte Jäger zu den Ungeschickten zu sagen: gehen Sie zu Herrn Georgii und lassen Sie sich von ihm eine bessere Ausrede sagen; dann kommen Sie wieder zu mir! Es ist bezeichnend, daß Strauß diesen frivolen Gesellen überhaupt nicht erwähnt hat: derselbe ist, wie wir bald hören werden, später für den Repetenten Strauß eingetreten; dafür war er ihm Dank schuldig, aber Gutes von ihm reden mochte er darum doch nicht. Es gibt aber doch zu denken, daß ihm, wie in Blaubeuren in Reuß, in diesem unwürdigen Mann das kirchlich-theologische Institut des Stifts verkörpert entgegengetreten ist. Reuß eine komische, Jäger eine verächtliche Persönlichkeit — das waren die Eindrücke, die der Seminarist und der Stiftler von den Vertretern seiner Kirche erhalten hat.

Wichtiger aber als der Ephorus sind im Stift, mehr noch als im Seminar, die Repetenten, d. h. junge, kürzlich erst examinierte und mit besonders guten Zeugnissen (damals 1a und 1b, heute 1b und IIa) entlassene Theologen, die in einem zwischen zwei Zöglingsstuben gelegenen Zimmerchen wohnen und von hier aus den Fleiß der Stiftler mehr oder weniger intensiv kontrollieren; auch sind sie in Disziplinarsachen die erste Instanz, namentlich soweit es sich um das rechtzeitige und nüchterne Heimkommen der Stipendiaten am Abend handelt. Ihre Hauptaufgabe aber ist die Leitung der Studien: sie beraten den Studenten in der Auswahl

Digitized by Google

der zu hörenden Vorlesungen und nehmen in besonderen Stunden — Repetitionen für die jüngeren, loci für die älteren Promotionen — die in den Vorlesungen behandelten philosophischen und theologischen Gegenstände noch einmal mit ihnen vor, leiten die Disputationen und stellen Themata zu Aufsätzen, deren der Stiftler jedes Semester zwei anzufertigen hat, korrigieren diese und sprechen sie dann mündlich mit ihren Verfassern durch. So herrscht reges, geistiges Leben im Stift, denn alle diese Dinge werden auch auf den Zimmern und bei den gemeinsamen Mahlzeiten lebhaft besprochen und hierbei an Professoren und Repetenten beständig scharfe Kritik geübt. Darum bleibt der Stiftler zwar ein bißchen weltfremd, dafür wird er aber — mehr oder weniger natürlich — „ein gelehrtes Haus“: das ist durch diese Einrichtung des Stifts die Signatur der württembergischen Geistlichkeit damals gewesen, wie sie es heute noch ist. Studentische Faulheit und völliges Verbummeln und Verkommen gehören fast gar zu den Ausnahmen unter den Stiftlern, man muß etwas lernen und wissen, dafür sorgt schon der gegenseitige Wetteifer, der in der „Lokation“ der Promotionen in die Erscheinung tritt, und sorgt der beständige Gedankenaustausch, der fast wie Endosmose wirkt. Weil dabei völlige Redefreiheit herrscht, so lernt man sich auch in den radikalsten Äußerungen verstehen und den Charakter von der Weltanschauung trennen, und so verdankt die württembergische Geistlichkeit das Maß von Toleranz, das sie vor allen andern in Deutschland auszeichnet, diesem freundschaftlichen Beisammensein und wissenschaftlichen Zusammenarbeiten der verschiedenartigsten Geister und der gegensätzlichsten Richtungen im Tübinger Stift; nur das abgeschlossene Zusammensein der Pietisten auf Luginsland hoch oben im Stift fällt aus diesem Rahmen etwas heraus. Doch ist Strauß auch mit den pietistischen Elementen seiner Promotion persönlich immer gut Freund geblieben, und umgekehrt hat z. B. mein Ve[illegible] ein Orthodoxer mit Schleiermacherschem Einschlag

Digitized by Google

vier Jahre lang mit Strauß im Stift zusammen war, nie anders als mit der größten persönlichen Hochachtung von ihm gesprochen.

Fühlten sich die Blaubeurer in ihrer Mehrzahl von Anfang an in diesem Milieu zufrieden und wohl, so empfanden sie dagegen, verwöhnt, wie sie es durch Baur und Kern waren, die Vorlesungen zunächst als einen Rückschritt gegen das, was ihnen in Blaubeuren geboten worden war. Und wer es den jungen, kritischen Köpfen der Blaubeurer Promotion nicht glauben wollte, der mag es sich von Robert von Mohl [1]), der seit 1824 Dozent in Tübingen war, erzählen lassen, wie jammervoll es damals in der philosophischen und theologischen Fakultät dort ausgesehen hat. Der Stiftskursus dauerte zu jener Zeit fünf Jahre — heute nur noch vier; davon waren dem philologisch-philosophischen Studium zwei, dem theologischen drei Jahre zu widmen. So hörten denn die Freunde zuerst bei Tafel Pindar. Dieser war „ein geist- und kenntnisreicher Zyniker", aber „ein Halbnarr und mehr als billig dem Weine ergeben". Seinen Geist aber verpuffte er ganz ausschließlich im persönlichen Verkehr: die berühmt gewordene Definition, ordentlicher Professor sei der, der nichts Außerordentliches, und außerordentlicher der, der nichts Ordentliches leiste, stammt von ihm. In seinen Vorlesungen dagegen fehlte der Geist ganz, die neuhumanistische Behandlung der Klassiker, die die Blaubeurer auf der Schule schon kennen gelernt hatten, war ihm fremd, Grammatik und etwas Textkritik war alles, was sie bei ihm lernen konnten, und verdrießlich „kauten die an Butterbrot Gewöhnten an dieser trockenen Kruste". Noch schlimmer stand es um die Philosophie. Schott kam gar nicht in Betracht, er war ein Petrefakt und nahm kaum noch von Kant Notiz. Etwas besser waren die zwei andern, aber gut war keiner. Über Sigwart urteilt allerdings Binder milder

[1]) Lebenserinnerungen von Robert von Mohl, 1799—1875 Bd. I, 1902.

Digitized by Google

als Strauß und meint, man habe in seiner Anthropologie mancherlei Neues in schlichter, wohlüberlegter Ordnung erfahren, und in der Geschichte der Philosophie war er gewiß wohlbewandert. Aber sein Vortrag verdarb alles: derselbe war näselnd zäh, schwunglos und schläfrig, durchaus ledern; und auch sachlich war seine Kritik der philosophischen Systeme ideenlos und seicht. Und so wird doch wohl Mohls Urteil, das mit dem von Strauß zusammentrifft, gelten: „Sigwart war ein dunkler Erdensohn, schwerfälligen Geistes, unsagbar langweilig als Lehrer." In seinem Kolleg über Geschichte der Philosophie kam er bis zu Schelling, der Name des andern philosophischen Schwaben, der damals gerade auf der Höhe seines Ruhmes in Berlin stand, der Name Hegels, wurde dagegen nicht genannt. Gewiß zugleich ein Zeichen seines kleinen, neidischen Charakters. Der zweite Philosoph, Eschenmayer, war interessanter. Ursprünglich Arzt, hatte er sich mit der Schellingschen Naturphilosophie befreundet und von diesem Standpunkt aus eine Psychologie geschrieben, die ihm den philosophischen Lehrstuhl in Tübingen verschaffte. Hier kam er aber bald in eine mystische, ganz irrationale Schwärmerei hinein, die alles, nur nicht Philosophie war, beteiligte sich eifrig an Kerners Geisterseherei und wurde dadurch, soweit er es nicht schon vorher war, wissenschaftlich zu einem kläglichen Dilettanten, der wohl für kurze Zeit interessieren, aber den wissensdurstigen Jünglingen auf die Dauer nicht imponieren konnte. So ging es auch Strauß und Binder, denen er durch ihre Beziehung zu Kerner näherkam: er erbot sich, den beiden Freunden ein Privatissimum über die Offenbarung Johannis zu lesen, zu dem sie mit ihm jeden Sonntag und Donnerstag in einem Gartenhäuschen zusammenkamen; da ihnen aber der Gegenstand zu wenig „ansprechend" war, erklärte ihnen Eschenmayer einige Kapitel aus seiner Psychologie, doch merkten sie bald, wie veraltet seine Anschauungen waren, und so blieb es bei dem einen Versuch. Etwas mehr Befriedigung und Belehrung

Digitized by Google

fanden sie in den Geschichtsvorträgen des Professors H a u g, doch ließ der papierne Stil dieser rasch vorgelesenen „Weltgeschichte" das Gehörte nicht haften. Das Urteil Mohls über ihn: „ein Historiker von einer trostlosen Dürre und Beschränktheit, der jahraus jahrein über allgemeine Weltgeschichte las, deren Geist für ihn ein Buch mit sieben Siegeln war", ist zu hart[1]).

So war es denn gerade mit dem Hauptfach der ersten zwei Studienjahre, mit der Philosophie, schlecht bestellt, und die Besten und Eifrigsten in diesem Fach waren ohne richtige Führer auf das Privatstudium verwiesen. Denn auch der Repetent, der sie durch eine Repetition in Kant einführen sollte, war seiner Aufgabe nur wenig gewachsen. Und so war und blieb gerade Kant eine schwere Nuß, die zu knacken nicht ganz gelang. Es ist dies verhängnisvoll für Strauß gewesen bis in sein letztes Buch hinein und für dieses insbesondere, daß er als Student in kein rechtes Verhältnis zur Kritik der reinen Vernunft gekommen ist und später nur noch einmal Gelegenheit und Anlaß gehabt hat, sich eingehend mit ihm zu beschäftigen und diese Lücke von Grund aus zu ergänzen. Dagegen fesselte ihn vor allem Schelling: sein lebensvoller Pantheismus zog ihn mächtig an, seine „philosophischen Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände" aus dem Jahre 1809 und damit die Probleme der Ableitung des Endlichen aus dem absoluten Weltgrund und der Entstehung des Bösen und ihre Lösung im Sinne der Mystik Jakob Böhmes beschäftigten ihn in erster Linie und trieben ihn an, sich auch in die Schriften dieses protestantischen Mystikers aus dem siebzehnten Jahrhundert staunend zu vertiefen.

[1]) Oskar Jäger, Erlebtes und Erstrebtes, 1907, urteilt, wie ich nachträglich sehe, über ihn ähnlich wie ich, d. h. ebenfalls günstiger als Mohl: „Er machte eine sehr gute, aber nach zwei Semestern im Sand verlaufende Universalgeschichte durch einen äußerst mangelhaften Vortrag fast unwirksam."

Digitized by Google

Binder hatte sich seine Werke für schweres Geld angeschafft. So traten an die Stelle des dürren Rationalismus, dem Sigwart zuzurechnen war, die Romantik des genialen, aber nirgends ganz klaren Dichterphilosophen Schelling und die labyrinthischen Gedankengänge des tiefsinnigen, aber noch viel unklareren philosophus teutonicus aus Görlitz.

Die Romantik hatte zu jener Zeit in Schwaben viele und glänzende Vertreter, und mehreren von ihnen kam Strauß gerade in diesen Jahren auch persönlich nahe. Uhland, der damals schon auf der Höhe seines Ruhmes stand, ist, während Strauß in Tübingen war, dort Professor der deutschen Literatur und Sprache geworden: ihn konnte er also aus nächster Nähe bewundern; doch wüßte ich nicht, daß er persönlich in Beziehung zu ihm gekommen wäre. Dagegen studierte gerade in den ersten beiden Jahren mit Strauß auch Mörike in Tübingen oder lebte dort vielmehr in seinem selbstgeschaffenen Traumland Orplid und erlebte in Wirklichkeit den Stoff zu seinem Maler Nolten und den diesem Roman einverleibten Peregrina-Gedichten: an ihm lernte Strauß somit aus eigener Anschauung, was ein Dichter sei; denn wenn einer es ganz war, so ist es Mörike gewesen. An Waiblinger, ebenfalls einem Studiengenossen jener ersten Zeit, konnte er sich die Vorstellung von dem bilden, was ein Genie sei; denn weit genialer als die soliden Stiftler der Blaubeurer „Genie promotion" gab sich dieser vulkanische Stürmer und Dränger in seiner äußeren Erscheinung wie in seinem trotzig-stolzen Kraftbewußtsein. Und neben diesen beiden als dritter im Bunde stand Ludwig Bauer, eine „Natur" wie Schubart, ein liebenswürdiger Gesellschafter allerersten Ranges, in dem die Romantik allmählich in den Historismus, die Hohenstaufenbegeisterung in die Vorliebe für deutsche Geschichte und vaterländische Stoffe umbog.

In Weinsberg aber lebte die romantische Wunder- und Märchenwelt leibhaftig — am Fuß der Weibertreu im efeuumsponnenen Haus von Justinus Kerner, der

Digitized by Google

Arzt und ein Dichter und über dem allem noch ein Geisterseher war. Und gerade in den zwanziger Jahren erschienen ja nicht nur seine wissenschaftlich wertvollen Untersuchungen über das Wurstgift und die erste Sammlung seiner Gedichte, sondern auch die Geschichte zweier Somnambulen, deren Offenbarungen aus der Geisterwelt er gläubig, wenn auch nicht ohne das Lächeln des Ironikers um den feinen Mund, nacherzählte: vielfach selber getäuscht, half er dem tatsächlich Erlebten mit der Phantasie des Dichters nach, indem er es gerne bis zum Wunderbaren steigerte und als Wunderbares auffaßte und für ein solches erklärte und mit einer geträumten Geisterwelt in direkte Verbindung brachte.

Zu ihm und seinen Somnambulen wallfahrteten nun auch in den Oster- und Pfingstferien des Jahres 1827 die beiden Freunde Strauß und Binder, mächtig angezogen von dieser Nachtseite des menschlichen Seelenlebens, wofür man damals den Schlüssel in den Erscheinungen des Hypnotismus noch nicht gefunden hatte, und erfüllt von andächtigem Schauer für das Geheimnisvolle und Wunderbare, das sie hier schauen und hören sollten. Die Seherin von Prevorst, über die Kerner zwei Jahre nachher sein berühmtestes Werk veröffentlicht hat, lag gerade damals bei ihm im Hause, und so erlebten die beiden jungen Menschen am Lager dieser merkwürdigen Kranken, tief ergriffen, wie Faust vor dem Erdgeist, eine wahre Fülle der Gesichte. Auch in Prevorst haben sie sich die Heimat dieser hochbegabten, aber schwer hysterischen Frau angesehen. Welch tiefen Eindruck dieses Erlebnis auf die beiden empfänglichen Jünglinge machte, wie es eine Zeitlang im Vordergrund alles ihres Interesses stand, zeigt die Anrede in einem Brief von Strauß an Binder: „Lieber Freund von Weinsberg!“ oder das Mecca nostra! in einem lateinisch geschriebenen Billet. Strauß stand diesen Vorgängen zunächst durchaus gläubig im Sinne von Kerner gegenüber, durch Schelling und Böhme war er auf ein solches Hereinragen der Geisterregion in unsere sublunarische Welt

Digitized by Google

vorbereitet, und so tauchte er förmlich ein in diese Welt des Mystizismus und des Wunders und subjektiv in eine derbe und grobsinnliche Geister- und Wundergläubigkeit. Aber daß und wie er sich gerade an diesen von Kerner so kritiklos hingenommenen und erzählten Geister- und Spukgeschichten zur Kritik durchgerungen und an ihnen Kritik zu üben gelernt hat, das zeigt ein aus seinen späteren Studentenjahren stammender Aufsatz „Kritik der verschiedenen Ansichten über die Geistererscheinungen der Seherin von Prevorst", das erste, was von ihm gedruckt worden ist: er hat ihn dann im Jahre 1839 seiner Sammlung „Charakteristiken und Kritiken" als „Curiosum" einverleibt. Den Geistererscheinungen gegenüber ist er hier schon ganz kritisch, er erklärt sie aus der Einbildung. Den Kraftäußerungen dagegen, von denen er selbst merkwürdige Proben miterlebt hat[1]), steht er noch gläubig gegenüber, doch sucht er sie ohne Einwirkungen eines Geisterreichs natürlich zu erklären: der ins Unbestimmte zerfließenden Empfindungssphäre der Seherin soll „eine ebenso ins Weite zerfließende Wirkungssphäre entsprechen, mittels der der Organismus teils willkürlich im magnetischen Schlafe jenes Anklopfen in entfernten Häusern, teils unwillkürlich im Wachen jene von der Seherin selbst für Kraftäußerungen ihrer Geister gehaltenen Töne hervorzubringen wußte". Fast rührend ist dieses Ankämpfen des Jünglings gegen das, was er eben noch selbst geglaubt hat, charakteristisch

[1]) Wie solche „Kraftäußerungen" im Kernerschen Hause wirklich zustande gekommen sind, davon hat mir einmal der jüngst verstorbene Theobald Kerner eine ergötzliche Probe erzählt. Kerner saß um Mitternacht mit seinen poetischen Freunden im Garten; da schlug auf dem benachbarten Turme die Geisterglocke mehrmals an. „Das sind meine Geister" sagte Kerner feierlich, und in gehobener Stimmung redeten nun die Freunde noch stundenlang über diese wunderbaren Dinge und Vorgänge um sie her. Beim Auseinandergehen fand Kerner seinen zwölfjährigen Theobald noch im Garten eingeschlafen, er weckte ihn, strich ihm über die Haare und sagte leise: „So, Du bist's gewesen, Theobald!"

Digitized by Google

die streng logische Gruppierung der drei Erklärungsmöglichkeiten, und überaus interessant, zu sehen, wie Strauß an Kerners Seherin von Prevorst etappenweise lernt, was er wenige Jahre später an den Evangelien und den von ihnen berichteten Auferstehungserscheinungen und Besessenenheilungen so virtuos üben wird, — Kritik. So ist er dabei allmählich überhaupt losgekommen von Mystik und Romantik. Aber daß er als Mystiker und Romantiker anhebt, ist wichtig; denn solche Jugendeindrücke verwischen sich nicht ganz: ein romantisch-mystisches Eckchen bleibt ihm auch noch im späteren Leben erhalten; und jedenfalls, daß er die Romantik als literarische und historische und daß er Schleiermachers romantische Religiosität als theologische Erscheinung so gut verstanden und so feinsinnig zu würdigen gewußt hat, das kommt daher, daß er eine Zeitlang selbst in diesem romantischen Zauberbanne gelebt hat und durch Schelling, Mörike und Justinus Kerner ganz tief in sie eingeweiht gewesen ist.

Aber ehe wir die geistige Richtung kennen lernen, die ihm die Romantik überwinden half, müssen wir uns nach der zweiten Hälfte seiner Studien umsehen, der er sich im dritten Jahr seines Tübinger Aufenthalts zuzuwenden hatte, nach den theologischen. Als die Blaubeurer Promotion die Hochschule bezog, waren die dortigen Vertreter der Theologie — die alte Tübinger Schule — Anhänger eines biblischen Supranaturalismus, der das Supranaturale möglichst einschränkte, das Wunder als biblisch überliefert festhielt, es aber — darin zeigt sich seine Beeinflussung durch den Rationalismus der Zeit — mit Verstandesgründen beweisen oder doch plausibel machen zu können glaubte. Entsprechend dem Volkscharakter, in dem er wurzelte, hielt sich dieser schwäbische Supranaturalismus im übrigen schlecht und recht an die Bibel selbst und lag in Anlehnung an den älteren Bengel eifrig dem Bibelstudium ob. Der Gründer dieser Richtung war Storr (1746—1805), das lebende Haupt der Schule der jüngere Bengel, der nicht nur als Sohn seines größeren

Digitized by Google

Vaters, sondern auch um seiner eigenen Bedeutung willen in hohem Ansehen stand. Er starb aber bald nach Ankunft der Blaubeurer im Anfang des Jahres 1826, und nun mußte an seiner Stelle J. Chr. Fr. Steudel die Führerrolle dieser älteren Tübinger Schule übernehmen. Zu ihr fehlte aber dem talentlosen Manne, den Gott in seinem Zorn zum Universitätsprofessor hatte werden lassen, geradezu alles. Pädagogisch und politisch liberal, streng rechtlich denkend und von wohlwollender Gesinnung namentlich auch gegen die Zöglinge des Stiftes, dessen Superattendent er war, war er schon äußerlich durch den heulend gequälten Ton seines Vortrags zum Dozenten schlechterdings nicht geeignet; und weil er sich weder dem Rationalismus, vor dem sein „verständiger" Supranaturalismus vielfach kapitulierte, noch der neu aufgekommenen Richtung in der Theologie gewachsen fühlte und daher auch die Verteidigung des überkommenen supranaturalen Standpunkts ihm gründlich schwer fiel, so nahm er in seiner vielfachen Polemik zu einer Sophistik seine Zuflucht, die bei seinem ihm von befreundetster Seite nachgesagten „Mangel an dialektischer Gewandtheit und bei seiner Schwerfälligkeit der Darstellung" Hörer und Leser natürlich nicht zu überzeugen vermochte. Doch machte ihn das Gefühl dieser Schwäche nicht bescheiden, sondern vielfach zelotisch und unduldsam. Jene neue Richtung aber, mit der er sich besonders auseinanderzusetzen hatte, war die Schleiermachersche: ihr mußte sich der Supranaturalismus ergeben oder sterben: „Steudel starb und ergab sich nicht." Die einseitig intellektualistische Fassung des Religions- und Offenbarungsbegriffs, an der er dem Schleiermacherschen Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit gegenüber starr und störrisch festhielt, imponierte den für Schleiermacher sich rasch begeisternden Jünglingen nicht, und da Strauß schon ästhetisch den Vortrag Steudels nicht aushielt, so blieb er von der vierten Woche an aus seinen Vorlesungen über Dogmatik weg.

Digitized by Google

Dagegen kamen nun zur Ergänzung der durch Bengels Tod gerissenen Lücke und zur Erneuerung der reformbedürftigen evangelisch-theologischen Fakultät überhaupt im Sommer 1826 neue Kräfte, und zwar gerade die beiden geliebten Lehrer der Blaubeurer Promotion, Baur und Kern. Zwar der letztere übernahm damit eine Aufgabe, der auch er nicht voll gewachsen war. Er wußte seinen Stoff geschickt und fein zu gruppieren, wie er ja eine ästhetisch gerichtete Natur war, konnte zuweilen auch die Anschauungen anderer glücklich und treffend beurteilen; aber eine selbständige theologische Anschauung hatte er nicht und schwankte daher unschlüssig und ungeschickt zwischen den verschiedenen Standpunkten hin und her. Immerhin ist Strauß in seinen Vorlesungen über neutestamentliche Synopse zuerst auf die Geschmacklosigkeiten der rationalistischen Exegese hingewiesen worden.

Aber weitaus das Beste, ein wirklich Bedeutendes und Großes fand er im Kolleg bei Baur. Mußte sich dieser auch selber erst in das weitschichtige Gebiet der Kirchen- und Dogmengeschichte einarbeiten, so tat er das mit seinem eisernen Fleiß in Siebenmeilenstiefeln, und die gründliche Vertrautheit, die Strauß so bald schon mit der Geschichte des Dogmas zeigte, verdankt er, neben eigenen Studien und als Anregung zu solchen sicher diesem Unterricht. Noch über Baurs Tod hinaus hat diese Tradition in Tübingen fortgewirkt, und wenn die dort herangebildeten Theologen etwas vor den anderen deutschen Theologen voraushaben, so ist es gewiß dieses dogmengeschichtliche Wissen und Verstehen, das ebenso durch die philosophische Durchbildung der Stiftler gefördert wird, wie es diese umgekehrt unterstützt und befruchtet. Dazu kam dann noch ein anderes. Während der Dogmatiker Steudel mit Schleiermachers Glaubenslehre von seinem intellektualistischen Standpunkt aus nicht viel anfangen konnte und wollte, hatte Baur gleich in seiner Inaugural-Dissertation dazu Stellung genommen: er suchte zwischen der alten Gnosis und der Schleiermacherschen

Digitized by Google

Glaubenslehre den gemeinschaftlichen religionsphilosophischen Berührungspunkt nachzuweisen und traf dabei ganz richtig den empfindlichsten Punkt dieses modernen Gnostikers, den christologischen, indem er die von ihm behauptete Einheit des historischen Jesus und des urbildlichen Christus in Zweifel zog. Zugleich brachte er Leben auch in jenes Fernliegende und Abgestorbene, indem er es mit dem Nächstliegenden und ganz Aktuellen, die Gnosis mit Schleiermacher zusammenstellte. Dabei trieb er, was er trieb, nicht bloß die Dogmen-, sondern auch die Kirchengeschichte, in philosophischem Geist, wie er denn zu sagen pflegte: „Ohne Philosophie bleibt mir die Geschichte ewig tot und stumm." So drang er überall vom Äußeren ins Innere, von der Schale zum Kern, und um dieser Eigenschaft willen rühmt Strauß auch seine Vorlesung über Symbolik als besonders geistvoll und fruchtbar: es erinnert dies zugleich an Baurs Streit mit Möhler, dem Professor der katholischen Theologie in Tübingen, der in die Jahre 1832—1834 fällt. Die beiden bedeutenden Theologen suchten dabei jeder seine Konfession aus ihrem Prinzip heraus zu begreifen und durch dasselbe auch die äußeren dogmatischen Hüllen und Hülsen zu halten und zu rechtfertigen. Dem Protestantismus dagegen ist Möhler nicht in derselben Weise gerecht geworden: er stellte ihm in seiner irdisch-empirischen Knechtsgestalt einen stark idealisierten Katholizismus entgegen. Dadurch forderte er Baurs Abwehr mit Recht heraus.

Weniger bedeutend war der Professor der praktischen Theologie Schmid. Strauß wird es gemacht haben wie Binder, der dessen Kolleg über christliche Moral nicht hörte, weil sein Vortrag sehr schwerfällig war; er hieß darum auch bei den Stiftlern der „Gakser" (Stotterer). Dagegen war die Anleitung zum Predigen und Katechisieren gut.

Unter den Repetenten wurde Schneckenburger, der spätere Professor der Theologie in Bern, gerade auch von den Blaubeurern gerne gehört. In seiner Vorlesung über evan-

Digitized by Google

gelisches Kirchenrecht spürte man den Einfluß der Hegelschen Rechtsphilosophie, und darum interessierten sich die jungen Leute dafür ganz besonders; und ebenso wies er in einer Vorlesung über den Einfluß der neueren Philosophie auf die Theologie auch auf die neueste Phase der philosophischen Entwicklung, auf Hegel hin.

Das waren die Lehrer in Tübingen, und war das, was Strauß und seine Freunde auf der Hochschule von ihnen lernen konnten: — wenig und viel, je nachdem; in der Philosophie entschieden zu wenig, ganz Ungenügendes, in der Theologie durch Baur Stoff und Geist die Fülle, und bei den übrigen wenigstens zur Kritik Anlaß genug. Ein Bildungselement aber, das für Strauß bald danach zum Eckstein seines Lebenswerks werden sollte, fehlte damals in den Hörsälen der Tübinger Professoren noch ganz, die Hegelsche Philosophie. Auch Baur stand einstweilen noch bei Schleiermacher und hatte seine Geschichtskonstruktion noch nicht hegelisch fundamentiert und orientiert. Nur bei dem jüngsten, dem Repetenten Schneckenburger, war von diesem neuen Geiste etwas zu spüren und über Hegel einiges zu hören.

Allein die Freunde begnügten sich auch nicht mit dem, was ihnen die Vorlesungen boten; in ihren Privatstudien griffen sie weit darüber hinaus. Über die Irrgänge der Schellingschen Theosophie und des Böhmeschen Mystizismus und aus dem Zaubergarten der Kernerschen Romantik führte sie diese eigene Arbeit hinweg und hinaus zu Hegel. Als Erster pries der wie überall, so auch hier allen vorauseilende Zimmermann den Kompromotionalen Hegels Enzyklopädie als das Buch der Bücher an. Gerade an ihm aber kann man sehen, wie fern man im offiziellen Tübingen damals noch von Hegel war. In einem Stiftsaufsatz hatte sich Zimmermann 1827 der dialektischen Methode und der Formeln der Hegelschen Philosophie, natürlich unselbständig und unverständig genug, bedient. Dafür

wurde er des Plagiats beschuldigt und von seinen Lehrern als ein „Verirrter" bezeichnet, der erst wieder auf bessere Gedanken und richtige Wege gebracht werden müsse! Im nächsten Jahre schon, also 1828, griffen nun aber auch Strauß und seine Freunde nach diesem Neuesten. Doch fingen sie es insofern richtiger an, als sie vorher noch einmal auf Kant zurückgingen, den sie bis dahin wohl gelesen, aber nicht verstanden hatten; nur ließen sie es leider bei der Lektüre der Prolegomena bewenden und gingen allzu rasch zu Hegels Phänomenologie des Geistes weiter, diesem kühnsten und genialsten ersten Wurf des Philosophen, in dem er die Erhebung des Bewußtseins von der sinnlichen Gewißheit und Wahrnehmung hinauf zur Stufe des Geistes und der Vernunft, zum absoluten Wissen darstellt, wie sie sich teils im Individuum, teils in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit an besonders markanten Erscheinungen derselben verfolgen läßt. Vier Semester haben sie zu fünf (Strauß, Binder, Märklin, Gauß und Seeger) diese Lektüre getrieben, auf Binders Zimmer kamen sie zweimal die Woche zusammen, Märklin war der Vorleser, Strauß der eigentliche Leiter und Interpret. Natürlich spornte das gemeinsame Lesen den Wetteifer der um Verständnis des schwierigen Werkes Ringenden mächtig an, schärfte im dialektischen Hin und Her bei ihnen allen den Geist zum Kritiküben und spekulativen sich Vertiefen und erfüllte sie aus der Fülle dieses genialen Buches heraus mit Ideen und mit philosophischer Begeisterung. Wenn Binder vor allem der historische Einschlag des Werkes, das das Historische freilich nur wie mit Schwalbenflügeln streift, interessierte, so stand bei Strauß das über die Religion, ihr Wesen und ihr Verhältnis zum Wissen Gesagte im Vordergrund. Doch kamen sie mit dem schwierigen Werk in den vier Semestern nicht zu Ende. Aber das Verständnis Hegels war gewonnen: als sie um des nahen Examens willen für ihre gemeinsame Arbeit nach der Dogmatik des hegelischen Theologen Marheineke griffen, da merkten sie, daß sie den

Digitized by Google

Meister Hegel selber schon besser verstanden als diese Berliner Schüler mit ihrer steifen Hegel-Orthodoxie und ihrer Verwertung der Hegelschen Philosophie im Dienste der alten kirchlichen Dogmatik. Daß sie aber gerade durch die Phänomenologie zuerst für Hegel gewonnen wurden, in der der Werdende selber noch die Massen seiner Gedankenwelt im Fluß erhalten, sie noch nicht in das Prokrustesbett seiner logischen Kategorien gezwängt hatte, das hat bewirkt, daß auch Strauß niemals auf- und unterging in dem bei so vielen Hegelianern zur bloßen Form gewordenen Dreitakt der dialektischen Methode und in jenem den Geist austreibenden Schematismus des Seins, Nichtseins und Werdens. Aber Hegelianer ist Strauß durch diese Lektüre allerdings geworden, und daß er bis an sein Ende nicht aufgehört hat, es zu sein, werden wir ja sehen.

Ein wie fleißiger Student Strauß gewesen ist, das zeigen übrigens auch die äußeren Erfolge dieses seines fünfjährigen Studiums. Im Herbst 1829 erhielt er neben Binder und Vischer von der evangelisch-theologischen Fakultät einen Preis für die Lösung der homiletischen Aufgabe über 1. Korinther 7, 23 f. Das Urteil darüber lautet so: „Die Predigten dieser drei Preisbewerber zeichneten sich durch ein gründliches Eingehen in den Inhalt des Textes, eine umfassende, christlichen Geist atmende, zum Teil eigentümliche Behandlung des Gegenstandes, eine methodische und beredte Ausführung aus. Diesen inneren Vorzügen entsprach auf angemessene Weise der Anstand und Ausdruck des äußeren Vortrags, der bei Strauß durch eine das Gemüt ansprechende Wärme, bei Binder durch den lebendigen Ton der entwickelnden Rede, bei Vischer durch Kraft und Nachdruck sich empfahl." Zwei Preise erster Klasse wurden demnach an Strauß und Binder, der Preis zweiter Klasse an Vischer erteilt. Der Triumph war um so größer, als die unterlegenen Konkurrenten, mein Vater Ziegler und der spätere Prälat Hauber, der um ein Jahr älteren Schönthaler Promotion angehörten.

Digitized by Google

Noch merkwürdiger aber war, daß Strauß schon im Jahre zuvor eine Preisaufgabe — nicht der evangelischen, sondern der katholisch-theologischen Fakultät — über die Auferstehung der Toten mit Erfolg bearbeitet hatte. Zwei Preisarbeiten, so lautet hier die Entscheidung der Fakultät vom 25. September 1828, „wovon die eine mit dem Motto: sed nostra omnis vis etc. Sall. Bell. Cat. c. 1, die andere πλανᾶσθε etc. Matth. 22, 29, hatten die Preisfrage im ganzen recht gut und genügend, mit vielen Beweisen von Scharfsinn und Belesenheit bearbeitet; in Vergleichung beider rücksichtlich der zwei Hauptteile der Frage ergab sich, daß die erstere in Besprechung der exegetischen und kritischen Behandlung der Schriftbeweise als vorzüglich erschien; dagegen die philosophische Behandlung des zweiten Teils der Frage mehr aus allgemeinen Abstraktionen und Formeln als aus realen Naturerscheinungen und Beobachtungen abgeleitet war. Die zweite hatte diesen Punkt der Preisfrage besser und mit Beweisen von sehr vieler Belesenheit gelöst, stand jedoch in der exegetischen Behandlung und namentlich in der Disposition von dieser der ersten nach. Die Fakultät beschloß daher, bei diesem gegenseitigen Verhältnis der beiden im ganzen gelungenen Preisarbeiten ihre Verfasser als gleich würdig zum Preise und daher zur Entscheidung durch das Los zuzulassen. Nach Eröffnung der Zettel zeigte sich als Verfasser der ersten David Friedrich Strauß im evangelischen Seminar, als Verfasser der zweiten Joh. Baptist Simeon, Alumnus des K. Wilhelmstiftes.“ Das Glück zeigte sich auch hier wie einst bei seinem Bienenstock dem andern, dem katholischen Bewerber günstiger, Strauß ging leer aus, den Preis erhielt der „Konviktor“ Joh. Baptist Simeon, über den mir nichts weiter bekannt ist. Sehr interessant an dem Urteil ist, daß hier katholische Theologen Straußens exegetische und kritische Behandlung der Schrift als vorzüglich begutachteten, charakteristisch aber auch der Tadel gegen den zweiten philosophischen Teil: „Die allgemeinen

Digitized by Google

Abstraktionen und Formeln" sind wohl bereits die Hegelschen, und wenn diese im evangelischen Seminar und in der philosophischen Fakultät zu Tübingen damals noch als Plagiat und Verirrung verpönt waren, so waren die katholischen Theologen noch sehr milde und vernünftig, daß sie es bei dem leisen Tadel dafür bewenden ließen, der gewiß bei diesem ersten Stammeln in Hegelschen Wendungen durchaus berechtigt war.

Ganz erst auf den ihm gebührenden Platz an der Spitze seiner Promotion trat aber nun Strauß, als es zur Schlußentscheidung bei dem ersten theologischen Examen im Herbst 1830 kam. Während der Studienzeit war er sowenig als in Blaubeuren der Erste der Promotion gewesen, doch rückte er langsam von der fünften Stelle, auf der er in den ersten zwei Tübinger Jahren gestanden, im dritten Jahr auf die vierte, im vierten auf die dritte vor, und an Ostern 1830 war er der zweite geworden, nur Gustav Pfizer behauptete sich noch über ihm. Bei der Meldung zum Examen aber, im September 1830, gaben ihm die Stiftsrepetenten ein so glänzendes Schlußzeugnis,[1]) daß Baur als Mitglied der Stiftsinspektion dazu bemerkte: „ihm scheine Strauß neben Pfizer zu sehr gehoben zu sein." Das Examen aber gab den Repetenten gegen Baur recht, der sich hier nicht ganz frei von einer gewissen Vorliebe für Pfizer und sich vielleicht schon hier nicht ganz frei von einer kleinen Abneigung gegen Strauß uns zeigt. Fünf von den Blaubeurern erhielten die Note 1a,

[1]) Es lautet: Davides Fridericus Strauss, natus Ludovicop. d. 27. Jan. 1808, mercatoris ibidem filius. Valetudo satis firma. Statura supra mediam. Eloquium distinctum. Gestus decentes. Ingenium egregium. Iudicium optime excultum. Memoria fida et ampla. Scriptio lectu facilis. Mores probi et honesti. Industria perquam assidua. Opes sufficientes. Studium theologicum prosperrimo cum successu absolvit. Orationem sacram bene dispositam, egregie elaboratam memoriter recitavit. In Philologia et Philosophia optime versatus.

Digitized by Google

und unter diesen fünfen war Strauß der erste, Pfizer der zweite. Angesichts dieses glänzenden Ergebnisses beantragte das Inspektorat, daß „dieser Abteilung im ganzen zum Schlusse ihrer Seminarlaufbahn das Wohlgefallen des Königl. Studienrats über ihre Bestrebungen zu erkennen gegeben werden dürfte". In den Annalen der Württembergischen Geistlichkeit und der Sippe jener fünf 1a-Männer trägt die Promotion seitdem den Namen der „Geniepromotion", gewöhnlich und offiziell, so z. B. auch in den Akten des Stifts, heißt sie nach ihrem Primus einfach die „Straußische".

Was war nun aber für Strauß das Ergebnis dieser Tübinger Studienzeit? Zunächst ein wohlfundiertes Schulwissen auf der humanistischen Linie, das er sich in Blaubeuren zu eigen gemacht und in Tübingen nach der gelehrtphilologischen Seite hin erweitert und vertieft hatte, so daß er zeitlebens in den Alten zu Hause war und in ihren Schriften sich heimisch fühlte und ebenso gewandt und geschmackvoll lateinisch schreiben wie die antiken Versmaße im Deutschen leicht und zierlich anwenden konnte: dieses virtuose Können war in Württemberg ein Erbteil des noch immer nicht ausgestorbenen älteren Humanismus. Die neuhumanistisch-ästhetische Freude an den Alten aber verdankte er speziell seinem Lehrer Kern, und man kann daher geradezu von einem neuhumanistischen Kreis in Schwaben reden, in dessen Mittelpunkt Strauß und Mörike standen und aus dem heraus Binder als Studienratsdirektor später die erste Bresche in den offiziellen althumanistischen Schulbetrieb zu legen versucht hat.

Die Haupterrungenschaft aber war die gründliche philosophisch-theologische Bildung, die sich Strauß im Tübinger Stift erworben hat. In der Philosophie war er schließlich bei Hegel angekommen, in der Theologie mischten oder stritten sich die Gedanken der Hegelschen Religionsphilosophie no mit denen der Schleiermacherschen Glaubenslehre. D

Digitized by Google

beiden hatten ihn aus dem Zauberland der Böhmeschen Mystik und der Schellingschen Romantik und aus dem Irrgarten des Kernerschen Geisterglaubens glücklich herausgeführt auf den freien Standpunkt, auf dem ihn uns der Schluß jenes ersten gedruckten Aufsatzes: „Kritik der verschiedenen Ansichten über die Geistererscheinungen der Seherin von Prevorst“ zeigt. Denn wenn er hier gegen „die Art von Religiosität“ polemisiert, der die Lehre von der Unsterblichkeit Mittelpunkt der Religion ist, „weil sie so leicht in Irreligiosität überschlagen kann“, so sehen wir, wie viele von den Loci der orthodoxen Dogmatik er schon jetzt preisgegeben haben muß. Noch schlimmer stand es mit der Lehre von der Auferstehung der Toten. Diese „bewies“ er in jener katholischen Preisaufgabe „exegetisch und naturphilosophisch mit voller Überzeugung“; aber, erzählt er selbst, „als ich das letzte Punktum machte, war mirs klar, daß an der ganzen Sache nichts sei“. Daß er „dennoch die Arbeit eingereicht hat“, kann nur der tadeln oder verwunderlich finden, der nicht weiß, wie oft ein junger Mensch sich häutet, ehe er sich in seiner wahren Haut zurechtgefunden, und der nicht weiß, was ein solches Schulexerzitium wie eine Preisarbeit für einen Stiftler bedeutet oder nicht bedeutet: ein Stiftsaufsatz ist kein Glaubensbekenntnis. Dagegen hören wir nichts davon, daß es bei diesen Wandlungen zu einem oder mehreren Brüchen und zu schweren inneren Kämpfen in Strauß gekommen wäre. Nur in seiner Stellung zu Kerner sehen wir den Übergang vom Ja zum Nein, von einer fast fanatischen Gläubigkeit durch ein Stadium des Zweifelns hindurch zur Abkehr vom Wunder und von allem Übernatürlichen vor unseren Augen sich vollziehen. Schwierigkeiten und Skrupel machten ihm aber auch dabei fraglos mehr die freundschaftlichen Beziehungen zu Kerner, die durch das Äußern seiner Zweifel auch wirklich eine Zeitlang ernstlich ins Schwanken gerieten, zumal da der Weinsberger Geisterseher zuerst nur von dem Aufsatz

Digitized by Google

hörte, ehe er ihn selber lesen und sich überzeugen konnte, daß er nichts ihn persönlich Verletzendes und Kränkendes enthielt. Abgesehen aber von dieser Sorge um die Erhaltung einer ihm werten Freundschaft war die Entwicklung Straußens im allgemeinen gewiß ein allmähliches und stetiges Fortschreiten zum Freierwerden, kein sprungweises und gewaltsames Anderswerden: auch bei ihm fehlen, wie bei dem Helden seines zweiten Lebens Jesu, die „Narben", die auf solche Kämpfe und Umschwünge hinweisen müßten. Und erleichtert und vermittelt wurde ihm dieser unmerkliche Übergang durch die Formel der Hegelschen Religionsphilosophie, daß die Religion in der Form der Vorstellung dasselbe habe und gebe, wie die Philosophie in der Form des Begriffs. So konnte er auch als Freigewordener noch immer inhaltlich dasselbe zu haben und zu sagen glauben, wie vorher und wie es der Pfarrer sagt und zu sagen hat, „nur mit ein bischen andern Worten".

Endlich hat sich in dieser Tübinger Zeit auch der Charakter von Strauß entwickelt und feste Formen angenommen. Aus dem schüchternen Knaben, der im Seminar Mühe hatte, sich unter den Genossen durchzusetzen, war ein stolzer, überlegener, energisch zu- und durchgreifender, jähzornig aufbrausender und im Zorn wohl auch oft harter und ungerechter junger Mann geworden, der aber im stillen Winkel seines Herzens eine weiche Stelle hatte und liebebedürftig Freundschaft suchte und Freundschaft zu halten wußte. Dabei übte er auf die Umgebung der Gleichaltrigen jenen bannenden Zauber aus, wie er von dämonischen Naturen auszugehen pflegt und die anderen bald in eigentümlicher Scheu abstößt, bald — und zwar gerade die besten am meisten — in voller Hingebung an sich fesselt und sich untertan macht. Der Schmerz Justinus Kerners über den Abfall des viel Jüngeren und die Bereitwilligkeit, ihm denselben menschlich zu verzeihen und die freundschaftliche Beziehung über dieses Trennende hinweg festzuhalten, beweist, wie aber auch

Digitized by Google

Ältere sich diesem Zauber hingaben und Wert auf ihre Freundschaft mit ihm legten.

2. Auf dem Vikariat.

Die Lehrzeit für den jungen Theologen war mit dem theologischen Staatsexamen noch nicht abgeschlossen: auf die Tübinger Jahre im Stift folgte nun zunächst das Vikariat. Strauß wäre lieber sofort als Repetent in das geliebte Blaubeuren zurückgekehrt, allein seine Bewerbung um eine dort eben frei gewordene Stelle fand keine Berücksichtigung, und so mußte er sich als einfacher Vikar zu Pfarrer Zahn in Klein-Ingersheim schicken lassen. Der Pfarrer war leidend, daher hatte sein Vikar zu predigen, zu katechisieren, den Religionsunterricht in der Schule zu geben, kurz zeitweise jedenfalls den ganzen Dienst zu versehen. Aber die Gemeinde war nur klein, noch heute zählt sie nicht mehr als 420 Protestanten, deswegen war die Arbeit nicht allzu groß. So blieb ihm reichlich Zeit für sich: zunächst zu Besuchen im Elternhaus in Ludwigsburg; Klein-Ingersheim liegt kaum zwei Stunden von diesem entfernt; kirchlich freilich gehört es zu der Diözese Besigheim. Diese Besuche waren natürlich vor allem für die Mutter eine große Freude. Aber auch mit Freunden traf er sich dort — „bei Geißelmann in der Sonne ist eine bequeme Auflage“ —; sein nächster Nachbar und Kompromotionale Erhardt, Vikar in Groß-Ingersheim, mit dem er fast täglich „auf der Wiese“ zusammentraf, ging meistens dorthin mit, und da sein Ludwigsburger Landsmann und Freund E. F. Kauffmann, damals in seiner Vaterstadt als Reallehrer angestellt, ein nicht unerheblicher Musiker und im übrigen ein trinkbarer Mann, ebenfalls stets mit von der Partie war, so ging es bei Geißelmann gewiß recht lustig zu, namentlich „am Jahrestag der Waiblinger Bataille“, auf den eine ganze Anzahl alter Tübinger Freunde zusammengetrommelt wurden.

Digitized by Google

Wenn er aber schreibt: „Die Vaterstadt ist in der Nähe und mehr als billig tagdiebe ich dorthin", so dürfen wir nicht meinen, daß der fleißige junge Mann darüber die Arbeit vernachlässigt hätte. Eifrig studierte er die eben in dieser Zeit erschienene, von der ersten vielfach abweichende zweite Auflage der Schleiermacherschen Glaubenslehre. Dabei fiel ihm besonders das „geistige Linienziehen" bei Schleiermacher auf, das er einmal so beschreibt: „es werden äußerste Punkte angenommen, zwischen welchen sofort das mittlere Feld vermessen wird; Einteilungen gefunden, die sich schneiden; ein geschichtlicher Verlauf sowohl der Länge als der Breite nach geteilt, mit einem Netze von Knotenpunkten überzogen; Reihen aufgestellt, die sich vom Größten zum Kleinsten und umgekehrt ins Unendliche verlaufen usf.; namentlich die Einteilungen Schleiermachers lassen sich daher zum größten Teile wirklich zeichnen: z. B. die der Religionen nach ihren Stufen und Arten, die der Ketzereien, der Tugenden, Pflichten usf." Und so überraschte er denn eines Tages wirklich seinen Pfarrer und dann auch Freund Erhardt zu ihrer nicht geringen Verwunderung durch Übergabe eines Heftes mit sauberen Zeichnungen, das den Titel führte: „Kupfer zu Schleiermachers Werken." Neben dem „Stiftswitz" kam darin doch ganz ernsthaft der höchst einladende Reiz zum Ausdruck, den diese dialektische Methode Schleiermachers auf den logischen Sinn von Strauß ausübte. Dagegen „affizierte" ihn die Scheidung von Philosophie und Dogmatik, die in der zweiten Auflage absichtlich stark betont war, „unangenehm". „Die Unnatürlichkeit dieses nichtphilosophischen Standpunkts macht, daß ihn der Leser jeden Augenblick wieder verliert und vom Autor, der dies selbst fühlt, immer wieder gewaltsam darauf zurückgeschleppt werden muß." Der Seufzer aber über „das bloß abstrakt verständige Denken, das in dem Buche herrsche", [illegible] ganz verständlich eben nur vom Hegelschen Standpun[illegible] aus, auf dem der jugendliche Kritiker nun einmal st[illegible]

Digitized by Google

Und Hegel war es denn vor allem, dem auch jetzt wieder seine Arbeit galt. Die Phänomenologie wurde zu Ende gelesen und dabei natürlich mit besonderem Interesse der große Schlußabschnitt über die Religion und ihr Verhältnis zur Kunst und zur Philosophie zustimmend und kritisch erwogen; auch auf religionsgeschichtliche Fragen suchte er hier eine Antwort, wie man denn überhaupt in diesem von Hegel erfüllten und beherrschten Jahrzehnt die Geschichte philosophisch zu erfassen suchte. Wie ernst es Strauß damit nahm, zeigen Briefe an Märklin aus dem Dezember 1830 und dem Februar 1831, die ausführlichst der Phänomenologie gewidmet sind und dabei die schwache Stelle derselben ganz richtig treffen: „Du fragst wegen des Verhältnisses der Religion zu den vorangehenden Abschnitten der Phänomenologie. Daß mir diese Sache ganz deutlich wäre, kann ich mich auch nicht rühmen; besonders wie weit der Verlauf jener Stufen zugleich auch ein geschichtlicher sei, diese Frage hat uns ja bei unserer Lektüre immer vexiert, und wie ich glaube, aus Schuld der Darstellung, die dieses Verhältnis, statt es nur da und dort anzudeuten, vielmehr in der Vorrede oder Einleitung genau erörtern sollte." Und nun folgt die eingehende Darstellung der Sache, soweit sie Strauß einzusehen glaubt; am Schluß aber kommt er doch wieder auf das Nichtverstandene zurück, bei dem ihm die Gedanken ausgehen, — es handelt sich um „die vorgriechischen Dinge", die in der Phänomenologie keine Stelle finden —; er bittet den Freund, weiter zu denken und ihm dann über das Ausgedachte zu berichten. So wurde brieflich das συμφιλοσοφεῖν fortgesetzt, das die Freunde in Tübingen so eifrig in mündlichem Gedankenaustausch betrieben hatten. Und zugleich sind diese Briefe ein Zeugnis davon, wie voll von Hegel Strauß in seiner Vikariatszeit gewesen ist.

Aber die Phänomenologie wird doch nur eben noch zu Ende gelesen, wenn auch in ihren für den jungen Theologen interessantesten Schlußabschnitten. Die Hauptbeschäf-

Digitized by Google

tigung im Winter 1830 auf 1831 war vielmehr das Studium von Hegels Logik, eine Lektüre, der er „neben großen Vorteilen doch zum Teil auch unüberwindliche Schwierigkeiten" nachzusagen abermals nicht unterlassen kann. Trotzdem bekennt er, daß er immer entschiedener, von jedem andern System weg, in das Hegelsche hineingezogen werde. Aber ebenso sieht er auch immer mehr ein, daß, um ganz in dieses System einzudringen und seiner Schwierigkeiten Herr zu werden, ihm und seinen gleichgestimmten Freunden noch der mündliche Unterricht, sei es des Meisters selber oder eines seiner Schüler, nötig sei. Einstweilen suchte er sich wenigstens die Hefte der Berliner Jahrbücher für Kritik zu verschaffen, die 1827 als das offizielle Organ der Hegelschen Schule speziell in Berlin gegründet worden waren.

Aber fast noch mehr als diese Privatstudien interessiert uns die Frage, wie sich der Klein-Ingersheimer Vikar in seinem Amt als Prediger und Religionslehrer mit seinem freien philosophischen Standpunkt auseinander- und zurechtgesetzt habe. Wir haben [1]) eine Predigt von Strauß, die er zur dritten Jubelfeier der augsburgischen Konfession am 24. Juni 1830, also noch als theol. cand. und Mitglied des Predigerinstituts in der Schloßkirche zu Tübingen über Luc. 21, 33 (Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht) gehalten hat und die mit der Beschreibung der ganzen Feier von Fakultäts wegen gedruckt worden ist. Sie gibt uns natürlich kein Bild von der späteren Art, wie Strauß als Vikar im Amt gepredigt hat. Sie hat, wie alle solche Stiftspredigten, etwas zu Akademisches, auch hütet man sich oben auf der Kanzel der Schloßkirche wohl, vor den kritischen Ohren des Professors der Homiletik und den noch viel kritischeren Ohren der Studiengenossen wärmere Töne anzuschlagen. So ist denn

[1]) Abgedruckt bei Dr. A. Hausrath, David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit. Erster Teil. Heidelberg 1876: Beilagen, S. 3—9, und im Text S. 51 ff.

Digitized by Google

auch diese Predigt ein recht gutes Spezimen und Schulexerzitium, aber keine Predigt für eine Gemeinde. Zu jener akademischen Kühle aber hatte gerade Strauß vielleicht besonderen Grund. Wir haben noch die Zeugnisse, die ihm die Repetenten für die im Speisesaal des Stifts, auf der sogenannten Krautstand, gehaltenen ersten Predigtversuche ausgestellt haben. Da wird gleich der erste wegen der gefühlvoll-blühenden Sprache, wo ein Bild das andere schlage und Jakob Böhme ein bischen mit hereinspiele, leise getadelt. Das hat er sich offenbar gemerkt, und so wird dem zweiten neben Gefühl vor allem Verstand und Klarheit nachgerühmt, der dritte nur noch gedankenreich, der vierte gut disponiert, gediegen und gehaltvoll genannt. Und das alles gilt auch von seiner Reformationspredigt. Daß ihm aber „die das Gemüt ansprechende Wärme" nicht gefehlt hat, wenn er sie nicht absichtlich verbarg, haben wir uns ja anläßlich seiner Preispredigt von der evangelisch-theologischen Fakultät sagen lassen. Ebensowenig dürfen wir aber auch aus der streng kirchlichen oder besser biblischen Haltung seiner Festpredigt schließen, daß „der alte Glaube und die neue Philosophie damals noch gleich stark in Strauß gewesen seien": er hatte in seinem dritten Predigtversuch im Stiftsspeisesaal nach dem Zeugnis der Repetenten (die auch für dieses burschikose Deutsch verantwortlich sind) „wegen einiger großartiger Zweifel bedeutenden Anstoß erregt"; daher hütete er sich nun — und bei diesem festlichen Anlaß gewiß mit allem Recht, irgendwelchen Anstoß zu geben; er hatte sich einfach „in die Aufgabe seines Pensums hineingedacht". Und schließlich kommt bei einer Predigt nahezu alles oder doch mit das Beste auf den Vortrag an. Bei seinen ersten Versuchen war dieser von den Repetenten als „im Verhältnis zum Inhalt fast zu anspruchslos" bezeichnet worden. Die letzten Male aber rühmen sie ihm „Kraft" nach, und die Fakultät bezeugt seiner Preispredigt, daß „den inneren Vorzügen auf angemessene Weise der Anstand und Ausdruck des äußeren Vortrags entsprochen

Digitized by Google

habe". Das wird auch bei jener akademischen Festpredigt der Fall gewesen sein und diese darum ihres Eindrucks sicher nicht verfehlt haben.

Allein nun war die Zeit der akademischen Predigtexerzitien vorüber, in Klein-Ingersheim hatte er für kleinbäuerliche Zuhörer zu predigen und eine Gemeinde zu erbauen. Wie ihm das im allgemeinen gelungen ist, wissen wir natürlich nicht. Doch will es ein glücklicher Zufall, daß die Stuttgarter Bibliothek eine seiner ersten Predigten aus dieser Vikariatszeit aufbewahrt hat. Sie dürfen wir uns nicht entgehen lassen, auch auf die Gefahr hin, daß die meisten Leser sie überschlagen.

Es ist eine „Predigt zur Feier der Kirchweihe, zugleich als Dankpredigt für Ernte- und Herbstsegen, 21. November 1830". Der Text steht Matth. 4, 4. und heißt: „Der Mensch lebet nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet." Die Predigt aber lautet so: „Wenn das Jahr zu Ende geht, wenn die Felder geräumt und die Bäume geleert sind, dann beginnen die Menschen über das Jahr zu urteilen, ob es ein gutes gewesen sei oder nicht. Sind dann ihre Scheunen voll geworden von Korn und Heu, ihre Keller von Wein und Obst, so sprechen sie: „Das war heuer ein guter Jahrgang!" und sind fröhlich. Wenn aber ein Frost die Blüten versengt, ein böser Tau die Blätter getroffen, ein Hagel die Früchte zerschlagen hat, dann wird der Jahrgang als ein schlechter beklagt. Gerade, als lebte der Mensch vom Brot allein, als könnte ihm das Jahr nichts Gutes bringen und bescheren als die Nahrung und Notdurft seines Leibes! Ja, dann würde der Mensch vom Brot allein leben, dann würde er keine gute Gabe kennen, als was seinen Leib nährt, wann er nur aus einem Leib bestünde; aber weil der Mensch nicht allein einen sterblichen Leib hat, sondern auch einen unsterblichen Geist, so lebt er auch nicht vom Brot allein, sondern von jeglichem Wort, das aus dem Munde Gottes gehet, so bringt ihm

Digitized by Google

Jahr in seinem Lauf nicht bloße Nahrung für seinen Körper, sondern auch für seine Seele, und eben deshalb kann der Mensch in einem Jahre, welches an leiblichen Gütern nicht sehr gesegnet war, doch viel geistige Segnungen von dem gütigen Gotte genossen haben. So nennt Ihr, meine l. Zuhörer, den heurigen Jahrgang einen schlechten, weil eure Felder euch nur spärliche Früchte getragen haben; ihr würdet nicht so urteilen, wenn ihr bedächtet, was euch an geistigen Gütern dieses Jahr über zugeflossen ist. Darum ist auch besonders angemessen, daß die heutige Dankpredigt für den leiblichen Segen dieses Jahrgangs zusammenfällt mit dem Fest eurer Kirchweihe und mit dem Schluß des Kirchenjahrs, wodurch ihr an den geistigen Segen erinnert werdet, der euch durch die Verkündigung des Wortes Gottes in diesem Hause auch in diesem Jahre zuteil geworden ist. Ebendaher habe ich für unsere heutige Betrachtung den vorgelesenen Text erwählt, welcher euch von dem irdischen Brote, das ihr heuer nur spärlich empfangen habt, hinweist auf das Wort aus Gottes Munde, als das wahre Himmelsbrot, das ihr auch heuer reichlich genießen durftet.

Der Herr hatte 40 Tage gefastet in der Wüste, und als er zu hungern begann, trat der Versucher zu ihm und wollte ihn verleiten, durch seine Wundermacht Steine in Brot zu verwandeln. Aber Er, welcher nie ein Wunder getan hat zu eigenem Vorteil, sondern immer nur zum Besten seiner Brüder, Er weist dieses Ansinnen zurück mit dem Worte des Mannes Gottes Moses, der im 5. B. 8, 3. zu dem Volke Israel spricht: „Gott demütigte dich und ließ dich hungern, und speisete dich mit Man, das du und deine Väter nie erkannt hattest: auf daß er dir kund tät, daß der Mensch nicht lebe vom Brot allein, sondern von allem, das aus dem Munde des Herrn gehet.“ Damit wollte Moses sagen, Gott habe dem Volke gezeigt, daß er nicht allein auf dem gewöhnlichen Wege, durch die Nahrungsmittel, die auf dem Felde wachsen, sondern, wenn es ihm beliebe, auch auf viele andere Arten noch, z. B. durch

Digitized by Google

das vom Himmel gefallene Manna, den Menschen erhalten könne. Dasselbe hält nun Christus dem Versucher entgegen, Gott könne ihn noch auf andere Art ernähren als durch Brot. Was aber seine eigentliche Speise war, das wissen wir, nämlich zu erkennen und zu tun den Willen seines Vaters im Himmel. Und wir, wenn wir es ihm auch darin nicht nachtun können, daß er längere Zeit ganz ohne leibliche Nahrung zubringen konnte, wollen doch in einer Zeit, in welcher uns die irdische Speise karg zugewachsen ist, nicht murren, wenn es uns nur an dem himmlischen Brote für unsere Seelen nicht fehlt. Ja, l. Gemeinde, glaube mir, das hat der himmlische Vater durch Vernichtung des Ernte- und Herbstsegens auch dich lehren wollen, daß der Mensch nicht lebe vom Brot allein, sondern von jeglichem Wort, das durch den Mund Gottes gehet; und dies will ich euch näher zu erklären mich bemühen, indem ich euch zeige: der den Ertrag eurer Felder heuer so klein machte, der hat euch statt dessen doch

1. noch manche andere leibliche Wohltaten zufließen lassen; und

2. er hat euch seine geistigen Segnungen ungeschmälert erhalten.

Vater im Himmel! Wenn es Deine Weisheit gut findet, an irdischem Brote uns darben zu lassen, o so gib uns dafür reichlicher jenes Brot, das vom Himmel kommt! Laß uns Speise wirken, nicht die vergänglich sei, sondern die da bleibe ins ewige Leben! Amen.

1. Ich sage, m. l. Z., bei dem Verlust des größten Teiles eurer Feldfrüchte habt ihr euch doch noch mancher andern leiblichen Wohltaten von Gott zu erfreuen gehabt. Es war ein harter, mitleidsloser Schlag, der euch betraf. Eure Weinberge hatten schon verblüht, auf euren Bäumen wurde das Obst schon groß, eure Saaten waren der Reife nahe: da kam jener unbarmherzige Hagel und schlug all die schönen Hoffnungen zu Boden. Eure Trauer war gerecht

Digitized by Google

eure Verzweiflung entschuldbar. Aber kaum war die Kunde ausgegangen in das Land, so erbarmte sich das Herz eurer Brüder über die Not, und sie entschlossen sich zu helfen, soviel in ihren Kräften stünde. Wer Geld zu geben hatte, gab Geld, wer mit Früchten reichlicher gesegnet war, bot Früchte; andere unterzogen sich der Mühe des Einsammelns der Gaben umsonst. Und siehe, nun ist schon so viel beisammen, wozu aber durch die Fürsorge unseres Königs noch mehr kommen soll, daß es an der nötigen Nahrung diesen Winter niemand fehlen wird, daß die Not um Holz nicht zu groß werden wird, und daß aufs Frühjahr jeder, der es bedarf, die Saatfrüchte bekommen wird, die ihm fürs nächste Jahr Brot geben sollen. O, seht ihr hier nicht klar, der Vater im Himmel hat auch andere Wege, euch zu nähren, als durch den Ertrag eurer Felder? Da ernährt er euch ja nun buchstäblich durch ein Wort aus seinem Munde, durch das Wort: ihr sollt barmherzig sein, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist! Da er die Früchte eurer Felder zerschlagen hatte, so ließ er jenes Wort der Barmherzigkeit zu einem fruchtbaren Samen werden in den Herzen vieler guter Menschen und ließ daraus hervorgehen eine Saat von milden Gaben für euch. O! und seht ihr denn nicht, wie er sich dadurch herrlicher gemacht hat, als wenn er eure Äcker und Weinberge noch so reichlich gesegnet hätte! Denn daran, daß der allmächtige Gott imstande sei, ein Samenkorn zu vermehren dreißig- und hundertfältig, daran zweifelt niemand, weil es gar häufig zu sehen ist. Aber daran hätten gewiß viele gezweifelt, daß ein bloßes Wort aus dem Munde Gottes, ein Wort der h. Schrift, wie das Wort: ihr sollt barmherzig sein! eine so reiche Frucht bringen könne, von der so viele Menschen erhalten werden mögen. So hat euch also der wunderbare Gott die Leibesnahrung und Notdurft, die euch eure Felder nicht geben, auf andere Weise dennoch zuteil werden lassen.

Aber auch noch weitere leibliche Güter bescherte er euch, welche euch für jenen Verlust trösten und zum Dank

Digitized by Google

gegen euren himmlischen Vater ermuntern müssen. Ich nenne nur eines: er erhielt unserem Vaterlande den Frieden. Ihr klagtet, als die jungen Früchte eurer Felder der Hagel aus den Wolken zerschmetterte: ach, aber habt ihr nicht gelesen oder gehört, wie in manchen andern Ländern, wo der Krieg wütet, der Hagel der Kugeln die Blüte des Volkes zerschmettert hat? Das ist doch noch ein härterer Wetterschlag als der eurige; eure Äcker, eure Bäume, eure Weinberge, die der Hagel getroffen, tragen euch aufs nächste Jahr wieder Früchte: aber die Väter, die Männer, die Söhne, welche der Krieg darniederschlug, die stehen nie wieder auf. Ja, wenn ihr an solche Länder denkt, und wenn ihr euch der Jahre erinnert, in welchen auch auf unserem Vaterlande der Krieg lastete, so müßt ihr zufrieden sein mit dem Lose, das euch betroffen hat.

2. Aber nicht bloß, um es euch durch andere leibliche Guttaten wieder zu ersetzen, nahm euch Gott einen Teil eurer irdischen Güter, sondern vornehmlich, um euch auf die g e i s t i g e n und himmlischen Segnungen hinzuweisen, die er euch in diesem Jahre so reichlich zuteil werden ließ. Als eure Güter und Früchte zerschlagen vor euch lagen, als eure irdischen Hoffnungen für dieses Jahr größtenteils dahin waren, wo fandet ihr da Trost und Beruhigung als in der Lehre Jesu, der eben solche Mühselige und Beladene am freundlichsten zu sich kommen heißt? Ja, und diese Lehre Jesu wurde euch auch unter dem Wechsel aller übrigen Umstände immer gleich reichlich und regelmäßig ausgespendet. Alle Tage öffnete sich die Schule, um eure Jugend zu Christen heranzubilden, zu der bestimmten Zeit wurden die Türen dieses Gotteshauses aufgetan, dessen Weihe wir heute feiern, und euch darin gepredigt die Größe Gottes in seinen Werken, seine Weisheit in seinen Wegen, seine Liebe in Christo Jesu und zu allen, welche an Jesu glauben, seine strafende Gerechtigkeit aber gegen alle, die ihm widerstreben. Freilich war dieses Wort, das euer himmlischer Vater euch hier ver-

Digitized by Google

kündigen ließ, selbst nur ein Same, wobei es auf euch selbst ankam, ob ihr ihn in euch gedeihen lassen wollt oder nicht. In manchem kalten Sinn mußte er wohl erfrieren, in manchem warmen Herzen, wo er schon aufgegangen war, schlugen ihn Wetter und Hagel der Leidenschaft zu Boden. Aber wenn dieser Same, die himmlische Saat des Evangeliums, in euch nicht gedieh oder wieder vernichtet wurde, das hat nicht Gott getan, sondern ihr; er gab den guten Samen und ließ ihm alle Pflege durch treue Lehrer werden, lasset uns hoffen, daß er bei vielen Frucht getragen habe!

Und nun, wenn ihr die reichen geistigen Segnungen bedenket, die ihr im Laufe dieses Jahres genossen habt, wollet ihr um des irdischen, vergänglichen Schadens willen, den ihr gelitten habt, gegen Gott murren und das Jahr, das er gegeben, lästern, daß es ein schlechtes gewesen sei? Wer das könnte, der hätte wohl auch jenes segensreichste Jahr, das je der Menschheit aufgegangen, das Jahr, darin Christus geboren ist, ein schlechtes genannt, wenn ihm in demselben Jahre seine Felder nicht geraten wären! Oder wolltet ihr mit den wilden Völkern im fernen Asien und Afrika tauschen? Bei ihnen zeitigt die Sonne fast ohne Arbeit in reichem Maße die köstlichsten Früchte, Mißjahre kennt man dort nicht, kein Frost bringt den Blüten Gefahr, kein Hagel droht den Früchten, — da sind es ja wohl lauter gute, gesegnete Jahre. Aber jene Völker sind doch nicht glücklich, fast tierisch leben sie dahin. Denn das Licht des Christentums ist noch nicht über ihnen aufgegangen, und jedes Jahr bringt ihnen nur den alten Aberglauben wieder. Doch es sind nur schlechte, unfruchtbare Jahre bei allem irdischen Segen, die ihnen werden, weil der unerforschliche Gott ihnen seine geistigen Segnungen durch Jesum Christum noch vorenthält.

Ja, meine Freunde, lieber am irdischen Brote darben, als an dem himmlischen Manna Mangel leiden, dem Worte Gottes! Lieber die Frucht unserer Weinberge entbehren,

Digitized by Google

als den geistigen Trank aus dem Felsen, welcher ist Christus! Und so ist es euch geworden: eure Felder hat der Herr geschlagen, doch nicht so, daß ihr hungern müßtet; aber sein Wort und seine Kirche hat er euch erhalten: mit gerührtem Danke lasset uns das heutige Fest der Kirche feiern und das alte Kirchenjahr beschließen! Amen."

Auch diese Predigt mag vielleicht mancher kühl finden; aber religiös ist sie durch und durch, von Hegel und Hegelscher Akkommodation ist nichts darin zu spüren, dagegen klingt der Schleiermachersche Determinismus gelegentlich an. Ob sie freilich die über ihre verhagelten Felder und Weinberge klagenden Bauern von Klein-Ingersheim ganz beruhigt und getröstet hat, ist fraglich; doch läge das dann nicht am Prediger, sondern an der religiösen Betrachtungsweise selbst, die eben immer nur eine einseitige ist und sein kann, und an der weltlichen Gesinnung nicht des Predigers, sondern seiner Zuhörer, denen das leibliche Brot in diesem Augenblick vielleicht doch höher und näher stand als das Wort aus dem Munde Gottes. Aber jedenfalls ist die Predigt durchaus praktisch, eingehend auf die Lage und die augenblicklichen Bedürfnisse der Gemeinde, und — was an dem jungen Redner besonders wohltuend berührt — sie ist ohne alles Pathos, schlicht und einfach, natürlich und menschlich gehalten und darum auch dem gemeinen Mann zugänglich und verständlich. Und so würde ich meinen, daß Strauß auch als Bauernpfarrer seiner Aufgabe gerecht geworden und gewachsen gewesen ist.

Aber wichtiger, als wie er predigte, scheint mir das zu sein, was er über diesen seinen Beruf dachte und wie er ihn mit seinen freieren philosophischen und theologischen Anschauungen in Einklang zu bringen wußte. Wie er waren auch Freund Märklin und, einstweilen noch in gewissem Abstand, auch Freund Binder auf freiem Standpunkt angekommen, der erstere hatte sich seinem kirchlichen Vater gegenüber, der württembergischer Prälat war, schon von Tübingen

Digitized by Google

aus in aller Ehrfurcht freimütig zum Pantheismus bekannt und seine philosophischen Studien und die Unabhängigkeit seiner durch sie gewonnenen wissenschaftlichen Überzeugung gerechtfertigt. Jetzt aber, im praktischen Amt, glaubte er und ebenso Binder, ihren philosophischen Standpunkt mit ihrer Aufgabe, religiöse Volkslehrer und christliche Prediger zu sein und der Gemeinde Christentum zu predigen und zu lehren, zunächst nicht in eins setzen zu können. Dabei ergab sich aber für die beiden vom selben Standpunkt aus die entgegengesetzte Schwierigkeit. Der gewissenhafte Märklin glaubte dem Volke auch solche Vorstellungen, deren eigentümlicher Wert für ihn verschwunden war, wie z. B. eschatologische, als Kanzelredner nicht vorenthalten zu dürfen, wenn er sie gleich mit schwerem Herzen vortrug. Der nicht minder gewissenhafte Binder dagegen hütete sich vor aller Annäherung an die Weise der Vorstellung, sofern sie für ihn keine Wahrheit mehr hatte; d. h. Märklin wollte sich und seine Überzeugung der Kirche unterordnen, Binder die Kirche seiner subjektiven Wahrheitsüberzeugung, jener dachte an das objektive Recht der Gemeinde auf ihre kirchliche Lehre, dieser an die subjektive Pflicht der Wahrhaftigkeit.

Um die Stellung, welche Strauß diesem Problem und den Skrupeln der beiden Freunde gegenüber einnahm, verstehen zu können, müssen wir das uns teilweise schon Bekannte vorausnehmen, daß nach Hegel, dem er darin folgte, zwischen Philosophie und Theologie, Philosophie und Christentum nur ein formaler Unterschied besteht: beide lehren inhaltlich dasselbe, unterscheiden sich aber formell so, daß, was die Religion in der inadäquaten Form der Vorstellung hat, die Philosophie als inadäquat durchschaut, seiner Vorstellungsform entkleidet und auf die Stufe und in die Form des Begriffes und begrifflichen Wissens erhebt: Form der Vorstellung — das war das der Kirche und der Theologie Eigentümliche, Begriff und begriffliches Wissen war die Errungenschaft auf der höheren Stufe der Philosophie. Und nun zunächst die Antwort

Digitized by Google

Straußens auf Märklins Bedenken in den zwei wichtigen Briefen vom 26. Dezember 1830 und vom 19. Februar 1831, also aus dem ersten Halbjahr seines Vikariats. Im ersteren schreibt er dem Freunde:

„Du hast Gewissensskrupel, das sieht Dir gleich. Du kommst in ein Mißverhältnis zwischen Deiner philosophischen Überzeugung und Deinem geistlichen Vortrag. Du scheinst den eigentlichen Stein des Anstoßes darin zu setzen, daß Du, während Du selbst nur das Allgemeinste von einer religiösen Vorstellung annehmest, der Gemeinde alles einzelnste als wesentlich vorlegen solltest. Allein die Form der Vorstellung und des Begriffes stehen nicht bloß in dem Verhältnis des einzelnen und allgemeinen: sondern, wie die Vorstellung wesentlich einzelne Momente hat, so ist auch der Begriff nicht bloß ein abstrakt allgemeines, sondern begreift auch seine relativ einzelnen, d. h. besonderen Momente unter sich, welche den einzelnen Momenten der Vorstellung entsprechen, welche letztere somit nicht unwesentlich sind. Bloß das Allgemeinste der Vorstellung geben, hieße gewiß auch den Begriff verkürzen, entweder extensiv, indem in den weggelassenen Teilen der Vorstellung noch Momente des Begriffs stecken könnten, oder doch intensiv, indem die Ausführung ins einzelne die Lebendigkeit der Vorstellung erhöht, welche Lebendigkeit und Konkretheit allein die Klarheit des Begriffes ersetzen kann. Sagst Du aber: „eben dieses ganze Spiel mit Vorstellung statt Begriff etc. ist unehrlich, in sich widersprechend und muß zugrunde gehen", so magst Du ja nicht unrecht haben, nur möchte ich Dir mit Hegel zurufen, daß Du damit Prädikate ausgesprochen, die nicht besonders brandmarkende, sondern allgemeine aller Dinge sind. Offenbar ist es eine historische Notwendigkeit, daß wir in diesem Zwiespalte sind, das ist nicht zu leugnen. Du sagst: Allerdings, daß wir im allgemeinen, d. h. unsere Zeit darein gekommen ist, das war notwendig, aber wer k[illegible] den einzelnen zwingen, darin zu bleiben? — Sich aus di[illegible]

Digitized by Google

Widerspruch zu ziehen, gibt es, soviel ich sehe, drei Wege. Erstlich: sich zurück zum Glauben zwingen, — das ist unmöglich; zweitens: den Glauben in seiner Mitteilung ans Volk rationalistisch beschneiden, — das wäre schädlich und pflichtwidrig, oder, wenn eine Annäherung an den Begriff gemeint wäre, gleichfalls unmöglich; drittens: aus dem Klerus treten, — das wäre feuerreiterisch. Es wäre, wie wenn ein Gutsherr oder König die Regierung seines Landes nicht antreten wollte, weil noch Leibeigenschaft darin sei, die er nicht für rechtmäßig hielte, aber doch auch nicht abschaffen könnte. Kurz, es wäre das ideale Verlangen, auf einem reinen Standpunkte zu stehen, nicht auf einem empirischen und geschichtlichen: hier, statt eines geltenden Staatsrechts, das in manchen Punkten drückt, das Naturrecht, dort statt einer Religion der Vorstellung die Religion des Begriffes haben zu wollen. Die Geschichte hat uns jenen Zwiespalt hingeworfen: zu seiner Lösung bietet sie uns nichts als eben das, uns der Einheit in diesem Zwiespalt, der Identität von Begriff und Vorstellung, soweit es angeht, bewußt zu bleiben. Jeder andere Ausweg, nach dem wir greifen würden, Reformieren der Vorstellung oder gar, daß wir uns der Kirche entzögen, wäre ein subjektiv ausgeheckter, nicht von der Natur der Sache, dem Gang der Dinge, dem Geist der Zeit uns an die Hand gegebener Schritt. Du sagst, daß Du die Stufen der Religion (obwohl gleichsam nur mit Einem Auge, während Du das andere zuhältst) phänomenologisch betrachtest: so geh doch noch den Schritt weiter und betrachte auch Dich selber mit Deinem phänomenologischen und Deinem religiösen Auge, mit Deinem philosophischen Denken und religiösen Sprechen phänomenologisch. Unter die Gestalten der Religion gehören ja nicht bloß Judentum, Heidentum und Christentum, sondern auch im Christentum selbst wieder alle seine verschiedenen Entwicklungsstufen von der Vorstellung bis zum Begriff, wovon nun eben wir gerade auf diejenige zu

Digitized by Google

stehen gekommen sind, wo wir, wie wer über ein Wasser geht, über welches zwei Balken gelegt sind, halb auf dem Balken der Vorstellung, halb auf dem des Begriffs laufen müssen. — Ein philosophischer Richter ist sich des Naturrechts bewußt; jeder Urteilsspruch aber, den er gibt, ist nach dem positiven Rechte, jeder also jenem und des Richters Überzeugung unangemessen; jeder gegen die Überzeugung getane Spruch aber wäre gewiß dem Richter Sünde. Aber der Richter ist sich auch bewußt, daß das Naturrecht historisch nur in der sich fortbildenden Reihe des positiven zur Erscheinung kommt, und sofern ist er nicht allein von der Giltigkeit des Naturrechts, sondern auch von der relativen Giltigkeit des positiven überzeugt, nur so, daß dieses nach jenem sich fortbilden müsse. Aber diese Fortbildung darf nicht durch die Willkür des einzelnen Rechtsdieners geschehen, sondern er muß dazu eine Bewegung der Gesamtheit, in welcher er das Recht verwaltet, erwarten, und indessen muß er nach dem positiven Rechte sprechen, — gerade wie der einzelne Kirchendiener die Fortbildung der Vorstellungsform in der Religion zum Begriffe nicht eigenwillig vornehmen, sondern von der Kirche erwarten soll, und indessen nach der Form ihrer Vorstellung lehren. Freilich aber wird eine solche, unmittelbar von der Kirche ausgehende Reinigung des Glaubens mittelbar wieder von den Geistlichen herrühren, welche sich also zu bemühen haben, den Begriff durch die Vorstellung möglichst durchleuchten zu lassen. Wie nun dies anzugreifen sei, dies muß durch die Ansicht über den Punkt entschieden werden, ob die Form des Begriffs je Eigentum der Gemeinde werden könne? Glaubte einer dies, so müßte er allerdings einzelne Teile der Vorstellung ganz abbrechen und statt dieser die Begriffsmomente setzen und dieses Geschäft immer weiter ausdehnen. Bei denen aber, welche, wie, glaub' ich, wir zwei, dieser Meinung nicht sind, käme es nur darauf an, ob e wirklich in unsern christlichen Religionsvorstellungen M

Digitized by Google

mente gibt, die nichts vom Begriff enthalten, diese wären dann wegzulassen; ferner noch, ob es nicht Momente dieser Vorstellungen gibt, welche nicht die dem Begriffe nächsten sind, sondern sich durch gleichsam feinere und durchsichtigere ersetzen lassen, wo dann natürlich diese zu wählen wären, wie z. B. statt der Vorstellung des Teufels die des Bösen. — Kurz, m. Fr., wenn wir glauben, das Volk ist des Begriffs in der Religion nicht fähig: so müssen wir entweder in der Vorstellung mit ihm reden oder die religiöse Gemeinschaft mit ihm aufgeben, — und so zeigt sich jener, von einer Seite als ein Akt der Selbstverleugnung erscheinende Rücktritt von dem geistlichen Amte aus solchen Skrupeln als stolzer Akt der Exkommunikation." Und nun nach dem Ernst noch der lustige Schluß des den Studentenjahren eben Entwachsenen: „Wie auch der selige Käferle [1]) spricht: Die beiden Gebiete (Religion und Philosophie) fressen sich nicht. Dieser hat mir nämlich neulich geschrieben, — er muß sich selber kochen in Sülzbach und tröstete sich, da ich ihm von meiner menschlicheren Lage schrieb, durch Lesung des 23. Psalmes! Aber eine treffliche Stelle aus seinem Briefe will ich Dir nicht vorenthalten, sondern noch auf ein besonderes Blatt schreiben, wie sie's verdient: „Ist die Religion ein Denken, so ist es dieses nicht in der Form des gesunden Menschenverstandes, darüber sind wir einig, sondern sie ist eben jenes Denken, dem die Verzweiflung des gesunden Menschenverstandes vorangehen muß, das darum diesem Narrheit und Torheit ist. Diese Umstellung des gesunden Menschenverstandes finden wir bei allen religiösen Menschen, a b e r — nur in Beziehung auf ihr religiöses Leben, nicht ebenso z. B. in bezug auf die sinnliche

[1]) Ein etwas älterer, sehr humoristischer Studiengenosse und zeitlebens ein guter Freund von Strauß, auch in Ludwigsburg 1805 geboren und 20 Jahre lang auf der Höhe des Schwarzwaldes Pfarrer in Dobel zwischen Herrenalb und Wildbad.

Digitized by Google

Gewißheit. Der Weißgerber Weigle (einer der Pietisten-Oberen in Ludwigsburg) weiß, daß, wenn er schwach ist, so ist er nicht schwach, sondern mächtig, und dies so gewiß als Hegel „Jzt ist Tag, Jzt ist nicht Tag, sondern Nacht“[1]); an dies letztere hat Weigle nie gedacht, in diesem Feld hat er nie gezweifelt, woher also kommt dem Weigle sein Wissen? Nicht von der Wissenschaft, sondern vom Glauben, der sich in der Erfahrung bewährt hat. Genug davon.“

Am 19. Februar des nächsten Jahres aber schreibt er in Fortsetzung dieser Debatte an Märklin weiter: „Du hast Dir in Deinem Schreiben ein wahres Verdienst um unsere Streitsache erworben, indem Du die Frage aus ihrer schwankenden Unbestimmtheit, durch welche sie uns bis daher vexierte, herausgerückt hast. Bis jetzt nämlich fragten wir bloß: was hat ein begriffsmäßig denkender Prediger zu tun in Beziehung auf sein Publikum, welches auf der Stufe der Vorstellung steht? wobei unentschieden blieb, ob es für immer auf dieser Stufe stehen bleiben werde oder selbst zum Übergang in die des Begriffes bestimmt sei. Nun aber gibst Du Anlaß, beide Voraussetzungen bestimmt zu unterscheiden und nach jeder die Frage besonders zu beantworten. Angenommen nämlich, das Publikum des Predigers, überhaupt das Volk, sei für immer auf der Stufe der Vorstellung festgehalten, dann wäre das Gleichnis völlig zutreffend, daß diese Stufe nur seine eigentümliche Sprache sei, in welche daher der Prediger, wolle er anders den Zuhörern verständlich werden, seine Gedanken zu übersetzen hätte. Der begriffmäßig denkende Prediger dürfte daher ebensowenig sein Publikum dem Begriff entgegenzuführen suchen, als

---

[1]) Diese Stelle bezieht sich auf den ersten Abschnitt der Hegelschen Phänomenologie von „der sinnlichen Gewißheit“, wie überhaupt die Ausführungen von Strauß alle von den Ideen dieses Hegelsch Werkes erfüllt und auch im einzelnen nur durch sie verständlich s

Digitized by Google

etwa ein deutscher Missionar die Wilden der deutschen Sprache, und dürfte ebensowenig sich ein Gewissen daraus machen, daß er mit ihnen in Vorstellungen redet, als der Missionar, wenn er in der Sprache der Wilden. Nun sagst Du aber, und das ist nicht bloß wirklich so, sondern ergibt sich auch als natürlich und vernünftig, daß ein Teil des Publikums schon auch vom Begriff angesteckt sei. Gewiß verstehst Du dies nicht von einem wirklichen Erreichthaben der Begriffssphäre, sondern nur von einer Annäherung an dieselbe durch reflektierendes, abstrahierendes, räsonnierendes Denken. In diesem Sinne aber genommen darf in der Tat die Ansteckung durch den Begriff nicht bloß auf einen Teil des Publikums, sondern auf alle bezogen werden, indem wohl keiner unter dem Volk sein wird, bei welchem nicht Vorstellungen, wie vom Teufel, Engeln, Versöhnungstod Jesu in der Tat in Hintergrund gerückt sind, so sehr sich auch manche in ihrer Meinung gegen dieses Antiquieren sträuben, wenn es ihnen von außen kommt. Da somit zwar das gesamte Volk im Herausrücken aus der puren Vorstellungsform und im Entgegenrücken gegen den Begriff sich befindet, aber von einem wirklichen Erreichen desselben kein Beispiel aufzubringen sein wird: so wären wir nicht gerade gezwungen, für das Ziel dieser Bewegung wirklich das Erreichen des Begriffs zu halten, sondern könnten denken, das Volk befinde sich nur in der schwankenden Bewegung, daß es das einemal aus der Vorstellung heraus zum Räsonnieren und einem gewissen Unglauben fortgehe, aus dem sinnlichen Element zum abstrakt Verständigen und negativ Vernünftigen, — aber anstatt nun das positiv Vernünftige zu erreichen, hinke es von dem Unglauben nur immer wieder in den einfachen Glauben der Vorstellung zurück. An den gebildeten Ständen des Volks gibt von solcher Bewegung das Ende des vorigen Jahrhunderts und der Anfang des jetzigen ein Beispiel. Stünde die Sache so, dann hätte der Prediger ebenfalls nicht auf den Begriff hinzuwirken, was

Digitized by Google

ja ein eitles Unternehmen wäre, sondern da er die Religion erhalten soll, diese aber in der Bewegung durch das Verständige zum negativ Vernünftigen nur verloren ginge, so müßte er nur bedacht sein, das Volk in der frommen Vorstellung festzuhalten, und wenn es sie überschritten, zu derselben zurückzuführen. Allein auch so dürfte er sich in der Predigt nicht auf bloße Vorstellungen beschränken, sondern da er ja aus dem Räsonnieren zu jenen zurückrufen wollte, müßte er auch auf dieses Räsonnieren sich einlassen und es widerlegen. Diese Widerlegung aber wäre entweder bloße Kapuzinade, oder sie wäre Herstellung der Vorstellung durch Negation ihrer Negation (d. h. des Räsonnierens), also Herstellung derselben in höherer Form, in der Form des Wissens und annähernd des Begriffs. In der Tat zeigt sich auch in der Wirklichkeit ein solches Zurückfallen aus dem Räsonnieren in die Vorstellung zwar bei einzelnen (Zacharias Werner, Eschenmayer) oft so, daß nachher die Vorstellung oft unvernünftiger und krasser festgehalten wird als zuvor, — bei Volksmassen aber bleibt auch nach solchem Zurückfallen doch immer etwas von Gedanken hängen. Demnach sehen wir das Volk, im ganzen betrachtet, unleugbar in einer Bewegung von der bloßen Vorstellung zum Begriff hin befindlich, bei welcher es nun gleichgültig ist, ob wir sie als eine unendliche Annäherung oder als eine solche betrachten, welche wirklich mit dem Übertritt in die Sphäre des Begriffs endigt. Nämlich für uns ist dies gleichgiltig, weil in beiden Fällen folgt, daß der Geistliche diese Bewegung der Volksreligion nach dem Elemente des Begriffs zu befördern hat. Wie er also auf der einen Seite nicht in der Vorstellung verbleiben darf, so darf er doch auf der anderen nicht vorschnell dem reinen Begriff zueilen, weil durch beides die Entwicklung der Volksreligion gestört würde, — sondern das Richtige ist, daß er möglichst den Begriff durch die Vorstellung durchleuchten lasse, daß er Vorstellungen, welche das Volk auch in Gedankenform zu

Digitized by Google

fassen reif ist, in diese Form umsetze, wie die Vorstellung des Teufels in den Gedanken des Bösen. Auf der Kanzel, in der Kinderlehre, lieber Freund, lassen wir uns nur ganz gehen, am besten treffen wir das Rechte, wenn wir ganz unbefangen zu Werke gehen. Kommt aber ein skrupulöser Mensch zu uns mit der Frage wegen des Teufels, so kommt es ganz darauf an, was es für ein Mensch ist. Ist er vom Begriff angesteckt, so wird er es ertragen können, wenn ich ihm den klaren Wein einschenke und sage, der Teufel sei ein Bild für das Böse überhaupt. Ist es ihm ein Greuel, daß ich den Teufel nicht auf die Kanzel bringe, ist er also ein solcher, der sich in die Vorstellung verbissen hat: so werde ich ihn von seinen Gefechten gegen den Teufel auf sein eigenes Innere hinweisen und ihm dort den Teufel im Glas zeigen. Überhaupt aber gestehe ich Dir, halte ich nicht zu viel auf solche Kasuistik, denn wir plagen uns nur mit Schattenbildern, die Fälle selber treten nicht so ein: und wenn auch, so würde ich das Benehmen dabei weniger unmittelbar sittlich nehmen, als vielmehr nur mittelbar, indem ich es als Sache der (Pastoral-)Klugheit ansehen würde, die freilich auch zur Sittlichkeit gehört."

Endlich am 27. Juni 1831 bringt er die Verhandlung mit Märklin über diesen Punkt zu Ende, indem er ihm schreibt: „Indem Du mir als Abschluß früherer Verhandlungen die Zulässigkeit der Beibehaltung der Vorstellungsform in der volksmäßigen Mitteilung zugestehst, befürchtest Du doch, daß durch unsere Ansichten ein unheilbarer Riß zwischen Wissenschaft und Kirche entstehe, indem diese, die Kirche, an der Untrüglichkeit und höchsten Autorität Christi und der Schrift festhalte, die Wissenschaft aber dieselbe leugne. Allein indem wir dem Volke gegenüber nur die Identität der Begriffs- und Vorstellungsform sowohl vor- als darstellen, so können wir mit dem christlichen Volke nicht zerfallen. Gegen die Theologen, und die Orthodoxen besonders, kehren wir allerdings namentlich die Seite der

Digitized by Google

Differenz heraus, und zerfallen so mit dem unphilosophischen Teile derselben; allein den Theologen stehen wir keineswegs als der Kirche gegenüber, sondern als Gelehrten, ihr Mißverständnis und Zerfallen mit uns ist nur dasselbe, welches der Philosophie vom gesunden Menschenverstand jederzeit, und jetzt am meisten, widerfährt. Wenn mich die Gemeinde, an welcher ich arbeite, lieb hat, und ich mich mit ihr, wie sie sich mit mir in Einem Glauben verbunden weiß: dann mögen Steudel und Konsorten ihre Bannstrahlen gegen mich schleudern, ich werde mich doch nicht mit der Kirche zerfallen vorfinden!" An Binder aber faßt er seine Gedanken über diese Frage ganz kurz so zusammen: „Ich habe mit Märklin lange hierüber verhandelt und mich endlich dahin erklärt, daß wir Geistliche, die wir das Volk der Begriffsstufe in der Religion wenigstens näherzubringen haben, Vorstellungen, deren das Volk schon entbehren kann (Teufel usw.), weglassen, bei solchen aber, die ihm noch unentbehrlich sind (Eschatologie etc.), den Begriff möglichst durchscheinen lassen müssen. Bedenke ich, wie die Ausdrucksweise auch in der gebildetsten Predigt dem Begriff und seiner eigentümlichen Form so unadäquat ist, so kommt mir nicht mehr viel darauf an, auch vollends eine Stufe weiter herabzusteigen. Ich wenigstens bin hin wie her in dieser Sache ganz unbefangen und kann es nicht gerade bloß einem Leichtsinn zuschreiben."

Wirklich, von „Leichtsinn" ist bei diesen ernsthaften Erwägungen so gar keine Rede, daß wir vielmehr den Ernst und die Gewissenhaftigkeit dieser 23jährigen jungen Menschen im höchsten Grade bewundern müssen; und wollte man lächeln über die Altklugheit, die freilich auch darin steckt, so vergesse man umgekehrt nicht, daß sie bereits in Amt und Würden standen und sich mit dieser Frage auseinandersetzen mußten, wenn sie nicht leichtfertig Vogel Strauß spielen wollten. „Die Pfarrersfrage", wie Christoph Schrempf sie genannt hat, ist also nicht erst von Schrem

Digitized by Google

gestellt worden[1]), es ist die Frage für jeden angehenden Theologen, und der Unterschied ist nur der, daß Strauß und seine Freunde in der Stille für sich damit fertig zu werden suchten, während sie von Schrempf vor allem Volk erörtert wurde. Den Spöttern gegenüber aber, die über dieses Wichtignehmen lächeln wollten, kann man doch fragen: worüber unterhalten sich denn unsere jungen Männer gewöhnlich? Sollte der Straußsche Ernst am Ende nicht turmhoch über das Durchschnittsgerede derselben sich erheben? Oder pflegen sich „Bildungsphilister" über derlei Herz und Kopf aufwühlende Probleme zu unterhalten und überhaupt Fragen so bis in die tiefste Tiefe hinab zu erörtern? Ich denke, sie reden anders und über anderes.

Daß sich aber Strauß damals beruhigte und beruhigen konnte, das verdankte er nur der Hegelschen Lösung der Frage nach dem Verhältnis zwischen Glauben und Wissen. Er glaubte in jenem Augenblick noch an die von Hegel behauptete inhaltliche Identität der Begriffs- und der Vorstellungsform und wußte sich so — inhaltlich — mit seiner Gemeinde durchaus eins; daher seine völlige Unbefangenheit und Harmlosigkeit. Und doch schimmert dahinter schon jetzt, ganz versteckt noch, der Zweifel an dieser Lösung durch, wenn er zugibt, daß freilich auch dieser Ausweg nicht ganz „glatt" sei; aber „bis der Geist der Menschheit einen bessern öffnet", gibt es eben keinen andern, und so hält er es mit jenem Trost von Freund Käferle: „Die beiden Gebiete fressen sich nicht".

Aber auch dann, als er längst in seinem Glauben an die inhaltliche Identität der beiden Standpunkte irre geworden war und seinerseits den Bruch mit der Kirche, nicht bloß mit den Theologen, gegen die er ja jetzt schon die Seite der Differenz herauskehrt, vollzogen hatte, — auch dann noch

---

[1]) Chr. Schrempf, Zur Pfarrersfrage 1893, und Noch ein Wort zur Pfarrersfrage. An die Studenten der Theologie zu Tübingen 1893.

Digitized by Google

blieb er durchaus dabei, daß der Geistliche auf der Kanzel die Form der Vorstellung festzuhalten habe: das sei er seiner Gemeinde schuldig. Im Jahre 1860 war sein Freund Rapp, damals Pfarrer in Münkheim, mit seiner Gemeinde und mit dem Konsistorium in Lehrstreitigkeiten verwickelt worden: da schreibt ihm Strauß, tröstend und mahnend zugleich: „Der Fehler, den Du gemacht, bestand darin, daß Du zwischen Deinem subjektiven Standpunkt und dem objektiven, zu dem Dein Amt Dich verpflichtet, nicht gehörig unterschiedst. Also nicht, daß Du subjektiv diese Überzeugungen in Dir zuließest, nicht daß Du dem Gang Deiner Einsichten und Überzeugungen für Dich nicht den Amtsriegel vorschobst, sondern daß Du diese subjektiven Überzeugungen da vortrugst, wo Du ein objektiver Amts- und Gemeindemensch sein mußtest, war Dein Unrecht. Es ist dies gerade das Gegenteil der Schuld der gewöhnlichen Geistlichen: sie tragen den Amtsmenschen in die Überzeugung hinein, lassen eigenes Denken, Urteilen, Anschauen gar nicht aufkommen, ersticken und erdrücken es, um ja mit ihrem Amtsglauben in keine Kollision zu kommen; Du hast jenes Subjektive so erstarken lassen, so ganz darin gelebt, daß Du das Amtscredo darüber vergaßest und jenes in dieses sich ungebührlich einmischen ließest. Der Wunsch, die Sehnsucht, das Bestreben, sich auch objektiv als den zu geben, die Überzeugungen auch aussprechen zu dürfen, die man für sich subjektiv hat, ist ebenso natürlich als ehrenwert; aber es darf ihm nur soweit nachgegeben werden, als die Verhältnisse es erlauben. Das Amt des Geistlichen ist zunächst unstreitig, der Gemeinde i h r e n Glauben vorzutragen. Ist dieser Glaube auch der seinige, desto besser; wo nicht, so hat er eher sich wehe zu tun als ihr. Er darf ihr kein Stückchen ihres Glaubens unterschlagen, von keinem der vermeintlichen Edelsteine ihres heiligen Apparats geradezu sagen: das ist Glas, wenn es auch wirklich nichts anderes ist; schon deswegen darf er das nicht, weil er sich dadurch jede weitere

Digitized by Google

Einwirkung auf die Leute abschneidet. Nur in der Art, wie er mit jenem Apparat hantiert, wie er das eine Stück öfter, das andere seltener zum Vorschein bringt, das voran-, jenes zurückstellt, dadurch aber auch ganz hinlänglich wird er seiner subjektiven Überzeugung Raum geben und das, was er will, auch im Volk allmählich vorbereiten helfen. Das Licht des Denkens, die Luft der Humanität, die Wärme des sittlichen Strebens wird auch das Dogmatische, das er vorträgt, durchdringen, das Irrige darin unschädlich und das Wahre und Gute fruchtbar machen. Was der langen Rede kurzer Sinn ist? wirst Du fragen. Daß Du Dich nicht sollst in Dir selbst erschüttern lassen, nicht auch nur einen Augenblick Deine Überzeugung als solche Dir zur Schuld machen lassen, sondern nur die Art, wie Du sie kundgegeben. Also künftig klare und feste Unterscheidung beider Standpunkte: suum cuique! Caesari quae Caesaris, quae sunt Dei Deo! Zu dem Zwecke sich mit dem religiösen Bewußtsein der Kirche wieder etwas mehr in Rapport zu setzen, Bibel, Homiletisches u. dgl. zu lesen, wird nicht schaden; darin die Spuren des Wahren, das wirklich Religiöse und Sittliche gern anerkennen und freundlich aufsuchen, ist ganz in der Ordnung. Aber nur nicht bußmäßig, nur immer die eigene Überzeugung und ihr Recht hoch und mutig und freudig emporgehalten! Dann aber auch wieder triplex aes circa pectus! Eine strenge Zollinie, daß keine Contrebande heraus darf, kein Wort, das Du nur Dir sagen darfst, das ἔρκος ὀδόντων da überspringe, wo Du nicht das Recht hast, nur Du zu sein. Diese Zollwache war bei Dir eingeschlafen, das muß anders werden. Frische, helle, wachsame Mannschaft auf den Posten, so wird's gehen, muß gehen."

Diese Lösung des Konflikts, von der er freilich wußte, daß sie keine ganz „glatte" sei, ist der von Schrempf gegebenen diametral entgegengesetzt: dieser der Individualist, der, um sich nicht wehe zu tun, der Gemeinde wehe tut und nicht fragt, ob er sie in ihrem Glauben verletzt und kränkt;

Digitized by Google

dort Strauß, der vom Pfarrer verlangt, daß er lieber sich wehe tun solle als der Gemeinde, die ein Recht auf i h r e n Glauben habe. Zu erklären aber ist diese Haltung daraus, daß er eben kein Individualist im Sinne von Nietzsche oder Schrempf, sondern ein Hegelianer gewesen ist mit dem Respekt vor dem Objektiven und Substantiellen, kein Revolutionär, sondern ein Konservativer, der im Wirklichen den Spuren der Vernunft nachgeht und es respektiert und konserviert, soweit er solche Spuren darin findet. Daß er darum doch das Subjekt nicht unterdrücken und den Fortschritt zum Freieren und Humaneren nicht hemmen wollte, das zeigt die Forderung: der Geistliche solle gewisse Stücke des Glaubens seltener vorführen oder — er nennt dabei immer wieder den Teufel — sie ganz weglassen, überall den Begriff möglichst durchscheinen lassen und so das Volk der Begriffsstufe in der Religion näherzubringen suchen. Ein Unterschied aber bleibt zwischen dem Vikar von Klein-Ingersheim vom Jahre 1830 und dem längst berühmt gewordenen Verfasser des „Lebens Jesu" zur Zeit von dessen fünfundzwanzigjährigem Jubiläum: jener hielt sich auch praktisch als Prediger nach diesen Gedanken und Forderungen, dieser hatte seinerseits längst schon den Kopf aus der Schlinge gezogen und empfahl nur andern diese Praxis an; da konnte ihm dann freilich der mitten im Zwiespalt Stehende antworten: „Vom sichern Port läßt sich's gemächlich raten!" Doch ob der Port so sicher und seine Lage so gemächlich war, als er 1860 diesen Rat gab, das werden wir ja sehen. Einstweilen liegt noch gar vieles dazwischen.

Natürlich konnte seines Bleibens auf der Vikariatsstelle in Ingersheim nicht von Dauer sein. Schon plante er die für die Ersten jeder Promotion vorgesehene und durch einen Staatszuschuß erleichterte wissenschaftliche Reise, deren Ziel natürlich bei ihm nur Berlin als Sitz und Mittelpunkt der Hegelschen Philosophie und als Wohnort von Hegel selber sein konnte. Doch ehe er sie antrat, hatte er, vom Studienrat

Digitized by Google

dorthin gesendet, erst noch einige Monate in Maulbronn als Repetent, genauer als Professoratsverweser, zu verbringen. Wie der Wunderbau des dortigen Klosters auf ihn wirkte, erfahren wir nicht. Offenbar war sein Sinn für die Schönheit dieses Bauwerks noch nicht erschlossen, zur Kunst hatte er immer noch kein Verhältnis. Auch über seine Tätigkeit am dortigen Seminar wissen wir nicht allzu viel. Er hatte die Promotion, die unmittelbar vor dem Übergang zur Universität stand, in Latein, Geschichte und Hebräisch zu unterrichten. Nach dem Zeugnis Eduard Zellers[1]), der der Primus der Maulbronner Promotion war und hier Strauß zuerst nähergetreten ist, um ihm von da an ein treuer Freund fürs Leben und über dieses hinaus bis zum heutigen Tage zu sein und zu bleiben, entledigte er sich auch dieser Aufgabe, so unerwartet sie an ihn herangetreten war, so vortrefflich, daß er sich bei seinen dortigen Schülern die ungeteilteste Anerkennung und Liebe erwarb; und die Tochter von Hermann Kurz, der auch zur Promotion gehörte, versichert uns in der Biographie ihres Vaters, Strauß habe durch seinen „geistvollen und lebendigen Unterricht die jungen Leute entzückt“ [2]). Ihm selbst machte es offenbar Spaß, so bald schon nach seiner eigenen Seminaristenzeit lehrend wieder und würdevoll als Repetent in einem Seminar zu sein; Märklin werde lachen, meint er, wenn er ihn besuche und ihn die Geschäfte eines Repetenten besorgen sehe. Und eine Freude war es ihm gewiß, sich unter der frischen Jugend zu bewegen, so daß er „mit jedem Tag gerner (sic!) in Maulbronn ist“. Dagegen war mit der Gesellschaft der jüngeren Honoratioren in dem kleinen Klosterdorf „nicht viel los, lauter Kegeln und Taroken“, und davor, schreibt er, „laufe ich davon“.

[1]) David Friedrich Strauß in seinem Leben und seinen Schriften geschildert von Eduard Zeller, Bonn 1874 S. 25.

[2]) Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte von Isolde Kurz 1906. S. 40.

Digitized by Google

Neben dem Unterricht und neben dem bißchen Geselligkeit aber blieb ihm in Maulbronn noch Zeit genug, das zu betreiben, was ihm in diesem Augenblick als Vorbereitung auf die Berliner Reise besonders am Herzen lag, seine Doktorpromotion. Das war damals für einen Stiftler, der das theologische Examen mit der ersten Note bestanden hatte, eine leichte Sache, fast nur eine Formalität. Er mußte eine nicht allzu große Abhandlung über ein ihm naheliegendes, also eventuell auch theologisches Thema, natürlich mit einigem philosophischen Anstrich, bei der philosophischen Fakultät einreichen. Gedruckt wurde sie nicht. War sie genügend, so wurde der Verfasser ohne mündliche Prüfung in absentia zum Dr. phil. oder, wie es damals noch hieß, zum artium liberalium Magister ernannt. Nun hatte Strauß eine solche Abhandlung fertig, die Preisarbeit für die katholisch-theologische Fakultät vom Jahre 1828, de resurrectione carnis. Zwar hatte er es seinerzeit versäumt, sich das Manuskript in Tübingen zurückgeben zu lassen; aber der philosophische Dekan durfte es sich ja nur, wenn Strauß seine übrigen Papiere einreichte, von dem Nachbardekan der katholisch-theologischen Fakultät erbitten, dann war alles Nötige beisammen. Doch o weh! Die Straußsche Arbeit fand sich nicht in den Akten der katholischen Fakultät, und aus diesen ist sie, wie mir von Tübingen aus neuerdings noch bestätigt wird, spurlos verschwunden bis zum heutigen Tage. Es ist das ein Mißgeschick, das merkwürdigerweise noch manche andere amtliche Papiere betroffen hat, die auf Strauß Bezug haben. Mit der Liste der Ludwigsburger Konfirmanden vom Jahre 1821 hebt es an und bei dem letzten amtlichen Aktenstücke, das sich zu Lebzeiten von Strauß mit ihm beschäftigte, einem Reskript des damaligen württembergischen Kultusministers v. Rümelin aus dem Jahre 1859[1]), hat dieses Verlorengehen immer noch nicht aufgehört. In dem Fall der Preisarbeit liegt

[1]) Darüber wird später ausführlich zu sprechen sein.

Digitized by Google

keinerlei eigentliche Schuld, keine böse Absicht vor. Wer sie verloren hat und wie sie so bald schon hat verloren gehen können, weiß ich freilich nicht zu sagen; der Dekan von 1828 war Drey, doch wird in den Akten der philosophischen Fakultät Professor Herbst als der genannt, unter dessen Papieren sie sich unauffindbar verloren haben müsse; ob und wieweit das begründet ist, vermag ich jedoch nicht anzugeben. Ganz ohne Schuld war jedenfalls Strauß selber auch nicht: es wäre an ihm gewesen, sich rechtzeitig um die Rückgabe der Arbeit zu bemühen, die in diesem Falle um so weniger Schwierigkeiten gemacht hätte, da die Arbeit ja als preiswürdig erkannt und ihr Verfasser somit bekannt geworden war. Nun hatte er aber glücklicherweise kürzlich erst in Klein-Ingersheim „mit viel Freude" einen Aufsatz gemacht[1]), in dem er die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge in ihrer religionsgeschichtlichen Entwicklung darstellte. Ihn reichte er als Promotionsarbeit ein. Auch ihn haben wir nicht mehr. Weder in den Akten der philosophischen Fakultät noch unter den Papieren von Strauß ist er zu finden gewesen —; wohl aber existiert davon eine Skizze in einem Briefe an Binder, und diese ist merkwürdig genug, um hier im Wortlaut ihre Stelle zu finden.

„Ich habe kürzlich einen Aufsatz gemacht", schreibt er, „der mir viel Freude gewährte, indem ich die Lehre von der ἀποκατάστασις πάντων (der Wiederbringung aller Dinge) in ihrer religionsgeschichtlichen Entwicklung darstellte. Ich ging von den vorchristlichen Religionen aus und fand in der indischen Religion schon eine Art von ἀποκατάστασις, welche aber hier, wo alles endliche und bestimmte Sein als Widerspruch genommen wird, nur ein abstraktes Zurück-

[1]) Es war also nicht eine der im Stift gefertigten „Semestralarbeiten" (ein Stiftsaufsatz), wie Hausrath a. a. O. I, S. 64 berichtet, und wie es ihm Carl Harräus (D. F. Strauß, sein Leben und seine Schriften unter Heranziehung seiner Briefe dargestellt, 1901, S. 41) unbesehen nachschreibt

Digitized by Google

gehen alles Daseins ins reine Sein, in Brahm ist. (Hierüber hatte ich einen Aufsatz von Hegel in den Berliner Jahrbüchern 1827, II. Band)[1]). Die Wiederbringung nämlich faßte ich allgemein als die in die Zukunft verlegte Lösung aller im religiösen Bewußtsein gesetzten Widersprüche. Der persischen Religion war nicht mehr das bestimmte Sein selbst das Widersprechende und Aufzuhebende, sondern nur in dem Falle und soweit, als es der Identität des reinen Lichtwesens, des Guten, als Finsteres und Böses widerstrebte. Hier ist also die ἀποκατάστασις die Zurückführung aller Wesen in die Angemessenheit mit dem reinen Lichte, ohne Aufhebung der Persönlichkeit. In beiden Religionen aber sollte auf die Wiederbringung eine neue Schöpfung, ein neuer Abfall folgen. Dadurch haben sie sich selbst gerichtet und ihren Grundbegriff, jene des reinen Seins, diese des reinen Lichts oder Guten, für ungenügend erklärt. Denn ihre Bewegung ist ja diese: diese jetzige Welt mit ihren Unterschieden und Gegensätzen ist eine widersprechende und treibt den Gedanken zu einem künftigen unterschieds- und gegensatzlosen Zustand fort; aber auch dieser befriedigt nicht, und ich muß zu den Gegensätzen aufs neue zurück. Oder streng nach Hegels Logik: das Allgemeine, wenn es das Besondere ausschließt (indische Religion), wird selbst ein Besonderes; das Gute, wenn es das Böse ausstößt (persische Religion), wird selbst zum Bösen. Ohne eine ἀποκατάστασις sind die griechische und die jüdische Religion aus sehr verschiedenen Gründen. In jener ist der Grundbegriff kein abstrakter, wie das reine Sein oder Licht, sondern ein konkreter: harmonische Entwicklung des Lebens; als konkreter ist er auch ein wirklicher (nicht bloß künftiger) in dem Staats- und Kunstleben der Hellenen; mit dem Regierungsantritt ihres Zeus, der die widerstrebenden Kräfte bezwang, waren den

[1]) Eine Rezension Hegels ist gemeint „Über die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabharata von W. v. Humboldt", abgedruckt in Hegels Werken Bd. 16, S. 361—435.

Digitized by Google

Griechen alle Dinge wiedergebracht. Der Grundbegriff der jüdischen Religion war kein konkreter, sondern der abstrakteste: Angemessenheit an ein (geschriebenes) Gesetz, daher auch niemals verwirklicht, sondern das Volk jederzeit im schroffsten Widerspruch dagegen, welcher — könnte man meinen — zur Annahme einer einstigen Auflösung hätte hintreiben sollen. Aber der abstrakte Verstand der Juden verblieb im Gegensatze, ihre bloß rechtliche Moral war zufrieden, wenn nur jedem sein Recht, dem Bösen Böses, widerfuhr. Im Urchristentum, der Religion, die den Fluch des Gesetzes auflöste, die die Lehre von der Versöhnung zum Grundbegriff hat, sollte man durchaus die Lehre von einer ἀποκατάστασις als Schlußstein des Systems und Vollendung der Erlösung erwarten. Aber sie findet sich nicht. Ewige Höllenstrafen sind gelehrt, und selbst 1. Kor. 15 enthält nur die äußere, nicht die innere Besiegung des Bösen. Der Grund ist der praktische Standpunkt Jesu und der Apostel. Ihre Vorstellungen bildeten sich in ihrem Verhältnis zu den Menschen, welche das angebotene Heil teils annahmen, teils verwarfen, denen sie also teils erfreuliche, teils drohende Aussichten in jenes Leben eröffnen mußten. Erst in Origenes bekam die christliche Kirche genug spekulative Muße, um diese Lehre auszubilden. Aber auch er richtet sich selbst durch die Annahme einer zweiten u. s. f. Schöpfung und neuen Abfalls. Ihm entstand dies so, daß er sah, Freiheit sei nichts ohne die Möglichkeit des Bösen, diese aber nicht ohne irgendeine Wirklichkeit. Warum die Kirche seine Lehre hierüber verdammte, davon ist der Grund, daß sie, stets bloß in Vorstellungen sich bewegend, das „die Bösen werden aufhören verdammt zu sein" (nämlich eben dann, wenn sie auch aufhören böse zu sein), nie recht von dem unterscheiden kann: „Das Böse wird einmal aufhören verdammt zu sein." Nun kommt Erigena ans Brett: Er hat nach seiner Wiederbringung zwar keine wiederholte Schöpfung, aber er ließ den abstrakten Gedanken der Wieder-

Digitized by Google

bringung gar nicht ganz vollziehen. Er nimmt nämlich nach der realen Aufhebung doch eine ideale Fortdauer des Bösen in der quälenden Erinnerung an. Er hatte aber eine Lehre in seinem System, die ihm eine Wiederbringung ganz überflüssig hätte machen sollen, nämlich die vom Bösen als Nichtseiendem und zur Totalität der aus allen Stufen bestehenden Welt Gehörigem. Thomas von Aquin und Spinoza wiederholen und erwecken diese Lehre. Neuestens Schleiermacher, der nur kurioserweise auch von einer zeitlichen, künftigen ἀποκατάστασις spricht. Eigentlich ist sie ihm eine ewig gegenwärtige, wie II, S. 367 und 370 (Glaubenslehre, 2. Aufl.) zu lesen ist. Hegel betrachtet die Philosophie als dasjenige, was uns alle Dinge als ewig wiedergebracht, alle Widersprüche als gelöst zeigt, also als die ideell zeitliche Wiederbringung, während diese reell = ewig vollbracht ist."

Interessant ist vor allem der Schluß; er zeigt uns, daß Hegel definitiv gesiegt hat über Schleiermacher, dessen Theologie „kurioserweise" sich selber widerspricht; dagegen ist die Philosophie Hegels die Wiederbringung selber, die Lösung aller Widersprüche. Im übrigen aber würden wir uns nicht wundern, wenn die philosophische Fakultät in Tübingen nicht allzu günstig über diese Arbeit geurteilt hätte; unserer heutigen Auffassung von der Behandlung einer historischen, speziell religionsgeschichtlichen Aufgabe, die vor allem aus den Quellen selbst zu schöpfen hätte, entspricht sie wenig: es ist uns der Philosophie zu viel und der Geschichte und genauen Kenntnis dessen, worüber gesprochen und philosophiert wird, zu wenig. Aber hören wir, was die Fakultät wirklich dazu sagte. Eschenmayer hatte das Referat, und dieses fiel in der Tat nicht allzu günstig aus. Doch nicht etwa deswegen, weshalb uns die Arbeit mißfällt: nicht weil sie in ihrem ersten Teil aus sekundären oder gar tertiären Quellen geschöpft, ohne die notwendige empirisch-historische Unterlage abgefaßt war, wird sie getadelt, sondern — wegen ihres Hegelschen Schlusses. Für die ersten

Digitized by Google

Partien erkennt der Referent vielmehr ausdrücklich „die klare Darstellung" lobend an, bemerkt aber dann zunächst von dem Thema selbst etwas spöttisch: „Diese Lehre, wie so viele andere ein Auswuchs der müßigen religiös-philosophischen Spekulation, hat daher vielen Wechsel im Durchgang durch die spekulative Vernunft erlitten, bis Hegel ihr dadurch das Siegel vollends aufgedrückt hat, daß alle im frommen Bewußtsein noch zurückbleibenden Widersprüche in dem erstarkten Denken der wahren (nämlich Hegelschen) Philosophie, welche demnach subjektiv (Strauß sagt: „ideell") und zeitlich die Wiederbringung aller Dinge sei, vollständig gelöst seien." Dann aber geht es energisch weiter: „Wie eine solche Lehre mit dem Evangelium, das uns fast in jeder Zeile über das Zeitleben hinausführt und auf eine höhere Lösung im ewigen Leben vorbereitet, sich vertragen könne, ist nicht einzusehen, und wir sehen auch hier wie überall in der Hegelschen Philosophie den Geist des Christentums der anmaßlichen Spekulation aufgeopfert." Und nun zu Strauß übergehend fährt er fort: „Ich bin zwar überzeugt, daß ein solcher wahrheitsliebender Mann wie Strauß, wie er schon früher von Jakob Böhm auf Hegel überging, auch von Hegel auf das keinem Wechsel ausgesetzte Evangelium zurückkehren wird; aber doch wäre es besser gewesen, sich keine Abweichung davon erlaubt zu haben." So beurteilt dieser Philosophus a non philosophando eine philosophische Doktor-Dissertation — lediglich nach theologischen Gesichtspunkten, etwa nach dem Schema, das zu meiner Zeit ein Repetent im Stift bei Beurteilung unserer Aufsätze anzuwenden pflegte: X. leugnet, daß —, also ist die Arbeit unbefriedigend. Und auch als schlechter Prophet und Menschenkenner erwies sich dieser Geisterseher, wenn er glaubt und voraussagt, daß Strauß von Hegel wieder „auf das Evangelium" zurückkehren werde. Da war Sigwart doch weit mehr Philosoph, der im Gegensatz zu seinem Kollegen diese theologische Arbeit eben deshalb zur Annahme seitens der philosophischen Fakultät für geeignet erklärte,

Digitized by Google

weil sie auf den drei letzten Seiten „eine Verherrlichung der Philosophie selbst gegenüber der Religion enthalte". Eschenmayer hatte sein Gutachten geschlossen: er sei „in dieser Hinsicht", d. h. weil die Arbeit sich jene Abweichung vom Evangelium erlaubt habe, „wirklich unentschlüssig, das Prädikat „post b e n e comprobatam usw.", weil es eine Billigung dieser Grundsätze von der Fakultät aus in sich schließe, vorzuschlagen"; andererseits freilich sei er überzeugt, daß der Verfasser es in anderer Hinsicht vielfach verdiene, wie er auch schon im Eingang seines Gutachtens auf „die Talente, Kenntnisse, gute Eigenschaften und das rühmlichst bestandene theologische Examen" desselben hingewiesen hatte. Oder, meint er, es ließe sich „vielleicht eine Wendung finden, die sich auf seine Preisschrift de resurrectione carnis beziehe, die ja schon von kompetenten Richtern beurteilt sei". Allein die Kollegen waren weniger skrupulös als der engherzige Eschenmayer. Sigwart zwar hielt sich als Dekan der Fakultät zurück; aber Ephorus Jäger und die Professoren Haug und Tafel stimmten für bene, und nun erklärte Eschenmayer, er könne sich mit diesem Prädikat auch „konformieren".

Daß Strauß das nunmehr mit bene ausgestellte Diplom schwerlich sehr erfreut haben werde, wie Hausrath meint, und diese seine Promotion „einen bitteren Eindruck" auf ihn gemacht habe, läßt sich durch Äußerungen von ihm nicht belegen: er hieß nun Magister, hieß Doktor gar und war jedenfalls froh, als ihm nach Bezahlung der Gebühren von 51 fl. 3 kr., wovon dem Drucker des Diploms für Satz, Druck und Papier 3 fl. 18 kr. zukamen, dieses Ende November 1831 endlich zugeschickt wurde. Eine bessere Note als bene hatte er von der philosophischen Fakultät schwerlich erwartet für eine Abhandlung, von der er in der Eingabe selbst richtig sagt, daß sie „zunächst theologischen Inhalts, doch auch das philosophisch Gebiet betrete". Auch begnügte sich die Fakultät bei [illegible] lichen Arbeiten öfters mit dem Prädikat rite. Eher Grund

Digitized by Google

Ärgerlichwerden gab ihm der Umstand, daß ihm seine Bitte um ein für Reisezwecke zur Verfügung stehendes Stipendium von der Fakultät abgeschlagen wurde. Jäger trat zwar, „um der großen Würdigkeit" des Petenten willen, warm für ihn ein, obgleich er „nicht zu den Bedürftigsten gehöre". Allein Tafel erklärte, die Kasse sei dazu „noch zu schwach", und so wurde das Gesuch abgelehnt [1]).

3. Die Berliner Reise.

Das Ergebnis seiner Promotion in absentia hatte Strauß nicht in der Heimat abgewartet, wo ihm, fast als hätte er eine Vorahnung des Kommenden gehabt, der Boden zuletzt förmlich unter den Füßen gebrannt hatte. So hatte er sich weder durch die Nachrichten über die immer noch nicht ganz erloschene Cholera in Berlin noch durch das Zögern der Freunde, mit denen er ursprünglich die Reise gemeinsam hatte antreten wollen, aufhalten lassen, sondern war Anfang November 1831 allein abgefahren — direkt nach Berlin,

[1]) Das bei dieser Gelegenheit von Strauß abgefaßte kurze Curriculum vitae gibt zwar nichts wesentlich Neues; da es aber bei Hausrath a. a. O. I, Beilagen S. 9 mit einigen Fehlern abgedruckt ist, mag es hier noch einmal aus dem Original heraus zum Abdruck kommen: Ego Davides Fridericus Strauss natus sum Ludovicopoli a. d. VI. Calendas Februarias anni p. Chr. n. 1808, patre Joanne Friderico, mercatore, matre Christiana Catharina nata Beck. Frequentatis in oppido patrio scholis, cum mature theologiae me dicassem, anno 1821 in seminarium Blabyrense, mox anno 1825 in Tubingense receptus sum. Quae magistrorum meorum tum doctrinae tum humanitati debeo, memoriae meae nunquam excident. Anno 1828 ill. facultas catholico-theologica traditae a me commentationi, anno 1829 evangelica orationi sacrae a me habitae praemia decrevere. Peractis anno 1830 examinibus Ingershemiam minorem in pagum Vicarius concessi, ibique laetis ministerii sacri initiis factis, huius anni mense Iulio ad seminarium Maulbronnense vocatus sum, ut Professoris locum vicario modo explerem. Quibus negotiis iam solutus universitatem Berolinensem adire in animo habeo, ut studiis philosophico-theologicis sub clarissimorum virorum auspiciis incumbere possim.

Digitized by Google

wohin ihm dann auf Betreiben des Vaters das Doktordiplom nachgesandt werden mußte. Und dort kam er eben noch recht.

Wir wissen schon, er wollte die Hegelsche Philosophie an der Quelle kennen lernen, wollte in Berlin vor allem Hegel selber hören und sich ihm auch persönlich vorstellen. Alles schien nach Wunsch zu gehen. Hegel las im Wintersemester über Geschichte der Philosophie und über Religionsphilosophie, das traf sich ja herrlich; und so belegte Strauß natürlich sofort die beiden Vorlesungen und freute sich des guten Anfangs. Auch persönlich suchte er den Meister gleich in den ersten Tagen auf und wurde von ihm freundlich aufgenommen. Denn auch Hegel freute sich seinerseits, in dem jungen Landsmann einen so begeisterten Anhänger seiner Philosophie kennen zu lernen, und hoffte wohl durch ihn, der demnächst als Repetent nach Tübingen kommen sollte, die bisher so gut wie ganz fehlenden Verbindungsfäden mit der heimatlichen Hochschule und dem dortigen Philosophiestudium anknüpfen zu können. Von diesem hatte er mit Recht keine günstige Meinung; Sigwart und Eschenmayer waren ihm, der eine in seiner Unbedeutenheit, der andere in seiner okkultistischen Narrheit, nicht unbekannt. Und wenn er den wissenschaftlichen Geist dort so schilderte: „es werde da zusammengetragen, was dieser und was jener von einer Sache halte, da habe der das darüber gesagt, ein anderer jenes, auch lasse sich das noch sagen usw.“, so war auch das, mehr als es Strauß Wort haben wollte, eine richtige Charakteristik des philosophischen Stiftsbetriebes. Dagegen, wenn er sagte, er wisse wohl, daß ein Prophet nichts gelte in seinem Vaterland, so traf das in diesem Augenblick nicht mehr ganz zu. Offiziell war es so, gewiß! Aber im Tübinger Stift hatte die Blaureurer Promotion die Rezeption der Hegelschen Philosophie bereits vollzogen, und auch das Repetentenkollegium hatte, wie die Vorlesung Schneckenburgers bewies, vereinzelt

Digitized by Google

ihm schon gnädigst Notiz genommen: d. h. also, die schwäbische Jugend fing eben an, mit fliegenden Fahnen ins Hegelsche Lager überzugehen. Das sah nun der alternde Philosoph in dem jungen Tübinger Magister verkörpert vor sich stehen, und so zeigte er sich ihm gegenüber von der freundlichsten Seite. Auch menschlich ging er aus sich heraus, fragte nach allerlei Württemberger Verhältnissen, in denen er sich noch mit ehrlicher Anhänglichkeit zu Hause zeigte, wie wir Schwaben draußen alle, und fragte auch persönlich nach einzelnen Landsleuten, z. B. nach Märklins Vater mit viel Teilnahme und freute sich als alter Stiftler darüber, daß dieser, sein ehemaliger Studiengenosse, es inzwischen zum Prälaten gebracht habe. Beim Gehen forderte er Strauß zum öftern Wiederkommen auf und versprach, ihn auch mit seiner Frau bekannt zu machen.

Ein paar Tage später — es war am Morgen des 15. November — besuchte Strauß auch Schleiermacher. Dieser fragte ihn, ob er sich nicht vor der Cholera in Berlin gefürchtet habe? Nein, meinte Strauß, sie sei ja auch so ziemlich erloschen. Ja, antwortete Schleiermacher, aber sie hat noch ein großes Opfer gefordert, Professor Hegel ist gestern abend an Cholera gestorben! Darauf soll Strauß im ersten Schrecken gerufen haben: „Um seinetwillen war ich hierher gekommen." Diese freilich mit dem Schrecken einigermaßen zu entschuldigende Taktlosigkeit könnte das unfreundliche Benehmen, das Schleiermacher im persönlichen Verkehr mit Strauß an den Tag gelegt haben soll — er habe den jungen Schwaben in einer Gesellschaft, wo sie sich trafen, geschnitten —, am einfachsten erklären.

Allein recht im Gegensatz zu dieser Erzählung rühmt Strauß selber in einem Brief an Grüneisen, damals Hofkaplan, später Oberhofprediger in Stuttgart, der ihm Empfehlungsschreiben nach Berlin mitgegeben hatte, „die freundliche Aufnahme" gerade auch bei Schleiermacher, der durch die Nennung von Grüneisens Namen „besonders angenehm über-

Digitized by Google

rascht gewesen sei". Und so könnte alles — ein Mythus sein, eine spätere Ausschmückung der Szene jenes ersten Besuches bei Schleiermacher, wo Strauß Hegels Tod erfuhr. Am Repetententisch im Stift mag das Geschichtchen erfunden und erzählt worden sein, und vielleicht hat sich Strauß selbst diese Version mit gutem Humor gefallen lassen. Denn später gab sich Schleiermacher gegen die jungen württembergischen Hegelianer, die ihn besuchten, allerdings „ordentlich widerwärtig". Die Schuld daran mochten dann die Freunde nach ihrer Heimkehr Strauß als dem ersten und schlimmsten von ihnen zugeschrieben und dazu jenes Geschichtchen erfunden, jene Äußerung ihm in den Mund gelegt haben.

Natürlich wohnte Strauß der Beerdigung Hegels an. Er erzählt darüber: „Um 3 Uhr hielt Marheineke als Rektor im Universitätssaale eine Rede, einfach und innig, mich ganz befriedigend. Er stellte ihn nicht nur als König im Reich des Gedankens, sondern auch als ersten Jünger Christi im Leben dar. Er sagte auch, was er bei einer kirchlichen Feier nicht würde gesagt haben, daß er wie Jesus Christus durch den leiblichen Tod zur Auferstehung im Geiste, den er den Seinigen gelassen, hindurchgedrungen sei. Hierauf ging der ziemlich tumultuarische Zug vors Trauerhaus und von da zum Gottesacker. Dieser war mit Schnee bedeckt, rechts stand Abendröte, links der aufgehende Mond. Neben Fichte, wie er gewünscht hatte, wurde Hegel beigesetzt. Ein Hofrat Dr. Förster, ein Poet und Anhänger Hegels, hielt eine Rede voll leerer Phrasen, wie das Gewitter, das lange über unseren Häuptern gestanden und sich schon verziehen zu wollen schien, noch mit einem zündenden Strahl und harten Donnerschlag ein hohes Haupt getroffen; und das mit einem Ton, wie wenn man dem Kerl einen Sechser gegeben hätte, um das Ding geschwind abzulesen. Nachdem dies beendigt war, trat man näher zum Grab, eine von Tränen gedämpfte, aber hochfeierliche

Digitized by Google

sprach: Der Herr segne Dich usw. Es war Marheineke. Dieser Eindruck befriedigte mich wieder ganz. Beim Austritt aus dem Gottesacker sah ich einen jungen Mann weinen und hörte ihn von Hegel sprechen. Ich schloß mich an ihn an; es war ein Jurist, vieljähriger Schüler Hegels."

Einen Augenblick dachte Strauß daran, Berlin wieder zu verlassen. Denn um Hegels willen war er wirklich nur dorthin gekommen; und dieser hatte ihn auf dem Katheder, obgleich er sich da unendlich alt, gebückt und hustend gab, in den wenigen Stunden schon im höchsten Grade angezogen: sein Vortrag gab, wenn man von allen Äußerlichkeiten absah, den Eindruck des reinen Fürsichseins, das sich des Seins für andere nicht bewußt war, d. h. es war weit mehr ein lautes Sinnen, eine Art von Monolog, als eine an Zuhörer gerichtete Rede. Daher die nur halblaute Stimme, die unvollendeten Sätze, wie sie so augenblicklich in Gedanken aufsteigen mögen. Zugleich aber war es ein Nachdenken, wie man wohl an einem nicht ganz ungestörten Orte dazu kommen mag; es bewegte sich in den bequemsten konkretesten Formen und Beispielen, die nur durch die Verbindung und den Zusammenhang, in welchem sie standen, höhere Bedeutung erhielten. So konnte er sich trefflich populär und eindringlich machen. Also was tust du ohne Hegel in Berlin? Das war die Frage. Doch rasch machte er sich klar, daß Hegel in Berlin „zwar gestorben, aber nicht ausgestorben" sei, so blieb er; und wirklich blieb Hegel auch für ihn dort lebendig und im Vordergrund und Mittelpunkt seiner Interessen. Er verkehrte mit der Frau und den Söhnen des Verstorbenen, noch 1837 läßt er durch Eduard Zeller „der Madame Hegel alles Zarte melden". Vor allem aber studierte er hier seine Philosophie doch wirklich an der Quelle. Wo er nur konnte, z. B. von jenem Juristen, den er am Grab des Meisters weinend getroffen hatte, verschaffte er sich Hefte Hegelscher Kollegien über Logik, Geschichte der Philosophie, Philosophie der Weltgeschichte, Religionsphilosophie — man bedenke, daß

Digitized by Google

diese alle damals noch nicht veröffentlicht waren, außer skizzenhaft in der Enzyklopädie —: sie exzerpierend arbeitete er sich gründlich in das System ein. Dann aber hörte er bei den Hegelianern „nur zu viele Kollegien, bald mit mehr, bald mit weniger Befriedigung“: bei Marheineke über den Einfluß der neueren Philosophie auf die Theologie und seit Hegels Tod auch die Geschichte des kirchlichen Dogmas. Dessen Vortrag fand er „sehr würdig und mit unverkennbaren Spuren von Gefühl“; dagegen war es diesem unbequem, wie Strauß ihn im Kolleg „mit seinen großen, ungläubigen Augen“ ansah. Bei Henning hörte er Logik: dieser ist „der aufgelegte Taffel-Taffel [1]), er spricht ebenso hastig und hat auch äußerlich dieselbe überspannte, kahle Stirne; doch versteht er seine „Lochik“ und ist mir besonders auch durch ein Konversatorium schätzenswert“. Von Michelet, bei dem er Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften belegt hatte, berichtet er: „Michelet spricht äußerst pathetisch und gefühlvoll bis zur Fistel hinauf, ist aber bis auf ein gewisses praktisches Bestreben, das wir ihm gerne schenkten, recht wacker.“ Den Vertreter Hegels im Gebiete der Ästhetik, Hotho, lernte er jedenfalls persönlich kennen; auch besuchte er ein einstündiges Kolleg über Geographie des alten Palästina bei dem philosophierenden Geographen Ritter, der freilich nicht zu den Hegelianern zu rechnen ist. Sein Vortrag war etwas verworren, und kindlich einfach die Spitze seines „Systems“, daß „die äußere Natur unter göttlicher Leitung auf den Menschen wirke“.

In ein ganz besonders nahes, freundschaftliches Verhältnis aber kam er vor allem zu dem jungen Hegelianer und theologischen Privatdozenten Wilhelm Vatke [2]).

[1]) So hieß in Tübingen der Philologe Tafel wegen seiner „hastigen Sprechweise.“

[2]) Über ihn s. die Biographie von H. Benecke, Wilhelm Vatke in seinem Leben und seinen Schriften. 1883, der manches über das Verhältnis der beiden entnommen ist.

Digitized by Google

Über ihn als „einen sehr werten Freund“ schreibt er an Märklin: „Er ist einige Jahre älter als wir (Vatke war am 14. März 1806 geboren), ist aber schon um ein Gutes gelehrter als wir, besonders in Orientalibus, daraus wirst Du abnehmen, daß er ein ganzer Kerl sein muß. Dabei ist er ein so einfacher, offener und fester Charakter, auch mit beigemischter Heiterkeit, daß man sich gern an ihn anschließen mag. Er seinerseits war denn auch wieder froh, wie er sagte, mit einem Theologen einmal ein vernünftiges Wort reden zu können, weil seine Mitlizentiaten geringe Subjekte sind. So hat sich zwischen uns schon ein recht ersprießlicher wissenschaftlicher und freundschaftlicher Umgang gebildet.“ Seine Vorlesung — Einleitung in das Alte Testament — besuchte Strauß regelmäßig und bekam hier ein Stück auf die Theologie angewandter Hegelscher Philosophie zu hören, was ihm sehr behagte. Auf ihren Spaziergängen im Tiergarten disputierten sie dann über Schleiermacher oder ließ sich Strauß von Vatke im Hebräischen, Rabbinischen oder Chaldäischen ein Privatissimum lesen. Abends aber spielte Vatke auf seinem Zimmer Strauß aus Bach oder Mozart oder Beethoven vor. „Strauß war in diesem Genuß unersättlich; stundenlang konnte er zuhören, so entzückendes Gefallen hatte er an der Musik. Dabei trat der Unterschied der beiden Männer in ihrer seelischen Richtung hervor: Vatke fand sein Ideal in Bach, dem musikalischen Dürer, dessen Fugen und Passionen, auf protestantisch-dogmatischer Grundlage ruhend, unsere Empfindungen systematisch steigern, um im frommen Gefühl uns festzubannen. Strauß ging keine Musik über die Mozartsche: die war ihm unmittelbarer Genuß ohne jede Reflexion, seelenvollste Befriedigung, köstlichste Sättigung des nach dem Erhabenen sich sehnenden Menschenkindes. Und doch fand sich für beide Musikenthusiasten ein Vereinigungspunkt in der titanischen Gewalt Beethovens. „Erst spiele für dich den Bach, dann für mich den Mozart, und für uns

Digitized by Google

zwei den Beethoven." Nur mußte, wenn Strauß' Programm durchgespielt war, von vorn wieder angefangen werden, und erst wenn gute Freunde kamen, die das alles für Klingklang hielten, wurde das Klavier bis zum nächsten Tage geschlossen". Dabei war Strauß natürlich nicht bloß der Empfangende, wie das auch der Biograph Vatkes betont, dem wir diese Stelle entnommen haben: auch Vatke erhielt von ihm eine Fülle von Anregungen und gewann durch die Freundschaft mit einem Mann, dessen künftige wissenschaftliche Größe für ihn eine ausgemachte Sache war, Vertrauen zu sich und seinem eigenen Wissen und Können. Es war, das fühlten beide, eine Freundschaft fürs Leben, wie sie auch bis zu Straußens Tode gedauert hat, und war zugleich eine wissenschaftliche Waffenbrüderschaft, die sich schon im Jahre 1835 offenbaren sollte; denn da erschienen gleichzeitig „Das Leben Jesu" von Strauß und Vatkes „Religion des Alten Testaments".

Neben der Hegelschen Philosophie und dem Kreis ihrer Vertreter gab es aber im wissenschaftlichen Berlin noch einen zweiten Anziehungspunkt, der nach anfänglicher Abstoßung bald um so kräftiger auf Strauß wirkte. Ich meine natürlich nicht Neander, bei dem er auch ganz gern hospitierte und dessen Darstellung er vollen Beifall schenkte, ja geradezu „unvergleichlich" fand: die liebliche, konkrete Fülle und dabei doch die logische Ordnung und kritische Auffassung gaben „eine herrliche Mischung"; auch der Selbstgenuß seiner Religion, in der er sich mit allen ihren Erscheinungen versöhnt wußte, imponierte ihm. Persönlich aber war Neander gegen Strauß „wie ein Stock", vielleicht infolge eines Uriasbriefes von Steudel, wenigstens hat dieser seinem hegelisch gesinnten Neffen Märklin im Jahre darauf diesen Streich gespielt. Sondern jener zweite Brennpunkt, um den das wissenschaftliche Interesse Straußens in Berlin kreiste, war Schleiermacher. Der erste Eindruck, den er von seinen Vorlesungen und auch von seinen Predigten

Digitized by Google

hatte, war freilich kein günstiger: „Schleiermacher ist," schreibt er an jenem dies nefastus, dem Tag nach Hegels Tod, an Märklin, — „er ist, weil er extemporiert, nicht leicht nachzuschreiben, er hat mich überhaupt bis jetzt, auch das Predigen mit eingeschlossen, noch nicht besonders angezogen, — ich muß ihn zuvor mehr persönlich kennen lernen." Zwei Monate später klingt es aber ganz anders[1]): „Seine Vorlesungen wollten mir anfangs nicht recht munden, ich fand keinen rechten Zusammenhang darin, ein Hin- und Hergehen am Gegenstand, das ihn bald da, bald dort faßte und wieder fahren ließ. Jetzt ist mir aber diese Methode außerordentlich anziehend geworden. Ich übersah nämlich anfangs, mit wie klarem Bewußtsein Schleiermacher die Darstellung unterscheidet, wie sie in ein Buch und wie sie in eine Vorlesung gehört: diese darf von dem objektiven, ruhigen Gang, wie er in einer Schrift an seiner Stelle ist, nichts haben, sondern muß allerdings das Subjekt in seiner mannigfachen Geschäftigkeit am Gegenstand zeigen, um die zuhörenden Subjekte, will's Gott, zu einer ähnlichen Tätigkeit zu erziehen." Dieser Art gegenüber tadelt er jetzt Marheinekes Kathedervortrag, dessen geschlossener Gedankengang in der schnellen Vorlesung nicht in die Zuhörer hineinkomme, weil er sich ihnen nicht so insinuiere wie Schleiermacher. Bei Freund Märklin aber nimmt er nun sein ungünstiges Urteil über Schleiermacher und vor allem seine verstimmten Äußerungen über seine Predigten am 6. Februar 1832 ausdrücklich zurück: „Ich war damals durch Hegels Verlust in einer gewissen Gereiztheit, mir ihn durch nichts, am wenigsten durch einen Mann entgegengesetzter Richtung, ersetzen lassen zu wollen. Dazu kam, was Schleiermachers Vorlesungen betrifft, der Umstand, daß man diese gewohnt

[1]) In dem schon erwähnten Brief an Carl Grüneisen in Stuttgart vom 15. Januar 1832. Der Brief ist im Marbacher Schillermuseum aufbewahrt und mir dort gütigst zur Einsicht überlassen worden.

Digitized by Google

sein muß, um sich darein finden zu können. Es ist darin die reine Methode des Räsonnement, nicht wie in seinen Schriften in eine wissenschaftliche Form zusammengehalten, sondern frei am Stoff hin- und hergehend, ihn bald an dieser, bald an jener Seite fassend. Dies war mir nun im Anfang verdrießlich und bot mir den Schein von Verworrenheit; es wurde mir aber bald klar, daß Schleiermacher mit großer Besonnenheit zwischen schriftlicher Darstellung und mündlicher für Studierende unterscheide und jene zwar in abgerundeter, geschlossener Objektivität (soweit es seinem Standpunkt möglich), diese aber in ganz subjektiver Haltung gebe, und so, daß man dem Prozeß des Werdens zusehen und ihn in sich nachbilden lerne. So sind mir jetzt seine Vorträge nicht nur anziehend geworden, sondern ich habe auch, was die Methode akademischer Vorlesungen betrifft, etwas Wesentliches bei ihm gelernt." Und nun geht er auf seine Predigten über. Über sie hatte er drei Wochen zuvor an Grüneisen geschrieben: „Bei Schleiermacher ziehen mich besonders seine Frühpredigten an, in welchen er jetzt den Markus erklärt. Auch von den anderen versäume ich keine und finde viele Befriedigung darin, doch setze ich sie den Frühpredigten nach, weil sie schon vermittelter sind.... Seine Dispositionen sind unentbehrlich; man hat nichts von der Predigt, wenn man nicht die Disposition hat, und oft führt er sie auch nicht rein durch." Ähnlich, nur eingehender heißt es in dem Brief an Märklin darüber so: „Noch mehr bin ich seitdem in Beziehung auf seine Predigten umgestimmt worden. Ich hatte, als ich Dir schrieb, nur einige wenige von ihm gehört, oder gar bloß eine, und diese waren über ganz kurze dogmatische Texte aus dem Johannes und so auch die Ausführung einförmig christologisierend. Seitdem bin ich aber in seinen Frühpredigten gewesen, in welchen er den Markus erklärt, auch hat er für die andern Pred[illegible] einen Kursus angefangen über die engeren persö[illegible] Verhältnisse, welche Christus anknüpfte, — und d[illegible]

Digitized by Google

größere historische Texte sich anknüpfenden Betrachtungen sind so reich durch feines Eingehen in die einzelnen Umstände und Züge, so lehrhaft durch Heranziehen von Allgemeinem, zugleich auch in der Form so wenig unpopulär, daß ich mich jedesmal auf den Sonntag freue um dieses Genusses willen. Und so mußt Du mit mir in Beziehung auf Deinen Freund Schleiermacher jetzt zufrieden sein. Er ist jetzt fast der einzige Prediger, den ich noch höre, Marheineke hat eine gute gehalten, an dem Sonntag nach Hegels Tod, als er durch dieses Ereignis aufgeweicht war, seitdem geraten sie ihm meistens ganz trocken. Auch von den übrigen Predigern ist keiner irgend mit Schleiermacher zu vergleichen." Über den Domprediger hat er sich Grüneisen gegenüber sehr abfällig geäußert: „Im Dom finde ich fast keine Befriedigung. Ich rieche dort Hofdogmatik, das alte orthodoxe Wesen durch ein alttestamentliches Helldunkel ins Mystische gezogen, und daneben alle Augenblicke ein Preis Gottes über den Sieg der Russen über die Polen. Das ist nichts für mich, so wenig ich Rationalist oder Revolutionär bin."

So war es neben der Hegelschen Philosophie und noch vor den damaligen Vertretern derselben in Berlin doch besonders Schleiermacher, der ihn packte. Daher war es ihm im Verkehr mit Vatke vor allem Bedürfnis und Genuß zugleich, durch mündlichen Ideenaustausch mit diesem über Schleiermachers Theologie ins klare zu kommen. 1839 hat er sich dann mit ihm in der großen Abhandlung über „Schleiermacher und Daub" sachlich und kritisch auseinandergesetzt, aber ausdrücklich seine „dankbare Verehrung" für ihn auch hier in den Vordergrund gestellt. Beides, Kritik und Dank, kommt auch in einer Äußerung zum Ausdruck, die er kurz vor seiner Abreise von Berlin im Tiergarten Vatke gegenüber getan haben soll, die aber in ihrem Wortlaut schwerlich ganz authentisch ist: „Der Schleiermacher hat mich mächtig angeregt, ich bin ihm viel Dank schuldig; aber der Mann hat mich doch nicht befriedigt. Er bleibt auf halbem Wege

Digitized by Google

stehen, er sagt nicht das letzte Wort. Dies Wort werde ich aussprechen, ich reise jetzt nach Tübingen zurück, und höre, Vatke, ich schreibe ein Leben Jesu nach meiner Idee."

Man sieht, Strauß war auch in Berlin ausschließlich ein Lernender, ein studiosus philosophiae et theologiae. Da lagen seine Interessen, deswegen war er da, und diesem Zweck lebte er denn auch ganz und gar. So vernachlässigte er darüber die andere zweite Aufgabe einer solchen Kandidatenreise, „leben zu lernen", wie Lessing es formuliert hat, jenseits von Tübingen und außerhalb der schwarz-roten Grenzpfähle Württembergs das Leben und ein Leben in höherem Stil kennen zu lernen. Freilich nicht ganz. Von dem zu allen Diensten bereitwilligen Kriminaldirektor Hitzig, an den er durch Grüneisen empfohlen war, einer in den Berliner literarischen Kreisen hochangesehenen Persönlichkeit, ließ er sich in diese einführen, speziell auch in die Mittwochsgesellschaft, in der man Fichtes Leben vorlas und wo namentlich auch Chamisso zu treffen war. Strauß nennt Hitzig „den freundlichsten Mann" in Berlin, der ihm dort unzählige Gefälligkeiten erwiesen habe. Auch bei seinem Schwiegersohn, dem Kunsthistoriker Kugler, verkehrte er, aber hier ohne Gewinn; es kam ihm vor, als seien sie beide wie Öl und Wasser, die Verbindungslinien fehlten, d. h. Kugler war dem Schwaben offenbar zu sehr Norddeutscher und Berliner.

Wir werden später sehen, in welch enges Verhältnis Strauß zum Theater und zur bildenden Kunst gekommen ist. In Berlin war ihm — abgesehen von jenen weihevollen Stunden, die ihm Vatkes Klavierspiel bereitete, — der Sinn für die Kunst noch nicht erschlossen, und so wird er von sich haben sagen können, was Binder ein Jahr später darüber zu berichten hat: „Das Theater habe ich nicht allzu häufig besucht". Doch wird er wie dieser Ludwig Devrie ein paarmal im Schauspiel bewundert und wie alle V für die Tänzerin Fanny Elßler geschwärmt haben.

Digitized by Google

im übrigen war er eben noch ganz Stiftler und Student, d. h. weltfremd, gelehrt und ohne alles Verhältnis zur Kunst; und so war ihm diese Ergänzung seiner einseitigen Seminarbildung, in der wohl heute noch die Erziehung zur Kunst am schlechtesten wegkommt, einstweilen versagt.

Für den Sommer war das Berliner Vorlesungsverzeichnis besonders reich an Vorlesungen, die Strauß locken konnten: Schleiermacher kündigte Vorlesungen über das Leben Jesu und über Moral an, Marheineke wollte Dogmatik und Symbolik lesen, Neander, den er als Dozenten ja besonders ins Herz geschlossen hatte, Geschichte der Moral. Daher rät er den Blaubeurer Genossen dringend, nun auch ihrerseits die Reise nicht länger aufzuschieben und nach Berlin zu kommen: die Vorurteile gegen einen Sommeraufenthalt in Berlin seien eben Vorurteile. Aber warum blieb er nicht auch? Alles sprach doch dafür; auch gab er sich, nachdem er anfangs Mühe gehabt hatte, sich in Berlin zurechtzufinden, namentlich seit der näheren Bekanntschaft mit Vatke, den Annehmlichkeiten des dortigen Aufenthalts mit vollem Behagen hin. Allein trotz alledem — er mußte fort. Es war ihm je länger je mehr unmöglich, sich „bloß empfangend ohne eigentliche Tätigkeit zu verhalten".

Aber vielleicht fand er eine solche in Berlin selber, etwa in der Form einer literarischen Beschäftigung? Dabei dachte er nicht daran, ein Buch zu schreiben, dazu fühlte er noch nicht den Beruf in sich, sondern an journalistische Arbeit. Mit Vatke zusammen plante er die Herausgabe einer Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie. Daraus, meinte der literarisch Unerfahrene, würde er zugleich auch die Mittel zu einer Verlängerung seines Aufenthalts in Berlin gewinnen können; denn „man braucht dort gewaltig viel beim einfachsten Leben". Es war in der Tat eine Lücke auszufüllen in dem Kreis der theologischen Zeitschriften, es fehlte ein Organ für spekulative, auf dem Boden der Hegelschen Philosophie aufgebaute Theologie. Unter diesem Gesichtspunkt

Digitized by Google

billigte daher auch der Hegelsche Dogmatiker Marheineke den Plan. Allein trotz seiner Empfehlung wollte sich kein Verleger dafür finden: „Ja, wenn Sie einen berühmten Namen als Herausgeber stellen, will ich mir die Sache überlegen," meinte Duncker in Berlin; und Löflund in Stuttgart war zwar bereit, wollte aber für den Anfang kein Honorar zahlen: damit war aber den beiden nicht gedient. So ist aus der Zeitschrift nichts geworden, weder jetzt in Berlin, noch ein paar Monate später von Tübingen aus in Stuttgart.

Strauß aber mußte, als diese Hoffnung zerrann, Berlin nun doch verlassen, um in seine Heimat zurückzukehren, dort das zweite theologische Examen zu machen und sich aufs neue im Kirchen- oder Schuldienst verwenden zu lassen. Der Heimweg führte ihn zuerst nach Dresden, wo er Tieck aufsuchte, der ihn äußerst gütig aufnahm und an drei Abenden seinen dramatischen Vorlesungen, meist aus Shakespeare, beiwohnen ließ. In Leipzig stritt er sich eine ganze Stunde mit Weiße über die Frage: Hegel oder Schelling? herum und war sehr erstaunt, als dieser auf den Einwurf, ob denn in dem protestantischen Kultus, in welchem ihm zu wenig Kunst war, je etwas anderes als die Rede der Mittelpunkt werden dürfe, ohne weiteres mit ja antwortete. Auch da zeigte sich wieder der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutsch: in Württemberg hatte man sich bei der Reformation des Landes dogmatisch an Luther angeschlossen, der Kultus aber war zwinglisch einfach; und daher sind uns Schwaben noch heute alle die romantischen Velleitäten in Kirchenbau, Liturgie und Gestaltung des Gottesdienstes, wie sie vom Norden her auch bei uns im Süden importiert werden sollen, widerwärtig und verdächtig oder komisch und töricht. In Jena lernte Strauß in Hase und besonders in Luden sehr angenehme Männer kennen; in Frankfurt war ihm Carové[1]) eine Kuriosität mit seiner Behaupt

[1]) Carové 1789—1852, Privatgelehrter in Frankfurt und H berg. Er meinte wohl zunächst nur das kirchliche Christe

Digitized by Google

das Christentum könne sich höchstens noch zwanzig Jahre halten, dann komme eine neue Religion. Die erfreulichste Bekanntschaft aber war ihm in Heidelberg der alte Daub, der sich ihm in väterlich wohlwollender Weise gab.

Mit diesem angenehmen Eindruck schloß die Berliner Reise und mit ihr die Zeit des bloß empfangenden Lernens. Vollgesogen und reich beladen mit Wissensschätzen kehrte Strauß heim, zugleich aber auch, vor allem wohl durch den Umgang mit Vatke, angeregt zu selbständiger, „eigentlicher" Tätigkeit. Diese konnte nun beginnen, eine Periode des eigenen Produzierens und Schaffens, und das erste, was er schuf, ist gleich ein ganz Großes, es ist sein Leben Jesu. Das soll uns daher die Überschrift geben für das nächste große Kapitel.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Das Leben Jesu.

1. Repetent im Stift zu Tübingen.

Früher als er selbst es erwartet hatte, wurde Strauß, im Mai 1832, als Repetent ins Stift nach Tübingen zurückberufen und verlebte hier bis zu der Katastrophe im Sommer 1835 mehr als drei schöne, glückliche Jahre. Er war der erste dort von den Blaubeurer Freunden, aber schon jetzt konnte er den Geist des Repetentenkollegiums, in das er eintrat, nur loben: es herrschte sehr viel Heiterkeit und Geselligkeit, aber dabei doch „durchweg ein wissenschaftliches, religiöses oder doch gelehrtes Interesse"; und auch unter den Studenten waren ihm von früher her manche noch befreundet und machten ihm den Aufenthalt angenehm. In erster Linie nennt er hier Georgii, den späteren Prälaten in Tübingen, mit dem er im ersten Sommer fast ausschließlich lebte; doch nahm er ihn unbefangener, als dieser war, und so wurde das Verhältnis bald so schwierig, daß Georgiis Entfernung von Tübingen das beste Heilmittel wurde; sein „Busenfreund war er überhaupt nie". Auch Eduard Zeller war schon im Stift, sein Schüler von Maulbronn her; er ist ihm bald von allen Jüngeren am nächsten gekommen. Und nicht lange stand es an, so kamen ihm nun auch die Blaubeurer nach, noch 1832 Pfizer, im folgenden Jahre Binder, Märklin, Vischer und Haug: so waren sechs von den damals zehn Mitgliedern des Collegium venerabile Angehörige jener hochbegabten Promotion. Dadurch wurde der Aufenthalt fast gar zur Wiederholung

Digitized by Google

der schönen Freundschaftsjahre im Seminar und Stift, nur jetzt auf höherer Stufe. Und bald war Strauß als Senior des Kollegiums der Führer und die Seele dieser erlauchten Schar — nicht etwa bloß, wenn es galt, die Rechte der Repetenten nach außen und oben hin zu wahren, was er stets mit besonderem Nachdruck und mit Geschick und Takt getan hat, oder wenn die wissenschaftlichen Arbeiten im Stift zu verteilen, der wissenschaftliche Geist zu pflegen und nach außen hin würdig und mit „Glanz" zu vertreten war. Nein, auch wenn es sich darum handelte, eine gute Weinkneipe zu entdecken, überließ sich das Kollegium gern seiner kundigen Führung, und wie er bei den Scherzen und Neckereien der Freunde kein Spielverderber war, so legten sie auch ihre persönlichen Anliegen, Heiratsgedanken oder Anstellungswünsche, vertrauensvoll in seinem verschwiegenen Busen nieder. Und so stellt ihm denn nach seinem unfreiwilligen Abgang ein nicht auf seinem Standpunkt stehender jüngerer Kollege in den Repetentenannalen folgendes ehrende Zeugnis aus: „Doch wollen wir dem Senior Strauß unser wehmütiges Andenken nicht versagen, selbst wenn wir die Veranlassung und Art seines Abgangs nicht berücksichtigen. Denn noch hat seit ihm kein Senior mit soviel bezwingender Energie und Glück für das gesellige Leben des Kollegiums gesorgt, noch ist unter keinem jede Besonderheit so in die Einheit des Ganzen aufgegangen, noch war keiner eine so untrügliche Niederlage der Tradition, abgesehen davon, daß der — wenn auch in manchen Augen vielleicht traurige — „Glanz", der von ihm aufs Kollegium zurückstrahlte, doch auch in manchen Kollegenherzen ein erhöhteres Gemeinbewußtsein hervorrief." Auch an Zerwürfnissen fehlte es unter den jungen, lebhaften und leicht aufbrausenden Männern nicht ganz; so wissen wir von einem solchen zwischen Strauß einerseits und Märklin und Vischer auf der andern Seite, die sich ihm gegenüber „zu sehr auf den Ehrenstandpunkt stellten"; doch nimmt

Digitized by Google

Strauß später die größere Hälfte der Schuld an diesem Streit auf sich und gibt zu, daß in der Mitte seines Tübinger Aufenthalts ein unglückliches Bewußtsein auf ihm gelastet habe; wenn er aber so innerlich zerfallen und mit sich unzufrieden sei, dann sei er „neidisch, engherzig, empfindlich, schlecht". Die Verstimmung hat bis über die Repetentenzeit hinaus gedauert, dann aber hat Strauß die Initiative ergriffen und durch dieses offene Eingeständnis seiner Schuld die Sache wieder ins reine gebracht. Mit Märklin blieb von da an die Freundschaft vierzehn Jahre lang ungetrübt bis zu dessen nur allzu frühem Tode. Dagegen wechselt das Verhältnis zu Vischer beständig wie Aprilenwetter. Daran trug nicht Strauß die Hauptschuld: Vischer war die sozusagen rechtliche Behandlung solcher Anstöße vom bloßen Ehrenstandpunkt aus Bedürfnis, und dieses Analysieren und Abwägen, das ewige Pulsfühlen, ob die Freundschaft noch bestehe oder nicht, vertrug Strauß nicht, wogegen er für eine „mehr pädagogische Behandlung seiner Fehler" seitens der Freunde immer empfänglich gewesen wäre.

Neben dem Umgang mit den Freunden stand der Verkehr im Baurschen Hause: nicht nur wissenschaftlich, sondern auch persönlich ist er damals diesem und seiner Familie recht nahe gekommen. Eine gewisse leise Antipathie gegen Strauß ist mir freilich bei Angehörigen des Baurschen Hauses gelegentlich entgegengetreten; doch stammt diese wohl erst aus der Zeit nach 1835.

Endlich erhöhte das Behagen dieses zweiten Tübinger Aufenthalts noch der Umstand, daß auch Frauenliebe ihm nicht ganz fehlte, „für welche er freilich im Anfang nicht war". Es war ein Tübinger Wirtstöchterlein — Minchen hieß sie —, an dem er noch über die Repetentenzeit hinaus eine Zeitlang festgehalten hat, er dachte sogar daran, sie zu seiner Frau zu machen. Sie aber ist, als er sich andern besann, nicht an gebrochenem Herzen gest später hat sie als Frau Präzeptorin gleichzeitig m

Digitized by Google

in Heilbronn gelebt. Doch davon reden wir besser in anderem Zusammenhang.

Die Hauptsache und der Hauptinhalt seines Lebens war aber auch in Tübingen wieder seine wissenschaftliche Arbeit. Ex officio hat der Repetent den Stiftlern „Repetitionen" (daher der Name) und „Loci" zu halten, d. h. das philosophische Pensum des Semesters mit einer der jüngeren Promotionen zu repetieren und mit den älteren irgendeinen Locus der Dogmatik, wesentlich dogmengeschichtlich, durchzusprechen. Im ersten Semester hatte Strauß als „Stiftsgeschäft" den philosophischen Kurs über Metaphysik zu geben und daneben auch theologische Loci zu halten. Als er dabei einmal in sehr kritischer Weise den Locus von der Person Christi behandelte und darauf hinwies, daß das, was die Kirchenlehre über Christus sage, vielmehr von der Menschheit im ganzen gelte, da ergriff am Schluß der Stunde in ganz ungewöhnlicher Weise der zuhörende Inspektor Steudel das Wort, um nun auch noch die orthodoxe Lehre gegen den kritischen Repetenten zu Wort und zu ihrem Recht kommen zu lassen; und nachher ließ er etliche Stiftler dieser Abteilung zu sich kommen und tadelte sie, daß sie Strauß nicht widersprochen haben; wenn sie aber dächten wie er, so wäre es besser, wenn sie noch jetzt dem theologischen Studium und dem Gedanken an den Kirchendienst entsagten. Strauß ließ sich diese peinliche Szene zur Warnung dienen und befleißigte sich von da an in seinen amtlichen Aussprachen größerer Vorsicht: er lebte „ruhig und ohne neue Revolution" dahin, schreibt er gleich darauf; nur fürchtete er, im Locus über die Unsterblichkeit könnte es doch aufs neue wieder losgehen.

Und dazu hatte er auch allen Grund. Denn gerade wie er damals über diese Frage der Unsterblichkeit gedacht hat, wissen wir aus einem Briefe an Binder, der in den ersten Tagen seiner Tübinger Repetentenzeit geschrieben ist, ganz genau; er läßt uns zugleich in seine damalige Gedankenwelt

Digitized by Google

überhaupt hineinsehen. Binder beabsichtigte, mit einer Abhandlung über die Unsterblichkeit zu promovieren und dachte damals noch — unter der Nachwirkung des mit Strauß in Weinsberg bei der Seherin von Prevorst Erlebten — positiv über diesen Punkt; er meinte, auch Hegel habe in seinen Darstellungen desselben mehr nur das Ungenügende der bisherigen Beweise für die Unsterblichkeit aufgedeckt, als ihre absolute Unmöglichkeit dargetan. Darauf antwortet Strauß: „Ich muß leugnen, daß der Nerv unserer Einsicht und der Hegelschen Darstellung in der Aufdeckung des Ungenügenden der bisherigen Beweise, also in diesem Negativen liege. Zwar auch die absolute Unmöglichkeit der Sache ist noch nicht bewiesen worden, wohl aber sehen wir die absolute Unnötigkeit derselben zur Genüge ein, indem wir eine bessere Ewigkeit des Geistes erkannt haben, — und dieses Positive ist die Hauptsache an unserer philosophischen Einsicht. Du sagst ferner, daß es Dir scheine, als lasse sich ein gewisses Maß von Bequemlichkeit und Leichtigkeit für das praktische Leben, für die vollständige Reflexion und vielleicht auch für die Spekulation erzielen durch das Aufgeben der persönlichen Unsterblichkeit. Nun, von Bequemlichkeit, namentlich für den reflektierenden Verstand, sehe ich nichts in unserer Ansicht; vielmehr ist die Hypothese einer Unsterblichkeit vorzugsweise die bequeme zu nennen, als welche für jeden Widerspruch, den der gemeine Verstand in der Erfahrung findet, eine bequeme Eselsbrücke reicht und es insofern besonders dem spekulativen Denken bequem macht, indem dieses dabei gar nicht in Anspruch genommen wird. Alle Widersprüche zwischen Begriff und Wirklichkeit, zwischen Tugend und Glückseligkeit, und was sie für Namen haben mögen, — wenn die faule Vernunft sie nicht frischweg lösen mag, so werden sie auf die lange Bank der Unsterblichkeit geschoben und so keine geringe Bequemlichkeit erzielt, wel[cher] bei der wissenschaftlichen Ansicht, die den Widerspru[ch] lösen oder zu ertragen zwingt, keineswegs zu finde[n]

Digitized by Google

Hierauf wendet sich Dein Schreiben zur Sache selber und greift diese gewiß von der scheinbarsten Seite an, nämlich bei der hohen Stellung, welche die Hegelsche Philosophie dem einzelnen, dem Subjekt gibt. Das Leben, sagst Du, sei in dieser Philosophie wirklich nur als Lebendiges; Gott erhalte sich in seinem Fürsichsein als absoluter Geist nur dadurch, daß er freie Geister als andere von ihm erschaffe: das Dasein endlicher einzelner Geister gehöre zum Begriffe Gottes selber. Diese Sätze sind von unbestrittener Richtigkeit. Allein es folgt aus ihnen nichts für die Unsterblichkeit. Ich will vom Begriff des Endlichen nicht einmal sprechen, aber einzelne Geister, das sind doch gewiß nur solche, welche, wie sie andere gleichzeitig neben sich, so auch andere vor und nach sich haben, so daß sie aufhören, wo diese andern anfangen. Ein endlos fortdauernder Geist ist gar kein einzelner mehr, er ist, wie Du Dich einmal, aber wohl nicht absichtlich, ausdrückst, höchstens etwa eine Besonderheit. Gott ist es wesentlich, einzelne Geister zu setzen und immer solche zu haben, — heißt denn dies soviel, als er muß die nämlichen einzelnen Geister immer erhalten, oder heißt es nicht vielmehr nur soviel: er muß diese von immer andern Individuen gebildete und ausgefüllte Sphäre der Einzelheit beständig sich gegenüber haben? — Du willst hierauf die bloße Möglichkeit vorstellig machen, wie individuelle Geister auch außer menschlichen Leibern existieren können, worüber ich weiter nichts sagen kann, und hierauf bezeichnest Du das Dasein in der Form von Leib und Seele, näher in Abhängigkeit zum Leib und dessen Bedürfnissen, Trieben usw., als dem Wesen des Geistes unangemessen. Nun hast Du aber ferner die ganz richtige und erschöpfende Einsicht, daß diese Unangemessenheit und Endlichkeit der Geist aufhebe in Sittlichkeit, Geschichte und Religion. Allein diese Befreiung scheint Dir nicht zu genügen und noch eine vollständigere gefordert zu werden. Hier bringst Du nun den Tod herein, auf eine Weise, welche mir der eigentliche Sitz des Mißverständnisses zu

Digitized by Google

sein scheint. Du nennst ihn die höchste Verwirklichung der geistigen Freiheit, die höchste Kraftäußerung des Geistes, das Anderswerden seines Andersseins, wodurch er als allgemeiner gesetzt werde. Das ist ja fast gesprochen, wie bei unserem Examen selig gesagt wurde, daß bei Marheineke der wahre Erlöser der Tod sei. Der Tod, als auch dem Tiere zukommend, ist zunächst etwas Natürliches, man mag ihn eine Kraftäußerung der Gattung nennen, das negative Urteil: das Einzelne ist nicht das Allgemeine. Bei diesem Negativen bleibt es in der Natur; das positive Urteil: das Allgemeine ist das Einzelne, oder umgekehrt, fällt als Geburt nur außer jenes negative. Im Gebiet des Geistes nun fallen freilich diese Urteile nicht mehr bloß begrifflos auseinander, der Tod muß, wie das negative, so auch das positive Urteil enthalten. Dies aber kann nicht auf natürliche Weise, durch den Tod selbst, der nur als ein Ereignis an den Geist kommt, vollzogen werden, sondern auf freie Weise durch den Geist selber. Es wird vollzogen (vgl. Phänomenologie) von den Überlebenden, deren Tat es ist, den Toten zu begraben und ihn in das allgemeine Element des Bewußtseins aufzunehmen. Aber jenes Urteil wird auch vollzogen von dem Sterbenden selbst, nur nicht im Augenblick des Todes erst — das wäre eine späte Buße —, sondern im Leben selber treibt ihn jenes negative Urteil des Todes, daß das Einzelne rein als solches vor der Allgemeinheit verworfen sei, sich zu erheben aus dieser bloßen Einzelheit und Endlichkeit in die Allgemeinheit des Geistes selber, so dem Tode die Macht zu nehmen und mitten im irdischen Leben zum ewigen Leben hindurchzudringen. Dann ist die Vernichtung des Todes keine abstrakte Vernichtung mehr, sondern die konkrete Aufhebung des Einzelnen ins Allgemeine. — Der Mißverstand Deiner Ansicht scheint mir darin zu ruhen, daß Du dem Tode, unmittelbar als diesem Naturereignis, eine geistige Bedeutung gibst, die er doch nur durch freies Zutun des Geistes erhält, wie überhaupt dem Geiste nichts, am wenigsten seine freieste

Digitized by Google

Allgemeinheit, von außen, durch irgendein Ereignis, zukommen kann. Ich glaube fortwährend, daß das unerbittliche Wegwerfen der Meinung von einer persönlichen Fortdauer der Stein sein muß, an welchem wir unser und anderer unphilosophisches triviales Bewußtsein zerschlagen und kreuzigen, um im Begriffe auferstehen zu können, und Du legst es daher auch zurecht, wenn ich auch hier etwas stark gesprochen habe, ohne in der brieflichen Kürze immer die nötigen Beweise beizubringen, welche ich ja Deiner eigenen Einsicht überlassen kann auszuführen."

1827 war Strauß mit Binder voll Glauben an Geister, also im Glauben auch an die Unsterblichkeit der Seele nach Weinsberg gepilgert; 1830 bezweifelt er in seinem ersten gedruckten Aufsatz über jene Weinsberger Geistererscheinungen die Bündigkeit der Beweise für die Unsterblichkeit und bestreitet die religiöse Notwendigkeit, an sie zu glauben. Jetzt im Sommer 1832 hat er den Glauben an sie definitiv aufgegeben und auch schon klar und scharf erkannt, daß dies der Punkt sei, wo sich die Geister scheiden müssen. Und wirklich, gleich darauf, im Jahre 1833, erschien aus den Kreisen der Hegelianer selbst heraus die Schrift von Friedrich Richter über die Lehre von den letzten Dingen, und an ihr zuerst trennte sich die Schule — zunächst war es nur ein Vorspiel des völligen Auseinandergehens — in eine rechte und eine linke Seite. Strauß steht seit 1832 auf der linken Seite und interpretiert dabei Hegel richtiger als die meisten seiner Berliner Anhänger. Einstweilen aber behielt er das noch für sich und gab offenbar im Locus über die letzten Dinge nicht wie in dem über die Person Christi den von ihm selbst gefürchteten Anstoß; auch Steudel scheint dabei keinen Grund zum Einschreiten gefunden zu haben. Immerhin hat diese seine Stellungnahme auf der äußersten Hegelschen Linken gewiß mit dazu beigetragen, daß er sich vorläufig von der Theologie abwendet und Philosophie doziert. Der äußere Anlaß dazu

Digitized by Google

lag wohl teilweise in der ihm als Repetenten obliegenden Aufgabe, eine Repetition über Metaphysik zu halten, der letzte Grund aber sicherlich in seinem Wunsch und Willen, die Hegelsche Philosophie energisch nach Tübingen zu verpflanzen und ihr Banner endlich auch über dem Stift wehen zu lassen. Schon von Berlin aus hatte er an Märklin geschrieben, er wolle zuerst philosophische Propädeutik lesen und darin ganz im Sinne Hegels zeigen, 1. subjektiv und abstrakt, wie jeder durch Beobachtung seines eigenen Bewußtseins zur Philosophie geführt werden kann; 2. objektiv und konkret, wie unser Zeitalter durch Religion und Staatsform dazu vorbereitet ist; 3. wie auf spekulativem Wege die philosophischen Systeme durch Realismus und Idealismus oder wie das Namen haben mag, hindurch zum wahrhaft philosophischen Standpunkt hingeführt sind, welcher letztere Teil dann zugleich eine vorläufige Bekanntschaft mit solchen Begriffen wie Empirismus, Realismus usw. gewähren würde, „eine Bekanntschaft, wie auch wir vordem im Anfang unserer gemeinsamen philosophischen Lektüre sie gesucht haben", und wie sie leider auf Universitäten immer noch viel mehr vorausgesetzt, als pädagogisch richtig vermittelt wird.

So gut der Gedanke einer solchen phänomenologischen Einleitung in die Philosophie war, so zog es Strauß doch vor, lieber gleich in das Hegelsche System selbst direkt einzuführen, und so las er im Sommer 1832 Logik, natürlich ganz im Sinn und in der Art der Hegelschen Logik. Im Winter 1832-33 folgte dann eine Vorlesung über „Entwicklungsgeschichte der neuesten Philosophie von Kant an, nebst einer Übersicht der übrigen Geschichte der Philosophie", und für die jüngsten Semester ein Kolleg über Platons Symposion: er hatte dafür merkwürdigerweise zunächst den Parmenides in Aussicht gsnommen, sich aber auf Baurs Rat doch noch rechtzeitig zu dem passenderen Symposion entschlossen; daran sollten sich fortlaufende Scholae Platonico-

Digitized by Google

Aristotelicae anschließen. Im Sommer 1833 endlich las er über Geschichte der Moral.

Alle diese philosophischen Vorlesungen von Strauß hatten einen glänzenden, für Tübingen geradezu sensationellen Erfolg, die Zahl der Zuhörer überstieg die von hundert, und die Erwartungen, die namentlich seine ehemaligen Maulbronner Schüler sich davon gemacht hatten, wurden aufs vollkommenste erfüllt, ja bei weitem übertroffen. Wir wissen ja, wie elend es mit der Vertretung der Philosophie im damaligen Tübingen bestellt war. Daher wirkten die Vorlesungen von Strauß nach Zellers[1]) kompetentem Urteile wie ein wohltätiger Regen auf dürres Erdreich. Das tiefere philosophische Interesse, für welches in Tübingen bis dahin so wenig gesorgt war, fand hier zum erstenmal in einem Hörsaal offene Anerkennung und reichliche Befriedigung; und da nun Strauß entschieden auf dem Boden der Hegelschen Philosophie stand, gewann diese durch seine Vorträge bedeutend an Verbreitung; während sie bis dahin erst im Privatbesitz einzelner Auserwählten gewesen war, wurde sie jetzt zum Gemeingut vieler. Hegel hätte sich auch wirklich keinen besseren Ausleger wünschen können, als er ihn hier fand. Die Durchsichtigkeit der Entwicklung, die geistvolle Frische der Darstellung wußte selbst einen so schwierigen Gegenstand wie die Hegelsche Logik dem Verständnis mit großem Geschick aufzuschließen; zu eingreifenderen Änderungen derselben oder zur Kritik ihres ganzen Verfahrens fand Strauß auf seinem damaligen Standpunkt noch keine Veranlassung. Mit größerer wissenschaftlicher Selbständigkeit stand er seinem Stoffe in den Vorlesungen über Geschichte der Philosophie gegenüber, während die formellen Vorzüge seiner Behandlung hier ebenso reiche Gelegenheit hatten,

[1]) Ed. Zeller, D. Fr. Strauß in seinem Leben und seinen Schriften, 1874, S. 29ff.; vgl. dazu auch K. Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen, S. 377.

Digitized by Google

sich zur Geltung zu bringen wie dort. Sein Vortrag hielt sich meist an das wohlausgearbeitete Heft, wie denn Strauß selbst später (in seinem Aufsatz über Spittler) meint, dieser Gelehrte müßte kein Schwabe gewesen sein, wenn ihm der freie Vortrag nicht Schwierigkeiten gemacht hätte. Aber er war dabei so lebendig und ansprechend, daß die Zuhörer auch durch seine äußere Form fortwährend angeregt und mit ihrer Aufmerksamkeit bei dem Gegenstand festgehalten wurden, und unter den vielen, welche damals bei Strauß gehört haben, ist gewiß keiner, der sich nicht der Stunden, in denen er seinen Worten gefolgt ist, mit Dank und Vergnügen erinnerte. Strauß selbst sagt bescheiden von diesen Vorlesungen nur, daß „die Studierenden dafür erfreuliche Teilnahme gezeigt" haben.

Das Urteil Zellers über die Selbständigkeit seiner philosophiegeschichtlichen Vorlesung finde ich bestätigt durch eine auf der Stuttgarter Bibliothek liegende Nachschrift derselben, wo schon die Gliederung erheblich von der Hegelschen abweicht. Strauß teilte ein: I. Philosophie der Unbefangenheit (griechische): 1. Philosophie der Objektivität, 2. der Subjektivität, 3. der Idee: der unmittelbaren, der entzweiten, der mystischen; II. Philosophie der Abhängigkeit (Mittelalter): 1. des Glaubens, 2. der Willkür (Gnostiker), 3. der Dienstbarkeit (Scholastik); III. Philosophie der Freiheit: Vorläufer; dann 1. der Freiheit des Sinns (Empiristen, Materialisten), 2. des Verstandes, 3. des Geistes: a) unvollständiger, b) durchgeführter, c) absoluter Idealismus. Daneben läuft dann noch her die Unterscheidung einer Philosophie der Revolution und der Restauration. In welchem Sinne Kant behandelt wurde, mit dem sich Strauß jetzt natürlich gründlich beschäftigen mußte, mag der eine Satz zeigen: „Die Kantische Kritik der reinen Vernunft steht als ein Werk da, dem sich an Tiefe und Reichhaltigkeit des Plans und der Ausführung kein zweites an die Seite stellen kann: sie ist der Grundkodex der neueren Philosophie,

Digitized by Google

allein der Kantischen." Bezeichnend ist aber doch, daß er besonders ausführlich die Dialektik und neben den drei Kritiken auch die Religionsphilosophie behandelt; an ihr tadelt er, daß nur das Verhältnis zur Moral, nicht auch das zu der Spekulation von der Religion aus erkannt werde. So wird — natürlich — Kant durch Hegel kritisiert, dessen Philosophie dann am Schluß sehr eingehend — auf 21 Seiten von 162 im ganzen — als Krönung des Gebäudes dargestellt ist.

Drei Semester hat Strauß philosophische Vorlesungen gehalten; dann stellte er sie ein. Warum? Nicht um die zur Abfassung des Lebens Jesu nötige Zeit zu finden, wie Zeller meint, sondern weil ihm die Tübinger philosophische Fakultät das Lesen erschwert und verleidet hat. Es ist möglich, ist sogar nicht ganz unwahrscheinlich, daß jener große Erfolg seiner Vorlesungen Strauß ermutigt hätte, sich trotz der theologischen Pläne, mit denen er sich schon von Berlin her trug, ganz der Philosophie zuzuwenden und auf eine philosophische Professur hinzuarbeiten. Die Philosophen Tübingens haben ihm die Lust dazu gründlich genommen. Zunächst einmal überließen sie lieber einem Mediziner ihren großen Hörsaal im Stift, als daß sie ihn Strauß für seine philosophischen Vorlesungen, wofür er doch eigentlich bestimmt war, gegeben hätten. Da benahm sich Steudel weit „nobler", der in dieser Hörsaalnot seinen großen theologischen Saal, in dem er eigentlich hatte lesen wollen, für das ganze Semester an Strauß abtrat.

Dieses war der erste Streich der Philosophen, der zweite war schlimmer. Es war bis dahin Sitte, daß man den Stiftlern, denen eine bestimmte Anzahl philosophischer Vorlesungen vorgeschrieben war, auch die bei Repetenten gehörten philosophischen Vorlesungen „ziehen" ließ, d. h. sie für die Erfüllung jener Pflicht ihnen anrechnete. Dagegen protestierten jetzt die Philosophen. In den Repetentenannalen wird ausdrücklich versichert, Sigwart und Tafel haben deshalb

Digitized by Google

„gegen Strauß gewütet", weil er ihnen, dem einen durch seine Vorlesungen über Logik, Geschichte der Philosophie und Moral, dem anderen durch die Scholae Platonicae Zuhörer aus dem Stift und Kollegiengelder entzogen habe. Die Akten der philosophischen Fakultät bestätigen diese Anschuldigung für jeden, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, durchaus. Unter dem 8. Dezember 1832 erhob nämlich die philosophische Fakultät in einer von Sigwart verfaßten Eingabe an den Senat, der sich vornehmerweise der Historiker Haug als einziger nicht anschloß, Protest dagegen, daß das Hören von Vorlesungen bei Repetenten den Stiftlern angerechnet werde. Daß das auf Strauß zielte, zeigt ein Vorspiel, das dieser Verwahrung an den Senat vorangegangen war. Schon am 9. November hatte sich die philosophische Fakultät in einem Schreiben an das Stiftsinspektorat über Strauß speziell beklagt, daß er in einem Locus und einer Repetition, die er über den Gegenstand seiner Vorlesung gehalten, die Gelegenheit mit Absicht und Eifer benützt habe, um sich und seiner besonderen philosophischen Ansicht, d. h. also der Hegelschen, Anhang zu verschaffen, und dabei habe er die Schrift eines öffentlichen Lehrers in Tübingen und die darin enthaltenen philosophischen Sätze auf eine Weise behandelt, die, wenn ihr auch nicht die Absicht zugrunde liege, den Lehrer um seine Achtung bei den Seminaristen zu bringen, doch „in jedem Fall nach der unter gebildeten Männern angenommenen Sitte im höchsten Grade unschicklich sei, jüngeren Leuten aber gefalle". Die Tendenz dieser Beschwerde, das ganze hinc illae lacrimae aber macht schon hier der Schlußsatz klar: „so begreift es sich, wie dem Besuch der öffentlichen Lektionen und Kollegien Eintrag geschehen muß". Was Strauß so Fürchterliches gesagt hat, weiß ich nicht; er scheint Sigwart oder Eschenmayer — aus dem giftigen Ton der Eingabe an den Senat zu schließen: den ersteren — [illegible] Repetition etwas despektierlich genannt, vermutl[illegible]

Digitized by Google

kritisiert zu haben. Das Inspektorat aber nahm sich seines Repetenten an und erwiderte, allerdings erst am 7. Dezember, der philosophischen Fakultät, daß unvorsichtige Äußerungen des Repetenten im Amt gerügt worden seien und daß er darüber verwiesen würde, wenn auf glaubhafte Weise nachgewiesen würde, daß er auf eine ungebührliche Weise über einen Lehrer an der Universität sich äußerte; was er aber etwa in seinen Vorlesungen derart sage, das zu ahnden stehe der akademischen Behörde zu. Die Rüge wegen ungebührlicher Äußerungen im allgemeinen war offenbar nur eine mündliche, denn bei den Akten findet sie sich nicht, also keine allzuschwere; vielleicht ist damit jene „Ungebühr" im Locus über die Person Christi gemeint, die Steudel auf der Stelle „gerügt" hatte. Die Anklage auf ungebührliche Äußerungen über einen bestimmten Lehrer wird dagegen als Studentenklatsch vom Inspektorat abgewiesen; und wenn sie im Kolleg gefallen sein sollte, so wird die philosophische Fakultät zur Beschwerdeführung darüber mit Recht an die akademische Behörde verwiesen. Offenbar war der Fakultät dieser Bescheid des Inspektorats schon vorher privatim bekannt geworden, und so konnte sie unmittelbar darnach, am 8. Dezember, jene von Sigwart verfaßte Eingabe an den Senat abgehen lassen. In der Debatte darüber wurde von Sigwart im Gegensatz zu Ephorus Jäger, der sich seines Repetenten kräftig annahm, als Ausgangspunkt und Anlaß der ganzen Aktion direkt auf Strauß hingewiesen und gesagt: wenn dieser „das schon durch die Gesetze der Lebensart vorgeschriebene Betragen gegen die Mitglieder der Fakultät beobachtet hätte, würde sich das ganze Verhältnis würdig und für die akademischen Studien vorteilhaft gebildet haben; man (offenbar ein Stich auf das widerspenstige Inspektorat!) scheine ihm aber die Meinung beigebracht zu haben, sein Beruf sei, die öffentlichen Lehrer herunterzumachen und — hier kommt der Pferdefuß wieder deutlich zutage — auszustechen". Trotz des Widerspruchs von Jäger wurde ein

Digitized by Google

solcher Passus in die Eingabe aufgenommen, zum Schluß aber ließ Sigwart, um den Brotneid gegen den jugendlichen Rivalen zu maskieren, die Fakultät sich — komischerweise — auf die akademische Lehr- und Lernfreiheit berufen, die durch das Respektsverhältnis des Stiftlers zu den Repetenten beeinträchtigt werden könnte. Tatsächlich zeigt aber die Eingabe vielmehr einen durchaus kleinlichen Zunftgeist, Angst vor dem erfolgreichen Konkurrenten und eine persönliche Animosität und Gehässigkeit gegen den Kritiker der Tübinger Philosophie und den Anhänger der neuen Lehre.

Es ist erfreulich, daß der Senat, in welchem damals schon Robert Mohl und seine Freunde Einfluß gewonnen hatten [1]), die Lehr- und Lernfreiheit etwas anders auffaßte, als die damaligen Philosophen Tübingens und sich auf die Seite des Inspektorats stellte, d. h. also die Beschwerde abwies und die Fakultät sogar zwang, sich wegen des Stiches auf das Inspektorat zu rechtfertigen: sie mußte erklären, es sei nicht persönlich gemeint gewesen. Die Fakultät aber beruhigte sich nicht, sondern wandte sich nun nach Stuttgart an das Ministerium mit ihrem Protest gegen die philosophischen Vorlesungen der Repetenten. Dieses entschied unter dem 19. April 1833 scheinbar zugunsten der angestellten Lehrer der Fakultät: den Stiftlern sollen nur die bei diesen gehörten Vorlesungen angerechnet werden. Aber ein Vorbehalt verdarb den Tafel und Sigwart die Freude über ihren Sieg gründlich: „für den Fall bereits entschieden erprobter Lehrfähigkeit eines Repetenten" sollen Ausnahmen gemacht werden; und dieser Fall traf, wenn bei einem, so natürlich bei Strauß zu. So verwandelte sich der Sieg für die Fakultät in eine Niederlage, Strauß hatte, wie bei dem Senat, so nun auch bei der höchsten Instanz recht bekommen.

---

[1]) S. die „Lebenserinnerungen von Robert von Mohl", und was er S. 172 ff. über die inneren Zustände der Univ Tübingen und seinen Anteil an deren Sanierung berichtet.

Digitized by Google

Natürlich waren Strauß und seine Kollegen über den Gang der Verhandlungen genau unterrichtet, wie denn auch der damalige Senior des Repetentenkollegiums seinerseits eingegriffen und in einer fulminanten Eingabe die Rechte desselben gewahrt hatte. Strauß aber konnte daraus sehen, wie gehässig die Vertreter der Philosophie seiner Tätigkeit auf ihrem Gebiet gegenüberstanden, und das verleidete ihm dieses Birschen auf philosophischen Jagdgründen gründlich. Er hat zwar einen Augenblick daran gedacht, sich rite bei der philosophischen Fakultät zu habilitieren, um unbehelligt weiterlesen zu können. Das werde nicht schwer sein, meinte er. Aber er überzeugte sich doch wohl, daß bei dem Übelwollen von Sigwart und Eschenmayer die Sache am Ende nicht so glatt gegangen wäre, wie er zuerst dachte. Vielleicht erinnerte er sich jetzt auch an das Schicksal seiner philosophischen Dissertation, Eschenmayers Gutachten darüber wird ihm nicht ganz unbekannt geblieben sein. Das waren vestigia, die ihn schreckten: und so las er im Sommersemester 1832 zwar sein angefangenes Kolleg über Geschichte der Moral zu Ende, beschloß aber damit seine glänzend begonnene Dozententätigkeit an der Universität — er dachte wohl: vorläufig, tatsächlich war es für immer. Wenn man ihm das Lesen schwer machte, nun, so konnte er ja schreiben; die Philosophen hatten ihn von sich gestoßen, nun, er war ja Theologe. Wohl hatten ihn die Theologen — einstweilen — besser behandelt. Aber ihnen war er auch noch nicht ins Gehege gekommen; und so wußte er wohl, daß, wenn er nun mit theologischen Vorlesungen kommen wollte, es ihm bei ihnen kaum besser gehen würde. Ausdrücklich schreibt er mitten im Streit um die Repetentenvorlesungen an Binder: „Die theologische Fakultät gibt sich den Schein, für uns zu sein und die Sache vermitteln zu wollen, im Grunde aber denkt sie: nostra res agitur, über kurz oder lang könnte es einer auch uns so machen."

Digitized by Google

Also auch hier lieber schreiben als lesen; und was er schreiben wollte, das war — das Leben Jesu. So ist Strauß durch die Tübinger philosophische Fakultät von der Philosophie zur Theologie, vom Lesen über Logik und Geschichte der Philosophie zum Schreiben über das Leben Jesu hinübergedrängt worden. Und wenn er dabei auch nicht ganz ohne Schuld ist — unvorsichtige Äußerungen eines jugendlich kecken, sich den alten Zöpfen der philosophischen Fakultät überlegen fühlenden Dozenten lagen wirklich vor —, die Hauptschuld trägt doch kleinlicher akademischer Neid, die Eifersucht und nach den Repetentenannalen auch die Geldgier der Ordinarien Sigwart und Tafel gegen den Repetenten Strauß [1]).

2. Das Leben Jesu.

a) Enstehung des Buchs.

Strauß hatte auch in den ersten drei Semestern seiner Tübinger Repetentenzeit die Theologie nie ganz beiseite gelassen: er mußte sich ja für das Halten der theologischen Loci immer wieder mit ihr befassen. Und in Berlin war sie fraglos im Vordergrund gestanden, auch beim Studium der Hegelschen Philosophie dachte er in erster Linie an ihre theologische Verwertung. So war ihm die Rückkehr zur Theologie an sich kein unwillkommenes Muß; nur daß es eben ein Muß war und die Art, wie man ihn dazu gezwungen hatte, war unerfreulich. Aber wo wird er nun Posto fassen in dem weiten Gebiet der theologischen Disziplinen? In Berlin hatte er sich zunächst einmal orientiert über das Ganze, das zeigt die Besprechung von Rosenkranz' Enzyklopädie der theologischen Wissenschaften aus dem Jahre 1832. Dem wissenschaftlichen Glaubensbekenntnis dieses jungen Philosophen

[1]) Den Handel mit der philosophischen Fakultät und s[illegible] Folgen für Strauß beurteilt in aller Kürze ebenso wie ich K[illegible] a. a. O. S. 377 f.

Digitized by Google

und Theologen, der in dem rezensierten Buch in einer allgemeinen Übersicht darlegte, was über den ganzen Umfang der Theologie seine wissenschaftliche Überzeugung sei, stellt Strauß seine eigene Einteilung entgegen. Zu beginnen hat die Theologie als biblische oder exegetische, darauf folgt die historische Theologie als Kirchen- und Dogmengeschichte, aus der sich dann als dritter Teil die spekulative Theologie zu entwickeln hat, die ihrerseits wieder in Ethik und Dogmatik zerfällt. Darauf wendet sich die christliche Idee nach außen und erteilt denen, in welchen sie als Theologen ihrer selbst bewußt ist, Anweisung, sie auch in den Nichttheologen, in denen sie begrifflos ist, zu immer vollerem Dasein zu entwickeln; doch kehrt dieser vierte praktische Teil dadurch wieder zu dem ersten zurück, daß das Organ der praktischen Theologie immer die Bibel bleiben wird. Dieses Schema steht ganz auf Hegelischem Boden: die Idee in ihrer Unmittelbarkeit, in ihrer Entäußerung und in ihrem Sichselbsterfassen gibt die Dreiteilung ab und geht so auf die Phänomenologie zurück, wobei man sich wiederum daran erinnern mag, daß die Vorlesungen Hegels über die Philosophie der Religion noch nicht erschienen waren, als Strauß diesen Aufsatz schrieb, mit dem sie vielmehr erst etwa gleichzeitig gedruckt vor die Öffentlichkeit traten; doch kannte er sie aus nachgeschriebenen Manuskripten. Jedenfalls aber zeigt sich der süddeutsche Hegelianer in dieser Abhandlung dem norddeutschen entschieden überlegen; denn mit seinen Ausstellungen an der wirklich vielfach etwas „tumultuarischen" Einteilung von Rosenkranz hat er durchaus recht. Bemerkenswert ist, wie sich Strauß dagegen wehrt, daß man nicht „Philosophie und Theologie zur Ungebühr vermischen" dürfe: bei aller Identität der beiden in ihrer höchsten Sphäre unterscheiden sie sich doch durch ihre Herkunft, da die Theologie in empirischem Boden wurzle, und weiterhin dadurch, daß sie auch als spekulative in ihrer ganzen Färbung doch mehr nach Kirche und Bibel hinschaue. Für die Weiterentwick-

Digitized by Google

lung der Straußschen Anschauung aber beansprucht besonderes Interesse, was er in diesem Aufsatz über die Schriftauslegung sagt: „Gegen die bloß passive Stellung, welche in der grammatischen und historischen Auslegung der Geist zur Bibel nimmt, regt sich in der allegorischen Interpretation das Bewußtsein, daß die christliche Religion zugleich eine selbständige Fortentwicklung in der die Bibel lesenden Kirche hat, durch welche jedoch nichts anderes herauskommt, als was an sich schon in der Bibel lag. Das wird in der tiefsinnigen Weise der alten Kirche so ausgedrückt, daß der göttliche Autor der heiligen Schrift, der heilige Geist, immer noch etwas Höheres bei seinen Worten intendiert habe, als dem menschlichen Verfasser oder seinen ersten Lesern zum Bewußtsein kam. Die Aufklärung neuerer Zeiten, für welche es ein göttliches Denken des heiligen Geistes nicht mehr gab, verlegte jene Duplizität des ἄλλο ἀγορεύειν, ἄλλο νοεῖν in das Eine menschliche Bewußtsein der Redenden und Schreibenden, so daß diese das, was wir jetzt wissen, wohl auch gewußt, nur aus Anbequemung an ihre Zeit es nicht so ausgesprochen haben sollten. Die theologische Auslegung nun ist die Wahrheit der allegorischen und der Akkommodations-Lehre, indem sie unterscheidet den an sich seienden religiösen Begriffsgehalt des Neuen Testaments, als gleichsam den verborgenen, vom heiligen Geist intendierten Sinn, und die endliche Form der Vorstellung, in welcher die neutestamentlichen Schriftsteller diesen Inhalt nicht nur gaben, sondern selbst hatten, welche endliche Form das fortgeschrittene Bewußtsein der christlichen Kirche in der Wissenschaft durchbricht und den an sich unendlichen Inhalt der Schrift zu dem ihm angemessenen Fürsichsein in der unendlichen Form des Begriffs erhebt.“ Und auch die energische Absage an das Wunder: „Der angestellte Versuch, die Wunder Christi als notwendig zu deduzieren, ist Rosenkranz so wenig als sonst jemandem gelungen“ wollen wir uns hier schon merken.

Digitized by Google

Nun aber galt es, sich innerhalb des theologischen Gebietes an einer bestimmten Stelle desselben anzusiedeln. Daß es das Leben Jesu war, was er sich zur Bearbeitung wählte, wissen wir. Wie kam er dazu? Es war kein plötzlicher Entschluß, der in ihm auftauchte, als es mit der Philosophie zu Ende war: schon in Berlin hatte er sich auf Themata, zunächst für seine Vorlesungen als Stiftsrepetent, besonnen, und da war ihm neben jener philosophischen Vorlesung über Propädeutik vor allem auch eine theologische über das Leben Jesu in den Sinn gekommen. Er hatte dort sogar bereits einen ausführlichen Plan dazu entworfen, den er in dem schon einmal erwähnten Brief an Märklin vom 6. Februar 1832 diesem entwickelt hat. Da diese Skizze als die Keimzelle seines Lebens Jesu von besonderer Wichtigkeit ist, müssen wir sie im Wortlaut kennen lernen: „Am allerlebhaftesten aber", fährt er fort, nachdem er dem Freund seine Absicht, zuerst Propädeutik zu lesen, mitgeteilt hat, „beschäftigt mich (alles das einstweilen nur innerlich, zur Ausarbeitung habe ich hier keine Zeit) der Plan zu einer Vorlesung über das Leben Jesu. Du wunderst Dich vielleicht über diese Wahl, aber Du wirst einsehen, daß dies eigentlich die beste Vorarbeit ist zu dem größeren dogmatischen Plane, welcher mir einstweilen dadurch ganz in den Hintergrund gekommen ist. Der Entwurf jener Vorlesung über das Leben Jesu liegt schon ziemlich bestimmt vor mir. Eine Einleitung müßte in religionsphilosophischer Weise untersuchen, was es für eine Bedeutung habe, wenn in einer Religion die Anschauung des Göttlichen als eines Lebensverlaufs eintrete; dann müßten Lebensverläufe wie der eines Adonis, Osiris, Herakles mit dem christlichen nach ihrer wesentlichen Differenz verglichen werden. Die Abhandlung selbst zerfiele, wie billig, in drei Teile, in einen traditionellen, kritischen und dogmatischen, oder in einen unmittelbar positiven, in einen negativen und einen solchen, der das Positive wahrhaft wiederherstellt. Der traditionelle Teil enthielte das Leben

Digitized by Google

Jesu, wie es im Bewußtsein der Kirche herkömmlich lebt und sich fortsetzt, erstlich in objektiver Gestalt, in den Evangelien, von welchen ein kurzer Auszug mit Hervorhebung alles Wunderbaren etc. zu geben wäre; zweitens das Leben Jesu, wie es subjektiv in den Einzelnen lebt, wo nach Stimmung und Umständen der Eine dies, der andere jenes mehr hervorhebt, — hierher gehören nun Mitteilungen aus den Schriften frommer Christen, eines Luther, Arndt etc.; drittens wäre die Identität zu betrachten, welche die Kirche zwischen der objektiven Darstellung der Evangelien und dem subjektiven Bewußtsein hervorbringt, indem sie die für das subjektive Bewußtsein wesentlichen Züge der objektiven Darstellung hervorhebt im zweiten Artikel des apostolischen Symbol. — Nun ginge aber erst der Tanz los, in dem zweiten kritischen Teile. Da wäre zuvörderst in einem allgemeinen Artikel über die Evangelien das auszumachen, daß die äußeren Zeugnisse nicht bis zur Versicherung der Abfassung durch Augenzeugen hinaufreichen, daß sich also ihr historischer Wert aus der Würdigung ihrer Berichte ergeben müßte. Nun würden diese vorgenommen. In der Geschichte Jesu vor seinem öffentlichen Auftritt, in den Erzählungen von Verkündigung, Empfängnis würde das Mythische erwiesen. In der Geschichte seines öffentlichen Lebens würde zuerst die Lehre betrachtet, dann die Wunder, und hier in manchen das Widersprechende sowie auch Spuren von der Art, wie sich auf traditionellem Wege ohne geschichtliche Grundlage solche Erzählungen bilden konnten, aufgezeigt (wie z. B. das Brotwunder aus dem Ausspruch Christi: ἐγώ εἰμι ὁ ἄρτος τῆς ζωῆς), endlich würden die Weissagungen Christi beleuchtet und besonders gezeigt, daß er seine Auferstehung nicht vorhergesagt. Was den dritten Teil, die Geschichte des Todes und der Auferstehung betrifft, so würde von den zwei Möglichkeiten, daß Christus entweder nicht gestorben oder nicht leiblich auferstanden sei, das letztere wahrscheinlicher gemacht, da er wohl auch den übrigen nur so erschien

Digitized by Google

wie dem Paulus, und diesem gewiß nur innerlich, und weil die Erzählungen von den Erscheinungen des Auferstandenen ganz widersprechend sind: er hat σάρκα und ὀστέα, die sich betasten lassen, also einen materiellen Körper, der die Eigenschaft aller Materie, die Repulsion, die Undurchdringlichkeit hat, dann geht er wieder durch verschlossene Türen, verhält sich also durchdringlich. Auf diese Weise würde ich den unendlichen Inhalt, welchen der Glaube an diesem Leben hat, teils vernichten, teils wankend machen, — freilich nur, um ihn in höherer Weise wiederherzustellen. Ich könnte deswegen auch sogleich im einzelnen, sowie etwas kritisch vernichtet ist, es dogmatisch wiederherstellen, wodurch die Sache viel von ihrer Härte und Anstößigkeit verlöre, allein ich will das nicht, sondern die Gegensätze in aller Schärfe und Reinheit hinstellen. So entstünde also am Schlusse dieses zweiten Teiles der notwendige Schmerz über den Verlust dieses Reichtums, ja der Unwille über die Verwüstung des Heiligtums. Daraus entstünde das Bestreben, das Vernichtete wiederherzustellen, und dies wäre der Übergang zum dritten dogmatischen Teile. Diese Wiederherstellung ist eine dreifache: erstlich die rohe des Supranaturalismus, zweitens die leere des Rationalismus und drittens die wahre der Wissenschaft. Nämlich der Supranaturalismus in seiner groben Form stellt jener negativen Arbeit der Kritik die nackte Behauptung entgegen: Ihr mögt reden, wie ihr wollt, es ist doch so gewesen, wie es in dem Evangelium steht, und da darf kein Jota fallen. Dieser grobe Supranaturalismus aber wird bald zu dem feineren Schleiermachers, welcher die Kritik in sich zuläßt, ihr vieles einzelne preisgibt, aber Einen h. Kreis sich in der Vollmacht des Glaubens absteckt, über welchen sie keine Gewalt haben soll, nämlich daß dieses historische Individuum das absolut vollkommene gewesen. Gegen diesen gedoppelten Supranaturalismus tritt nun zweitens der Rationalismus ebenso in sich gedoppelt auf. Der gemeine, Paulussche nämlich,

behauptet, wenn auch alle jene Fakta als wunderbare, göttliche negiert werden, so bleibe doch noch genug positiver Gehalt in dem moralischen Werte Jesu. Zwischen diesen groben Rationalismus und jenen groben Supranaturalismus fällt nun die Disceptation mit gleicher Berechtigung beider Streitenden, da der Rationalismus in der (kritischen) Form, der Supranaturalismus in dem (dogmatischen) Inhalte, welchen er festhält, Recht hat. Aus diesem groben Rationalismus aber entwickelt sich nun der feinere de Wettesche, der das Faktum und alles Faktum schwinden zu lassen bereit ist, es aber als Symbol einer dogmatischen Idee faßt. Sein Mangel ist nur eben dieser laxe Begriff des Symbols; der Tod Jesu Symbol der Resignation, ja, das ist eine elende, arme Auslegung, er kann aber keine bessere geben, weil er, wie aller Rationalismus, den Begriff des Geistes nicht hat, der erst der Wissenschaft eigen ist. Diese nun, und dies ist der dritte Punkt dieses dritten Teiles, sieht im Leben Jesu das Bewußtsein der Kirche von dem menschlichen Geist als göttlichem objektiviert; in der Lebensgeschichte Jesu bis zur Leidensgeschichte ist dies in einzelnen Zügen auseinandergeworfen in Wundern, deren Bedeutung anzugeben ist; in der Geschichte vom Tode und der Auferstehung aber faßt sich jene Idee in ihrem ganzen Prozeß gleichsam systematisch zusammen und zeigt, daß der Geist nur durch die Negation seiner Negation, welche die Natürlichkeit ist, zur wahren Positivität, zum göttlichen Leben, ja zum Sitzen zur rechten Hand Gottes gelangt.

Ich denke, lieber Freund, Du solltest mit den Hauptpunkten dieser Darstellung einverstanden sein; der erste Teil könnte, als nur Bekanntes wiederholend, überflüssig scheinen; allein man kann doch nicht vom Negativen anfangen, er ist die schlechthin notwendige Grundlage. De[illegible] zweite Teil ist der schwierigste, aber bietet auch die meis[illegible] Hilfsmittel, vom alten Celsus an durch die englischen

Digitized by Google

französischen Deisten[1]) (nach welchen ich eine wahre Sehnsucht empfinde, wie man gern mit einem wilden Tier spielt, von dem man weiß, daß es einem nichts tun kann) bis zu Dr. Paulus herab. Der letzte Teil bietet am wenigsten Hilfsmittel, ist aber mir der leichteste."

Ob und wieweit dieser Skizze die Ausführung, dieser Ouvertüre das Werk selbst entsprach, werden wir später sehen. Hier ist zunächst darauf hinzuweisen, wie klar dem Sechsundzwanzigjährigen bereits der Plan zu seinem großen Unternehmen vor der Seele stand. Und klar war ihm auch von allem Anfang an das Halsbrecherische und Gefährliche seines Vorhabens. Denn er fährt in dem Briefe fort: „Aber, sagst Du, dies willst Du in Tübingen lesen? und Du glaubst nicht, daß Dir der Hörsaal geschlossen wird? Ja, es ist wohl so etwas möglich, und ich bin oft recht traurig, daß alles, was ich in der Theologie tun möchte, nur solche halsbrechende Arbeit ist. Aber ich kann es nicht ändern, auf irgendeine Weise muß dieser Stoff aus mir herausgestaltet werden, und ich will vorher lesen, dann erst schreiben. Wir wollen es einstweilen Gott befehlen, der uns doch irgendwie eine Türe für so etwas öffnen wird. Marheineke scheint in Beziehung auf solches Historische sich nicht klar zu sein oder nicht recht mit der Sprache heraus zu wollen, gewiß ist, daß er es mehr als billig festhält. Dagegen hatte ich in diesem Punkt einen ganz Gleichgesinnten gefunden an einem sehr werten Freunde, an Lic. Vatke."

Aus diesen Worten geht — neben dem vollen Bewußtsein von der Schwierigkeit und Gefährlichkeit — vor allem der Ernst hervor, mit dem Strauß an sein Werk gegangen ist; geradezu fromm sind die Worte, worin er es Gott befiehlt. In dem, was er tun will, tun muß, was ihm als sein Beruf in der Theologie vorschwebt, in dieser halsbrechenden Arbeit sieht er

[1]) So, und nicht „Schriften", wie Zeller in den ausgew. Briefen S. 15 gelesen hat.

Digitized by Google

ein Gottgewolltes: seines Gottes voll und voll Vertrauen auf diesen seinen Gott will er ausführen, was ihm auferlegt ist und was er tun muß.

Aber wie war Strauß gerade auf den Plan gekommen, ein Leben Jesu zu schreiben? In Berlin hat er sich zwei getreue Nachschriften von den Vorlesungen Schleiermachers über dieses Thema zu verschaffen gewußt, und so könnte man glauben, daß ihm an dieser Lektüre der Gedanke aufgetaucht sei. Sachlich ist Schleiermachers Einfluß, für die Ausführung, gewiß vielfach bestimmend gewesen, mit ihm hat er sich innerlich gründlich auseinandergesetzt; das zeigen ja auch die Bemerkungen in dem Briefe an Märklin über seinen „feineren Supranaturalismus". Was ihm an diesem Standpunkt entgegentrat, war freilich vor allem die Unhaltbarkeit, fast auf allen Punkten fand er sich von ihm zurückgestoßen und zum Widerspruch herausgefordert. Aber das Fassen des Planes geht nicht auf eine Anregung Schleiermachers zurück, noch viel weniger auf Hase, an dem er trotz dessen schon 1829 erschienenen Lebens Jesu auf der Heimreise von Berlin in Jena mit wenigen kühlen Worten vorbeigeht; sondern das ist vielmehr ganz folgerichtig aus der Beschäftigung Straußens mit der Hegelschen Philosophie und aus der Anwendung derselben auf die Theologie hervorgegangen, wie umgekehrt Hegel von der Theologie und speziell vom Leben Jesu zu seiner Philosophie gekommen ist. Natürlich hat Strauß dieses der Phänomenologie präludierende Leben Jesu von Hegel nicht gekannt, dieses ist erst im Jahre 1906 veröffentlicht worden. Wir kennen aber ja bereits den Gedanken, den Strauß der Hegelschen Philosophie und speziell seiner Phänomenologie entnommen und den er in den Mittelpunkt seines theologisch gerichteten Denkens gestellt hat: es ist der Satz, was die Religion in der Form der Vorstellung habe, das habe oder erhebe die Philosophie in die Form des Begriffs. Nur diese ist der Sache, dem absoluten, unendlichen Inhalt denn die Religion gehört auf die Stufe des absoluten Geis

Digitized by Google

ganz adäquat, die Vorstellung als Produkt nicht des Denkens, sondern der Fantasietätigkeit bleibt stets als unangemessen hinter dem Inhalt und der Aufgabe, diesen denkend zu durchdringen und zu erfassen, hoffnungslos zurück. Das Dogma ist also die Wahrheit und gibt Wahrheit, aber in der unangemessenen Form der Vorstellung, die Dogmatik ist inhaltlich identisch mit der Philosophie, ihr gleichwertig, nur formell unterscheidet sie sich von ihr und bleibt darin freilich mehr oder weniger weit hinter ihr zurück. Dabei kann man den Ton fallen lassen entweder auf den Nachweis des in beiden identischen Wahrheitsgehalts, auf den spekulativen Kern des Dogmas oder auf das Aufzeigen des Unangemessenen in der Form der Vorstellung, auf das Unphilosophische dieser Schalen und Hüllen. Strauß hatte als Vikar das erstere getan und mit dem Volk in der Form der Vorstellung zu reden und ihm seine Gedanken mitzuteilen gesucht. Als Repetent und Vertreter der wissenschaftlichen Theologie hielt er es mit dem zweiten, das zeigt jener Brief an Binder aus den ersten Wochen seines Tübinger Repetentenaufenthalts, worin er dem noch schwankenden Freunde das unerbittliche Wegwerfen der Meinung von einer persönlichen Fortdauer der Seele nach dem Tode als Konsequenz der Hegelschen Philosophie ansinnt. Das mitten in der Endlichkeit Einssein mit dem Unendlichen, das Ewigsein und Sichewigfühlen mitten im Strome der Zeit und in den Sandbänken der Zeitlichkeit ist das begrifflich Wahre und Richtige; in der Vorstellung kleidet sich das in den Gedanken einer zeitlichen Unendlichkeit, dieser Gedanke ist aber dem Wahren unangemessen, ist wissenschaftlich oder philosophisch falsch.

Strauß, der sich ganz in jene Unterscheidung zwischen Vorstellung und Begriff eingelebt hatte, hatte schon als Studiosus theologiae in Tübingen den Plan zu einer auf diesem Hegelschen Boden sich aufbauenden Dogmatik gefaßt, das wußten die Freunde. Diese Dogmatik mußte natürlich

Digitized by Google

eine dreiteilige werden: erst die biblische Lehre, dann das historische Werden des Dogmas und zum dritten seine Auflösung in die zwei Bestandteile des begrifflich-spekulativen Denkens und der unangemessenen Fantasievorstellung. Diese Dogmatik mußte in ihrem ersten biblischen Teile ausgehen von der Lehre Jesu, und diese hing aufs engste zusammen mit seiner Person und seinem Werk. Leben, Lehre und Tod Jesu bildeten also eine Vorstufe, den ersten Teil jener früh geplanten Dogmatik. Und so bedurfte es wirklich weder Schleiermachers noch Vatkes oder gar Hases, um ihn auf den Gedanken eines Lebens Jesu zu bringen. Auch brauchten sich die Freunde über die Änderung seines Planes nicht zu wundern, was er jetzt unternahm, war wirklich „die beste Vorarbeit" zu dem größeren dogmatischen Werk. Der dogmatische Plan mußte es sich dann ganz von selbst gefallen lassen, dadurch einstweilen in den Hintergrund gedrängt zu werden. Das ist die natürliche und organische Entstehung des Gedankens zum Leben Jesu. Hatte es Strauß aber einmal konzipiert, dann freilich sah er sich auch nach Vorgängern um, d. h. in Berlin vor allem nach Schleiermacher, sowohl nach seiner Glaubenslehre mit ihrem Satz, daß der Erlöser als geschichtliches Einzelwesen zugleich urbildlich sein müsse, als nach dem Manuskript seiner Vorlesungen über das Leben Jesu. Jene war ihm trotz ihrer Feinheit zu supranaturalistisch und zu wenig voraussetzungslos, diese zu rationalistisch und zu halb. Ausdrücklich tadelt er seine „unkritischen Voraussetzungen" und wirft ihm vor, er sage nicht das letzte Wort. Dieses wollte er sprechen. Daß er dann mit Freund Vatke den Plan, der ihn so ganz erfüllte, vielfach durchgesprochen hat, das versteht sich von selbst. Hase dagegen scheint er bei seinem Besuch in Jena nichts davon gesagt zu haben, sonst hätte er Vatke sicherlich darüber berichtet.

Er wollte über das Leben Jesu in Tübingen Vorlesungen halten. Aber nun schoben sich die philosophischen Vor

Digitized by Google

lesungen dazwischen und voran, und vielleicht wäre es ihm gegangen wie Hegel: der Plan zu einem Leben Jesu wäre im Kopf und im Manuskript geblieben, und er hätte sich, wie schon gesagt, ganz und ausschließlich der Philosophie zugewandt. Da kam der Handel mit der philosophischen Fakultät, die seinen philosophischen Vorlesungen Steine in den Weg warf und ihm ihre Fortsetzung vollständig verleidete. Nun hätte er den ursprünglichen Plan, das Leben Jesu erst einmal im Kolleg zu behandeln, ausführen können. Allein er wußte, welche halsbrechende Arbeit das werden würde, und er hatte ja nun erfahren, mit wie scheelen Augen alternde Ordinarien Erfolge jung aufstrebender Dozenten ansehen und mit wie kleinlichen und verwerflichen Mitteln sie dieselben mundtot zu machen suchen. Von der theologischen Fakultät versah er sich, obgleich sie im Augenblick für ihre Repetenten eintreten zu wollen schien, in Wirklichkeit doch keines Besseren. Und auch das wohl mit Recht: hatte er doch in jenem Locus über die Person Christi erfahren, wie Steudel über seine halsbrechenden Ansichten dachte und wozu er fähig und entschlossen war; er hatte ja sogar die Studenten gegen ihn aufgehetzt. So konnte er mit Sicherheit darauf rechnen, daß ihm „der Hörsaal geschlossen" würde, wenn er es wagte, jungen Theologen seine Gedanken über das Leben Jesu öffentlich vorzutragen, und daher beschloß er, nicht darüber zu sprechen, sondern gleich von vornherein darüber zu schreiben.

b) Das Buch und sein Inhalt.

Im Sommer 1833, nach Vollendung seiner Vorlesung über die Geschichte der Moral, begann er mit dieser Arbeit; Anfang Juni 1835 erschien der erste Band des Werkes bei C. F. Osiander in Tübingen unter dem Titel: „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von David Friedrich Strauß, Dr. der Philos. und Repetenten am evangelisch-theologischen Seminar zu Tübingen"; dieser letztere Titel ist auf dem Ti-

Digitized by Google

telblatt des zweiten Bandes, der Ende 1835 ausgegeben wurde, bereits weggelassen — warum? werden wir hören —, und nur der „Doktor der Philosophie", dieser Charakter indelebilis, ist stehen geblieben.

Was uns zunächst in Erstaunen setzen muß, das ist die Summe der in so kurzer Zeit geleisteten Arbeit: 732 und 752 Seiten und dazu noch etwa ein Bogen für die beiden Vorreden, in diesem gewaltigen Umfang repräsentieren sich uns die zwei stattlichen Bände. Aber nicht bloß extensiv war die Leistung groß, noch viel staunenswerter war die Gelehrsamkeit des erst 27 jährigen Mannes, die sich in dem Buche kundtat. Denn das ist der erste Eindruck: es ist das Werk eines wissenschaftlich vollkommen auf der Höhe stehenden, durch und durch gelehrten Theologen, der mit dem damaligen Stande der neutestamentlichen Forschung bis ins einzelnste vertraut und auch im Alten Testament wohlbewandert ist. Bei diesem letzteren verdankte er gewiß mancherlei seinem Verkehr mit Vatke, dessen „Religion des Alten Testaments" ja gleichzeitig mit dem zweiten Bande des Straußschen Werkes erschien. Im übrigen hat er dafür exzerpiert, was ihm aus der älteren und neueren Literatur zur Sache zu gehören schien, von Celsus bis zum Wolfenbüttler Fragmentisten, von Augustins bis auf Olshausens und Paulus' Evangelienharmonie.

Seit Reimarus war das Leben Jesu auch in Deutschland als Problem empfunden worden und in den Gesichtskreis der wissenschaftlichen Theologie getreten, nachdem es in England und Frankreich schon vorher Gegenstand der freien Forschung und vieler Debatten geworden war. Und auch hier hatte es sofort die heftigsten Kämpfe hervorgerufen, in deren Mittelpunkt zunächst Lessing stand durch die Herausgabe der Fragmente eines Ungenannten, d. h. von Stücken aus der von Hermann Samuel Reimarus im Manuskript hinterlassenen „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes". Bei den Verhandlungen über diese „V

Digitized by Google

tige — wir würden sagen: voraussetzungslose — Prüfung der überlieferten Religion" handelte es sich neben der Frage nach dem Offenbarungscharakter der heiligen Schrift oder deren rein menschlicher und natürlicher Entstehung in erster Linie um die Wunderfrage, die die Geister wie in England und Frankreich, so nun auch in Deutschland lebhaft bewegte und sie auch alsbald schied. Drei Standpunkte wurden ihr gegenüber eingenommen. Entweder man hielt sich schlecht und recht an die biblische Überlieferung, für das Leben Jesu also speziell an die Berichte der Evangelisten, und nahm die von ihnen erzählten Wunder und so, wie sie erzählt waren, d. h. als Wunder, gläubig hin. So der Supranaturalismus. Oder man glaubte zwar den Berichten, aber man glaubte nicht an Wunder, und deshalb suchte man alles Wunderbare und Übernatürliche aus den Berichten künstlich wegzuinterpretieren und das berichtete Wunder „natürlich" zu erklären. So der Rationalismus vulgaris. Oder endlich, man glaubte den Berichten nicht, weil man das Erzählte eben um der von ihnen berichteten Wunder willen nicht glauben konnte und wollte; deshalb erklärte man entweder Jesum selbst oder lieber noch die Berichterstatter, also in diesem Falle die Evangelisten, für „Erdichter" und Betrüger, das von ihnen, namentlich über die Auferstehung Jesu, Erzählte für absichtliche Täuschung und eitel Lug und Trug. So der radikale Rationalismus, wie er speziell von Reimarus vertreten worden war. Neben diesen drei klar geschiedenen Standpunkten gab es natürlich allerlei Übergänge und Vermittlungen, vor allem auf seiten des Supranaturalismus, der — vom Geiste der Zeit mitgerissen — als rationaler dem Rationalismus mehr und mehr — oft recht weitgehende — Zugeständnisse machte und in künstlicher Aus- und Umdeutung des Berichteten und in gewaltsamer Harmonisierung der widersprechenden Berichte der vier Evangelisten vielfach mit ihm wetteiferte. Dagegen war der dritte Standpunkt zu Straußens Zeit bereits aufgegeben; der eigentliche

Digitized by Google

Vertreter, „das exegetische Haupt“ des Rationalismus war damals der Heidelberger Theologieprofessor H. E. G. Paulus, der in seinem Kommentar über das Neue Testament (1800—1804), in seinem exegetischen Handbuch über die drei ersten Evangelien (1830—1833) und in seinem Leben Jesu von 1828 den Grundsatz durchführte, daß nur das für wirklich und für geschichtlich zu halten sei, was nach philosophischen Begriffen möglich sei, und deshalb erklärte er die Wunder für unmöglich. Nun haben aber die Berichterstatter über das Leben Jesu eine ganze Reihe von Geschehnissen als Wunder aufgefaßt und erzählt. Dafür mußte eine Erklärung, eine psychologisch-pragmatische Erklärung des ungeschichtlich Scheinenden gesucht werden, und sie fand Paulus in dem Begriff der Mittelursachen. Diese haben die Augenzeugen jener Geschehnisse, die Apostel wie Matthäus oder Johannes, übersehen und ignoriert, z. B. bei den Heilungen Jesu die von ihm vorgeschriebene und von den Kranken angewandte Diät und Arzneimittel. Diese Mittelursachen müssen daher aufgesucht werden; hat man sie gefunden, so verwandelt sich das Wunder in ein natürliches Geschehen, und alles ist mit rechten Dingen zugegangen, der Vorgang durch sie „natürlich“ erklärt: so ist der Auferstandene eben scheintot gewesen und der auf dem Meer Wandelnde vielmehr am erhabenen Meeresufer hingewandelt. Daß bei solchen Umdeutungen oft sehr gewaltsam und noch öfter ganz poesie- und geschmacklos zu Werke gegangen wurde, versteht sich von selbst.

Bei alledem spielte aber auch schon die Quellenfrage eine Rolle. Rührte das Johannes-Evangelium mit seinen Erzählungen von dem Wunder in Kana oder von der Auferweckung des „schon stinkenden“ Lazarus von Johannes, d. h. also von einem Augenzeugen her, so war die supranaturalistische Position erheblich günstiger als die der negierenden Rationalisten; dann mußten die V treter der natürlichen Auslegung wirklich zu der

Digitized by Google

gewaltsamsten und allerkünstlichsten Erklärungen ihre Zuflucht nehmen, wie dies Paulus tat. Daher wäre für diese Bretschneider mit seinem Angriff auf die Echtheit des vierten Evangeliums (in den 1820 erschienenen Probabilia de evangelii et epistolarum Ioannis apostoli indole et origine eruditorum iudiciis modeste subjecta) ein höchst willkommener Bundesgenosse gewesen. Allein dieser erste Stoß in seiner bescheidenen, nur vermutungsweise vorgetragenen Form verlor dadurch sofort noch mehr an Kraft und Einfluß, daß Schleiermacher mit seiner ganzen großen Autorität für Johannes eintrat, wesentlich aus ästhetischen Gründen an der Echtheit und Glaubwürdigkeit desselben mit aller Entschiedenheit festhielt und „den Zweifeln im Detail die Macht des Totaleindrucks gegenüberstellte und das Christentum für eine unter der ausschließlichen Voraussetzung des synoptischen Christus unerklärliche Erscheinung erklärte". Ja selbst Paulus war in dieser Beziehung durchaus konservativ und freute sich ausdrücklich, sämtliche vier Evangelien als uralt streng kritisch anerkennen und ihre durchgängige Geschichtlichkeit — natürlich so, wie er sie verstand, — bestätigen zu können.

In diese Gegensätze trat nun Strauß mit seinem Leben Jesu ein, nahm aber seinen Standpunkt nicht innerhalb einer der streitenden Parteien, sondern jenseits von ihnen allen. Der Rationalismus war ihm zuerst durch die Romantik, dann vor allem durch seinen Meister Hegel als eine niedrige und triviale Anschauung geradezu verächtlich geworden, durch jene hatte er sich auch von seiner Geschmacklosigkeit überzeugen lassen. Über den Supranaturalismus mit seinem dogmatischen Glauben an Übernatürliches war er, wie die Besprechung der Rosenkranzschen Enzyklopädie zeigt, längst schon hinausgewachsen. Aber auch die feineren Formen der beiden Standpunkte befriedigten ihn nicht: Schleiermacher war auf halbem Wege stehen geblieben, und de Wette operierte mit dem armen und leeren Begriff des

Digitized by Google

Symbolischen, dem es an Geist und geistigem Inhalt fehlte.

Auch für Strauß stand der Wunderbegriff im Vordergrund des Interesses. Einig ging er mit den Rationalisten in der Verwerfung von Wundern und übernatürlicher Offenbarung aller Art: wie jede Geschichte muß auch die Geschichte Jesu und seines Lebens und muß dieser selbst natürlich und menschlich begriffen werden. Das ist die Voraussetzung des Straußschen Buches, das also nicht „voraussetzungslos" ist. Aber es ist diese Voraussetzung eine solche, wie sie jeder Historiker macht und haben muß, eine ganz selbstverständliche, mit der alle Historiker außer den supranaturalistisch-theologischen an ihre Quellen und an das von diesen Berichtete herantreten. Dem theologischen Wunderglauben gegenüber ist das also doch Voraussetzungslosigkeit. Daher erklärte Strauß in der Vorrede zum ersten Band auch scharf und schneidend: „Den gelehrtesten und scharfsinnigsten Theologen fehlt in unserer Zeit meistens noch das Grunderfordernis einer solchen Arbeit, ohne welches mit aller Gelehrsamkeit auf kritischem Gebiete nichts auszurichten ist: die innere Befreiung des Gemüts und Denkens von gewissen religiösen und dogmatischen Voraussetzungen, und diese ist dem Verfasser durch philosophische Studien frühe zuteil geworden. Mögen die Theologen diese Voraussetzungslosigkeit seines Werkes unchristlich finden: er findet die gläubigen Voraussetzungen der ihrigen unwissenschaftlich." Das war seine Absage an den Supranaturalismus, sie war philosophisch begründet. Nun haben uns aber die Evangelisten Wunder berichtet, und es ist vergebliche Mühe, diese als Tendenzlügen verdächtigen oder sie natürlich um- und damit wegdeuten zu wollen. Zu der Annahme gewisser englischer Deisten, des Deutschen Reimarus oder des rationalistischen enfant terrible Bahrdt, die evangelischen Berichterstatter könnten mit Bewußtsein getäuscht und gelo[illegible] bestimmten Zwecken Märchen erfunden und ihre [illegible]

Digitized by Google

sichtlich haben täuschen und betrügen wollen, liegt schlechterdings kein Grund und kein Recht vor. Die mildere und modernere Form des Rationalismus aber, als deren Vertreter er neben Paulus noch den Orientalisten Eichhorn nennt, verwirft er aus Gründen des Geschmacks, wegen der Unnatur, Künstlichkeit und Gewaltsamkeit ihres Verfahrens.

Wie löst sich aber dann das Problem der von Wundergeschichten erfüllten evangelischen Berichte? Hätten wir Berichte von Augenzeugen, so wäre es überhaupt nicht zu lösen. Doch das ist nicht der Fall. Äußere Zeugnisse zwingen uns weder für das Matthäus- noch für das Johannes-Evangelium — die beiden anderen machen darauf ja selbst keinen Anspruch — ihren apostolischen Ursprung anzunehmen; und auf innere Gründe kann die Authentie der Evangelien nicht gebaut werden, ehe nicht sämtliche Erzählungen daraufhin angesehen sind, ob sie eine historische oder eine andere Auffassung verlangen, d. h. sie hängt eben ab von dem Befund, zu dessen Herausarbeitung sich Strauß in dem vorliegenden Werke anschickt, und dieser fällt, wie wir vorausnehmen können, durchaus negativ aus. So trat er auch für das Johannes-Evangelium auf die Seite Bretschneiders gegen Schleiermacher, und damit ist negativ der einzige Stein, der uns den Weg zur Lösung des Problems verrammeln könnte, weggeräumt.

Positiv aber liegt der Schlüssel zu der Deutung des Rätsels, wie ihn Strauß dem Rationalismus und dem Supranaturalismus gegenüber gefunden zu haben glaubt, im Begriff des M y t h u s. „Der neue Standpunkt, der an die Stelle der beiden treten soll, ist der mythische", sagt er schon in der Vorrede: das war das Ei des Kolumbus, das er auf diese Spitze setzte.

Den ersten Anstoß zu dieser Lösung hat er wohl durch die Arbeiten seines Lehrers Baur erhalten, der ja in Blaubeuren sein erstes großes Werk „Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Altertums" 1824-25 hatte er-

Digitized by Google

scheinen und dort schon seine Schüler bei der Lektüre Herodots „in die höhere Mythologie" hatte Blicke tun lassen. Aber eigentlich bestimmend war für Strauß doch einzig und allein die Hegelsche Religionsphilosophie mit ihrem uns immer wieder als besonders charakteristisch und wichtig entgegentretenden Gedanken, daß Religion und Dogma zwar dieselbe Wahrheit, denselben Inhalt haben wie die Philosophie, aber nicht in der adäquaten Form des Begriffs wie diese, sondern in der unvollkommenen und untergeordneten Form der phantasiemäßigen Vorstellung. Diesen Gedanken hat Strauß akzeptiert, ihn zuerst praktisch, zur Rechtfertigung seines Predigens, verwertet, nun wendet er ihn auch wissenschaftlich ganz direkt auf das Leben Jesu und das darüber in den Evangelien Berichtete an, indem er durchaus richtig für „Form der Vorstellung" den Begriff „Mythus" einsetzt. Man wird darin unschwer Straußens Herkunft von der Romantik erkennen; denn dort, bei den beiden Schlegel und bei Schelling spielt dieser Begriff keine kleine Rolle; und auch die Art, wie ihn Strauß faßte, weist auf diesen Ursprung hin.

Zu Anfang nämlich hat er den Begriff des Mythus, an dem er dann sein Leben lang festgehalten hat, noch nicht scharf und eindeutig genug, oder vielmehr richtiger gesagt: er hat ihn zu scharf und einseitig und damit zu eng bestimmt. Aber vielleicht erwies sich gerade dieser Mangel, das einseitige Hervorheben eines Merkmals für ihn und mehr noch für die spätere Arbeit Baurs und seiner Tübinger Schule von Vorteil. Es handelt sich nämlich beim Mythus zunächst um ein unbewußtes Erdichten und Schaffen der Vorstellungs- und Einbildungskraft, der Phantasie: darin lag — noch kaum bei Kant, aber ganz deutlich dann bei Fichte und vollends bei Schelling — das, was ihn diesen beiden romantischen Philosophen und ebenso den romantischen Literarhistorikern und Ästhetikern besonders empfahl. Auch Strauß faßte ihn in seiner Anwen

Digitized by Google

auf das Neue Testament zunächst so auf: „geschichtartige Einkleidung urchristlicher Ideen, gebildet in der absichtslosdichtenden Sage". Ja, an einer Stelle sagt er ausdrücklich: „Sagen einer Religionspartei sind ihren echten Grundbestandteilen nach nie das Werk eines einzelnen, sondern des allgemeinen Individuums jener Gesellschaft, ebendaher auch nicht bewußt und absichtlich entstanden." Trotzdem war die Hauptsache ihm, der eben nur von der Romantik herkam, nicht in ihr befangen war oder gar befangen blieb, nicht das Absichtslose, sondern die geschichtartige Einkleidung, das zeigt eine andere Stelle, wo er den Mythus als „Darstellung einer Begebenheit oder eines Gedankens in geschichtlicher, aber durch die sinnliche, phantasiereiche Denk- und Sprechweise des Altertums bestimmter Form" definiert und nur nachträglich noch, unter ausdrücklichem Hinweis auf Schelling, das Kunstlose und Unbefangene in seiner Entstehung in dessen Bestimmung mit aufnimmt. Indes, das Merkmal des Absichtslosen und Unbewußten war zunächst einmal da. Allein schon in der zweiten Auflage, nur ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten, erklärt er ausdrücklich, die Grenzlinien zwischen Absichtslosem und Absichtlichem seien hierbei nicht leicht zu ziehen; und während er festhält an der Möglichkeit bewußtloser Dichtungen, die gar nicht das Produkt eines einzelnen, sondern ganzer Gemeinschaften und aufeinanderfolgender Generationen seien, gibt er doch zu, daß diese Unbewußtheit und Absichtslosigkeit keineswegs auf alle alt- und neutestamentlichen Erzählungen auszudehnen sei: „Bei allen Sagenkreisen, zumal wenn sich ein patriotisches oder religiöses Parteiinteresse damit verknüpft und wenn sie Gegenstände freier dichterischer oder sonstiger schriftstellerischer Behandlung werden, mischt sich auch bewußte und absichtliche Dichtung ein." Aber ist das dann noch Mythus? Ja; denn „eine Dichtung, wenn sie auch nicht absichtslos ist, kann darum doch immer noch arglos sein". Und auch

Digitized by Google

Erdichtungen eines einzelnen sind noch Mythen zu nennen, „wenn sie Glauben finden und in die Sage eines Volks oder einer Religionspartei übergehen", was ja immer zugleich beweist, daß sie vom Verfasser nicht bloß nach eigenen Gedanken, sondern im Zusammenhang mit dem Bewußtsein einer Mehrheit abgefaßt sind. Auf Grund dieser Erweiterung des Begriffs konnte daher Strauß später auch leicht überzeugt werden von den Aufstellungen Baurs und seiner Schule über die tendenziöse Gestaltung der evangelischen Berichte unter den Händen von judaistisch oder paulinisch-heidenchristlich gesinnten Überarbeitern. Also auch er gab neben dem bewußtlosen Dichten und Schaffen, an dem er festhielt, immer mehr auch das Eindringen von bewußter und absichtlicher Erdichtung in die neutestamentliche Überlieferung zu und konnte so schließlich ohne wesentliche Umdeutung auch diese Elemente dem Begriff „Mythus" subsumieren. „Ich habe", schreibt er 1864 in seiner neuen Bearbeitung des Lebens Jesu, „hauptsächlich infolge von Baurs Nachweisungen, der Annahme bewußter und absichtlicher Dichtung weit mehr Raum als früher zugestanden; darum aber die Bezeichnung zu ändern, habe ich keine Ursache gefunden. Auf die Frage vielmehr, ob auch bewußte Erdichtungen eines einzelnen füglich Mythen zu nennen seien, muß ich auch nach allem seither darüber Verhandelten noch immer antworten: in allewege, sobald sie Glauben gefunden haben und in die Sage eines Volkes oder einer Religionspartei übergegangen sind; was dann immer zugleich beweist, daß sie von ihrem Urheber nicht bloß nach eigenen Einfällen, sondern im Zusammenhang mit dem Bewußtsein einer Mehrheit gebildet waren. Jede unhistorische Erzählung, wie auch immer entstanden, an welcher eine religiöse Gemeinschaft einen Bestandteil ihrer heiligen Grundlage, weil einen absoluten Ausdruck ihrer konstitutiven Empfindungen und Vorstellungen erkennt, ist ein Mythus; und wenn die griechische Mythologie ein Interesse

Digitized by Google

haben mag, von diesem weiteren Mythusbegriff einen engeren zu unterscheiden, der bewußte Erdichtung ausschließt, so hat umgekehrt die kritische Theologie der sogenannten gläubigen gegenüber ein Interesse, alle diejenigen evangelischen Erzählungen, denen sie nur ideale Bedeutung zuerkennt, unter dem gemeinschaftlichen Begriff des Mythus zusammenzufassen." Doch damit haben wir vorgegriffen; in der ersten Auflage des Lebens Jesu handelte es sich für Strauß, wenn er von Mythus sprach, wesentlich um unbewußte, kunstlose und unabsichtliche Erzeugnisse der Phantasie. Damit war für ihn zugleich die Quellenfrage in dem bereits angegebenen Sinn entschieden. Innere Gründe sprechen deshalb gegen die Abfassung aller vier oder irgendeines dieser vier Evangelien durch Apostel und Augenzeugen, weil sich in allen vier Mythisches findet. Die Mythenbildung aber braucht eine, wenn auch nicht allzu große Zeitferne, Mythen können nicht durch Augenzeugen entstehen; folglich kann auch der Apostel Johannes nicht der Verfasser des nach ihm genannten Evangeliums sein. Dagegen würden schon dreißig Jahre etwa dazu hinreichen, daß nicht bloß verborgene und geheime, sondern auch öffentliche und bekannte Tatsachen durch die Tradition einen Anstrich des Wunderbaren erhalten, wenn einmal die Gemüter dazu disponiert sind; dreißig Jahre aber liegen sicher und mindestens zwischen dem Tod Jesu und der Entstehung unserer Evangelien. Vollends wo es sich um ein großes Individuum handelt, und zumal dann, wenn an dasselbe eine in das Leben der Menschen tief eingreifende Umwälzung geknüpft ist, bildet sich frühzeitig, selbst in der trockensten historischen Zeit, ein unhistorischer Kreis sagenhafter Verherrlichung; denn diese, die Verherrlichung des Stifters, ist der Hebel der Mythenbildung in der Religion. Man denke sich eine junge Gemeinde, die ihren Stifter um so begeisterter verehrt, je unerwarteter und tragischer er aus seiner Laufbahn herausgerissen worden ist, eine Gemeinde, geschwängert mit einer

Digitized by Google

Masse neuer Ideen, die eine Welt umschaffen sollten, eine Gemeinde von Orientalen, von größtenteils ungelehrten Menschen, welche also jene Ideen nicht in der abstrakten Form des Verstandes und Begriffs, sondern einzig in der konkreten Weise der Phantasie, als Bilder und Geschichten sich anzueignen und auszudrücken imstande waren. Unter diesen Umständen mußte entstehen, was entstanden ist: eine Reihe heiliger Erzählungen, durch welche man die ganze Masse neuer, durch Jesum angeregter, sowie alter, auf ihn übertragener Ideen als einzelne Momente seines Lebens sich zur Anschauung brachte. Die Quellenfrage steht somit der Anwendung des Mythusbegriffs auf die Berichte über das Leben Jesu nicht im Weg: wenn sich in diesen Mythisches findet, so können sie nicht von Augenzeugen herrühren; äußere Gründe, historische Zeugnisse nötigen uns nicht, das anzunehmen; also —!

Aber Strauß hat der Hegelschen Philosophie neben dem Begriff des Mythus noch einen anderen Gesichtspunkt entnommen, der für seine Auffassung vom Leben und von der Person Jesu und von dem, was darüber berichtet ist, bestimmend geworden ist. Es zeigt sich darin zugleich die Herkunft Straußens von der Dogmatik. Zu einer solchen sollte die Schrift über das Leben Jesu ja nur eine Vorarbeit werden, in einer solchen gewissermaßen den ersten Teil bilden, und darum kann man diesen Gesichtspunkt den christologischen nennen. Für den Supranaturalismus war Jesus eine einzigartige, sündlos vollkommene und irdischen Schranken und Lebensbedingungen vielfach entnommene Persönlichkeit, war wirklich, wenn er nicht mit Schleiermacher „auf halbem Wege stehen blieb", Gottes Sohn; Jesus war Christus in dem vollen kirchlichen Sinn des Worts, war Gott und Mensch zugleich. Dagegen erhebt sich Strauß und erklärt in der berühmten Schlußabhandlung seines Werkes über die dogmatische Bedeutung des Lebens Jesu folgendes: „Das ist ja gar nicht die Art, wie sich

Digitized by Google

realisiert, in Ein Exemplar ihre ganze Fülle auszuschütten und gegen alle andern zu geizen, sondern in einer Mannigfaltigkeit von Exemplaren, die sich gegenseitig ergänzen, im Wechsel sich setzender und wiederaufhebender Individuen, liebt sie ihren Reichtum auszubreiten". Gewiß, Gott und Mensch sind eins. Das ist die tiefste Idee aller Religion und speziell des Christentums als der absoluten Religion. Und dieser Idee der Einheit von göttlicher und menschlicher Natur muß Realität zugeschrieben werden: daran zu glauben hat die Religion volles Recht. Aber muß sie in einem einzelnen Individuum verwirklicht sein? oder ist sie nicht vielmehr in unendlich höherem Sinne real, wenn wir die ganze Menschheit als ihre Verwirklichung begreifen? Das ist in der Tat der Schlüssel der Christologie: der wahre Gottmensch ist nicht ein Einzelner, in ihm würden sich die Eigenschaften und Funktionen, welche die Kirchenlehre ihrem Christus zuschreibt, geradezu widersprechen; der Gottmensch ist nicht Jesus von Nazaret, sondern — das ist das Positive zu jener Negation, das wir gleich hier hinzufügen müssen, — *der Gottmensch ist die Menschheit*. Nur in ihr ist die Idee der Einheit von göttlicher und menschlicher Natur verwirklicht, nur in der Idee der Gattung stimmen alle jene Prädikate und Funktionen, die dem Gottmenschen zugeschrieben werden, widerspruchslos zusammen. „Die Menschheit ist die Vereinigung der beiden Naturen, der menschgewordene Gott, der zur Endlichkeit entäußerte unendliche und der seiner Unendlichkeit sich erinnernde endliche Geist; sie ist das Kind der sichtbaren Mutter und des unsichtbaren Vaters: des Geistes und der Natur; sie ist der Wundertäter: sofern im Verlauf der Menschengeschichte der Geist sich immer vollständiger der Natur bemächtigt, diese ihm gegenüber zum machtlosen Material seiner Tätigkeit heruntergesetzt wird; sie ist der Unsündliche: sofern der Gang ihrer Entwicklung ein tadelloser ist, die Verunreinigung immer nur

Digitized by Google

am Individuum klebt, in der Gattung aber und ihrer Geschichte aufgehoben ist; sie ist der Sterbende, Auferstehende und gen Himmel Fahrende: sofern ihr aus der Negation ihrer Natürlichkeit immer höheres geistiges Leben, aus der Aufhebung ihrer Endlichkeit als persönlichen, nationalen und weltlichen Geistes ihre Einigkeit mit dem unendlichen Geiste des Himmels hervorgeht." „Dies allein ist der absolute Inhalt der Christologie: daß derselbe an die Person und Geschichte eines Einzelnen geknüpft erscheint, hat nur den subjektiven Grund, daß dieses Individuum durch seine Persönlichkeit und seine Schicksale Anlaß wurde, jenen Inhalt in das allgemeine Bewußtsein zu erheben, und daß die Geistesstufe der alten Welt, und des Volkes zu jeder Zeit, die Idee der Menschheit nur in der konkreten Figur eines Individuums anzuschauen vermag". Mit Recht beruft sich Strauß dafür auf die inzwischen erschienene Religionsphilosophie Hegels, deren christologische Gedanken (II, S. 263 ff.) er so zusammenfaßt: „Die sinnliche Geschichte des Individuums ist nur der Ausgangspunkt für den Geist. Indem der Glaube von der sinnlichen Weise anfängt, hat er eine zeitliche Geschichte vor sich; was er für wahr hält, ist äußere, gewöhnliche Begebenheit, und die Beglaubigung ist die historische, juristische Weise, ein Faktum durch sinnliche Gewißheit und moralische Zuverlässigkeit der Zeugen zu beglaubigen. Indem nun aber der Geist von diesem Äußeren Veranlassung nimmt, die Idee der mit Gott einigen Menschheit sich zum Bewußtsein zu bringen, und nun in jener Geschichte die Bewegung dieser Idee anschaut: hat sich der Gegenstand vollkommen verwandelt, ist aus einem sinnlich empirischen zu einem geistigen und göttlichen geworden, der nicht mehr in der Geschichte, sondern in der Philosophie seine Beglaubigung hat. Durch dieses Hinausgehen über die sinnliche Geschichte zur absoluten wird sie als das Wesentliche aufgehoben, zum Untergeordneten gesetzt, über welchem die geistige Wahrheit auf

Digitized by Google

Boden steht, zum fernen Traumbild, das nur noch in der Vergangenheit und nicht wie die Idee in dem sich schlechthin gegenwärtigen Geiste vorhanden ist."

Das waren die beiden Voraussetzungen, mit denen Strauß an sein Werk herantrat. Wie hat er dasselbe nun gestaltet? Nicht ganz so, wie er es drei Jahre vorher Freund Märklin skizziert hatte. Da sollte es in drei Teile zerfallen, einen traditionellen, einen kritischen und einen dogmatischen. Allein der erste Teil wurde, soweit er überhaupt auszuführen war, nämlich die Darstellung der evangelischen Geschichte in objektiver Gestalt, mit dem zweiten kritischen Teil verbunden und, in seine einzelnen Bestandteile zerschlagen, jedesmal zu Anfang eines Abschnitts in denselben hineinverflochten; die kirchliche Lehre in ihrer Entwicklung blieb der dogmengeschichtlichen Ausführung in der späteren Dogmatik vorbehalten; dagegen ist „das Leben Jesu, wie es subjektiv in den Einzelnen lebt, die Mitteilungen aus den Schriften frommer Christen", von Strauß überhaupt nie geschrieben worden. Der dritte dogmatische Teil aber schrumpfte zu jener Schlußabhandlung über die dogmatische Bedeutung des Lebens Jesu auf 59 von 1500 Seiten zusammen, die freilich die wichtigen Gedanken enthält, die wir als christologische soeben kennen gelernt haben.

So blieb von dem alten Plan streng genommen nur der zweite kritische Teil übrig, von dem es dort geheißen hatte, hier erst gehe der Tanz los. Er bildet jetzt, abgesehen von der relativ kurzen dogmatischen Schlußabhandlung, das Ganze, wie dies schon im Titel hervorgehoben wird: das Leben Jesu, kritisch bearbeitet.

Gleich das erste Kapitel von der Verkündigung und der Geburt des Täufers zeigt die Art der Behandlung in ihrer einfachsten Form, wenn hier zuerst die Erzählung des Lucas und deren supranaturalistische Auffassung dargelegt, dann die natürliche, rationalistische Deutung der Erzählung, wo-

Digitized by Google

nach die Engelerscheinung eine bloße Vision, die Sprachlosigkeit des Zacharias Folge eines Schlaganfalls oder ein selbstgewähltes Verstummen für einige Zeit gewesen sein soll, als unmöglich aufgezeigt und so zum dritten die mythische Ansicht von der Erzählung als die einzig übrig bleibende und damit als die einzig richtige nachgewiesen wird. In drei großen Abschnitten von fünf, zehn und fünf Kapiteln geht Strauß immer in dieser selben Weise den Nachrichten 1. über Geburt und Kindheit, dann 2. der Geschichte des öffentlichen Lebens Jesu und endlich 3. den Berichten über Leiden, Tod und Auferstehung nach. Dabei zieht er jedesmal zuerst in der evangelischen Erzählung selbst, die ja meist eine drei- oder viermalige ist, die Schwierigkeiten, Widersprüche und Unmöglichkeiten ans Licht, darauf weist er das Ungenügende in den Harmonisierungsversuchen der Supranaturalisten nach, wodurch diese die Widersprüche beseitigen und das Unbegreifliche begreiflich machen wollen, und endlich geht er den sogenannten natürlichen Erklärungs- und Deutungsversuchen der Rationalisten kritisch zu Leibe und zeigt, wie sie dem Text ebenso wie dem gesunden Menschenverstand übelste Gewalt antun und darum ihre Deutung nicht natürlich, sondern ganz im Gegenteil höchst unnatürlich und gezwungen und somit nicht minder unhaltbar ist als jene supranaturalistischen Ausreden. In diesem kritischen Geschäft folgt er den Gegnern Schritt für Schritt mit nie ermüdender Geduld bis in die entlegensten Schlupfwinkel ihres Scharfsinns und führt ihnen erbarmungslos auch die schlechtesten und absurdesten Ausflüchte in ihrer ganzen Wertlosigkeit und Nichtigkeit vor Augen. Und das Ergebnis ist auf jedem Punkte dasselbe: so wie berichtet, können sich die Dinge nicht zugetragen haben, die Erzählungen können nicht buchstäblich wahr sein; „natürlich", d. h. als wunderfrei, lassen sie sich aber auch nicht erklären und nach Abzug und Umdeutung alles Wunderbaren und Übernatürlichen nicht historisch festhalten. Somit bleibt nur die mythische

Digitized by Google

fassung des Überlieferten übrig; wir stehen überall auf poetisch-mythischem Grunde, die christliche Sage hat in ihrer Tendenz zur Verherrlichung ihres Stifters das Historische — wie wir sehen werden: bis zur Unkenntlichkeit — entstellt.

Dabei benützt Strauß für seine Kritik dreierlei Ingredienzien: 1. den gesunden Menschenverstand, an dem sich der Supranaturalismus und der Rationalismus mit ihren Künsteleien und Gewalttätigkeiten gleichmäßig versündigen; 2. die „neue", die „fortschreitende Bildung", von der er gerne spricht und die nichts anderes ist als der historisch, ab und zu auch schon der naturwissenschaftlich gebildete Sinn des modernen Menschen für das Mögliche oder Unmögliche in den Berichten der Evangelisten, der mit dem Glauben an Wunder irgendwelcher Art nicht mehr verträglich ist; endlich 3. jene spekulativen Ideen der Hegelschen Philosophie, die ihm das Geheimnis dieser sagenhaften Berichte erschlossen haben und die in der Anwendung auf sie in dem Begriff des Mythus beschlossen sind: als die zentrale und alles beherrschende Idee steht dabei — wir wissen es schon — die der Einheit von göttlicher und menschlicher Natur, die Idee des Gottmenschen als der gotteinigen Menschheit im Vordergrund.

Allein das alles reicht noch nicht aus, es fehlt uns zum Verständnis der Straußschen Methode noch ein letztes, die Antwort auf die Frage: Woher nahm nach ihm die fromme Phantasie und Reflexion den Stoff zu den Sagen über Jesus, zu den Legendengewinden, womit sie das einfache historische Gerüste seines Lebens umzogen hat, daß er zu Nazareth aufgewachsen sei, von Johannes sich habe taufen lassen, Jünger gesammelt habe, im jüdischen Lande lehrend umhergezogen sei, überall dem Pharisäismus sich entgegengestellt und zum Messiasreich eingeladen habe, daß er aber am Ende dem Haß und Neid der pharisäischen Partei erlegen und am Kreuze gestorben sei, — woher nahm sie den Stoff zur

Digitized by Google

Ausschmückung dieser einfachen Geschichte? Zunächst antwortet Strauß darauf mit der Gegenfrage, warum sie nicht imstande gewesen sein sollte, „rein aus sich heraus" solche Erzählungen zu erzeugen? Aber er gibt zu, daß die kurze Zeit zwischen dem Tode Jesu und der Entstehung dieser Mythen für ihre Erfindung und Neuschöpfung nicht zugereicht haben würde. Doch eine solche war auch gar nicht oder doch nur in ganz beschränktem Umfang nötig: den reichsten Stoff zu dieser mythischen Verzierung lieferte ja die Vorstellungswelt des Alten Testaments, in welcher die erste, vornehmlich aus dem Judentum gesammelte Christengemeinde lebte und webte. Jesus als der größte Prophet mußte in seinem Leben und seinen Taten alles vereinigt und überboten haben, was die jüdischen Propheten, von denen das Alte Testament erzählt, getan und erlebt hatten: er als der Erneuerer der hebräischen Religion durfte hinter dem ersten Gesetzgeber in keinem Stück zurückgeblieben sein; an ihm, dem Messias, mußte alles, was im Alten Testament Messianisches geweissagt war, in Erfüllung gegangen sein, er konnte nicht anders, als dem von den Juden im voraus entworfenen Schema des Messias, soweit die durch seine historisch bekannten Schicksale und Reden an diesem Schema gemachten Abänderungen es erlaubten, entsprochen haben. Also nicht um Erfindung und Neuschöpfung, sondern um Übertragung längst schon entstandener Mythen auf den Helden der christlichen Geschichte handelte es sich, nach dem Schluß: „Mit dem Messias muß sich nach dem Alten Testament das und das begeben; Jesus war der Messias; folglich wird sich eben jenes mit ihm begeben haben." Den Anhaltspunkt aber zu dieser Auffassung konnte Strauß im Neuen Testament selbst finden, vor allem im Matthäus-Evangelium mit seinem oft wiederkehrenden: „auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch den Propheten".

So suchte er denn überall die alttestamentlichen Vorbilder für das im Neuen Testament von Jesus Berichtete auf. Nicht überall freilich lagen sie so offen zutage, wie in

Digitized by Google

dem Kapitel von Jesus als Wundertäter, wo sich leicht zeigen ließ, wie selbst die verschiedenen Arten von Wundern, die der Messias verrichten mußte, durch das Alte Testament genau vorgeschrieben und durch die messianische Erwartung des Volkes sozusagen vorherbestimmt waren. Durch Moses war dem Volke auf übernatürliche Art Speise und Trank gewährt worden (2. Mos. 16, 17): ein Gleiches erwartete man, wie die Rabbiner ausdrücklich sagen, vom Messias; auf Elisas Bitten waren dem einen die Augen auf übernatürliche Weise verschlossen, dem andern ebenso geöffnet worden (2. Kön. 6): auch der Messias sollte die Augen der Blinden auftun; selbst Tote hatte der genannte Prophet und sein Lehrer wiederbelebt (1. Kön. 17, 2. Kön. 4): so konnte auch dem Messias die Macht über den Tod nicht fehlen. Unter den Weissagungen war besonders Jes. 35,5 f. auf diese Seite der Messiasvorstellung von Einfluß. Hier war von der messianischen Zeit gesagt: Alsdann werden der Blinden Augen aufgetan werden, und der Tauben Ohren werden geöffnet werden; alsdann werden die Lahmen springen (LXX) wie ein Hirsch, und der Stummen Zunge wird Lob sagen. Das war zwar bei Jesaias in bildlichem Sinne gemeint, wurde aber bald eigentlich verstanden, wie daraus erhellt, daß Jesus selbst den Boten des Johannes gegenüber (Matth. 11, 5) mit offenbarer Beziehung auf diese Prophetenstelle seine Wundertaten beschreiben muß. Um so scharfsinniger, weil nicht immer so einfach und deutlich, werden solche Beziehungen und Parallelen von Strauß an andern Stellen aufgesucht und festgestellt.

Noch ein bei dieser Auffassung naheliegendes Bedenken wird beseitigt. Wenn es sich bei der Mythenbildung bloß um Übertragung und Aneignung fremder Erzeugnisse und fremden Stoffes handelte, so wäre ja das Judentum ausschließlich das gebende, das Urchristentum lediglich nur empfangend gewesen. Allein wenn auch der Stoff dem Alten Testament entnommen war, so wurde er bei seinem Übergang in

Digitized by Google

die christliche Sage doch mit ganz neuem Geist, mit christlichen Originalideen erfüllt, die diesen Mythen als neue, bessere Seele eingehaucht waren und ihnen erst ihren religiösen Wert für die christliche Gemeinde und damit christliches Gepräge gaben.

Als Beispiel, wie Strauß unter Anwendung aller dieser verschiedenen Gesichtspunkte im einzelnen verfährt, lasse ich hier den Abschnitt über die Behandlung der Naturerscheinungen beim Tode Jesu in § 129 des zweiten Bandes, natürlich in etwas abgekürzter Fassung und Form, folgen. „Der Tod Jesu", heißt es da, „war nach den evangelischen Berichten von außerordentlichen Erscheinungen begleitet. Schon drei Stunden vorher soll eine Finsternis sich verbreitet und bis zu seinem Verscheiden gedauert haben; im Augenblick des Todes sei der Vorhang im Tempel von oben an bis unten aus zerrissen, die Erde habe gebebt, die Felsen sich gespalten, die Gräber sich aufgetan und viele Leiber heiliger Verstorbener seien auferstanden, in die Stadt gekommen und vielen erschienen. In diese Nachrichten teilen sich übrigens die Evangelien sehr ungleich: nur das erste enthält sie alle; das zweite und dritte bloß die Finsternis und den zerrissenen Vorhang; das vierte aber weiß von allen diesen Zeichen nichts. Nehmen wir sie einzeln nach der Reihe vor, so kann zuerst die Finsternis, welche, während Jesus am Kreuze hing, entstanden sein soll, keine gewöhnliche, durch Dazwischenkunft des Mondes entstandene Sonnenfinsternis gewesen sein, da es ja am Pascha, also um die Zeit des Vollmonds war. Indem nun aber die Evangelien nicht bestimmt von einer ἔκλειψις τοῦ ἡλίου sprechen, sondern die beiden ersten nur überhaupt von σκότος, wozu das dritte etwas genauer: καὶ ἐσκοτίσθη ὁ ἥλιος setzt, was aber gleichfalls von jeder Art der Verdunkelung des Sonnenlichts gesagt werden kann, so lag es nahe, statt einer astronomischen an eine atmosphärische Ursache dieser Finsternis zu denken und sie von verdunkelnden Dämpfen in der Luft, wie sie zumal vor Erdbeben herzugehen pflegen,

Digitized by Google

abzuleiten (so z. B. Paulus, auch Hase). Daß solche Verdunkelungen der Luft über ganze Länder sich ausbreiten können, ist richtig; aber wenn auch die ὅλη oder πᾶσα ἡ γῆ, über welche sich die Finsternis erstreckt haben soll, nicht als der ganze Erdkreis genommen wird, so zeigt doch der Zusammenhang, in welchen sie die Evangelien stellen, deutlich genug, daß sie sich etwas Wunderbares dachten; wobei dann aber das Suchen nach einem denkbaren Grund und Zweck des Wunders in die Frage nach seiner historischen Realität sich verwandeln muß. Für diese beriefen sich die Kirchenväter auf Zeugnisse heidnischer Schriftsteller, von welchen namentlich Phlegon jene Finsternis angemerkt haben soll; allein wenn man die Stelle vergleicht, so ist in dieser nur die Olympiade, schwerlich das Jahr, in keinem Fall die Jahreszeit und der Tag dieser Finsternis bestimmt. Neuere berufen sich auf ähnliche Fälle aus der alten Geschichte. So bringt Wetstein aus griechischen und römischen Schriftstellern die Notizen von den Sonnenfinsternissen bei, welche bei der Wegnahme des Romulus, beim Tode Cäsars und ähnlichen Ereignissen stattgefunden; er führt Stellen an, welche die Vorstellung aussprechen, daß Sonnenfinsternisse den Sturz von Reichen, den Tod von Königen bedeuten; endlich weist er alttestamentliche und rabbinische Stellen nach, in welchen teils die Verfinsterung des Tageslichts als das göttliche Trauerkostüm beschrieben, teils der Tod großer Lehrer mit dem plötzlichen Untergang der Sonne am Mittag verglichen, teils die Ansicht vorgetragen wird, daß bei dem Tode hoher hierarchischer Beamten, wenn ihnen die letzte Ehre nicht erwiesen werde, die Sonne sich zu verfinstern pflege. Aber statt Stützen der Glaubwürdigkeit der evangelischen Erzählungen zu sein, sind diese Parallelen ebensoviele Prämissen zu dem Schlusse, daß wir auch hier nur eine aus verbreiteten Vorstellungen entsprungene christliche Sage haben, welche den tragischen Tod des Messias von der ganzen Natur durch ihr solennes Trauerkostüm mitfeiern lassen wollte.

Digitized by Google

Das zweite Prodigium ist das Zerreißen des Tempelvorhangs vor dem Allerheiligsten. Auch dieses glaubte man als natürliches Ereignis deuten zu können, indem man es als Wirkung der Erderschütterung ansah. Allein von dieser ist eher begreiflich, wie sie feste Körper, desgleichen die nachher erwähnten Felsen sind, als wie sie einen dehnbaren, freihängenden Vorhang zu zerreißen imstande war. Daher soll nach Paulus der Vorhang ausgespannt, unten und auf den Seiten befestigt gewesen sein. Allein teils ist dies bloße Vermutung, teils, wenn das Erdbeben die Wände des Tempels so stark erschütterte, daß ein — ob auch ausgespannter, doch immer noch dehnbarer — Vorhang zerriß, so wäre von solcher Erschütterung wohl eher etwas am Gebäude eingefallen, wie nach dem Hebräer-Evangelium geschehen sein soll: wenn man nicht mit Kuinöl die weitere Vermutung hinzufügen will, der Vorhang sei vor Alter mürbe und daher auch durch eine kleine Erschütterung zu zerreißen gewesen. Daß in keinem Falle unsere Berichterstatter an einen solchen Kausalzusammenhang gedacht haben, beweist des zweiten und dritten Evangeliums Schweigen von dem Erdstoß, und bei dem ersten das, daß er desselben erst nach dem Zerreißen des Vorhangs gedenkt. Müssen wir demnach dieses Ereignis, wenn es sich wirklich zugetragen haben soll, als wunderbares festhalten: so müßte der göttliche Zweck bei dessen Hervorbringung dieser gewesen sein, auf die jüdischen Zeitgenossen einen starken Eindruck von der Bedeutsamkeit des Todes Jesu hervorzubringen und den ersten Verkündigern des Evangeliums etwas an die Hand zu geben, worauf sie sich in ihren Beweisführungen stützen könnten. Allein, wie auch Schleiermacher hervorgehoben hat, nirgends sonst im Neuen Testament geschieht dieses Faktums eine Erwähnung: sondern bis auf diese trockene synoptische Notiz ist jede Spur desselben verloren, was schwerlich der Fall sein könnte, wenn es wirklich einen Stützpunkt apostolischer Beweisführung gebildet hätte. Es müßte also die gö

Digitized by Google

Absicht bei Veranstaltung dieses Wunders durchaus verfehlt worden sein, oder, da dies undenkbar ist, so kann es nicht um dieses Zweckes willen, d. h. aber, da sich ein anderer nicht denken läßt, gar nicht geschehen sein. In anderer Weise kommt freilich ein eigentümliches Verhältnis Jesu zum jüdischen Tempelvorhang im Hebräerbrief zur Sprache. Während vor Christo nur die Priester in das Heilige, in das Allerheiligste aber nur der Hohepriester einmal des Jahres mit dem Sühnungsblute Zutritt gehabt habe, sei Christus als ewiger Hohepriester mittels seines eigenen Blutes in das Allerheiligste des Himmels eingegangen, womit er der πρόδρομος der Christen geworden sei und auch ihnen den Zugang dahin eröffnet habe. Diese Metapher findet auch Paulus unserer Erzählung so verwandt, daß er es möglich findet, diese zu den Fabeln e figurato genere dicendi zu rechnen; wenigstens sei die Sache, wenn auch wirklich vorgefallen, doch den Christen vorzüglich wegen jener den Bildern des Hebräerbriefes verwandten symbolischen Bedeutsamkeit wichtig gewesen, daß nämlich durch Christi Tod der Vorhang des jüdischen Kultus zerrissen, der Zutritt zu Gott ohne Priester jedem eröffnet sei. Ist aber, wie gezeigt, die historische Wahrscheinlichkeit des fraglichen Ereignisses so schwach, die Anlässe, aus welchen die Erzählung ohne historischen Grund sich bilden konnte, so bedeutend, so ist es folgerichtiger, mit Schleiermacher den Vorgang als geschichtlichen ganz aufzugeben.

Über das folgende: ἡ γῆ ἐσείσθη καὶ αἱ πέτραι ἐσχίσθησαν kann nur im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden geurteilt werden. Ein Erdbeben, welches Felsen zerreißt, ist als natürliche Erscheinung möglich: nicht selten kommt es aber auch als mythische Ausschmückung eines großen Todesfalles vor, wie Virgil bei Cäsars Tode nicht allein die Sonne sich verfinstern, sondern auch von ungewohnter Erschütterung die Alpen erzittern läßt. Da wir nun die vorher gemeldeten Prodigien nur aus diesem letzteren Gesichtspunkt haben fassen

können, und da überdies gegen die historische Begründung der jetzt vorliegenden Züge ihr alleiniges Vorkommen bei Matthäus spricht, so werden wir auch sie nur so ansehen, wie Fritzsche sagt: Messiae obitum atrocibus ostentis, quibus, quantus vir quummaxime exspirasset, orbi terrarum indicaretur, illustrem esse oportebat.

Das letzte, gleichfalls dem ersten Evangelium eigentümliche Wunderzeichen beim Tode Jesu ist die Eröffnung der Gräber, der Hervorgang vieler Toten aus denselben und deren Erscheinung in Jerusalem. Diesen Vorgang sich denkbar zu machen, fällt besonders schwer. An sich schon ist weder klar, wie es diesen althebräischen Heiligen nach dieser Auferstehung ergangen sein soll, noch auch ist über den Zweck einer so außerordentlichen Veranstaltung etwas Genügendes auszumitteln. Rein in den Auferweckten selbst scheint der Zweck nicht gelegen zu haben, da sich sonst kein Grund denken ließe, warum sie alle eben im Moment des Todes Jesu auferweckt wurden und nicht jeder in dem durch den Gang seiner eigenen Entwicklung bedingten Zeitpunkte. War aber die Überzeugung anderer der Zweck, so wäre dieser noch weniger erreicht worden als bei dem Wunder des zerrissenen Vorhangs, da auf die Erscheinung der Heiligen nicht nur in den apostolischen Briefen und Reden jede Berufung fehlt, sondern auch unter den Evangelien Matthäus mit seiner Erwähnung derselben alleinsteht. Eine besondere Schwierigkeit erwächst aus der wunderlichen Stellung, welche zwischen den scheinbar zusammengehörigen Momenten der Begebenheit die Zeitbestimmung, 'μετὰ τὴν ἔγερσιν αὐτοῦ' einnimmt. Denn wenn man diese Worte zum Vorhergehenden zieht, also die verstorbenen Frommen im Augenblick des Todes Jesu nur wiederbelebt werden, aus den Gräbern aber erst nach seiner Auferstehung gehen läßt, so wäre dies eine Qual für Verdammte, nicht ein Lohn für Heilige gewesen; verbindet man dagegen jene Zeitbestimmung mit dem Folgenden, so daß die Auferweckten zwar gleich nach ihrer beim

Digitized by Google

Tode Jesu erfolgten Wiederbelebung auch aus den Gräbern hervorgegangen seien, aber erst nach seiner Auferstehung sollen in die Stadt haben gehen dürfen: so sucht man von dem letzteren vergeblich irgendeinen Grund. Diese Schwierigkeiten zu vermeiden, ist es eine grobe Gewalthilfe gewesen, die ganze Stelle ohne kritische Gründe für eingeschoben zu erklären; feiner ist die Art, wie die rationalistischen Erklärer durch Beseitigung des Wunderbaren in dem Ereignis auch die übrigen Schwierigkeiten wegzuräumen suchen. Wie beim Zerreißen des Vorhangs wird auch hier meistens an das Erdbeben angeknüpft: durch dieses sollen mehrere Grabmäler, namentlich auch von Propheten, geöffnet worden sein, in welchen man, sei es, daß sie verschüttet oder verwest oder von wilden Tieren geraubt worden waren, keine Leichen mehr gefunden habe. Als nun nach Jesu Auferstehung die ihm geneigten unter den Bewohnern Jerusalems voll von Auferstehungsgedanken gewesen, so haben diese Gedanken, zusammen mit den leer gefundenen Gräbern, Träume und Visionen in ihnen erregt, in welchen sie die in jenen Gräbern beigesetzt gewesenen frommen Vorfahren zu sehen geglaubt haben. Allein die leer gefundenen Gräber hätten auch mit der Kunde von Jesu Auferstehung zusammen schwerlich solche Träume hervorgebracht, wenn nicht schon vorher unter den Juden die Erwartung geherrscht hätte, der Messias werde die verstorbenen frommen Israeliten auferwecken. War aber diese Erwartung vorhanden, so konnte aus derselben eher als Träume vielmehr die Sage von einer beim Tode Jesu geschehenen Auferstehung der Heiligen hervorgehen. Näher angesehen indes, wenn einmal diese Vorstellung vorhanden war, so bedurfte es auch keiner wirklichen Eröffnung der Gräber, um einem solchen Mythus Entstehung zu geben.

Freilich ist hiergegen nicht ohne Schein bemerkt worden, daß zur Erklärung des Entstehens eines solchen Mythus die angeführte jüdische Erwartung nicht ausreiche. Die Er-

Digitized by Google

wartung war näher diese. Vom Apostel Paulus und bestimmter aus der Apokalypse wissen wir, daß die ersten Christen bei der Wiederkunft Christi eine Auferstehung der Frommen erwarteten, welche mit Christo 1000 Jahre regieren sollten; erst nach dieser Zeit sollten dann auch die übrigen auferstehen. Doch dies ist schon die christianisierte Form der jüdischen Vorstellung; diese bezog sich nicht auf die Wiederkunft, sondern auf die erste Ankunft des Messias und erwartete bei dieser nur die Auferstehung der Israeliten. In die Zeit der ersten Parusie des Messias verlegt nun zwar auch die Nachricht bei Matthäus jene Auferweckung: aber warum sie dieselbe gerade an seinen Tod knüpft, dafür liegt allerdings in der jüdischen Erwartung an und für sich kein Grund, und in der Modifikation, welche die Anhänger Jesu an dieser Erwartung anbrachten, hätte, wie es scheint, eher ein Anlaß gelegen, die Auferweckung der Frommen mit seiner Auferstehung zu verbinden, zumal die Anknüpfung an seinen Tod mit der sonstigen urchristlichen Vorstellung in Widerspruch zu kommen scheint (Kol. 1, 18, Offenb. 1, 5, 1. Kor. 15, 20). Doch wir wissen ja nicht, ob diese Vorstellung die allgemeine war, und wenn die einen der eminenten Würde Jesu schuldig zu sein glaubten, ihn als den ersten der Auferstandenen zu betrachten, so bieten sich doch auch Gründe dar, welche andere bewegen konnten, schon bei seinem Tod einige Fromme auferstehen zu lassen. Einmal der äußere: da unter den Prodigien bei Jesu Tod auch ein Erdbeben hervorgehoben ist und in der Beschreibung seiner Heftigkeit dem 'πέτραι ἐσχίσθησαν' sich leicht das auch sonst bei Schilderung heftiger Erdbeben vorkommende 'μνημεῖα ἀνεῴχθησαν' beigesellen konnte, so war hier ein einladender Anknüpfungspunkt für die Auferstehung der Frommen gegeben. Aber auch aus dem Innern der Vorstellung vom Tode Jesu heraus, wie sie sich frühzeitig in der christlichen Gemeinde ausbildete, daß nämlich derselbe das eigentlich erlösende Moment seiner Wirksamkeit

Digitized by Google

mache, und namentlich durch den daran geknüpften Hinabgang zum Hades die früher Verstorbenen aus demselben befreit worden seien, konnte sich ein Anlaß ergeben, gerade durch den Tod Jesu die Bande des Grabes für die alten Frommen gesprengt werden zu lassen. Ohnehin wurde durch diese Stellung noch entschiedener als durch eine Verbindung mit Jesu Wiederbelebung die Auferweckung der Gerechten nach jüdischer Vorstellung in die erste Parusie des Messias gesetzt, eine Vorstellung, welche in judaisierenden Kreisen der ersten Christenheit gar wohl noch in einer solchen Erzählung nachklingen konnte, während ein Paulus und auch der Verfasser der Apokalypse bereits auch die ἀνάστασις ἡ πρώτη in die zweite erst zu erwartende Ankunft des Messias verlegten. Mit Rücksicht auf diese Vorstellung scheint es dann, daß wahrscheinlich vom Verfasser des ersten Evangeliums selbst, das μετὰ τὴν ἔγερσιν αὐτοῦ als Restriktion angebracht wurde."

Nun könnte man denken, indem Strauß in ähnlicher Weise auf jedem Punkt der evangelischen Berichte immer dasselbe kritische Verdampfungsgeschäft vornehme, 1400 Seiten hindurch, so müsse das auf die Dauer ermüden und langweilig werden, und Treitschke[1]), dem wir mit seinen bösen Bemerkungen über Strauß noch öfter begegnen werden, der aber das Leben Jesu von 1835 schwerlich je gelesen hat, konstatiert ausdrücklich diese „beständige Wiederholung immer nur des Einen". Allein der Eindruck des Buches ist ein ganz anderer: es liest sich von Anfang bis zu Ende gut, und — natürlich nur bei denen, die sich für solche Fragen überhaupt interessieren — das Interesse wächst, die Spannung nimmt beständig zu. Daran ist ja freilich der Stoff selber mit schuld: gerade im zweiten Band kommen die interessantesten Partien, die Wunder Jesu, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt an die Reihe. Namentlich bei der Aufer-

[1]) Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 4. Teil 1889, S. 489.

Digitized by Google

stehung mehren sich in den Berichten selbst die Schwierigkeiten und Widersprüche, und, was noch wichtiger ist, hier handelt es sich um so etwas wie eine Entscheidung: ist Jesus auferstanden, so mag alles Vorangegangene mythisch oder doch mythisch verziert und ausgeschmückt sein, er bleibt doch, was er im Glauben der Kirche war. Ist aber auch die Auferstehung Mythus und Sage, dann gilt am Ende das Wort des Apostels Paulus, dann ist am Ende der Christenglaube eitel. Daher nahm hier die supranaturalistische Verteidigung alle Kraft zusammen, und daher holt nun auch Strauß in diesen Partien zum wuchtigsten Angriff aus, wenn er zu zeigen sucht, daß die evangelische Darstellung der Leiblichkeit des Auferstandenen sich offenkundig widerspreche (materiell und völlig natürlich einerseits, übernatürliche, nicht-materielle, verklärte Leiblichkeit andererseits), daß der dem Glauben an eine solche wunderbare Wiederbelebung zugrunde liegende populäre Dualismus in bezug auf das Verhältnis von Leib und Seele „der neueren Bildung" nicht mehr entspreche, und endlich, daß Visionen nach Art der Christophanie des Paulus auf dem Wege nach Damaskus sich in den Tagen der Erregung unmittelbar nach Jesu Tod bei seinen Jüngern und namentlich bei den nervösen Frauen seines Kreises mit Leichtigkeit haben einstellen können und dann von ihnen auf Grund alttestamentlicher Stellen ebenso leicht messianisch auf eine wirkliche Wiederbelebung des Getöteten gedeutet werden konnten.

Aber auch abgesehen von der im Stoffe selbst liegenden Steigerung und Spannung, — es ist doch vor allem die Art der Behandlung, der S t i l im weitesten Sinne des Wortes, der Langeweile und Erlahmen des Interesses nicht aufkommen läßt. Wir kommen auf den Stil von Strauß noch besonders zu sprechen; hier ist nur zu sagen, daß er sich eben dadurch als Meister des Stils erwies, daß es ihm gelang, in diesem gelehrten Werke den Leser zu fesseln von Anfang bis zu Ende. Man spürt ihm förmlich die Lust an, mit der

Digitized by Google

er den jämmerlichen Verlegenheitsausflüchten der Supranaturalisten und den nicht minder jämmerlichen Künsteleien und Gewalttätigkeiten der „natürlich" auslegenden Rationalisten nachgeht und jene als sophistisch entlarvt, diese als unnatürlich, unwahrscheinlich, unmöglich aufzeigt. Die Geduld, mit der er dieses Geschäft betreibt, die Lust und das ästhetische Vergnügen, das er an diesem Sezieren, an dieser Jagd auf Hochwild bald und bald auf Hasen und auf Füchse offenbar empfindet, teilt sich notwendig auch dem Leser mit. Dabei ist bei aller gelegentlichen Schärfe im Ton, die er namentlich den Rationalisten gegenüber anwendet, die Würde und wissenschaftliche Haltung doch durchweg festgehalten. Man hat dagegen eine einzige Stelle ins Feld zu führen gewußt: da wo Strauß die auffallende Angabe des Matthäus Kap. 21, 1 ff. bespricht, daß Jesus für den Einzug in Jerusalem nicht bloß zwei Esel requiriert, sondern daß er auch wirklich auf beide sich gesetzt habe, entschlüpfen ihm ein paar mutwillige Worte über das noch nicht zugerittene Füllen, das nicht durch „menschliche Reitkunst", sondern nur „durch göttliche Allmacht hätte in Ordnung gehalten" werden können, und über das Muttertier, das lediglich „im Kopfe des ersten Evangelisten mitgelaufen sei". Allein abgesehen von der Frage, ob denn das wirklich eine so fürchterliche und frivole Äußerung ist: wenn dem 27jährigen auf 1500 Seiten an dieser einzigen Stelle eine Entgleisung passiert, wenn ihm hier allein einige jugendlich muntere und kecke Redensarten mit untergelaufen sind, so bestätigt, denke ich, gerade diese mühsam aufzufindende Ausnahme die Regel aufs glänzendste, daß durchweg in dem Buch ein ernster und würdiger Ton eingehalten ist. Daß es Strauß Ernst war und er es ernst nahm mit seinem Werk, das spürt man diesem, denke ich, doch an. Es ist, wie er später selber einmal gesagt hat, wirklich ein „inspiriertes" Buch, — inspiriert vom Geist hoher, sittlicher Wahrhaftigkeit, der den

Digitized by Google

schlechten theologischen Auskunftsmittelchen und Ausflüchten unerbittlich die Maske abreißt und darin seinen Beruf und seine Mission erkennt. Fünfundzwanzig Jahre später hat er daher seinem Buche selber bezeugt, daß „es geschrieben sei aus reinem Drang, in ehrlicher Absicht, ohne Leidenschaft und ohne Nebenzwecke und daß er allen seinen Gegnern wünschen möchte, sie wären, als sie dagegen schrieben, ebenso frei von Nebenabsichten und Fanatismus gewesen". Nicht frivol oder fanatisch war das „Leben Jesu", wohl aber inspiriert von seinem ganz persönlichen Daimonion, das ihn unwiderstehlich trieb, diese halsbrechende Arbeit kühn und tapfer zu verrichten, es war ein frommes, ein, wie er an Märklin geschrieben hat, gottgewolltes Werk. Dieses Dämonische und Pathetische spürt man ihm von der ersten bis zur letzten Seite an, deswegen ist es ein so wirkungsvolles und ein so gutes Buch geworden.

c) Allerlei Kritisches.

Aber das Werk hat neben dem vielen Guten auch seine Schwächen und Mängel. Von einem solchen ist schon gesprochen worden: er liegt in der Unsicherheit und im schwankenden Gebrauch des Wortes „Mythus". Entweder wird dieser im strengsten Sinn gefaßt als Produkt der absichtslos dichtenden Phantasie: dann fehlen die später von Baur geradezu in den Vordergrund gerückten Motive absichtlicher Parteitendenz für die Entstehung der Evangelien und ihrer Berichte. Oder man läßt auch dafür in dem Begriffe Raum, wie Strauß es mehr und mehr getan hat, dann wird er über den üblichen und nächstliegenden Sinn des Wortes hinaus erweitert, dem Begriff des Mythischen droht Verflüchtigung.

Schwerer wiegen drei andere Einwände. 1. Die dichtende Phantasie der urchristlichen Gemeinde soll den Stoff zu ihren sagenhaften Erzeugnissen dem Alten Testament und den auf den Messias gedeuteten Stellen des-

Digitized by Google

selben entnommen haben. Das ist gewiß vielfach richtig und wird auch im einzelnen mit viel Scharfsinn, Feinheit und Glück von Strauß nachgewiesen. Aber hier zeigt sich doch ein Zuviel, und umgekehrt auch eine Schranke dieser damaligen „neuen Bildung". Ein Zuviel: ganz ohne Gewaltsamkeit und Künstelei geht es dabei auch nicht ab, nicht jede der beigebrachten Parallelen ist gleich schlagend und beweisend. Und auf der anderen Seite: warum nur Parallelen aus dem Alten Testament? Gewiß, dieses liegt und lag der ältesten christlichen Gemeinde am nächsten. Aber wenn man auch nicht allen Analogien und Parallelen der heutigen religionsgeschichtlichen Forschung gleiches Vertrauen entgegenbringen und vollends nicht in jeder Parallele Entlehnung und Abhängigkeit finden will, eines hat sie doch unwidersprechlich gezeigt, daß ums Jahr 70—100, in welche Zeit wir rund die Entstehung der drei ersten Evangelien werden verlegen können, ein ungeheurer Synkretismus, eine ganz gewaltige Religionsmengerei die religiösen Anschauungen, Mythen und Kulte wirklich wie in einem Mischkessel durcheinandergewirbelt und -geschüttelt hat. So standen der dichtenden Sage in jener christlichen Frühzeit nicht bloß alttestamentliche, sondern auch Parallelen und Analogien aus anderen Religionen, vom ägyptischen Osiris- oder vom syrischen Adoniskult, vom hellenischen Herakles- oder Asklepiosmythos für ihre Schöpfungen zur Verfügung. In dieser Erkenntnis ist die heutige „neue Bildung" in der Tat noch moderner, ist reicher und vielseitiger, als sie es zu Straußens Zeit gewesen ist. Übrigens hat auch er schon solche heidnische Parallelen nicht ganz übersehen und gelegentlich auf sie hingewiesen, wie wir es oben in dem Abschnitt über die Naturerscheinungen beim Tode Jesu gehört haben.

2. Wenn Treitschke[1]) sagt, Strauß habe die entscheidende Frage, wie das Evangelium des Johannes sich zu den synop-

[1]) Treitschke a. a. O. S. 489.

Digitized by Google

tischen Evangelien verhalte, wann und durch wen diese verschiedenen Berichte entstanden seien, gar nicht aufgeworfen und wenn er deshalb sein Buch „oberflächlich" schilt, so wissen wir schon, daß das nicht wahr ist und nur von jemand behauptet werden kann, der nicht einmal die Einleitung des Werkes gelesen hat: da waren die Theologen, die Strauß alsbald widerlegen wollten, doch weit weniger oberflächlich, als dieser schnell fertige Kritiker nach 50 Jahren. Strauß hat die Quellenfrage nicht ignoriert, aber er hat es mit ihrer Untersuchung allerdings zu leicht genommen, weil er sie für leichter hielt, als sie sich in 70jähriger Arbeit nachträglich herausgestellt hat. Was er gab und geben wollte, war allerdings eine Kritik der evangelischen Geschichte; was fehlte, nicht ganz fehlte, aber doch nur einleitungsweise kurz behandelt war, war die Kritik der evangelischen Schriften. Strauß begnügte sich zu sagen: äußere Zeugnisse zwingen uns nicht, in den Evangelien Berichte von Augenzeugen zu sehen, und machte das in der Einleitung auf sechs Seiten kurz ab. Daß innere Gründe nicht dafür, sondern durchaus dagegen sprechen, das sollte dann eben die Beschaffenheit des Berichteten erweisen, die Kritik, die er an diesem übte, also sein ganzes Buch. Nun hat allerdings die inzwischen darauf gerichtete wissenschaftliche Arbeit von zwei Generationen, die Untersuchungen zuerst von Baur und seiner Schule, dann von Holtzmann und den vielen Mitarbeitern seiner Richtung und Art — sie haben gezeigt, daß die Dinge viel, viel schwieriger und komplizierter liegen, als Strauß im Jahre 1835 gemeint hatte; sie alle haben die Probleme nur immer vermehrt und vertieft, gelöst und eine allgemein anerkannte Entscheidung dagegen nur auf wenigen Punkten herbeigeführt. Und das gibt Strauß doch wieder recht. Sollte er mit seinem Buche warten, bis die Fragen der neutestamentlichen Einleitung alle beantwortet waren, so wäre es noch heute nicht geschrieben. Und dann, — sein Buch gerade ist es ja gewesen, das diese Untersuchungen gefordert und hervor-

Digitized by Google

gerufen hat, er hat die Frage der Evangelienkritik doch eigentlich erst ins Rollen gebracht. Gewiß waren Einzeluntersuchungen, von Bretschneider über das Evangelium des Johannes oder von Schleiermacher über die Schriften des Lukas, schon vorher da, auch allerlei Hypothesen, vor allem die Griesbachsche Kombinations- und die Eichhornsche Urevangeliumshypothese waren schon aufgestellt. Aber erst dadurch, daß Strauß den Glauben an das Berichtete auf allen Punkten wankend machte, zeigte sich die Notwendigkeit einer ebenso umfassenden und allseitigen Quellenuntersuchung, die sich dann freilich, entsprechend dem empiristischen und historisierenden Zuge der Zeit, immer mikroskopischer auf alle Fugen und auf die kleinsten Abweichungen in den vier Berichten über dieselben Ereignisse zu erstrecken hatte. Ganz ähnlich hat es Zeller, der Schwiegersohn Baurs, so formuliert [1]): „Baur hat es als den Grundmangel von Strauß' früherem Leben Jesu bezeichnet, daß es eine Kritik der evangelischen Geschichte ohne eine Kritik der Evangelien gäbe, und diese Bemerkung ist seitdem nicht bloß unendlich oft wiederholt, sondern sie ist auch nicht selten mit solcher Einseitigkeit verfolgt worden, daß man an den Kritiker geradezu das Ansinnen stellte, er hätte auf sein ganzes Unternehmen verzichten sollen, solange er nicht darüber im reinen war, wie es bei der Entstehung der Evangelien herging, wer von den Evangelisten zuerst und wer hernach schrieb, welche Quelle jeder benützt hat, welchem Jahrzehnt jede Schrift angehörte usw. Das letztere ist nun offenbar eine Übertreibung, welche jede kritische Bearbeitung des Lebens Jesu ins endlose vertagen würde; denn vollständig wird man über alle jene Fragen niemals ins reine kommen, und eine Übereinstimmung über sie wird nie erreicht werden. Aber auch auf Baurs an sich wohlbegründete

[1]) Ed. Zeller, Strauß und Renan, in Vorträgen und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts, 1865. S. 442f.

Digitized by Google

Erinnerung ließ sich immerhin erwidern, es sei umgekehrt auch keine Kritik der Evangelien ohne eine Kritik der evangelischen Geschichte möglich, und niemand, der dem Gange dieser Untersuchungen seit dreißig (heute seit siebzig!) Jahren mit Aufmerksamkeit und Verständnis gefolgt ist, wird sich der Tatsache verschließen können, daß erst durch jene Kritik der evangelischen Geschichte, die Strauß in seinem ersten Leben Jesu vollzogen hat, für die tiefer dringenden Forschungen über die Tendenz, den Plan und den Ursprung der Evangelien der Boden geebnet wurde. Denn so lange über den Umfang des Ungeschichtlichen in diesen Schriften keine feste Ansicht gewonnen war, war auch kein sicheres Urteil darüber möglich, ob sie von Augenzeugen herrühren können oder nicht; ob ihre Verfasser bei denselben nur den Zweck geschichtlicher Berichterstattung oder anderweitige dogmatische Zwecke verfolgten; in welcher Weise und wieweit sie diesen Zwecken Einfluß verstatteten, wie frei oder abhängig sie der evangelischen Überlieferung gegenüberstanden usf. Nichtsdestoweniger wird Baurs Einwurf von Strauß selbst — bei der johanneischen Frage — als durchaus berechtigt anerkannt." Und ebenso hat auch Strauß selber seine Art der Baurschen gegenüber als die für den Anfang gerade angemessene und natürliche, als die wahre Vorarbeit für Baur bezeichnet: seine dogmatische, resp. antidogmatische Art mußte vorangehen, ohne sie wären Baur und die Seinen nicht dahin gekommen, wo sie stehen, meint er mit Recht.

Aber immerhin, es war eine Lücke, und sie machte sich nach zwei Seiten hin in dem Buche selbst spürbar. Einmal in einer gewissen Vorliebe für das Matthäus-Evangelium: das Markus-Evangelium erklärt er für „augenscheinlich aus Matthäus und Lukas zusammengeschrieben", das Lukas-Evangelium für möglicherweise einer Zeit aufgezeichnet, wo sein Verfasser der Unterstüt durch Augenzeugen entbehrte und daher der Mögli

Digitized by Google

ausgesetzt war, im Geiste seiner Zeit mythische Elemente unter die historischen aufzunehmen. Das war freilich auch bei Matthäus der Fall, aber in Zweifelsfällen folgt Strauß doch lieber ihm und hält z. B. den Zusammenhang der Reden bei Lukas für „künstlicher" als bei Matthäus. Aber ausführlich begründet wird diese Bevorzugung des Matthäus im Buche nicht. Nun ist die Mehrzahl der kritischen Theologen, Holtzmann an ihrer Spitze, heute der Ansicht, daß Markus, wenn auch nicht selber das Urevangelium sei, diesem doch am nächsten stehe und dem Matthäus im Aufriß des Lebens Jesu und damit an historischem Werte entschieden vorzuziehen sei. Auch darin ist also die „neue Bildung" über Strauß hinausgeschritten. Doch wird man nicht vergessen, daß Baur und die ganze Tübinger Schule sich in dieser Frage auf die Seite von Strauß gestellt hat, und auch heute noch gibt es einzelne, die der Matthäus-Hypothese vor der Markus-Hypothese — denn ein Hypothetisches bleibt dort wie hier — den Vorzug geben. Vor allem aber, auch die heutige Evangelienforschung nimmt neben der Markus-Quelle eine zweite — Reden- oder Logiaquelle an, die sich in unserem Matthäus-Evangelium am besten erhalten haben soll. Für den, der alles Wunderbare für unhistorisch und mythisch erklärt, wird nun gerade diese Redequelle wichtiger sein als die andere, in der ja vor allem jenes Wunderbare erzählt ist und die offenbar diese übernatürlichen Taten und Erlebnisse für das Wichtigste hält. Strauß hielt den Matthäus um seiner Redemassen willen für historisch wertvoller und gab ihm darum den Vorzug. Endlich aber, diese Vorliebe für Matthäus beruhte bei ihm doch nicht bloß auf einem vagen Gefühl, war nicht ohne genauere Untersuchung von ihm einfach vorausgesetzt. Zu den wichtigsten Vorarbeiten für das Leben Jesu gehört eine im Jahre 1834 erschienene ausführliche Rezension über drei „Schriften über den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums" von Sieffert, Schnekkenburger und Kern. So sehr Strauß in ihr den beiden

Digitized by Google

ersten beistimmt in ihrer Anzweiflung des apostolischen Ursprungs unseres ersten Evangeliums, das unmöglich von einem Augenzeugen herrühren könne, so skeptisch verhält er sich andererseits gegen Schneckenburgers Versuch, die Abhängigkeit des Matthäus von Markus und Lukas zu erweisen, und begründet gerade durch den Hinweis auf die allerdings sehr ungenügenden „Observationen" Schneckenburgers seine Anschauung von der Priorität des Matthäus gegenüber dem zweiten und dritten Evangelium. Jedenfalls beweist diese Abhandlung, die in den „Charakteristiken und Kritiken" mehr als fünfzig Seiten einnimmt, daß Strauß für sich erst die Quellenfrage und den damaligen Stand ihrer Beantwortung gründlich studiert und erledigt hat, ehe er an die Abfassung seines Lebens Jesu herangetreten ist, und bestätigt seine Angabe in den Streitschriften, daß er die neueren Untersuchungen über die Echtheit und den Ursprung der Evangelien von Eichhorn bis auf Bretschneider und Sieffert studiert und exzerpiert habe. Damit fällt aber dieser zweite Vorwurf im wesentlichen doch in sich zusammen. Durch diese Arbeit hat sich Strauß das Recht freiester Kritik am Inhalt der Evangelien erarbeitet: nicht wie aus der Pistole geschossen geht diese nun an ihr Geschäft. Wo aber immer „die Bibel der freien Luft des Geistes ausgesetzt und nicht im dumpfen Behälter gedankenleerer Herzen gegen dieselbe verschlossen wird, da geraten ihre Elemente unvermeidlich in eine Gärung gegeneinander, welche, mehr oder minder beschleunigt oder gehemmt, durch alle Jahrhunderte der christlichen Zeit hindurchgeht und die immer höhere Läuterung und Vergeistigung des christlichen Glaubens zum Produkte hat: das ist jene „Schwachheit des Fleisches", in welcher das Wort, wie als persönliches in Christo, so auch als verkündigtes und geschriebenes in der Bibel erscheint; wozu nur noch dies zu setzen ist, daß wie die Leiblichkeit des persönlichen Gottesworts am Kreuze sich ertöten lassen mußte. um durch Auferstehung und Himmelfahrt sich zu

Google

verklären: so auch das geschriebene Bibelwort die Nägelmale und Lanzenstiche der Kritik nicht scheuen darf, damit es, als Buchstabe sterbend, als Geist wiederum auferstehe."

3. Mit dem Gesagten hängt aber noch ein Drittes zusammen. Was Strauß in seinem Buche gibt, ist wesentlich Kritik, der Nachweis des mythischen und sagenhaften, d. h. also des vielfach unhistorischen Charakters der Berichte, ist wesentlich Zerstörung und Negation, so daß von dem ursprünglichen Plane zu dem Werk, den wir aus dem Brief an Märklin kennen, schließlich nur der mittlere kritische oder „negative" Teil übrigblieb. Eine Biographie — und auf eine solche schien ja der Haupttitel des Buches hinzuweisen — soll uns aber doch nicht bloß und nicht in erster Linie sagen, was nicht ist und wie es nicht zuging, sondern was und wie es gewesen ist. Auch das hat wiederum Treitschke[1]) Strauß so grob als möglich vorgehalten: „Er versuchte nicht einmal, den Charakter des größten aller Männer darzustellen: statt eines Lebens Jesu gab er lediglich scharfsinnige kritische Einzeluntersuchungen, die in beständiger Wiederholung immer nur das Eine erwiesen, daß die Evangelien keine reine Geschichte enthalten,— ein armseliges Ergebnis, woran denkende Historiker nie gezweifelt hatten. Die bewegende Kraft aller Geschichte, die Macht der Persönlichkeit und ihres lebendigen Schaffens blieb diesem Kritiker unfaßbar; an ihre Stelle setzte er ein doktrinäres, mythenbildendes Prinzip, das aus nichts etwas geschaffen haben sollte, mithin noch viel wunderbarer war als die Wundergeschichten der Evangelien". Sehen wir ab von den Übertreibungen und Mißverständnissen dieser Sätze, so ist das, was diesem Vorwurf Berechtigtes zugrunde liegt, Strauß gleich nach der Abfassung seines Werkes entgegengehalten worden, und zwar von dem Historiker seiner Promotion, von seinem Freunde Binder, der ebenfalls ein be-

[1]) Treitschke a. a. O. S. 489.

Digitized by Google

stimmteres Bild von der Persönlichkeit Jesu, eine genauere Angabe, was denn nach all dem Kritisieren Historisches noch übrigbleibe, vermißte und von ihm verlangte. Hören wir, was ihm Strauß am 12. Mai 1836 darauf geantwortet hat: „Daß dies eine gegründete Forderung ist, kann ich nicht in Abrede stellen; aber ich für meine Person und für jetzt weiß ihr nicht genug zu tun. In der Nacht, welche die Kritik durch Auslöschung aller geschichtlichen Lichter herbeigeführt, kann man erst allmählich wieder sehen und einzelne Gegenstände unterscheiden lernen. Erst wenn sich die Forschung an den neuen kritischen Standpunkt gewöhnt und von demselben aus nun noch manche andere, namentlich auch historische Untersuchungen angestellt hat, darf man sich — glaube ich — versprechen, in jener Beziehung weiterzukommen." Also Strauß gibt dem Freunde zu, daß hier etwas fehle, die Position zu all dem Kritischen und Negativen, und vertröstet ihn damit auf später, wir können antezipierend sagen: auf das zweite Leben Jesu von 1864, in dem er ein positives Lebensbild Jesu zu zeichnen versucht hat. Mit welchem Erfolg, werden wir ja sehen.

Aber eines will er sofort tun, in der zweiten Auflage, die eben damals, 1836, erscheinen sollte. Er fährt nämlich in jenem Brief an Binder fort: „Doch eines will ich in diesem Stücke tun. Nämlich bestimmter herausheben an den einzelnen Punkten, daß mein kritisches Negieren nur dem Faktum in der Gestalt, wie es überliefert ist, gilt, nicht alles Faktische an sich aufheben will, sondern nur zeigen, daß wir nichts davon wissen können." Das klingt sehr skeptisch, allzu skeptisch: denn es ist ja gar nicht wahr, daß Strauß nur negiert hat; es fehlt nicht an Positivem. Das gibt auch A. Schweitzer in seiner Geschichte der Leben-Jesu-Forschung [1]) — freilich in seiner Weise — zu, wenn er sagt:

[1]) Von Reimarus zu Wrede. Eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung von Lic. Dr. Albert Schweitzer, 1906. S. 88f.

Digitized by Google

Es stecken in einer Reihe hingeworfener Bemerkungen des Straußschen Werkes „Ansätze zu einer positiven Konstruktion des Lebens Jesu, die, wenn man sie aus dem Zusammenhange herauslöste und zusammenstellte, ein Bild ergäben, das sich mit der neuesten eschatologischen Auffassung berühren würde. Aber Strauß wirft mit Absicht nur wenige unzusammenhängende Striche hin. Er will keine Linie zu Ende ziehen. Jedes der Einzelprobleme wird zwar behandelt und in der scharfsinnigsten Weise nach allen Seiten beleuchtet. Aber bei keinem will er eine Lösung versuchen. Manchmal, wenn er meint, in seinen positiven Andeutungen zu weit gegangen zu sein, wischt er alles mit einem skeptischen Wort wieder aus.“ Am besten aber hat es Strauß im zweiten Leben Jesu selber so formuliert (Ges. Schr. Bd. III, S. 203 f.): „Die Kritik ging von den verschiedenen Auslegungen und Auffassungen der einzelnen evangelischen Erzählungen aus, suchte durch Ausscheidung der unzulässigen die wahre zu gewinnen, und indem sie die Entstehung und Ausbildung der jedesmal in Frage stehenden Erzählung begreiflich zu machen strebte, schloß sie mit der Andeutung, was etwa an derselben den historischen Kern gebildet haben möchte. Anders konnte die Kritik in ihren damaligen Anfängen nicht verfahren: sie mußte sich den bis dahin als heilig abgeschlossenen Boden der evangelischen Geschichte erst Schritt für Schritt erobern, sich gleichsam die Straße von der Küste ins Innere des Landes erst mit den Waffen in der Hand bahnen ... Diesem Verfahren fehlten auch empfindliche Nachteile nicht ... Indem die Kritik von den einzelnen evangelischen Erzählungen ausging und nur etwa am Schlusse der Prüfung einer jeden andeuten konnte, was nach Abzug der mythischen Zutaten als geschichtlicher Rest derselben anzusehen sei, ergaben sich zwar bei einer Menge von Erzählungen solche kleine Restziffern, aber es fand sich kein Ort, diese Ziffern zusammenzuzählen und in einem Zuge zu entwickeln, was denn an der Person und Geschichte Christi, streng historisch genommen, gewesen sein möchte.“

Digitized by Google

Also an Andeutungen positiver Art fehlte es nicht und sollte es nicht fehlen. So heißt es, um nur ein Beispiel anzuführen, in der Debatte über die Realität der Auferstehung Jesu (§ 136): „Haben wir in dem Apostel Paulus ein Beispiel, daß starke Eindrücke von der jungen Christengemeinde ein feuriges Gemüt, das ihr längere Zeit entgegengestrebt hatte, bis zur Christophanie und völligen Sinnesänderung steigern konnten: so wird wohl auch der gewaltige Eindruck der großartigen Persönlichkeit Jesu imstande gewesen sein, seine unmittelbaren Schüler im Kampfe mit den Zweifeln an seiner Messianität, welche sein Tod in ihnen erregt hatte, zu ähnlichen Gesichten zu begeistern. Wer zur Erklärung der paulinischen Christophanie noch ein äußeres Naturphänomen, wie Blitz und Donnerschlag, zu Hilfe nehmen zu müssen und zu dürfen glaubt, der mag auch die Erklärung der Erscheinungen, welche früher die unmittelbaren Schüler Jesu von dem Auferstandenen zu haben glaubten, durch Voraussetzung ähnlicher Ereignisse sich zu erleichtern suchen." Daß im Leben Jesu und in den Berichten darüber Historisches vorliege, das wird hier und anderswo deutlich ausgesprochen; Strauß hat nie zu denen gehört, welche die Existenz eines Jesus in Zweifel gezogen, ihn selbst für eine Gestalt der Sage gehalten haben, so oft man ihm das auch vorgeworfen hat. Daß er in ihm eine „großartige Persönlichkeit", ein „großes Individuum" gesehen hat, haben wir wie eben, so früher schon aus der Schlußabhandlung vernommen. Aber Strauß bestreitet allerdings, daß unser oder doch, daß sein damaliges historisches Wissen hinreiche, um ein „lebendiges Bild des Geschehenen", wie es Treitschke leichthin und ohne ein von Sachkenntnis getrübtes Verständnis für die Schwierigkeiten dieser Aufgabe zu verraten, von ihm verlangt, um ein lebensvoll-einheitliches Charakterbild dieses großen Individuums zu entwerfen, eine wirkliche Biographie, ein positives und zusammenhängendes Leben Jesu zu schreiben. Und darin hat Strauß recht behalten, das erkennen wir

Digitized by Google

heute nach allen den Arbeiten und Debatten einer mehr als siebzigjährigen Forschung deutlicher noch, als er es damals und vollends, als er es 1864 bei Abfassung seines zweiten Lebens Jesu erkannt hat. Auch Holtzmann erklärt in seiner neuesten Schrift [1]), für ein Leben Jesu fehle uns ein Höhe- und Tiefeverhältnisse zuverlässig bestimmender Bauplan; ein solches zu schreiben sei daher zum guten Teil Sache künstlerischen Schaffens und liege nicht mehr innerhalb der Grenzen streng wissenschaftlicher Kompetenz, d. h. doch wohl: jedes Leben Jesu sei mehr Dichtung als Wahrheit und habe etwas von einem Roman an sich. Möge aber auch die objektive Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens dahingestellt bleiben, fährt er fort, so existiere für ihn jedenfalls eine subjektive, weil er auf allzu vielen Punkten nur eine relativ oder vermutungsweise richtige Entscheidung treffen könnte. Und ähnlich sagt Jülicher [2]): „Auf den Pfaden der Wissenschaft gelangen wir beim Leben Jesu direkt nicht weiter zurück als bis zu dem Jesus des ältesten Gemeindeglaubens; seine Höhen schließen unseren Horizont ab, nach allen Seiten endgültig." So bescheiden sprechen gerade die Kenner und decken damit nachträglich ihren Schild auch über die weise Zurückhaltung des jugendlichen Strauß. Dieser aber hat darum doch mit der dem Genie eigenen Geduld Großes geleistet: den Boden gereinigt vom wilden Gestrüpp der Sage und der sie ängstlich oder gewalttätig konservierenden Auslegung, die Zugänge erschlossen und Wege angelegt, die sicher hindurchführen. „Die Gestaltungskraft des schöpferischen Historikers" aber, die Treitschke [3]) an Strauß vermißt, läßt noch heute auf sich

[1]) Das messianische Bewußtsein Jesu. Ein Beitrag zur Leben-Jesu-Forschung von H. J. Holtzmann, 1907, S. VI.

[2]) Ad. Jülicher, Neue Linien in der Kritik der evangelischen Überlieferung, 1906. S. 72.

[3]) Die hier wiederholt zu Wort kommende Polemik gegen Treitschke habe ich schon zu Lebzeiten dieses Historikers, alsbald nach dem Er-

Digitized by Google

arten, um auf dem von ihm gesäuberten Gelände den Bau einer historisch unanfechtbaren Biographie Jesu aufzuführen.

Allein Strauß hat sich nun allerdings, wie wir heute meinen, eine solche positive Konstruktion dadurch noch über das Notwendige hinaus erschwert, daß er sich *gegen Markus für Matthäus* entschied. Zwar bin ich im Gegensatz zu vielen Theologen nach wie vor der Meinung, daß sich auch mit Hilfe des Markus eine lückenlose und wohlzusammenhängende Anschauung weder von der Entwicklung des messianischen Bewußtseins noch von dem Gang der äußeren Schicksale von Jesu Auftreten in der Öffentlichkeit bis zu seinem Tode gewinnen lasse: es werden immer nur Fragmente sein, etwa wie bei der Zusammenfügung eines stark beschädigten römischen Mosaiks. Aber daß zur Herstellung eines *gewissen* kausalen Entwicklungsganges im Berichte des Markus-Evangeliums wenigstens Ansätze und Anhaltspunkte zu finden sind, das allerdings ist den Vertretern der Markus-Hypothese zuzugeben. Wer sich also nicht an ihn, sondern lieber an Matthäus hält, dem entgeht damit jede in den Quellen liegende *Möglichkeit* einer solchen Konstruktion, und der muß, ohne inneren Zusammenhang, eben nur das Einzelne in einer mehr sachlichen als chronologischen Reihenfolge behandeln, wie das Strauß getan hat, indem er behauptet, daß den Evangelisten jede Einsicht in das genauere chronologische Verhältnis gefehlt habe, und deshalb seinerseits z. B. im vierten Kapitel des zweiten Abschnitts Jesus als Messias, im fünften die Jünger Jesu, in den zwei folgenden seine Reden, im achten Kapitel die Begebenheiten aus dem öffentlichen Leben mit Ausschluß der Wundergeschichten, im neunten die Wunder und im zehnten die Verklärung Jesu hintereinander je für sich zu-

scheinen des vierten Bandes seiner deutschen Geschichte, erhoben und näher begründet in einem Aufsatz in der „Nation" vom 18. Januar 18 „Treitschkes Urteil über D. Fr. Strauß".

Digitized by Google

sammen abhandelt. Das ist natürlich keine Biographie, sondern in der Tat nur eine Kritik der Überlieferung vom Leben Jesu im einzelnen. Doch übersieht Strauß die Wahrscheinlichkeit nicht, daß in Jesus selbst eine Entwicklung stattgefunden habe, indem er sich anfangs nur dieselbe Stellung zum Messiasreich gab wie der Täufer und erst allmählich zu dem Gedanken, selbst der Messias zu sein, sich erhob.

Dagegen muß ich mich noch gegen die oben angeführte Behauptung Schweitzers wenden, daß die Auffassung von Strauß sich mit der neuesten eschatologischen Konstruktion berühre, wonach Jesus seine messianische Parusie in Bälde erwartete und von dieser Erwartung all sein Handeln bestimmen ließ und mit dieser eschatologischen Weltanschauung jedes seiner Worte durchtränkte, daß also auch Strauß die Eschatologie als das hervorragendste Element in der Ideenwelt Jesu anerkannt habe. Davon finde ich in seinem ersten Leben Jesu nichts. Er verhält sich auch zu der eschatologischen Auffassung direkt und ausdrücklich skeptisch. Daß sich Jesus in irgendeinem Abschnitt seines Lebens für den Messias gehalten und sich Menschensohn genannt hat, das freilich gilt ihm als sicher; danach „mußte er, scheint es, auch das Kommen in den Wolken erwarten, welches diesem bei Daniel zugeschrieben wird"; aber wie er sich das gedacht habe, das lasse sich nicht bestimmen; jedenfalls wollte Jesus — und damit tritt Strauß in direkten Gegensatz zu dem Gedanken an ein „Herbeizwingen des Todes", den die Eschatologiker geradezu in den Mittelpunkt gerückt haben, — das alles nicht eigenwillig herbeiführen, sondern er überließ es dem himmlischen Vater, der allein die rechte Zeit für diese Katastrophe kenne. Um so weniger aber lasse sich hierüber Bestimmtes sagen, weil wir nicht wissen, welchen Anteil die urchristliche Erwartung nach dem Tode des Herrn an solchen Äußerungen gehabt habe, das heißt also, wieweit die überlieferten eschatologischen Reden Jesu echt seien oder nicht. Dieses letztere klingt so

Digitized by Google

skeptisch, daß der Eschatologiker gewiß kein Recht hat, sich für seine Einseitigkeiten und Übertreibungen auf Strauß zu berufen. Vielmehr scheint mir gerade das ein Vorzug des Straußschen Lebens Jesu zu sein, daß hier überall die verschiedenen Möglichkeiten aufgezeigt werden, aber eben nur — als Möglichkeiten, die offengelassen werden müssen, wenn man nicht Dichtung für Wahrheit ausgeben will. Denn zu einer Gewißheit kommt man fast auf keinem Punkte. Und darin hat Strauß allen positiven Versuchen seiner Nachfolger und auch seinem eigenen späteren Versuch gegenüber recht behalten bis zu diesem Augenblick[1]).

Wir schließen damit diese kritischen Bemerkungen. Es bleiben freilich noch zwei Bedenken: einmal, ob Strauß der Persönlichkeit, dem großen Individuum Jesus genügend Rechnung getragen und es nicht über dem Gattungsgedanken der Menschheit als der eigentlichen Trägerin der Gottmenschheitsidee vernachlässigt und verkürzt habe. Und zum andern wird man auch das fragen müssen, ob diese Idee und überhaupt eine „Idee" den Gehalt des Christentums als einer religiösen Erscheinung erschöpfe, allgemein: ob der Straußsche Religionsbegriff nicht zu intellektualistisch bestimmt sei. Allein die erste Frage müssen wir im nächsten, die zweite werden wir besser in dem Abschnitt über seine Glaubenslehre behandeln. Denn mit dem Leben Jesu sind wir immer noch nicht fertig, es wird uns in seinen Folgen für den Verfasser auch noch im ganzen vierten Kapitel beschäftigen müssen.

[1]) Ich komme auf das Verhältnis Straußens zu der „konsequenten Eschatologie" natürlich im zweiten Teil noch einmal eingehender zu sprechen.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Schicksale des Verfassers und des Buchs von 1835—1839.

1. Entfernung vom Stift. Versetzung nach Ludwigsburg.

Eine halsbrechende Arbeit hatte Strauß sein Leben Jesu genannt; daß ihm der Hörsaal geschlossen werde, wenn er seine Ansichten darin vortrüge, hielt er für „wohl möglich". Im Hörsaal hatte er sie nun freilich nicht vorgetragen, aber nur, weil er gleich das auditorium maximum dafür wählte und sich damit in Buchform an die breiteste Öffentlichkeit der gelehrten Welt wandte; und nun wurde, was er als möglich angenommen hatte, schneller als er gedacht, zur Wirklichkeit.

Anfang Juni 1835 war einstweilen nur der erste Band des Werkes im Druck erschienen. Da aber die buchhändlerische Anzeige desselben im „Schwäbischen Merkur" den Standpunkt, von dem aus es geschrieben war, offen als den mythischen bezeichnete, so erregte das sofort schon das allgemeinste und größte Aufsehen. Und ehe noch der starke Band mit seinen 730 Seiten ordentlich gelesen sein konnte, geschweige denn, daß man den viel wichtigeren zweiten abgewartet hätte, erging auf diese Ankündigung hin am 11. Juni ein Erlaß des Studienrats, dem das Stift in Tübingen unterstellt war, an das Inspektorat desselben mit der Anfrage, ob das Auftreten von Strauß mit seiner Stellung als Stiftsrepetent verträglich sei. Dabei berief sich der Studienrat für sein Eingreifen auf die öffentliche Meinung: vielen

Digitized by Google

werde sich die Frage aufdrängen, ob ein Repetent, der den größten Teil der evangelischen Geschichte für unechte und mythische Darstellung erkläre und somit die geschichtliche Grundlage des Christentums untergrabe, geeignet sei, die theologischen Studien der künftigen christlichen Religionslehrer des Volkes zu leiten und zu beaufsichtigen. Aber auch nach der Ansicht des Studienrats selbst wäre es anstößig und unzulässig, wenn der Verfasser jener Schrift dieselben Ansichten auch bei den Prüfungen und Instruktionen, die ihm in seiner Stellung obliegen, ausspräche. Bis dahin geht der Erlaß noch nicht über die Kompetenz einer Behörde hinaus, nur freilich, daß die aufgeworfene Frage, die der Studienrat dem Inspektorat doch erst zur Beantwortung vorlegte, darin eigentlich schon beantwortet war; wer die Grundlagen des Christentums untergräbt, ist in einem „christlichen" Staat, wie es das damalige Württemberg doch noch war, bereits gerichtet und verurteilt. Allein es kommt noch schlimmer, und was kommt, das überschreitet nun allerdings die studienrätliche Kompetenz bei weitem. Denn nun fährt der Erlaß fort: das Buch stehe, abgesehen von seiner Tendenz, unter der Erwartung, wozu die Talente und Kenntnisse des Verfassers zu berechtigen schienen. Das war ein wissenschaftliches Urteil, das zu fällen nicht einer xbeliebigen königlichen Behörde, sondern nur der Wissenschaft selbst zustand, und diese hat bekanntlich dem württembergischen Studienrat — unrecht gegeben; und es war ein vorschnelles Urteil, denn zehn Tage nach dem Erscheinen des Werkes konnte ein Kollegium über eine so gelehrte Arbeit überhaupt sich noch kein Urteil von irgendwelchem Gewichte gebildet haben. Freilich, an der Spitze des Studienrats stand damals ein sonst durch Wissenschaftlichkeit und humane Gesinnung ausgezeichneter Mann, Flatt, der aber der alten Tübinger Schule angehörte, also Supranaturalist und als solcher Strauß gegenüber Partei war. Und daß diese Parteinahme eine leidenschaftliche und übelwollende war, das zeigt der Schluß

Digitized by Google

des Schriftstücks. Keinem wahrheitsliebenden und wahrheitprüfenden Seminaristen, wird hier gesagt, könne es schwer werden, seine Ansichten und Überzeugungen gegenüber von den unhaltbaren, oft beinahe aus der Luft gegriffenen Ideen dieser Schrift zu sichern und festzuhalten. Dann wäre aber ja Buch und Verfasser ganz ungefährlich, sollte man denken. Doch nein, gehässig fährt der Erlaß fort: „In Betracht der persönlichen Wirksamkeit von Strauß werde es sich doch nicht vermeiden lassen, daß einzelne unwissendere, trägere, zum eigenen Prüfen nicht geneigte und sich gerne auf Autoritätsglauben stützende Seminaristen sich die Ideen dieser Darstellung des Lebens Jesu aneignen, somit in ihren künftigen Beruf als Volks- und besonders auch als Jugendlehrer mit einer Befangenheit eintreten, welche sie mehr oder weniger unfähig mache, den geschichtlichen Stoff evangelischer Geschichte auf eine anregende und fruchtbare Weise in ihren Vorträgen und Katechisationen zu benützen."

Wie sich zu diesem seltsamen Schriftstück und der darin vorgelegten Frage das durch die ganze theologische Fakultät erweiterte Inspektorat verhalten wird, darauf können wir gespannt sein, es aber unschwer voraussehen. Dasselbe bestand aus Universitätsprofessoren, die gewohnt waren, über ernsthafte Bücher erst dann zu urteilen, wenn sie sie gelesen hatten, und die vor allem auch die wissenschaftliche Lehrfreiheit nach außen hin zu hüten und zu verteidigen hatten, selbst dann, wenn ihnen der Lehrende und was er vorträgt, nicht genehm und sympathisch sein sollte. Andererseits waren es meist Theologen, denen die Anschauungen von Strauß bedenklich sein und gefährlich scheinen konnten, fast mußten; und zwar setzte sich die Tübinger Behörde zusammen einerseits aus Supranaturalisten wie Steudel oder aus persönlichen Gegnern von Strauß wie dem Philosophen Sigwart, und andererseits aus Männern von freier Richtung und von persönlich so wohlwollender und freund-

Digitized by Google

schaftlicher Gesinnung gegen Strauß, wie Baur es damals doch gewiß war: da mußte die Antwort notwendig zweiseitig und zwiespältig ausfallen und einen Kompromißcharakter schlimmster Art an sich tragen. Und so war es denn auch. Die Antwort des Inspektorats vom 20. Juni 1835 unterschied eine günstige und eine ungünstige Seite der Sache: in jener führt fraglos Baur, in dieser ohne Zweifel Steudel das Wort; daher ist jene trefflich und klar, diese unklar und denunziatorisch. Dort wird vom Standpunkt der Wissenschaft aus zugegeben, daß Straußens Ansicht von der evangelischen Geschichte nur die konsequente Entwicklung einer gewissen Anschauung in der protestantischen Theologie sei; er habe daher wohl glauben können, daß sein Standpunkt die Vollendung der geistigen Richtung des Protestantismus überhaupt sei. Aber auch abgesehen davon sollte eine derartige Arbeit dem Pfleger der Wissenschaft so wenig eine Anfechtung zuziehen, als dies bisher der entschieden rationalistischen Richtung gegenüber geschehen sei. Und auch von kirchlicher Seite dürfe man zu seinen Gunsten sagen, die Kirche sollte in ihrer ganzen Stellung die Zuversicht bewähren, daß sie ihre Wahrheit gegen jeden Angriff siegreich zu verteidigen und zu rechtfertigen vermöge; und zwar dürfte dieser Wunsch um so eher stattfinden, als man — dem Studienrat wird diese Äußerung von berufener Seite übel in den Ohren geklungen haben — der Straußischen Schrift nicht absprechen könne, daß sie neben ihren unleugbaren Mängeln im Durchschnitt das Gemessene einer wissenschaftlichen Haltung habe. Doch nun kommt auch die andere, Strauß abgünstige Seite zu Wort, wobei man schon dem schwerfällig werdenden Stil den andern Verfasser anspürt: man könne sich, heißt es in diesem zweiten Teil, freilich nicht verbergen, daß eine von den dieser Schrift zugrundeliegenden Grundsätzen geleitete Wirksamkeit auf die wissenschaftliche und kirchlich-religiöse Richtung und Bildung der Seminaristen manchen bedenklichen

Digitized by Google

Einfluß üben werde, sei es auf die Aneignung ähnlicher, mit dem Bewußtsein der Gemeinde unverträglicher Ansichten, gleich als ob es mit diesem Widerspruch nichts auf sich hätte, oder auf die Erzeugung eines Sinnes, welcher gegen die unumwundene Darlegung der innigsten eigenen Überzeugung im Vortrag der christlichen Wahrheit nachsichtiger zu sein sich gestattet; wozu die weitere Rücksicht komme, daß von einem solchen Geist und einer solchen Ansicht ähnliche Wirkungen auch auf andere Verhältnisse, in denen die Seminaristen sich befinden, übergehen könnten. Und nunmehr das Resultat dieser zwiespältigen Enunziation, die am Ende zur Denunziation wird und wahrhaftig kein Meisterstück genannt werden kann? Die Sache scheine, so heißt es zum Schlusse nun doch ganz richtig, noch nicht reif zur Entscheidung zu sein, solange die Schrift nicht vollständig vorliege, sofern der zweite Teil (gemeint ist die erwartete dogmatische Schlußabhandlung am Ende des zweiten Bandes) sich über das Verhältnis derselben zur Kirchenlehre aussprechen werde, was für jetzt nur durch eine Erklärung von Strauß selber ersetzt werden könnte.

Der Studienrat, der aus dieser gewundenen Erklärung offenbar nur das Nein, das er haben wollte, heraushörte und eine Klimax vom Zwar zum Aber darin finden mochte, beschritt alsbald den ihm in dem Schlußsatz gezeigten Weg: er forderte unter dem 2. Juli Strauß eine solche Erklärung ab, unter der auch hier wiederholten ausdrücklichen Berufung auf das Urteil, das sich im Publikum schon durch die buchhändlerische Anzeige sowie inzwischen durch die unvermeidlichen Gerüchte über den Inhalt des Buches habe bilden müssen. Die Frage selbst, die man ihm stellt, ist so formuliert: „Wie sich die in dem ersten Band seiner Schrift niedergelegten Ansichten über die Erzählungen von den Reden und Taten Jesu mit dem Beruf eines evangelischen Religionslehrers, bei seinen Vorträgen an das Volk sowie bei dem religiösen Jugendunterricht auf die geschichtliche Grund-

Digitized by Google

lage des Evangeliums zu bauen, vereinigen lasse, und wie sonach sein amtliches Verhältnis zu Kandidaten des Predigtamts mit solchen Ansichten vereinbar sei?"

Damit war Strauß in die Rolle eines Angeklagten versetzt, er hatte sich einer zwischen den Zeilen ausgesprochenen Anschuldigung gegenüber zu rechtfertigen und zu verteidigen: wir werden auch hier gespannt sein zu hören, wie ihm das gelungen ist. Trefflich, meisterhaft, für einen siebenundzwanzigjährigen jungen Mann geradezu bewundernswert in seiner maßvollen Haltung, in seiner dialektischen Gewandtheit und in seiner charaktervollen Sicherheit. Schon am 12. Juli — so folgt sich hier alles Schlag auf Schlag — gibt er die gewünschte Erklärung in größter Ausführlichkeit ab. Wir[1]) lassen sie hier im Wortlaut folgen:

„Der Königliche Hochpreisliche Studienrat hat mir die schonende Rücksicht angedeihen lassen, welche ich mit dankbarer Verehrung anerkenne, über die seiner Entscheidung zuständige Frage, inwiefern mit den in meiner Schrift über das Leben Jesu niedergelegten Ansichten meine Stellung an einer Bildungsanstalt künftiger Religionslehrer vereinbar sei, vorher von mir eine Erklärung annehmen zu wollen. Indem ich dieser Vergünstigung mich ehrerbietig bediene, muß ich zunächst die gütige Nachsicht eines Hochpreislichen Studienrats für eine Bemerkung in Anspruch nehmen, ohne welche ich an die Beantwortung der vorgelegten Frage zu gehen kaum ein Herz fassen könnte. Wenn ein junger

[1]) Diese Erklärung ist schon wiederholt, zuerst von Hausrath a. a. O. I, Beilagen S. 10ff., dann von Carl Weizsäcker in einem Aufsatz in den Jahrbüchern f. deutsche Theologie Bd. XX, 1875, S. 641 ff.: D. Fr. Strauß und der Württembergische Kirchendienst, und endlich in der Besonderen Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg vom 1. März 1876 von Gustav Binder abgedruckt worden. Dieser letztere, als Nachfolger Flatts im Direktorium des Studienrats und als Freund von Strauß, hat die ganzen in diesem Abschnitt berichteten Verhandlungen besonders objektiv dargestellt und beurteilt

Digitized by Google

Mann mit einer Arbeit an die Öffentlichkeit tritt, deren Grundansichten von den allgemein geltenden abgehen, ja denselben entgegenlaufen, so erregt dies gar leicht den Schein eines jugendlichen Übermutes, welcher sich in paradoxen, vom Glauben der Mehrheit abweichenden Behauptungen gefällt. Wie wenig mit Versicherungen, daß dies bei mir nicht zutreffe, dem Hochpreislichen Studienrat gedient sein könnte, sehe ich wohl; ich begnüge mich daher, auf das andere hinzuweisen, daß nämlich in jetziger Zeit Ansichten, wie die von mir in gedachtem Werk ausgesprochenen, nicht bloß Einfälle eines einzelnen, sondern Ergebnisse einer ganzen Richtung der theologischen Wissenschaft sind. Einer hohen Oberbehörde ist es am besten bekannt, wie seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die mit der Theologie in immer engere Verbindung getretene Philosophie unablässig darauf hingearbeitet hat, das Positive, Tatsächliche im Christentum — nach der einen Ansicht zu vergeistigen, nach der andern zu verflüchtigen, wie namentlich in der neuesten bedeutenden Erscheinung auf diesem Gebiet, der Hegelschen Religionsphilosophie, dieser Prozeß an allen Hauptstücken des christlichen Glaubens durchgeführt ist. Auf der andern Seite hat in neuester Zeit die neutestamentliche Kritik unerwartet kühne Fortschritte gemacht und die Echtheit mehrerer Hauptschriften des Neuen Testaments, wie früher des Johanneischen und jetzt des Matthäus-Evangeliums, angefochten, überhaupt die drei ersten Evangelien für nachapostolische, traditionelle Bildungen erklärt. Arbeiteten auf diese Weise die bezeichneten beiden Richtungen in der heutigen Theologie, die philosophische und die kritische, einander in die Hände, so mußte, wer sich, wie ich, mit beiden befreundet hatte, sich aufgefordert finden, diese Richtungen auch wirklich in Verbindung zu setzen, und gestützt auf die philosophische Überzeugung von dem durch sich selbst wahren Inhalt der neutestamentlichen Geschichte, ihre historische Form von der Kritik rücksichtslos untersuchen

Digitized by Google

zu lassen. So bin ich mir denn auch während der ganzen mehrjährigen Arbeit bestimmt bewußt geblieben, nicht bloß für mich, sondern im Dienste einer wesentlichen Richtung der Theologie unserer Zeit zu arbeiten, und so viel Irriges in meiner Schrift auch auf Rechnung meines persönlichen Unvermögens kommen mag, so kann ich doch, was den allgemeinen Inhalt derselben betrifft, nicht glauben, daß mich jenes Bewußtsein getäuscht haben sollte.

Eben dieses möchte ich nun auch zur Beantwortung der vorgelegten Frage in betreff meiner Stellung am theologischen Seminar geltend machen. Gehört die Grundansicht meiner Schrift einer wesentlichen theologischen Richtung der Gegenwart an, so scheint es nicht unangemessen zu sein, wenn an einer theologischen Bildungsanstalt auch diese Richtung durch einen an ihr Angestellten, wie andere durch andere, repräsentiert ist. Enthält die Schrift ihrem wesentlichen Inhalt nach nichts anderes, als offen und im Zusammenhang ausgesprochen dasjenige, was vereinzelt, dunkel und versteckt längst in anderen Büchern zu lesen war, so scheint, wie sonst so auch hier, die Offenheit die Gefahr zu mindern, indem nun die in Frage stehende Ansicht nicht mehr durch falsche Vorspiegelungen täuschen kann, sondern in ihrer wahren Gestalt ans Licht gezogen, von jetzt an viele abschrecken wird, die sie vorher verführt haben würde. Aufdrängen aber wird gerade derjenige, der seine Ansicht in einer Schrift dem größeren Publikum vorgelegt hat, dem kleineren Kreise derjenigen, die er mündlich unterrichten soll, seine Ansicht am wenigsten, da in der allgemeineren schriftlichen Mitteilung der Reiz zur spezielleren mündlichen erlischt, — wie ich mich denn darauf berufen kann, daß gerade seit ich daran war, meine theologischen Überzeugungen schriftlich auszusprechen, ich sie mündlich den Seminaristen gegenüber mehr verschwiegen und mich mehr bloß referierend und historisch verhalten habe. Ist die in Rede stehende Schrift einmal vorhanden, und würde sie wegen

Digitized by Google

ihres Verhältnisses zur theologischen Entwicklung der Zeit doch jedenfalls auch von Seminaristen gelesen werden, so kann sie dadurch nicht wohl schädlicher werden, daß ihr Verfasser am theologischen Seminar angestellt ist. Denn wenn auch, nach der Weise des jugendlichen Alters, manche Seminaristen sich an Autoritäten hingeben, so ist doch das noch nie bemerkt worden, daß es hierbei einen Unterschied machte, ob der Urheber einer Ansicht zu ihren Vorgesetzten gehört, deren persönliche und disziplinarische Berührungen mit den Seminaristen eher geeignet sind, eine gewisse Opposition gegen ihre Ansichten hervorzurufen.

Wie aber kann einer, der solche Ansichten, wie sie in meiner Schrift vorgetragen sind, sich angeeignet hat oder noch aneignen wird, zum Beruf eines evangelischen Religionslehrers tauglich bleiben? wie kann er, wenn ihm die historische Grundlage des Christentums in den Evangelien zweifelhaft geworden ist, im Volksunterricht auf diese Basis bauen? Hier glaube ich zuerst darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß in meiner Schrift keineswegs alles in der evangelischen Geschichte angezweifelt wird. Es wird zwischen den von Jesu erzählten Taten und Begebenheiten und zwischen seinen Reden ein großer Unterschied gemacht, und von den letzteren gerade diejenigen, welche im Volks- und Jugend-Unterricht die wichtigsten und wirksamsten sind, die in den drei ersten Evangelien, ihrem Inhalt nach gar nicht, sondern nur hie und da in bezug auf ihren Zusammenhang angefochten; dann aber auch von den Taten und Schicksalen Jesu bleibt alles, was zum Anerkenntnis seines erhabenen Charakters wesentlich ist, sein musterhafter Wandel, sein edles, uneigennütziges Wirken und seine endliche Aufopferung unerschüttert stehen; und besonders wird das wenn auch kleine Verdienst, selbst den leisesten Verdacht, welcher aus manchen rationalistischen Deutungen gegen den Charakter Jesu erwächst, mit diesen Deutungen selbst streng zurückgewiesen zu haben, [illegible] Schrift von billigen Richtern nicht unangerechnet

Digitized by Google

bleiben. — Aber, kann man einwenden, es bleibt nach den Grundsätzen der fraglichen Schrift nichts Übernatürliches im Leben Jesu zurück. Dergleichen ließ auch der Rationalismus nicht bestehen, und doch waren und sind noch viele Rationalisten, selbst solche, welche ihre Ansichten in Schriften ausgesprochen haben, in allen Ländern im kirchlichen Amte, und nicht wenige derselben mit anerkannt gesegneter Wirksamkeit. Doch, kann man sagen, ließ der Rationalismus wenigstens die Geschichte stehen, wenn er auch ihren übernatürlichen Charakter aufhob, während diese neueste Richtung den ganzen geschichtlichen Boden des Christentums zerstört. Hier muß ich nun von meinem Standpunkte aus mir die Frage erlauben, was denn die Religion an dem caput mortuum von Geschichte, welches der Rationalismus nach Herausziehung des Übernatürlichen übrig ließ, noch hatte, und ob es nicht besser ist, — was ich aber freilich erst in der Schlußabhandlung meines Werkes ausführen kann — in manchen Teilen der Evangelien nur geschichtliche Einkleidung von Ideen, als ideenlose Geschichte zu finden? — Allein eben als Geschichten, als wahre Geschichten, soll der christliche Religionslehrer dem Volk den Inhalt der Evangelien vortragen: löst er nun auch im Volksunterricht deren historischen Charakter auf, so untergräbt er den Boden der Volksreligion; läßt er sie dem Volk gegenüber als historisch bestehen, während er sie für sich als Mythen ansieht, so wird er unredlich und zum Lügner an heiliger Stätte. Hier glaube ich, so sehr auch im wesentlichen Einheit der Überzeugung zwischen dem Prediger und der Gemeinde gefordert werden muß, so muß doch immer für Differenzen im minder wesentlichen eine gewisse Weite gelassen werden. Und diese Differenzen werden sich auch namentlich darauf beziehen, daß manches, was das Volk noch als Geschichte nimmt, von dem Geistlichen nur noch als Idee begriffen wird. Um von vorne anzufangen, [illegible] nichts gewisser, als daß dem Volk die mosaische Be[illegible]

Digitized by Google

bung der Schöpfung als wirkliche Geschichte gilt: wie viele Theologen aber gibt es noch, die das Sechstagewerk historisch fassen, da ja manchen schon ein zeitlicher Schöpfungsakt überhaupt undenkbar geworden ist? Wenn nun diese Theologen, wie wenigstens der Jugend und dem Landvolk gegenüber immer das Ratsamste sein wird, in ihren Vorträgen jene Erzählungen dennoch als Geschichte behandeln, so werden wir sie gewiß nicht der Unredlichkeit beschuldigen wollen, sondern ihnen das zugute kommen lassen, daß sie sich bewußt sind, denselben Inhalt, der ihnen unter der Form des abstrakten Begriffes schlechthiniger Abhängigkeit alles Endlichen von Gott vorhanden ist, dem Volke nur in einer andern Form, in der ihm allein verständlichen konkreten einer Geschichte mitzuteilen. An dieses Bewußtsein des wesentlich gleichen Inhalts unter verschiedener Form, geschichtlicher auf der einen und begrifflicher auf der anderen Seite, haben sich die Religionslehrer halten müssen, seit die Philosophie auf das Christentum eingewirkt hat. Um innerhalb der neueren Zeit stehen zu bleiben, so hatte den von der kritischen Philosophie angesprochenen Theologen die Person Jesu, seine übernatürliche Erzeugung, seine Wunder, sein Tod, seine Auferstehung und Himmelfahrt nur symbolische Geltung, es waren nur Ideen, die sie darin suchten, indem sie die Geschichte mehr oder weniger zurückstellten, und doch blieben jene Theologen, sofern sie dem Volke ihre Ideen doch wieder nur in der Form dieser Geschichte vortrugen, unangefochten in ihrer kirchlichen Stellung und Wirksamkeit. — Aber größer, kann man sagen, wird doch die Wirksamkeit eines solchen Geistlichen sein, dessen Überzeugung nach Form und Inhalt mit der seiner Gemeinde identisch ist. Ob es einen solchen gibt, zweifle ich, ob, wenn es einen gäbe, oder ob diejenigen, welche sich diesem Punkte nähern, es mit der Wissenschaft ernst genommen haben können, will ich dahingestellt sein lassen. Aber ich kann doch eine gesegnete Wirksamkeit auch bei jenem Unterschied der Überzeugung

Digitized by Google

nicht für unmöglich halten. Ich habe freilich nur erst eine kleine Erfahrung in der geistlichen Praxis gemacht; aber unerachtet ich damals keine anderen Ansichten hatte als jetzt, konnte ich doch bemerken, daß ich das Bewußtsein der Gemeinde nicht unbefriedigt ließ, weil ich mir nämlich nicht herausnahm, von den Artikeln ihres Glaubens etwas wegzulassen oder daran zu ändern, sondern, in den kirchlichen Formen mich bewegend, dennoch strebte, in jeder derselben durch Übersetzung in meine wissenschaftliche Denkweise auch etwas für mich zu finden. Schwieriger wird allerdings die Aufgabe des Geistlichen, je mehr er bei seinen Vorträgen an das Volk den Umweg einer Übersetzung seiner Gedanken aus der Form, welche sie in ihm haben, in die populäre machen muß; aber diese Schwierigkeit liegt im Gang der Bildung unserer Zeit, und der Geistliche ist nicht zu beschuldigen, wenn er sich diese größere Mühe nicht erspart. Ich habe mir selbst schon früher mit Ernst die Frage vorgehalten, ob bei abweichender Überzeugung es nicht die Pflicht des Theologen sei, den geistlichen Stand zu verlassen, habe aber das Gegenteil als Pflicht gefunden. Wollten nämlich alle diejenigen, welche die kritischen und skeptischen Elemente der Zeit in sich aufgenommen haben, aus dem geistlichen Stande treten, so bliebe diesem am Ende nur noch der unwissenschaftliche Glaube; der kritische Zweifel fiele den Gebildeten in der Gemeinde anheim, und es müßte sich die Kirche in zwei Hälften spalten, zwischen denen am Ende keine Vereinigung mehr möglich wäre: wogegen nun, so lange auch im geistlichen Stande das Skeptische und Kritische repräsentiert bleibt, für eine solche Vermittlung, und damit für einen stetigen Fortschritt der religiösen und theologischen Bildung gesorgt ist.

Hiermit hätte ich mich nun der mir vom Hochpreislichen Studienrat vergönnten Freiheit, in meiner Sache selbst zu reden, freilich auf eine Weise bedient, welche nötig macht, daß ich schließlich sowohl die Ausführlichkeit, in

Digitized by Google

welcher es geschehen ist, mit der Wichtigkeit, welche der Gegenstand für mich haben muß, als auch den offenen Ton mit dem Vertrauen auf die Güte und Nachsicht der Hochpreislichen Oberbehörde entschuldige, in deren Hände ich meine Sache mit der freudigen Zuversicht niederlege, daß sie dieselbe nicht anders entscheiden werde, als wie es das unzertrennliche Wohl der Kirche und der Wissenschaft erfordert.

Ehrfurchtsvoll verharre ich
eines Königlichen Hochpreislichen Studienrats
gehorsamster
Repetent Strauß.

Tübingen, den 12. Juli 1835."

Die in dieser Erklärung von Strauß dargelegten Ansichten über das Verhältnis von Predigt und spekulativer Theologie, von praktischem Beruf und wissenschaftlicher Anschauung kennen wir schon von früher her, es sind dieselben, die er als Vikar vier Jahre zuvor den Freunden Märklin und Binder entwickelt hatte. Wir brauchen sie daher auch nicht noch einmal in der Form zu wiederholen, wie er sie gleich darauf, unter dem Eindruck eben dieser seiner Auseinandersetzung mit dem Studienrat und der bis dahin bereits ergangenen Entscheidung desselben, auf den letzten Seiten des zweiten Bandes, in § 147 der Schlußabhandlung zum Leben Jesu vorgetragen hat. Nur das mag hinzugefügt werden, daß er in dieser Abhandlung, ähnlich wie vor vier Jahren in seinen Verhandlungen mit den Freunden, aber stärker als dem Studienrat gegenüber betont, daß ein Prediger seiner Richtung in seiner Mitteilung an die Gemeinde bei jeder Gelegenheit die Idee durch die Geschichte, den geistigen Inhalt durch die Formen der populären Vorstellung, in denen er sich zu bewegen hat, durchscheinen lassen und so die allmähliche Auflösung dieser Formen auch im Bewußtsein der Gemeinde vorbereiten müsse. Und wenn er unter dem Eindruck der

Digitized by Google

inzwischen über ihn verhängten Entfernung vom Amt auch die Möglichkeit des „verzweifelten Ausweges, den geistlichen Stand zu verlassen", bestimmter ins Auge faßt, als in der Antwort an den Studienrat, so hält er doch auch jetzt daran fest, daß, „wen seine theologischen Studien auf einen Standpunkt geführt haben, auf welchem er glauben muß, hinter die Wahrheit gekommen, in das innerste Mysterium der Theologie eingedrungen zu sein, der sich nicht geneigt oder verpflichtet fühlen kann, nun gerade die Theologie zu quittieren, daß dies vielmehr für einen solchen eine unnatürliche Zumutung, ja geradezu unmöglich sein muß".

Daß er bei all' dem auf dem Hegelschen, das ist: auf einem wesentlich intellektualistischen Standpunkt steht, dem die moderne Religionsphilosophie heute den gefühlsmäßigen Schleiermacherschen vorzuziehen pflegt, ist die Voraussetzung, um die wir Strauß natürlich nicht schelten dürfen. Und Flatt jedenfalls hatte kein Recht, ihn darob zu schelten: denn nicht bloß der Rationalismus, sondern ebenso auch die protestantische Orthodoxie und die ganze katholische Kirche standen — und stehen noch heute — in ihrer Auffassung vom Wesen der Religion auf diesem Standpunkt, daß es sich in ihr nicht sowohl um Gefühle, als vielmehr in erster Linie um Weltanschauungsfragen, um Vorstellungen und Glaubenssätze handle, nicht um den Gegensatz von Fühlen und Wissen, sondern um den von dies oder das glauben oder nicht glauben, und speziell für Hegel und die Seinen um den Gegensatz von Begriff und Vorstellung, von Idee und Geschichte. Doch darüber werden wir in anderem Zusammenhang noch besonders zu sprechen haben.

Recht hatte Strauß in seiner Erklärung an den Studienrat aber jedenfalls mit zweierlei: 1. mit seiner Frage, ob es noch einen Geistlichen gebe, dessen Überzeugung nach Form und Inhalt mit der seiner Gemeinde identisch sei, wie viele Theologen z. B. noch seien, die das Sechstagewerk historisch fassen, oder allgemeiner, die a l l e s in der Bibel Erzählte als

Digitized by Google

tatsächlich geschehen ansehen? Und recht hatte er 2. mit der Warnung, die Kirche nicht durch Ausstoßung derer, welche die kritischen und skeptischen Elemente der Zeit in sich aufgenommen haben, in zwei Hälften zu spalten, zwischen denen am Ende keine Vereinigung mehr möglich wäre, — die Anhänger eines unwissenschaftlichen Glaubens auf der einen, die „Gebildeten" mit ihren kritischen Zweifeln auf der andern Seite: Orthodoxe und Liberale, wie wir heute sagen. Diese Warnung, das Christentum nicht durch orthodoxe Unduldsamkeit zum Paganismus herabsinken zu lassen und die Gebildeten so nach und nach alle aus der Kirche hinauszutreiben, gilt wie damals so heute. Indem die Kirche der dreißiger Jahre diese Warnung Strauß gegenüber in den Wind schlug, ist sie durch diesen schlimmen Präzedenzfall, der seitdem nur zu oft und in allerlei krassen „Fällen" sich wiederholt hat, dieser Gefahr eines christlichen Paganismus wirklich nähergerückt, und unser Volk, das schon unter dem konfessionellen Riß mehr als genug zu leiden hat, wird durch den noch weit gefährlicheren Riß zwischen Glaubenden und Wissenden, Gebildeten oder, was noch schlimmer ist, Halbgebildeten und Ungebildeten nur immer weiter und tiefer zerklüftet und in zwei Hälften auseinandergerissen. Der Katholizismus ist durch die Schuld eines ganz unwissenschaftlichen italienischen Papstes heute auf dem Weg, zum Paganismus zu werden; aber auch die preußischen Synoden und Konsistorien tun gelegentlich alles, um ihre protestantische Kirche ebenfalls soweit zu bringen.

Diesen unglückseligen Stein damals ins Rollen gebracht zu haben, ist die Schuld des Königlich Württembergischen Studienrats. Ohne viel Überlegung — sonst hätte er nicht finden können, daß in der durchdachten Antwort von Strauß „manches in ein zweideutiges Licht gestellt und einiges, was getrennt gehalten werden sollte, namentlich das Geschichtliche und Dogmatische, nicht gehörig geschieden sei" — erklärte er schon unter dem 20. Juli in seinem Bericht

Digitized by Google

an das königliche Ministerium des Kirchen- und Schulwesens: die Rücksicht auf die Erhaltung des öffentlichen Zutrauens zu dem Tübinger Seminar lasse die Entfernung des Repetenten Strauß von seiner Stelle rätlich erscheinen; dem Publikum, das nun einmal den widrigen Eindruck bekommen habe, daß ein theologisches Seminar mit Strauß als Lehrer und Aufseher schlecht beraten sei, müsse die Beruhigung gegeben werden, daß derselbe von einer Stelle entfernt werde, auf der er nicht mehr gerne gesehen sei. Denn wenn er auch in der mündlichen Mitteilung seiner Ansichten an die Seminaristen zurückhaltender sei, so wisse ja doch das ganze Stift, was er über die Gegenstände denke, von denen er nicht mehr offen spreche. Und aus seinem eigenen Geständnis ergebe sich die traurige Aussicht, daß die meisten Kandidaten des Predigtamts, wenn sie seine Ansichten teilten, dem Volk gegenüber geradezu gegen ihre Überzeugung oder mit Wissen und Willen Unwahrheit sprechen würden. Aber nur fortiter in re, dagegen suaviter in modo, wie es der schwäbischen Vorsicht und Gemütlichkeit entsprechen mochte; deshalb beantragte der Studienrat, von jeder „inquisitorischen Maßregel" abzusehen und Strauß als Verweser eine eben erledigte Professorsstelle an dem Lyceum seiner Vaterstadt Ludwigsburg mit dem Lehrauftrag für klassische Sprachen und mit einem Gehalt von 700 fl. zu übertragen. Dabei könne jede Beziehung auf seine Schrift unausgesprochen bleiben; nur wenn er sich weigern sollte, die Versetzung anzunehmen, solle ihm bedeutet werden, daß er sich wegen des großen und allgemeinen Anstoßes, den er gegeben, keine Hoffnung machen könne, sich mit Erfolg um eine kirchliche Anstellung zu bewerben.

Das Ministerium, dessen Inhaber der verständige und, soweit dies damals möglich war, etwas ins Liberale hinüberschillernde Herr v. Schlayer war, verfügte im Sinne des studienrätlichen Antrags, nicht jedoch ohne noch eine kleine Milderung und arabeskenartige Verschleierung und

Digitized by Google

Verbrämung desselben eintreten zu lassen: die Versetzung nach Ludwigsburg wurde als — „Ruf" bezeichnet, womit ihr jedes Ehrenrührige und Ehrmindernde benommen werden sollte. Dem Studienrat aber bedeutete der Minister mit Recht, daß es nicht seine Sache sei, sich um eine etwaige künftige Verwendung oder Nichtverwendung von Strauß im Kirchendienst zu kümmern; das bleibe gegebenenfalls dem Konsistorium, d. h. also der Kirchenbehörde, vorbehalten. Daß dieses Verhalten des Ministers dafür spreche, wie Weizsäcker[1]) meint, daß die vom Studienrat in den Vordergrund gestellte Rücksicht auf das Publikum und dessen Stimmung „eine zwingende" gewesen sei, könnte nur dann ohne weiteres angenommen werden, wenn es noch nie einen Kultusminister gegeben hätte, der sich aus Rücksicht auf die eigene Bequemlichkeit und aus persönlicher Angst vor kirchlichen Anmutungen und Anfeindungen gescheut hätte, einen freigesinnten und freidenkenden Mann anzustellen oder auf seinem Posten zu halten und zu schützen. Daß es in diesem Falle freilich schwierig gewesen wäre, werden wir alsbald sehen.

Der Studienrat hatte es als möglich angenommen, daß Strauß sich weigern werde, dem „Ruf" Folge zu leisten. Allein dieser gehorchte ohne alles Zögern: er war eben, immer wieder muß das gesagt werden, nicht der Revolutionär, für den ihn die Welt lange Zeit gehalten hat. Nur bat er unter dem 30. Juli, im Interesse der Vollendung seines Buches vorläufig noch in Tübingen bleiben zu dürfen, nicht mehr als Repetent, sondern außerhalb des Seminars als privatisierender Gelehrter. Das wurde ihm durch Ministerialerlaß vom 3. August gewährt. So hatte er Zeit, den zweiten Band des Lebens Jesu samt der „Schlußabhandlung", die im Spätherbst geschrieben und gedruckt wurde, zu Ende zu führen. Als dies geschehen war, trat er im November 1835 die Lehrstelle in seiner Vaterstadt an.

[1]) a. a. O. S. 655.

Digitized by Google

Doch ehe wir seinen Lebensgang weiter verfolgen und damit zu einem abschließenden Urteil über das ganze gegen ihn eingeschlagene Verfahren der württembergischen Behörden gelangen können, haben wir erst noch den Kampf kennen zu lernen, der nun in aller Heftigkeit um das „Leben Jesu" entbrannte und gegen dessen Verfasser und von diesem gegen seine Gegner ausgefochten wurde.

2. Der allgemeine Eindruck. Feind und Freund.

In Einem hatte der Studienrat in seinem Bericht an das Ministerium, wenn er damit auch zu früh kam und es gewissermaßen nur ahnend antezipieren konnte, durchaus recht: das Leben Jesu von Strauß hat die öffentliche Meinung beunruhigt und in den weitesten Kreisen einen widrigen Eindruck auf das Publikum gemacht, oder wie wir richtiger und drastischer sagen: das Buch hat das ungeheuerste Aufsehen erregt, einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen, wie eine Bombe gewirkt, die in das Allerheiligste eines mit Menschen angefüllten Tempels einschlägt, selbst die Freunde verblüfft und eingeschüchtert, die Feinde aber zu einem nach dem Temperament sich abstufenden, vielstimmigen und lauten Protest förmlich aufgepeitscht.

Woher das kam? Auch den Grund davon gibt der studienrätliche Bericht durchaus richtig an: weil „noch nie die mythische Auffassung in dieser Ausdehnung auf das Neue Testament angewendet worden sei". Darin lag zunächst freilich das Zugeständnis, daß, was Strauß getan und gesagt, nichts absolut Neues war. Wie er es in seinem Buche selber — teils einleitend im allgemeinen, teils da und dort im speziellen es nachweisend — offen ausgesprochen hat, war die mythische Auffassungsweise schon seit längerer Zeit auf das Alte Testament und das von ihm Erzählte angewandt worden; und auch in das Neue Testament hatte diese Erklärungsweise sich Eingang verschafft. Gabler z. B., der

Digitized by Google

sehr weit rechts stehende Nachfolger Hegels in Berlin, gab zu, daß der Begriff des Mythus bei manchen Erzählungen desselben Anwendung finde, bei der Jugendgeschichte Jesu namentlich könne man sich der Ansicht nicht verschließen, daß hier die Sage tätig gewesen sei und die Überlieferung nur vom mythischen Standpunkt aus verständlich gemacht werden könne. Allein „umfassend" war dieser Begriff bis dahin auf die heilige Geschichte der Christen doch noch nie angewendet worden, und so wirkte gerade deshalb das Buch so neu, weil Strauß eben nicht, wie Schweitzer meint [1]), „eklektisch", sondern durchaus systematisch zu Werke ging, sich grundsätzlich auf den mythischen Standpunkt stellte, diesen Maßstab an das Ganze, d. h. an alle Einzelheiten des über das Leben Jesu Berichteten, also auch an alle Hauptpunkte seines Tuns und Leidens, an alle seine Wunder und vor allem an das Wunder der Auferstehung anlegte und den Inhalt der Evangelien vollständig in der mythischen Retorte verdampfen ließ. Nicht — das sei noch einmal betont — nicht als ob bei diesem chemischen Prozeß nun auch wirklich alles in Dampf und Rauch aufgegangen wäre, des Historischen blieb als Residuum genug übrig; aber es waren disiecta membra, Bruchstücke und Einzelheiten, Hypothesen und Möglichkeiten, woraus sich jedenfalls zunächst ein zusammenhängendes Ganze, ein vollständiges Bild nicht wollte gestalten lassen. Darum war der erste Eindruck des Buches ein durchaus negativer und darum ein so widriger, peinlicher, schreckhafter wie das Haupt der Medusa selbst, weil man alles zerschlagen, überall nur Ruinen, ein großes Trümmerfeld vor sich sah, wo man eben noch ein Ganzes, ein festgefügtes Haus, in dem die Menschheit sicher und behaglich wohnen konnte, vor sich zu haben geglaubt hatte. So wirkte das Buch wie ein schreckliches Erdbeben

---

[1]) A. Schweitzer, Von Reimarus zu Wrede S. 87: „Strauß ist skeptischer Eklektiker".

Digitized by Google

oder wie eine gewaltige Revolution, und mit Recht hat man auch um seinetwillen das Jahr 1835 das große Revolutionsjahr der modernen Theologie genannt, um so mehr als in diesem selben Jahr auch Vatkes „Religion des Alten Testaments" erschien, ein Buch von ähnlicher Bedeutung für das Alte Testament, wenn auch nicht von derselben Wirkung auf weitere Kreise, wie das Leben Jesu von Strauß. Ein Revolutions- und Schicksalsjahr ist 1835 durch das Erscheinen dieser beiden Werke geworden, als solches aber auch zugleich das Geburtsjahr der neueren kritischen Theologie: ohne Strauß kein Baur, kein Holtzmann und, wenn er es auch nicht wird Wort haben wollen, ohne Strauß auch kein Harnack. Denn das Revolutionsbuch war eben doch nicht bloß negativ zerstörend, sondern auch positiv aufbauend, und darum hebt mit ihm eine neue Zeit an. Noch einmal: es machte die Bahn frei und wies neue Wege.

Durch Strauß und sein Buch war der Theologie für die nächsten siebzig Jahre und wohl noch darüber hinaus d a s Problem gestellt worden; es lautet: Wer war der Jesus, der die christliche Religion gestiftet hat und zu dem das Christentum glaubend sich bekennt? Um seine Lösung bemüht sich seit dem Jahre 1835 die moderne Theologie mit ihrer Hauptarbeit, das Resultat derselben aber ist heute noch ebenso unsicher wie in jenem ersten Jahr. Gerade die vielen von Strauß abweichenden, in den Ergebnissen vielfach über ihn hinausgehenden, scheinbar weit positiveren Versuche, das Problem zu lösen, haben uns gezeigt, wie recht er hatte mit seiner damaligen Skepsis: Gewisses weiß man nicht und eigentlich auf keinem einzigen Punkt. Schreckhaft aber war diese Skepsis und war dieses Straußsche in Trümmer schlagen ganz besonders deshalb, weil hinter dem doch nicht bloß historischen Problem — das beweist ja die Anfügung des dogmatischen Schlusses —, damals noch halbversteckt, aber doch auch schon halb sichtbar, bereits auch die zweite Frage sich zeigt, die ein Menschenalter später so von Strauß formu-

Digitized by Google

liert worden ist: Sind wir noch Christen? Sind wir berechtigt, uns noch nach dem zu nennen, von dem wir so gut wie nichts wissen? In alledem lag aber das andere unerhört Neue und lag erst recht das Revolutionierende dieses Buches, daß es die Theologie ganz unerbittlich vor ein Entweder — Oder stellte, daß, wie Holtzmann so schön sagt, „die trüben und seichten Gewässer jener romantischen und doch so tatenlosen Zeit verweht worden sind durch den rauhen, aber belebenden Frühlingswind der Straußschen Kritik, die die sittliche und wissenschaftliche Notwendigkeit geltend machte, zu vielen Dingen nein, statt gedankenlos zu allem Ja zu sagen".

Ehrlichkeit aber und Wahrhaftigkeit, wozu Strauß die Theologie zwingen wollte — ob sie sich von ihm dazu zwingen ließ, war ihre Sache —, waren dieser etwas ganz Ungewohntes. Denn daß es ihr bis dahin daran gefehlt hatte, und zwar auf allen Seiten und in allen ihren Lagern, das ist heute ganz unbestreitbar. Der Supranaturalismus nahm das Neue Testament als Gottes Wort an, wie es geschrieben stand. Aber eben deswegen mußte er mit den vielen Widersprüchen und Unstimmigkeiten der Synoptiker untereinander und der Synoptiker mit Johannes durch seine meist recht gesuchten und gewaltsamen Harmonisierungskünste sich zurechtsetzen und an diesem Gotteswort drehen und deuteln, wie man an keines weltlichen Fürsten Wort drehen und deuteln soll und darf; nicht bloß an das „Sechstagewerk" des Alten Testaments, sondern auch an manche neutestamentlichen Erzählungen zu glauben fiel ihm doch recht schwer. Und wie stand es mit der Inspiration der Heiligen Schrift überhaupt, an die zu glauben er seiner Behauptung nach nicht aufhören wollte? Auch dem Rationalismus galt das als wunderbar Erzählte als wirkliche Geschichte, aber da er an keine Wunder glaubte, mußte er das Wunderbare daran weginterpretieren und die ganze Erzählung eben darum nicht minder künstlich und gewaltsam umdeuten. Das machte aber bei ihm fast noch mehr als beim Supranaturalismus den Eindruck unehrlicher Ausflüchte oder doch

Digitized by Google

arger Selbsttäuschung: Täuschung war es gewiß. Und nicht anders stellte sich — damals mehr noch als heute — auch das große dogmatische Meisterstück der Schleiermacherschen Glaubenslehre den Augen der staunenden Zeitgenossen dar: als ein Produkt unvergleichlicher dialektischer Beweglichkeit und Balancierungskunst auf der messerscharfen Schneide zwischen dem Absturz in Atheismus hier, in Akosmismus dort, zwischen spinozistischem Pantheismus und der christlich so ganz anders gemeinten Lehre von den Eigenschaften Gottes, zwischen dem frommen Bewußtsein der Gemeinde und dem kritisch-philosophischen Denken des Dogmatikers, zwischen der Leugnung aller Wunder und dem Festhalten an dem großen Wunder der Sündlosigkeit und Vollkommenheit seines urbildlichen Christus. So schien er seinen Namen als den eines großen Schleiermachers nicht umsonst zu tragen; und die geschickte Inszenesetzung seines erbaulichen Endes im Jahr 1834 hatte diesen Eindruck nur bestätigen können, sie erinnerte viele an das Augusteische „ecquid iis videretur mimum vitae commode transegisse"? Gutzkows berüchtigte Vorrede zu den von ihm herausgegebenen „Vertrauten Briefen Schleiermachers über Schlegels Lucinde"[1] war mit durch diese ihm unverständliche und darum als eitel Schauspielerei aufgefaßte Objektivierung eines frommen Gefühls und des Wunsches nach christlicher Gemeinschaft hervorgerufen, und wurde nun freilich auf der Gegenseite als üble Leichenschändung empfunden.

Dem allem gegenüber war in der Straußschen Kritik etwas Unerbittliches, — das unerbittliche Dringen auf Wahrhaftigkeit, das schonungslose Hineinleuchten in die verborgensten und heimlichsten Schlupfwinkel und Zufluchtsstätten einer durch die „neue Bildung" ins Gedränge gekommenen Theologie. Das mußte schreckhaft wirken,

[1]) Über diesen „kecken Schuß Gutzkows in die Stickluft dieser Tage" (Anfang des Jahres 1835) vgl. Joh. Prölß, Das junge Deutschland, 1892, S. 551 ff.

Digitized by Google

mußte diese reizen und erbittern. Denn was sie bis dahin bona fide hatte tun können — und gewiß haben es die meisten Theologen bis dahin bona fide getan, an der Ehrlichkeit eines Paulus z. B. zu zweifeln hat niemand das Recht —, das konnte man hinfort nur noch mit bösem Gewissen weiter treiben.

Freilich war auch in Straußens eigenen Gedanken noch eine nicht ganz überwundene Zwiespältigkeit, das allerletzte Wort hat auch er damals noch nicht gesprochen. Daß die Differenz zwischen Glauben und Wissen nur eine formale, keine inhaltlich-sachliche sei, das war eine mindestens erst noch zu prüfende Voraussetzung, die er unbesehen von Hegel übernommen hatte. Dem „Leben Jesu" aber schadete diese zweifelhafte Annahme deshalb nicht allzu viel, weil er statt des unbestimmteren Hegelschen Ausdrucks „Form der Vorstellung" den klaren Begriff „Mythus und Sage" gesetzt und mit diesem bis zur Schlußabhandlung hin durchweg operiert und auf allen Punkten keck und kühn damit Ernst gemacht hatte. Erst bei diesem letzten dogmatischen Abschnitt konnte sich dann die Frage erheben, ob man an die Stelle des Individuums Jesus wirklich so ohne weiteres die Gattungsidee der Menschheit setzen und alle Prädikate von jenem ohne Umdeutung, ohne Widerspruch und Rest auf diese übertragen könne? Noch schwieriger freilich war die ebenfalls hier am Schluß des Buches aufgeworfene Frage, ob ein auf dem mythischen Standpunkt stehender Geistlicher nicht am Ende doch der Gemeinde und sich selber als Lügner erscheinen müsse. Die sachliche Lösung, die Strauß für diese Schwierigkeit bereit hat, kennen wir zur Genüge. Auch wissen wir, daß er unter dem Eindruck seines eigenen, damals eben sich vollziehenden Schicksals auch ernstlicher als bisher die Frage ventiliert hat, ob es für einen solchen nicht doch am Ende besser wäre, den geistlichen Stand zu verlassen und der Theologie den Rücken zu kehren. Allein indem er die Kollision offen darlegt, die Schwierigkeit eingesteht,

Digitized by Google

welche die kritisch-spekulative Ansicht in der Theologie für das Verhalten des Geistlichen zur Gemeinde mit sich führt, und zeigt, wie unsere Zeit, d. h. also auch er selbst, „hierüber noch nicht zur sicheren Entscheidung gekommen sei", spricht er damit für sich doch auch hier schon das letzte Wort, soweit er es damals hatte und wußte oder nicht hatte und nicht wußte, das skeptische non liquet auch hier schon aus. Diese Kollision ist ja nicht durch den Fürwitz eines einzelnen künstlich gemacht, sondern durch den Gang der Zeit und die Entwicklung der christlichen Theologie natürlich und notwendig herbeigeführt: sie tritt an das Individuum heran und bemächtigt sich seiner, ohne daß es sich ihrer erwehren könnte. Persönlich aber ist das letzte Wort des Buches doch ein volles Bekenntnis zur Wahrhaftigkeit, wenn er den Theologen, die sich aus Angst vor solcher Kollision des Studierens und Denkens oder doch des freien Redens und Schreibens enthalten, andere gegenüberstellt, „welche unerachtet solcher Anfechtungen doch frei bekennen, was nicht mehr verborgen werden kann". Und wenn er als letztes Wort hinzufügt: „Die Zeit wird lehren, ob mit diesen oder mit jenen der Kirche, der Menschheit, der Wahrheit besser gedient ist", so sehen wir, daß er für seine Person sich jedenfalls für das freie Reden und Schreiben entschieden hatte — auf alle Gefahr hin. Für sich als wissenschaftlichen Theologen hat er es als seinen Beruf, geradezu als ein Gottgewolltes erkannt, durch die halsbrechende Arbeit, die ihm auferlegt war, der Unehrlichkeit und Unwahrhaftigkeit in der Theologie seiner Zeit furchtlos entgegenzutreten und zu versuchen, ob sich die Theologie als Wissenschaft nicht doch noch für Wahrheit und Wahrhaftigkeit gewinnen lasse oder schlimmsten Falls dazu gezwungen werden könne.

Aber die Theologen und speziell die beiden von ihm angegriffenen Richtungen des Supranaturalismus und des Rationalismus ergaben sich natürlich nicht ohne Schwert-

Digitized by Google

streich dem jugendlichen Kämpen und seinem kühnen Ansturm. Selten hat ein Buch eine solche Fülle von Kritiken nicht bloß, sondern auch von Gegenschriften größeren Umfangs in kürzester Zeit hervorgerufen, wie das Leben Jesu von Strauß. Er selbst hat in einem Briefe an Rapp (vom 31. August 1836) die Aufnahme seiner Schrift in drei Perioden, die Gegenschriften in drei Klassen geteilt: 1. „Notschreie — bloßer Ausdruck der Überraschung, des Schreckens, Abscheus, ohne Eingehen ins einzelne —, wie Weiber aufschreien, wenn ein Schuß fällt. Charakter: fanatisch. Hierher: Steudel, Eschenmayer, Harleß usw. 2. Kritik des einzelnen, doch mit Hinwendung nicht auf die Sache (Leben Jesu, Evangelien), sondern auf mein Buch, daher ohne Versuch, die Sache besser zu machen oder zu sagen, wie es sich denn nun verhalten und wie eine zusammenhängende Ansicht vom Leben Jesu gebildet werden soll, wenn der mythische Standpunkt verworfen wird. Daher hier nichts als Ausstellungen an meiner Arbeit, weil die Schwierigkeiten, welche auch bei der mythischen Ansicht noch bleiben, nicht abgewogen werden gegen die der andern Ansichten. Charakter: hämisch, hochmütig. Hierher: Hoffmann, Kern. 3. Sobald man sich an die Sache selbst macht und versucht, wie sind denn nun, nachdem einmal der mythische Standpunkt eröffnet ist, die evangelischen Erzählungen im Zusammenhang zu betrachten: so muß man fernerhin notwendig in vielen Punkten mit mir zusammentreffen und auch den Ton gegen mich verändern. So de Wette“ (im Kommentar zum Evangelium Matthäi).

Die Gegenschriften kamen natürlich zuerst aus nächster Nähe, aus der schwäbischen Heimat von Strauß, und kamen hier vor allem von supranaturalistischer Seite. Aber dieser schwäbische Supranaturalismus hatte ein doppeltes Gesicht. Auf der einen Seite war es der wissenschaftliche Supranaturalismus der alten Tübinger Schule und der durch sie ausgebildeten Geistlichkeit des Landes, der selbst schon

Digitized by Google

stark von des Gedankens Blässe angekränkelt überall von rationalistischen Elementen durchzogen war, dies aber nicht Wort haben wollte, sondern auf dem festen Grund des biblisch Ermittelten zu stehen glaubte und in Notfällen „dem Verstande das Herz, den Gründen Erbaulichkeiten vorzuspannen" liebte; namentlich Steudel war darin groß. Daneben aber stand in neugewonnener Kraft der schwäbische Pietismus, der vor dem Rationalismus nicht kapituliert, sondern vielmehr mit aller Kraft den Kampf gegen ihn aufgenommen hatte. Freilich die große Zeit desselben, in der eine so imposante Gelehrtengestalt wie Johann Albrecht Bengel ihm schützend und führend zur Seite gestanden und trotz aller eschatologischen Phantastereien — auf 1836 hatte er die Niederlage des Tiers aus dem Abgrund, auf 1837 den Anfang des tausendjährigen Reiches prophezeit — ihn auch wissenschaftlich machtvoll vertrat, war vorüber. Die schwäbischen Pietisten waren damals wesentlich Konventikelchristen, kleine Leute, die als die Stillen im Lande im Winkel lebten und durch ihre Winkelblättchen die große Masse des zum Pietismus durch innere Anlage, einen mystischen Zug und Hang prädestinierten schwäbischen Volkes geschickt bearbeiteten und für sich zu gewinnen wußten. Dadurch beeinflußten sie auch schon die Kirchenbehörde, obgleich die eigentliche Machtstellung des württembergischen Pietismus erst etwas später, in die Reaktionszeit der fünfziger Jahre fällt und sich dann bis tief in die siebziger Jahre herein, bis zum Tode des Prälaten Kapff, behauptet hat. Der Wissenschaft und ganz besonders der wissenschaftlichen Theologie stand dieser Pietismus mißtrauisch, ablehnend, feindlich gegenüber, er sah auch darin ein Stück „Welt", sah in ihr menschlichen Fürwitz, gefährliche Zweifelsucht und Kritik und eine unwillkommene Störung des gläubigen Gemütslebens. Und nun zeigte sich ja, was es mit dieser ungläubigen Wissenschaft auf sich hatte und was bei diesem Forschen und Kritisieren herauskam: das Buch von Strauß

Digitized by Google

enthüllte die ganze Un- und Widerchristlichkeit dieses gelehrten Tuns. Darum machte der schwäbische Pietismus sofort und auf der ganzen Linie gegen diesen Christusleugner mobil.

Wer die Art dieser pietistischen Christenboten kennt — und sie ist heute noch dieselbe wie damals —, der weiß, wie das gemacht wird und was das Ziel einer durch sie angefachten Erregung und Bewegung zu sein pflegt: der württembergische Pietismus des neunzehnten Jahrhunderts ist durchaus fanatisch und unduldsam, seine Mittel sind Verunglimpfung, Verdächtigung und Verketzerung, und der Zweck einer solchen Übung ist die Verdrängung des Gegners aus dem Amt, von Kanzel und Katheder. So war es auch bei Strauß. Dieser hatte ein wissenschaftlich-gelehrtes Buch geschrieben, das nur für Theologen und daneben allerhöchstens noch für die alleroberste Schicht der Gebildeten bestimmt sein konnte. In den pietistischen Kreisen und ihren Organen aber stellte man sich an, als habe das Buch Beunruhigung unter das „Volk" gebracht und in weitesten Kreisen schwerstes Ärgernis erregt. Indem man jetzt Artikel über Artikel, Schriften über Schriften „zur Beruhigung" dagegen schrieb, machte man das Volk erst auf das ihm ganz unverständliche Werk aufmerksam, und als dadurch, aber auch erst und lediglich dadurch einige Beunruhigung über das Nichtgelesene und Nichtzuverstehende entstand, so rief man nun Zeter und Mord über den, der dieses entsetzliche Ärgernis gebracht habe, und suchte durch den Hinweis auf diese Beunruhigung des Volkes unten sofort auch die Machthaber und Regierungen oben zu beunruhigen und gegen die ungläubige Wissenschaft im allgemeinen und gegen deren Vertreter insbesondere in Bewegung zu setzen. Man blies in die Flamme, die man selber und mit Absicht angezündet hatte, man schürte und hetzte, man zeterte und denunzierte, und verlangte dann natürlich gegen diese Beunruhigung Hilfe von der Regierung durch Maßregelung

Digitized by Google

des verruchten Ketzers und Friedensbrechers und der ganzen ungläubigen Wissenschaft. Wie rasch und wie vollständig das bei der württembergischen Regierung gelungen ist, die sich im neunzehnten Jahrhundert immer wieder vor den Pietisten gefürchtet und sich ihren Anforderungen gegenüber mehr als einmal nachgiebig und schwach gezeigt hat, das haben wir bereits gesehen und werden es noch weiter sehen.

Zu diesem laienhaften Gezeter über das Straußsche Buch gehörte die schon 1835 erschienene Schrift seines alten Gönners und Gegners, des Tübinger Philosophieprofessors Eschenmayer, die den charakteristischen Titel führte: „Der Ischariotismus unserer Tage. Eine Zugabe zu dem jüngst erschienenen Werke: ‚Das Leben Jesu' von Strauß." Eschenmayer war freilich mehr Mystiker im allgemeinen als Pietist im besonderen; aber die Sprache seiner Schrift, die dem freundlichen Titel durchaus entsprach, war zelotisch wie die der pietistischen Volksblätter, und wissenschaftlich stand sie auf keinem höheren Niveau als diese. Ein wissenschaftliches Mäntelchen suchte der Möttlinger Pfarrer Barth, der gleich danach die Führung des schwäbischen Pietismus in Calw übernahm, diesem Protest der pietistischen Laien umzuhängen. Wirklich wissenschaftlicher fiel dagegen die „Prüfung" des Lebens Jesu durch Wilhelm Hoffmann aus, einen um ein Jahr älteren Studiengenossen von Strauß, der später als preußischer Oberhofprediger unter Friedrich Wilhelm IV. eine so bedeutsame und so verhängnisvolle kirchenpolitische Rolle gespielt hat. Seine Schrift war pietistisch im Ton, aber wissenschaftlich nicht ohne Wert; Strauß selber schreibt darüber an Binder: über Vaihinger — einen andern Studiengenossen, der die Widersprüche, in welche sich die mythische Auffassung der Evangelien verwickle, nachzuweisen suchte, — über diesen „urteile ich ganz wie Du; über Hoffmann auch, was die Gesinnung betrifft, die Beweisführung aber hebt manches Beachtenswerte hervor, namentlich daß die Partie

Digitized by Google

p. 70 ff. der Einleitung übereilt und nicht genau genug ausgeführt ist; doch sind der Verdrehungen viele darin, z. B. was Origenes und am allermeisten was den Inhalt der Bemerkung in der Einleitung über eine Äußerung Werners[1]) betrifft; mich in einen direkten Streit mit ihm einzulassen, finde ich wohl der Mühe wert" (was dann freilich doch unterblieben ist).

Und wissenschaftlicher — wenigstens als Eschenmayers Weheruf — war auch die ebenfalls schon 1835 vor der Ausgabe des zweiten Bandes von Strauß erschienene Schrift seines Lehrers und Vorgesetzten, des Supranaturalisten Steudel, mit dem zwar zahmeren, aber um so geschmackloseren Titel: „Vorläufig zu Beherzigendes bei Würdigung der Frage über die historische oder mythische Grundlage des Lebens Jesu, wie die kanonischen Evangelien dieses darstellen, vorgehalten aus dem Bewußtsein eines Glaubigen, der den Supranaturalisten beigezählt wird, zur Beruhigung der Gemüter." Immerhin zeigt dieser weitschweifige Titel, wie bei diesem „Glaubigen" diesmal das Herz dem Verstand, die erbauliche Tendenz der wissenschaftlichen Prüfung voraneilte, und daher war dieses „Vorläufige" auch so besonders ungesalzen und geistlos. Da war doch erheblich besser die ebenfalls supranaturalistische und ebenfalls in Steudels Tübinger Zeitschrift für Theologie, Jahrgang 1836, erschienene „Erörterung der Haupttatsachen der evangelischen Geschichte, in Rücksicht auf Strauß' Schrift: Das Leben Jesu" von dem andern Tübinger Theologen, von Kern, und besser und sachlich wertvoller auch die längere Schrift eines ehemaligen Kollegen von Strauß in Maulbronn, des dortigen Professors Osiander unter dem Titel: „Apologie des Lebens

---

[1]) Nicht in der Einleitung, wohl aber im ersten Abschnitt seiner Schrift (S. 81) polemisiert Hoffmann gegen Strauß wegen der Zurückweisung einer Äußerung Werners in einer Weise, für die die Bezeichnung „Verdrehung" allerdings die einzig richtige ist.

Digitized by Google

Jesu gegen den neuesten Versuch, es in Mythen aufzulösen".[1])

Natürlich schlugen aber bald genug die hochgehenden Wellen auch über die Grenzen Württembergs hinaus: fast sämtliche Führer des Supranaturalismus von allen Ecken und Enden Deutschlands, Harleß in Erlangen, Lange, damals noch Pfarrer in Duisburg, später der Nachfolger von Strauß in Zürich, Neander in Berlin, Tholuck in Halle, Ullmann in Heidelberg, Julius Müller, damals in Marburg, rückten mit Gegenschriften ins Feld; in welcher Weise Hengstenberg, seit 1827 Herausgeber der Evangelischen Kirchenzeitung in Berlin, das Werk bekämpfte, werden wir noch hören. Auch katholische Rufer im Streit ließen sich vernehmen, so schrieb der katholische Philosoph Franz v. Baader eine Schrift von ganzen vierzehn Seiten „Über das Leben Jesu von Strauß". Endlich schloß sich auch ein Fähnlein von Laien, wie der Historiker Leo in Halle und der Literat Wolfgang Menzel in Stuttgart, der Schar derer an, die mit Stecken und mit Stangen auszogen, um den Frevler am Heiligen zu erlegen.

Neben den supranaturalistischen durften dann natürlich auch Gegner aus dem rationalistischen Lager nicht fehlen, sie waren ja von Strauß nicht minder heftig angegriffen und vielleicht noch tiefer getroffen, noch unbarmherziger zerzaust und geschlagen worden. Um so anerken-

[1]) Schweitzer hat in seinem Buch „von Reimarus zu Wrede" im Anhang I „die durch Straußens Leben Jesu hervorgerufene Literatur" — 60 Nummern — zusammengestellt. Aber leider unvollständig; denn nicht nur fehlt die eben genannte Schrift von Kern, obgleich sie hart neben der von Osiander in der Tübinger Zeitschrift steht, sondern auch die — von Steudel, von dem nur der „kurze Bescheid" auf Straußens Streitschrift aufgeführt ist! Und doch hat eine solche Zusammenstellung nur Wert, wenn sie vollständig ist. Ich, der ich weder eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung noch der Theologie jener Zeit geben will, beschränke mich natürlich auf die Nennung der Schriften, auf die Strauß selbst, öffentlich oder in seinen Briefen, Bezug nimmt.

Digitized by Google

nenswerter ist, daß der alte Paulus in Heidelberg in seiner Rezension des Buches im Literaturblatt zur Allgemeinen Kirchenzeitung[1]) einen ruhigen und liberalen Ton anschlug und sogar seine Freude darüber aussprach, daß solche Bücher in Württemberg ungefährdet geschrieben werden können: das sei ein Zeichen vom sieghaften Fortschreiten der wissenschaftlichen Lehrfreiheit in diesem Lande und ihrer immer allgemeineren Anerkennung. Er wußte nicht, daß in dem Augenblick, da er dies schrieb, diese Freude bereits gegenstandslos und Strauß auf dieses sein Buch hin von seiner Repetentenstelle am Tübinger Seminar entfernt war; eben deswegen erregte diese Freude des würdigen alten Landsmanns „eigene Empfindungen" in Strauß, wie er in der Vorrede zum zweiten Band nicht ohne Wehmut gesteht. In jener „anerkennenden und liberalen" Weise des alten Rationalisten werden wir übrigens nicht etwa ein Zeichen abnehmender Kampflust des Altgewordenen finden dürfen. Paulus war ein kluger Mann und kannte seine Leute. Der anhebende Lärm gegen das Straußsche Buch galt nicht dem Besieger des Rationalismus, sondern dem Wunderleugner, und die Wunder leugnete der Rationalismus ebenso wie Strauß; daher besann er sich auf das nostra res agitur: Strauß wurde dem Rationalismus an die Rockschöße gehängt, und dieser konnte ihn nur schwer von sich abschütteln, Strauß wurde mit den Rationalisten in einen Topf geworfen, dafür sorgten die Supranaturalisten vom Schlage Hengstenbergs. Darum klangen die Stimmen der Baumgarten-Crusius, Röhr, Bretschneider und vor allem die von de Wette in seinem Matthäus-Kommentar, die sich im nächsten Jahre Paulus und seiner konzilianten Haltung anschlossen, bei allem Gegensatz weit anerkennender und freundlicher, als Strauß erwarten konnte.

[1]) Auch diese wird von Schweitzer nicht aufgeführt, obgleich Strauß in der Vorrede zum zweiten Band ausdrücklich auf sie Bezug nimmt; dafür wird eine nicht hierher gehörige Schrift von Paulus zum Züriputsch von 1839 über theologische Lehrfreiheit genannt!

Digitized by Google

Es ist deshalb auch kein Zufall, daß unter seinen Streitschriften keine gegen einen Rationalisten gerichtet ist.

Ganz besonders merkwürdig aber war das Verhalten der Hegelianer. Gleich nach Hegels Tode hatten sich, wie bereits erwähnt, in der Frage der Unsterblichkeit in seiner Schule Differenzen ergeben, über das Buch von Friedrich Richter war der Streit ausgebrochen. Es zeigte sich eine mehr nach rechts und eine mehr nach links gehende Richtung innerhalb der bis dahin so geschlossen auftretenden Schule. Auch Strauß war Hegelianer, aber wie sich nun herausstellte, stand er links, ganz links. Das benützten nun die zahlreichen, durch die Machtstellung Hegels schwer gereizten Gegner seiner Philosophie, um an den kritisch negativen Ergebnissen des Straußschen Buches die verderblichen Konsequenzen des Hegelschen Philosophierens anschaulich zu machen und der Welt vorzudemonstrieren. Da war es nur natürlich, daß die Anhänger Hegels in Norddeutschland, die sich vor allem für die Erben seines Geistes hielten, sich beeilten, Strauß von sich abzuschütteln und sich dagegen zu verwahren, als sei die mythische Ansicht von der evangelischen Geschichte auch die ihrige. Sie begriffen die Gefahr: „Es steht schlimm mit uns, diesen Schlag verwinden wir nicht", soll Marheineke nach dem Erscheinen des Lebens Jesu ausgerufen haben. In einem Brief an Strauß selbst äußerte er sich freilich über die Grundsätze des Lebens Jesu freundlicher, als dieser von ihm erwartet hatte; er erkannte die Arbeit als eine verdienstliche und notwendige an und versicherte, „daß er nie aufhören werde, sich den selbstsüchtigen Pfaffen zu opponieren, obgleich er in diesem Kampf in Preußen ziemlich alleinstehe". Aber auch innerhalb der eigenen Richtung hatte Marheineke bei weitem nicht alle auf seiner Seite. Denn diese selbst zerfiel wieder in zwei Parteien, eine weiter rechts stehende, welche die ganze evangelische Geschichte, eben als Trägerin der Idee der Einheit göttlicher und menschlicher Natur, für historisch e

Digitized by Google

klärte und die Verwirklichung dieser Idee in dem einen Individuum Jesus anerkannte: sie wurde in ihrem Gegensatz gegen Strauß vertreten durch Göschel und Gabler, und im Organ der Schule, den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, übte der damals noch auf dieser Seite stehende Lizentiat Bruno Bauer in diesem Sinne an Straußens Buch eine scharf ablehnende Kritik. Daneben aber gab es eine mittlere und vermittelnde Richtung, welche, wenn wir von Marheineke absehen, einzig noch durch Rosenkranz repräsentiert war: sie machte der Straußischen Kritik und der mythischen Anschauung in den Außenwerken der evangelischen Geschichte alle möglichen Konzessionen, die Hauptbestandteile aber und den Mittelpunkt derselben, vor allem also die Auferstehung, wollte sie als historisch festhalten und glaubte an die Absolutheit der Erscheinung Jesu als Individuum so gut als die weiter rechts stehenden Parteigenossen. Daher suchte auch sie und gerade sie Strauß, der sich selbst seine Stelle auf der linken Seite der Hegelschen Schule anwies, als einen Abtrünnigen und Abgefallenen aus dem Bereich derselben auszuschließen und wies jede Gemeinschaft mit ihm schroff und weit von sich.

So hieß es für ihn: Feinde ringsum! Von allen Seiten sah er sich angegriffen und beschossen, da galt es sich zur Wehre zu setzen. Aber war er denn von allen verlassen? Stand er in dieser heißen Schlacht denn wirklich ganz allein? Er hatte ja Freunde, hatte Gesinnungsgenossen, wo blieben die? In Berlin war es Freund Vatke, von dem er gelernt, mit dem er die Grundgedanken seines Werkes durchgesprochen und mit dem er sich in allem Wesentlichen eins gewußt hatte. Doch dieser erschien ja in diesem Augenblick mit seiner Religion des Alten Testaments selber auf dem Plan und wurde, soweit das Buch über dem Lärm um das Leben Jesu Beachtung fand, mit Strauß in einen Topf der Verdammnis geworfen und teilweise von denselben Gegnern, wie von Hengstenberg, in einem Atem mit diesem genannt

Digitized by Google

und befehdet. Er konnte also nicht helfen, er mußte sich vielmehr selber seiner Haut wehren. Trotzdem oder eben deswegen konnte ihn Strauß seinen „alttestamentlichen Kampfgenossen“ nennen.

Aber Strauß hatte ja noch andere Freunde, die Blaubeurer und Tübinger Kompromotionalen, die mit ihm Hegel gelesen und mit ihm zu ähnlich freiem Standpunkt sich emporgearbeitet hatten, die Märklin und Binder und Vischer: warum denn littens die? und wo blieben sie in dieser Kampfesnot? Zunächst schwiegen sie. Darüber schreibt Strauß im Mai 1836 an Binder nicht ohne Bitterkeit: „Ich gestehe ehrlich, daß ich schon oft über meine isolierte Stellung verdrießlich und über meine Freunde bös gewesen bin, daß sie den Karren, den wir so lange gemeinschaftlich gezogen, nun, da die Sache ernst wird, auf einmal stehen lassen.“ Aber er war auch billig: Märklin und Binder waren inzwischen ins geistliche Amt eingetreten, Märklin war Diakonus an dem Hauptsitz des schwäbischen Pietismus, in Calw, Binder Diakonus in Heidenheim, und verheiratet waren beide auch. Am Schicksal des Freundes aber hatten sie inzwischen sehen müssen, was für praktische Folgen in Schwaben das Bekenntnis zu seinem, dem mythischen Standpunkt habe; und so fährt denn auch Strauß in dem Schreiben an Binder einsichtig fort: „Auf der anderen Seite wünschte ich nicht, daß Du als Familienvater Dich irgendwie kompromittieren und Deiner äußerlichen Stellung schaden möchtest. Märklin schrieb mir sehr ehrlich: ‚wie ärgerlich ist es für mich, daß ich in dieser ganzen Sache schweigen muß, daß niemand wissen darf, wie und in welchem Sinn ich mich dafür interessiere‘. Also laß lieber die Hand vom Kessel, damit Du nicht schwarz wirst an Deinem D. F. Strauß.“ Aber Vischer war frei, war inzwischen von der Theologie zur Ästhetik übergegangen und hatte sich soeben in Tübingen an der philosophischen Fakultät habilitiert. So konnte er, wenn ihm auch das Theologische nun ferner lag, dem Freunde beispringen, und er

Digitized by Google

tat es denn auch als erster in den Hallischen Jahrbüchern von Ruge und Echtermeyer, zu deren Mitarbeitern auch Strauß angeworben war. Aber erst am 7. März 1838 begann die Artikelserie Vischers zu erscheinen, in elf aufeinanderfolgenden Nummern unter dem Titel: „Dr. Strauß und die Wirtemberger", und die persönliche Fortsetzung davon im selben Jahrgang vom 7. Juni an in fünf Nummern unter dem Titel: „Doctor Strauß charakterisiert von Fr. Vischer." Die erste, ein „Gemälde der schwäbischen Art und Bildung", in der Strauß wurzelte,enthielt die schärfsten Ausfälle gegen den Pietismus: eine Krätze nennt ihn Vischer, welche die edelsten Säfte des Geistes in Eiterung setzt; das Ekelhafteste an ihm sei „die Schamlosigkeit der Enthüllung des geheimsten Innern, das Reden von den zartesten inneren Erfahrungen in Gesellschaft, das Einmischen heiliger Namen in jedes Bagatell, das gemeinschaftliche Beten mit Gebärden der Zerknirschung, wobei von dem schönen Spruche: wenn du aber beten willst usw., keine Ahnung mehr zurück ist; von dieser Seite hat er eine nicht zu leugnende Verwandtschaft mit der Abstumpfung des Schamgefühls, welche bei Wollüstlingen und öffentlichen Dirnen einzutreten pflegt." Köstlich persifliert er den Poeten dieses schwäbischen Pietismus, Albert Knapp, der „sein ansehnliches Talent durch seine pietistische Umwendung schimmlicht gemacht habe: er lasse Leonidas mit seinen gefallenen Tapfern, das Schwert noch krampfhaft in die Faust gepreßt, in herrlichem Zuge zur Unterwelt wallen, dann stoßen sie aber auf Abraham und Sara und müssen sie küssen; er sage zu dem Dichter: preise immerhin Griechenland in seiner Herrlichkeit, aber bedaure am Schlusse des Gedichtes lebhaft, daß Athen keinen Stadtpfarrer hatte, daß Homer kein Gesangbuch schrieb und Achilles keinen Konfirmationsunterricht genoß; so solle über alles der Tran priesterlicher Salbung, das Christoterpentinöl (Christoterpe hieß ein von Knapp herausgegebenes poetisches Jahrbuch) ausgegossen werden". Gewissenlose Geistliche dieser Richtung

Digitized by Google

aber „zerren, uneingedenk, daß zu erbauen, nicht durch Ärgernis zu verwirren ihre beschworene Pflicht ist, Fragen wie die Straußsche vor ein Publikum, vor das sie nicht gehören, und schüren durch ihr Geschrei den Fanatismus bis zur Hundswut an". Das alles war gut und tapfer gemeint und traf mit wahren Keulenschlägen die Gegner, auch war es für Strauß persönlich gewiß von größtem Wert: es gab ihm den Glauben an die Freunde und in böser Zeit auch den Glauben an sich selber wieder; und so schreibt er denn auch Märklin darüber: „ich kann nicht sagen, wie ich mich über diese großartige Freundschaftshandlung freue, oder eigentlicher: gerührt bin. Schade nur, daß ich mich jetzt mit aller Kraft nicht in das Bewußtsein hineinheben kann, so etwas zu verdienen." Aber der heftige Ton, den Vischer in den Aufsätzen angeschlagen hatte, konnte sachlich doch nur Öl ins Feuer gießen; und überdies, die Hilfe kam 1838 zu spät, Strauß hat sich 1836 verlangend danach umgesehen, und da war sie ausgeblieben.

Und so war es auch mit den „Freundschaftshandlungen" der beiden andern. Offenbar unter dem Eindruck jenes bitteren Briefes von Strauß vom Mai 1836 schrieb Binder seine kleine Schrift „Der Pietismus und die moderne Bildung" in Form eines Sendschreibens an den Herausgeber des pietistischen „Christenboten". Es war nicht leicht, einen Verleger dafür zu finden; Strauß erzählt, daß ihm beim Versuch sie unterzubringen ein Buchhändler gesagt habe: „ja, wenns für die Pietisten wäre, wie es gegen sie ist, so wäre mehr mit zu machen". In der Verzweiflung dachte Binder sogar einen Augenblick daran, sie als Amtsaufsatz beim Konsistorium einzureichen. Doch dagegen protestiert Strauß mit dem drastischen Wort: „gib's nur in keinem Fall ins Konsistorium, das hieße ja Blumen in den Abtritt werfen". Endlich nahm die Hallbergersche Verlagshandlung in Stuttgart das Manuskript an, und so konnte das Büchlein fast gleichzeitig mit dem Vischerschen Aufsatz im März 1838 erscheinen. Von ihm gilt, was Strauß dem Freunde

Digitized by Google

darüber schreibt: „es ist wirklich so schön, fein und gebildet geschrieben, daß Du unter dieses Pietistenvolk hineintrittst wie ein Hellene unter barbarische Skythen, Goten und Vandalen". Aber, fährt er fort: „ob sie's verstehen werden? das ist eine andere Frage; nämlich ich meine nicht den Sinn fassen, der deutlich genug ist, sondern die Feinheiten zu schätzen wissen? Die Pietisten schwerlich; dafür hat das Buch bei allen gebildeten Leuten Beifall . . . Wir wollen hoffen, daß es auf manches Gemüt, an dem noch etwas zu bessern war, von gutem Einfluß gewesen sein möge." Und als Zeichen, wie es gefällt, legt er einen Briefausschnitt seiner Mutter bei, die dem Sohn darüber schreibt: „Heute habe also das Büchle von Binder ausgelesen und hat mir ungemein wohlgefallen; er bacht (haut) die Pietisten gewaltig und nimmt sich Deiner ehrlich an, mir kommt's vor, er schlage den Sack und meint den E..; nach Äußerungen ist er aber gläubiger und frommer als Du; ich kann Dir sagen, daß mir das Lesen dieses Schriftchens einen recht vergnügten Tag gemacht hat." Aber auch diese Schrift kam eben zu spät, und der nur allzu urbane Ton, in dem sie im Gegensatz zu Vischers Aufsatz gehalten war, brachte sie teilweise um ihre Wirkung: das deutet ja wohl auch Strauß in dem mitgeteilten Brief an Binder an.

Hatte Binder nur eine Seite des Pietismus, seine Unverträglichkeit mit der modernen Bildung und seine Feindschaft und seinen Haß gegen dieselbe dargelegt, so folgte M ä r k l i n zu Anfang 1839 mit einem umfassender und wissenschaftlicher fundamentierten Angriff in seinem Buch „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus. Ein wissenschaftlicher Versuch." Was er damit wollte, sagt er in der Vorrede selber: „Je größer die Ansprüche sind, welche der Pietismus in unseren Tagen macht, je entschiedener er seine Sache geradezu mit der des Christentums identifiziert, und deshalb alle, die ihm nicht zufallen, als Ungläubige oder zweifelhafte Christen behandelt: desto dringender müssen

Digitized by Google

alle, die sich dazu für befähigt ansehen dürfen, sich aufgefordert fühlen, nachzuweisen, daß dem nicht so ist, daß der Pietismus wohl ein für die Gegenwart berechtigtes Moment in der religiösen Entwicklung, aber keineswegs eine adäquate Darstellung des Christlichen ist, und daß man also auch wohl ein guter Christ und Protestant sein kann, ohne ein Pietist zu sein." Natürlich machte dieser wohlüberlegte und weitausholende Angriff aufs neue viel böses Blut. Nicht bloß ausgesprochene Pietisten wie Hofacker und Barth, auch Palmer, ein Pietist, der keiner sein wollte, und Dorner, dem Märklin ein „affektiertes Schöntun" bald mit der Kirche bald mit der Wissenschaft vorwirft, traten zur Verteidigung des Pietismus auf den Plan, und Märklin selbst mußte noch zweimal — 1839 einem Christenboten-Artikel von Hofacker, 1840 einem Sendschreiben von Barth — öffentlich antworten, so daß wir hier ein förmliches Nachspiel zu dem Kampf um das Leben Jesu vor uns haben.

Bezeichnend aber ist, daß alle drei Freunde im Pietismus d e n Feind gesehen haben: Vischer in ihm speziell den Feind von Strauß und eine Gefahr für seine schwäbische Heimat; Binder den Feind der modernen Bildung, wie sie Strauß in seinem Leben Jesu vertreten hatte; und Märklin den Feind der wissenschaftlich-spekulativen Theologie und einer freien und weiten Auffassung des Christentums und des Protestantismus überhaupt. Und bezeichnend ist, daß alle drei in diesem Kampf äußerlich unterlegen sind: Vischer wurde, allerdings nach einer zweiten heftigen Attacke beim Antritt seiner Professur in Tübingen, auf zwei Jahre von dieser suspendiert, und Märklin und Binder wurden wenigstens aus dem geistlichen Amt hinaus und ins Lehramt hinübergedrängt: die Theologie und vor allem die pietistisch infizierte württembergische Kirche konnte diese freien und kritischen Geister nicht ertragen [1]).

[1]) Die Behauptung Treitschkes a. a. O. S. 497: „Mehrere Genossen der Tübinger Schule gaben, nach Straußens Vorgang, bald die

Digitized by Google

Für uns aber kommt das alles kaum in Betracht, von Wichtigkeit ist nur, daß die Hilfe der drei Freunde für Strauß zu spät eingriff, 1835 und 1836 stand er, wie schon gesagt, ganz allein dem Ansturm gegenüber. Aber hatte er denn neben Steudel und Eschenmayer nicht noch zwei andere Lehrer in Tübingen, die ihm von Blaubeuren her wohlgesinnt waren und die ihn, wie er sie, bis dahin hochgehalten hatten, Kern und Baur? Kern war, wir wissen es schon, als Theologe unklar und schwankend: wie ihm nun in Strauß die Konsequenzen der freieren Elemente in seinem Denken in aller Schärfe und Klarheit entgegentraten, da ging er hinter sich und ergriff in der bereits genannten Schrift in der Tübinger Zeitschrift von 1836 gegen Strauß die Partei der Supranaturalisten. Und in ihr zeigte er sich nicht frei von Animosität, die Strauß selber wohl richtig so erklärt hat, daß „der Herr Doktor, wie früher auch Steudel[1]), dem ehemaligen Subalternen gegenüber den Inspektor noch gespürt habe". Wie stand es aber mit Baur? Auf ihn richteten sich hoffnungsvoll und vertrauend die Blicke des Schülers und jüngeren Freundes mit Recht. Wollte er ihm zu Hilfe kommen? konnte er es? Und da traf es sich glücklich, daß er von der Hengstenbergischen Evangelischen Kirchenzeitung im Mai 1836 wegen seiner Schrift: „Die sogenannten Pastoralbriefe des Apostels Paulus aufs neue kritisch untersucht" ausdrücklich provoziert und auf sein wissenschaftliches und persönlich freundschaftliches Verhältnis zu Strauß hin angeredet wurde. In einer „abgenötigten Erklärung"

Theologie auf, weil ihnen an der Kirche wenig lag", ist Märklin und Binder, aber auch Strauß selbst gegenüber eine schnöde und wiederum ohne alle Kenntnis der Tatsachen ins Blaue hinein ausgesprochene Verunglimpfung. Nicht ihnen lag wenig an der Kirche, sondern der Kirche lag nichts an ihnen. Das ist die Wahrheit.

[1]) Steudel hatte etwas mißächtlich von dem „Cabinet eines jungen Gelehrten", d. h. von dem Repetentenstübchen gesprochen, in dem Strauß sein Leben Jesu geschrieben hat.

Digitized by Google

gegen diesen Artikel in der Tübinger Zeitschrift für Theologie, die er mit Kern, Schmid und Steudel, seinen Tübinger Kollegen, gemeinsam herausgab, mußte er also auf dieses Verhältnis zu sprechen kommen. Zunächst erklärte er, daß seine Schrift zum größten Teil schon 1834, also in einer Zeit, in welcher noch nicht einmal der erste Teil des Straußschen Werkes erschienen war, niedergeschrieben worden sei, somit durch dieses nicht beeinflußt sein könne. Sein befreundetes Verhältnis zu Strauß leugnet er nicht, konstatiert aber, daß hier wieder einmal ein verketzerungssüchtiges, inquisitionsmäßiges Verfahren nicht bloß bei seinen nächsten Gegenständen stehen geblieben sei, sondern auch die zartesten und heiligsten Verhältnisse in majorem dei gloriam mit seinem Gift durchdringe. „Es ist ja nicht das erstemal," ruft er, „daß um theologischer Meinungen willen Freundschaft als Verbrechen gilt, mit dem Schüler auch der Lehrer verfolgt, um der Lebenden willen selbst Toten ihre Ruhe nicht gegönnt wird." Sachlich aber lehnt er — auch das natürlich mit gutem Recht — jede Verantwortung für Grundsätze und Behauptungen ab, die er nicht selbst aufgestellt, für Schriften, die er nicht selbst geschrieben habe, und verwahrt sich, nun doch schon allzu geflissentlich, dagegen, daß seine Kritik an den Pastoralbriefen in e i n e Kategorie mit der Straußschen gesetzt werde. Den Unterschied zwischen sich und Strauß aber, den kaum jemand verkennen könne, der überhaupt eines Urteils in solchen Dingen fähig sei und nicht aus bösem Willen ein besonderes Interesse habe, die Wahrheit zu leugnen, formuliert er so: „Das Eigentümliche der Straußschen Kritik besteht in der mythischen Erklärung der Tatsachen der evangelischen Geschichte, wie sich dieselbe teils an sich aus dem Charakter der evangelischen Erzählungen, teils aus der Unhaltbarkeit der supranaturalistischen und rationalistischen Ansicht ergeben soll. Das Festhalten am geschichtlich Gegebenen ist das Eigentümliche meiner Kritik, und es schien mir zeitgemäß, die Grundsätze dieser historischen Kritik

Digitized by Google

nicht bloß der bisher gangbaren Kritik, deren Mangelhaftigkeit an keinem andern Beispiel der neutestamentlichen Kritik sich auffallender herausstellt, als gerade in den Pastoralbriefen, sondern selbst der Straußschen, bei welcher übrigens auch schon das Eigentümliche des Gegenstandes keine ganz adäquate Vergleichung mit der meinigen zuläßt, gegenüber zu stellen." Dabei konnte man freilich fragen: was ist geschichtlich gegeben? wollte denn Strauß dieses nicht ebenfalls feststellen, dadurch, daß er das Sagenhafte, also das Ungeschichtliche davon ausschied? Wenn aber Baur weiter fragt: „wird denn durch meine Untersuchung auf gleiche Weise wie durch die Straußsche die ganze objektive Grundlage des Christentums in Frage gestellt?", so war dies allerdings ganz direkt Wasser auf die Mühle der Gegner von Strauß, die sich nun mit Recht auf seinen Lehrer Baur berufen konnten. Endlich, das Schlimmste: er nennt es eine „Denunziation", daß sein Inquisitor auch darauf ausgehe, ihn als einen solchen dem Publikum darzustellen, der die gleiche Ansicht mit Strauß über das Evangelium Johannis habe und erklärt es nicht nur für eine Unwahrheit, sondern geradezu für eine Verleumdung, daß Hengstenberg behaupte, er habe bereits auch die geschichtliche Autorität des Evangeliums Johannis über Bord geworfen. „Ich habe," versichert er, „weder in meiner Schrift über die Pastoralbriefe noch in irgend einer meiner anderen Schriften mir irgend ein Urteil über die geschichtliche Auktorität des Johanneischen Evangeliums erlaubt, nicht nur, weil sich meine kritischen Untersuchungen bisher noch nicht auf dasselbe erstreckten, sondern auch, weil ich gar kein Interesse habe, ihm seine geschichtliche Auktorität abzusprechen, und etwas zu behaupten, was ich nicht beweisen könnte, indem es überhaupt meine Sache nicht ist, kritische Zweifel in den Tag hinein auszusprechen, sondern sie nur soweit gelten lasse, soweit sie sich mir als etwas objektiv Gegebenes aufdrängen. Wie könnte ich denn das Prädikat eines besonnenen Mannes, welches doch der

Digitized by Google

Verfasser des Artikels selbst mir gibt, auch nur auf irgend eine Weise verdienen, wenn ich einer solchen Handlungsweise fähig wäre, wie er hier bei mir voraussetzt? Ich habe also über die geschichtliche Auktorität des Evangeliums Johannis schlechthin gar nichts gesagt, nichts, was auch nur mit irgend einem Scheine von Wahrheit für die Beschuldigung vorgebracht werden könnte, ich habe sie bereits wie Strauß über Bord geworfen." Dieser Eifer mutet uns heute, angesichts seiner elf Jahre später bekannt gegebenen Auffassung von dem völlig unhistorischen Charakter des vierten Evangeliums, fast komisch an. Für Strauß aber bedeutete dieses schroffe Urteil über das in den Tag hinein aussprechen seiner kritischen Zweifel in jenem Augenblick ein in den Rückenfallen und wurde von ihm auch so empfunden: sein Lehrer und Freund hatte sich im kritischsten Augenblick öffentlich von ihm losgesagt und seine Sache durch scharfen Tadel von der des jungen Kritikers übereifrig und übervorsichtig getrennt. „Auch Baur hat kürzlich so ziemlich den Schlechten an mir gemacht", schreibt er darüber an Rapp; „von Hengstenberg — freilich in den Tag hinein — wegen seiner Pastoralbriefe beschuldigt, mit mir auf gleichem Standpunkt zu stehen, leugnet er auch jeden Zusammenhang unserer Sache und bekräftigt dies sogar durch einen Tadel, den er gegen meine kritischen Grundsätze ausspricht; nun unter gegenwärtigen Umständen sollte mich ein Freund doch gewiß nicht öffentlich tadeln, um sich selber aufzuhelfen, selbst wenn der Tadel gerecht wäre." Dann wendet er sich gegen den Vorwurf Baurs selbst und fährt fort: „Gerecht ist aber der Tadel von Baur nicht einmal. Er tadelt, daß ich meistens bloß aus den inneren Widersprüchen der Erzählungen miteinander oder mit sich selbst und der Vernuft ihre Unrichtigkeit erschließe, ohr wie er auch äußere Zeugnisse, d. h. widersprechende Da der sonst beglaubigten Geschichte zu Hilfe zu nehmen, als ob sich für den größeren Teil der evangelischen Geschicht

Digitized by Google

solche Parallelen von anderswoher finden ließen!“ Aber auch ihm selber hat er seine Empfindlichkeit darüber nicht verhehlt. Am 19. August spricht er sich ganz freimütig in einem Brief an Baur so aus: „Gleichfalls habe ich Ihnen für die gütige Zusendung Ihrer Verteidigung gegen Hengstenberg meinen besten Dank zu sagen. Es ist ein Meisterstück von einer Streitschrift, nicht bloß durch die Klarheit der Exposition und das Schlagende der Beweisführung, sondern hauptsächlich durch die sittliche Würde, welche Sie der frommen Niederträchtigkeit dieser Leute auf eine Weise entgegenstellen, wie ich sie kaum sonst irgendwo gefunden zu haben mich erinnere. Für mich freilich (da doch auch Sie selbst der Sache neben der rein wissenschaftlichen zugleich eine Beziehung zu mir geben) hat es sich nicht glücklich getroffen, daß Sie durch die unbefugte Vermischung, welche Hengstenberg mit unseren beiderseitigen Werken und Tendenzen vorgenommen, veranlaßt waren, Ihrerseits nun die Verschiedenheiten und das Nichtzusammengehören beider so stark als möglich hervorzukehren, und zur sicheren Bürgschaft davon einen Tadel meiner Arbeit und Methode auszusprechen, von welchem ich nicht weiß, ob er für Ihre Sache notwendig war (denn für die meinige, die schon so viele Tadler gefunden, war er es gewiß nicht), und ob er durch die nachträglich eingeschaltete, nicht ganz deutliche Bemerkung, daß zum Teil auch die Verschiedenheit des Gegenstandes eine Vergleichung unserer beiderseitigen Kritik unmöglich mache, gehörig eingeschränkt wird. Ich wenigstens glaube mir bewußt zu sein, daß dasjenige, was Sie auch brieflich meine Negativität nennen, zur Hälfte zwar wohl in einer persönlichen Unzulänglichkeit seinen Grund hat, aber gewiß zur andern Hälfte darin, daß für die Zeit und die Begebenheiten des Lebens Jesu es an sonstiger geschichtlicher Kontrolle auf ganz andere Weise fehlt, als z. B. schon für die Zeit der Pastoralbriefe. Oder wie sollten Sie denn für ein Wunder, wie die Brodvermehrung, außer dem Wunderbaren der

Digitized by Google

Sache selbst und etwa noch der Abweichung der Berichte einen Beweis für den unhistorischen Charakter der Erzählung finden? und würden Sie nicht dessenungeachtet, auch ohne weitere geschichtliche Data, dieselbe für unhistorisch erklären? — Sie werden mein Gefühl nicht mißverstehen in diesen Bemerkungen. Gerade weil ich mich Ihnen auf die innigste Weise durch Freundschaft und Dankbarkeit verbunden weiß, glaube ich diese Bemerkungen nicht verschweigen und Ihnen nicht verhehlen zu dürfen, daß in dieser Hinsicht Ihre Abhandlung zu dem Betrübendsten gehört, was mir in Rücksicht auf mein Buch widerfahren ist. Durch Erlebnisse wie die meinigen wird man zwar gegen Unglimpf von Fremden und Gleichgültigen abgehärtet, aber gegen Verletzungen von Freunden, seien sie auch noch so leicht, um so empfindlicher. Entschuldigen Sie mich mit dieser Empfindlichkeit und entziehen Sie darum Ihre Gewogenheit nicht Ihrem ergebensten D. Fr. Strauß."

Zur Zeit, als er Rapp von diesem Zwischenfall erzählt, war er von Baur darauf noch ohne Antwort. Noch empfindlicher war ihm elf Jahre später die Art, wie Baur in seinen Untersuchungen über das Johannes-Evangelium „nirgends hervorhob, was die Kritik der Evangelisten, und auch die des vierten, ihm (Strauß) verdanke, und überhaupt gegen seine Arbeiten eine unfreundliche, abgeneigte Stimmung zeigte". Er schreibt darüber an Märklin in den vierziger Jahren: „Nicht das, wie Baur es wendet, daß er die zwischen uns stattgefundene Differenz hervorgehoben, sondern nur das, daß er neben der Differenz nicht auch die Übereinstimmung zu ihrem Rechte hat kommen lassen, nehme ich ihm übel. Zeller, Schwegler bestreiten mich auch, Schwegler namentlich stellt ganz wie Baur seine Kritik der meinigen als die positive der negativen entgegen: es fällt mir nicht ein, das übel zu nehmen; ich sage im Gegenteil: sie sind ganz rechtlich mit mir verfahren, weil sie nicht bloß da mit Fingern auf mich weisen, wo ich eine Blöße gebe, sondern auch, wo mir etwas gelungen ist.

Digitized by Google

bin auch ich mir bewußt, mit meinen Vorarbeitern und resp. Gegnern verfahren zu sein. Ich sagte immer gewissenhaft: so weit hat der die Sache geführt, das ist soweit ganz gut, aber da fehlt noch —, und darum müssen wir weiter. Bei Baur heißt es aber immer nur: wie ungenügend auch noch die Straußsche Behandlung dieser Sache ist, sehen wir daraus usw. Ferner betonen Schwegler, Zeller usw. immer unumwunden, wie sie mit mir insofern auf gleichem Standpunkt stehen, als auch sie den evangelischen Boden für einen unhistorischen anerkennen. Um dieses Bekenntnis geht Baur immer wie die Katze um den heißen Brei herum. Unerachtet er hundertmal sagt, die Evangelien seien gar keine eigentlich historische Schriften, ihre Berichte können auf keinen historischen Wert Anspruch machen usf., so wird doch auch hier noch durch das Blendwerk der zweideutigen Worte: positiv und negativ eine Kluft zwischen mir und ihm vorgespiegelt. Ich habe mich hierüber in einem Briefe an ihn so deutlich ausgesprochen, daß auch ihm eingeleuchtet haben muß, wie er sich hier eines täuschenden Namens bedient. Da nämlich, wie ich ihm nachgewiesen, seine Positivität, daß er nämlich nicht bloß zeigt, es sei eine Erzählung nicht wahr, sondern auch wo, warum, von wem usw. sie erdichtet worden, — da diese Positivität ihn nicht orthodoxer macht als mich, so deutet er nun die Positivität, die er für sich in Anspruch nimmt, so um, daß er ja doch ein wenigstens beziehungsweise historisches Evangelium bestehen lasse (ohne Zweifel den Matthäus). Hierdurch unterscheidet er sich aber von mir gar nicht, da auch mir Matthäus der beziehungsweise glaubwürdigste Evangelist ist. Überhaupt ist sein Kanon, auf den er sich als ihm eigentümlich so viel zu gut tut: der glaubwürdigste Bericht sei der am wenigsten tendenziöse, — mit einer Modifikation derselbe, den ich aufgestellt: es sei der am wenigsten verherrlichende."

Trotz alledem hat Strauß die peinliche Stimmung und Verstimmung, die jenes Indenrückenfallen Baurs im kri-

Digitized by Google

tischsten Augenblick und sein späteres Nichtanerkennen der Straußschen Leistung notwendigerweise in ihm hervorrufen mußte, immer wieder tapfer in sich niedergekämpft und, trotz solcher gelegentlichen Ausbrüche in vertrauten Briefen, sein persönliches Verhältnis zu ihm dadurch kaum stören lassen[1]), sondern zeitlebens dankbar an ihm festgehalten, ihn in der Öffentlichkeit stets nur mit Worten der höchsten Anerkennung genannt, und auch bei persönlichen Begegnungen, die er bis zu Baurs Tode (1860) wiederholt gesucht hat, ist er ihm stets in alter Verehrung und Treue entgegengetreten. Für seine Charakteristik wollen wir uns das merken und dem empfindlichen Schwaben dieses Unterdrücken einer berechtigten Empfindlichkeit doch gleich hier zugute schreiben. Was Baur zu jener Absage und weiterhin zu der fortdauernden Unfreundlichkeit und Abneigung gegen Strauß' Arbeiten veranlaßt hat, momentanes Erschrecken oder eine menschlich wohl begreifliche Eifersucht auf den so rasch über ihn hinauswachsenden Schüler oder eine persönliche Animosität, die wir schon in seinem Protest gegen das allzu groß erscheinende Lob Straußens im Zeugnis der Repetenten bei dessen Abgang aus dem Stift mindestens möglicherweise zu finden glaubten, das zu entscheiden ist nicht unsere Sache[2]).

3. Das Aufgeben des Lehramts.

So stand denn also Strauß, als er im November 1835 nach Ludwigsburg kam, und während seines ganzen dortigen Aufenthalts, unter seinen Fachgenossen jedenfalls und in

[1]) In dem Brief an Märklin (ausgew. Br. S. 184, oben) klingt es freilich anders: „ich gestehe, mein persönliches Verhältnis zu Baur finde ich durch diese Sache gestört." Aber das war eben ein solcher einzelner Stimmungs- und Momentausbruch.

[2]) Vgl. hierüber die schönen und in diesem Punkte so versöhnlich gehaltenen Aufsätze von Zeller, über die Tübinger historische Schule und über Ferd. Christ. Baur in „Vorträgen und Abhandlungen" 1865, S. 267 ff. und die Anmerkung in den ausgew. Briefen S. 22.

Digitized by Google

der Öffentlichkeit ganz allein; und mehr noch: er stand unter ihnen wie ein Gehetzter und Geächteter, wie ein Verfemter und Ausgestoßener. Sollte er denn das alles schweigend über sich ergehen lassen und nicht vielmehr tapfer und mutig sich zur Wehre setzen und unter seine Feinde treten wie Simson unter die Philister?

Die Gelegenheit dazu bot sich ihm alsbald. Viel schneller als er gedacht hatte, war die erste Auflage des umfangreichen Buches vergriffen und wurde eine zweite notwendig. Da konnte er sich den Angreifern stellen, im Vorwort oder in Anmerkungen und Einschüben auf sie und ihre Einwendungen Rücksicht nehmen und sie widerlegen. Wirklich hat er auch einen Augenblick daran gedacht. Aber die Zeit dazu fehlte, der Buchhändler drängte. Schon am 19. April 1836 berichtet er Binder, in vier Wochen solle mit dem Druck begonnen werden, und zwar gleichzeitig mit dem beider Bände. Da blieb für wesentliche Änderungen natürlich keine Zeit. Auch fürchtete er mit Recht, durch eingehende Auseinandersetzungen mit Gegnern den Eindruck des Ganzen zu stören und zu zerstören. Immerhin bat er die Freunde und auch Baur, wo sie in Anlage oder Ausführung Änderungen für notwendig oder wünschenswert halten, es ihm mitzuteilen, und versprach, das bestens zu benützen. Und so kündigte denn auch die Vorrede, die vom 23. September 1836 datiert ist, an, daß er, was teils Einwürfe der Gegner, teils Mitteilungen der Freunde, teils eigene weitere Forschung ihn gelehrt, für die Verbesserung des Buches benützt, bemerklich gewordene Lücken ausgefüllt, als unhaltbar Erkanntes zurückgenommen, bewährt Gefundenes desto stärker belegt habe. Auch die uns schon bekannte Dreiteilung der Gegenschriften wird hier vorgetragen: es seien teils Schmähschriften, die den Abscheu ihrer Verfasser gegen seine Ansichten und wohl auch gegen seinen Charakter und seine Person ausdrücken; teils Schriften, die von dem Einzelnen seines Werkes sich Rechenschaft geben und dessen

Digitized by Google

Ergebnisse samt den Beweisen zu untersuchen beginnen, dabei aber hochmütig oder höhnisch den Gegner gar nichts gelten lassen; teils endlich solche, die sich der Sache selbst zuwenden und versuchen, wie weit auf der jetzigen Stufe der Wissenschaft und des allgemeinen Bewußtseins das Leben Jesu oder auch nur ein einzelnes Evangelium sich bearbeiten lasse, ohne von den Ergebnissen der Straußschen Forschungen Gebrauch zu machen. Aber auf die Gegner eingehen will er aus den angegebenen Gründen im Buche selbst doch lieber nicht; vielleicht kann er ihnen demnächst in einer Reihe besonderer Schriften entgegentreten.

In der Ausführung der zweiten Auflage spürt man dann die lückenausfüllende Hand besonders in der Einleitung, die um drei Paragraphen vermehrt und von 75 auf 111 Seiten angewachsen ist. Nicht nur wird der Begriff des Mythus jetzt genauer bestimmt oder vielmehr weiter gefaßt und, wie schon erwähnt, zugegeben, daß sehr viele der neutestamentlichen Mythen über das Gebiet des Bewußtlosen hinausfallen, namentlich im vierten Evangelium, sondern es wird auch (in § 15) untersucht, wie sich das Vorhandensein eines Mythus im einzelnen Fall feststellen lasse. Vier Kriterien gibt er an. Das Unhistorische eines Berichts läßt sich erkennen, 1. wenn er mit den bekannten und sonst überall geltenden Gesetzen des Geschehens unvereinbar ist, 2. wenn er mit sich selbst und mit andern Berichten in Widerspruch steht, 3. wenn die Form poetisch und namentlich die Reden der Handelnden länger und begeisterter sind, als sich von ihrer Bildung und Situation erwarten läßt; und endlich 4. wenn der Inhalt einer Erzählung auffallend übereinstimmt mit gewissen innerhalb des Kreises ihrer Entstehung geltenden Vorstellungen, welche selbst eher danach aussehen, aus vorgefaßten Meinungen als nach der Erfahrung gebildet zu sein. Freilich wird selten ein Kriterium für sich genommen ausreichen, um den mythischen Charakter einer Erzählung zu erweisen, die Grenzlinie zwischen Mythischem und Historischem

Digitized by Google

wird in den evangelischen Berichten stets eine schwankende und fließende bleiben. Wenn er aber auch hier wieder erklärt, daß er nicht wisse, was denn nun wirklich geschehen sei, und daß sich der geschichtliche Kern, wo ein solcher möglicherweise vorhanden ist, niemals mit Sicherheit bestimmen lasse, so verwahrt er sich andererseits doch ernstlich gegen die ihm vielfach unterlegte Behauptung: zu wissen, es sei nichts geschehen. Er will sich Mühe geben, an den einzelnen Punkten herauszuheben, daß sein kritisches Negieren nur dem Faktum in der Gestalt, wie es überliefert ist, gilt, nicht alles Faktische an sich aufheben will. Im übrigen hat er „formell moderiert, wo er konnte", und in der Einzelausführung mit Geschick den de Wetteschen Kommentar zum Matthäus-Evangelium und ein ziemlich jugendliches Manuskript des Züricher Theologen Hitzig über die Kindheitsgeschichte Jesu und sein Verhältnis zum Täufer benützt. Im zweiten Band, der weniger verändert ist als der erste — die Vermehrung beträgt hier nur fünf Seiten —, wird dem Schlußabschnitt über das Verhältnis der kritisch-spekulativen Theologie zur Kirche dadurch mehr Gewicht gegeben, daß er in einem besonderen Paragraphen vom vorhergehenden abgesondert wird.

So gingen die Gegner einstweilen frei aus, aber es wird bereits auf besondere Gegenschriften hingewiesen, zu welchen er nur eben jetzt noch keine Zeit finden könne. Diese fehlte ihm in Ludwigsburg überhaupt, und es fehlte hier auch sonst noch mancherlei. Einmal gab ihm das neue Amt am Lyzeum doch mehr zu tun, als er gedacht hatte. Die rote Tinte, mit der er gelegentlich seine Briefe schreibt, erinnert an die Last der Korrekturen, und so muß er den Freunden berichten: „In theologia nihil, in philologia aliquid." Das Unterrichten von Knaben behagte ihm wenig, auch meinte er, daß sein leidenschaftliches Temperament ihn zum Pädagogen nicht sonderlich tauglich mache; und doch meine der Studienrat, er müsse noch froh sein an diesem Unterschlupf! Weiter

Digitized by Google

fehlten ihm in Ludwigsburg alle literarischen Hilfsmittel, die Bibliothek in Stuttgart war nicht so leicht zu erreichen wie heute durch die Eisenbahn. Innerlich aber war seine Situation im Elternhaus, wie wir wissen, eine sehr unbehagliche: der Vater war mit der Richtung seines Sohnes unzufrieden und wurde durch die ihm täglich ins Haus geschickten Angriffe auf diesen und sein Buch nur immer mehr gereizt; er hatte ganz anderes für ihn gehofft, als eine Lehrstelle an einer Lateinschule. Und auch die Mutter, die vermitteln sollte und es zwischen den beiden hartwerdenden Herzen und eigensinnigen Köpfen immer weniger konnte, war dadurch und durch die äußerlich so wenig glanzvolle Position des Sohnes im Augenblick und durch seine unsicheren Aussichten für die Zukunft schwer bedrückt. Doch war sie sein Trost; und neben ihr standen Freunde: mit dem Musiker Kauffmann und dem Juristen Sautter, der außer dem corpus iuris auch Hegels Rechtsphilosophie studierte, bildete er ein „Triumvirat von Eidgenossen, die auf Herstellung einer neuen besseren Zeit in diesem Lumpensäkulum verschworen waren"; doch klagte er melancholisch, daß er das Kneipen verlernt habe.

Weil seine Lage so unerfreulich, seine Stimmung dadurch gedrückt und seine Aussichten in der Heimat so wenig tröstlich waren, so sah er sich auswärts um, fragte bei Schneckenburger in Bern an, ob dort nichts zu machen sei, und verhandelte auch schon mit Hitzig wegen Zürichs. Selbst auf Heidelberg machte er sich einen Augenblick Hoffnung. Wie vergeblich dieses letztere war, hätte er freilich daraus sehen können, daß eben jetzt in Preußen versucht wurde, das Schreib- und Druckverbot, das der Bundestag kurz zuvor gegen Heine und das junge Deutschland erlassen hatte, auch auf Strauß und sein Leben Jesu auszudehnen. Ein Gutachten Neanders, der den wissenschaftlichen Ernst des Straußischen Buches anerkannte und erklärte, daß es darum nur auf dem Boden der Wissenschaft widerlegt werden könne und dürfe,

Digitized by Google

wandte diese Schmach von Preußen ab. Selbst Hengstenberg sprach sich gegen ein staatliches Verbot aus, sann aber den Kirchenbehörden als einen Akt der Kirchenzucht an, sie sollen den Laien das Lesen dieses Buches verbieten; Theologen könne man es erlauben, falls sie es widerlegen wollen. Das schien im Jahre 1836 im protestantischen Preußen möglich!

Aber inzwischen verstrich die Zeit, den Gegnern mußte geantwortet werden, wenn überhaupt, so jetzt; und so faßte Strauß den kühnen Entschluß, sein Lehramt aufzugeben, Ludwigsburg zu verlassen und als Privatgelehrter nach Stuttgart überzusiedeln, um unter seinen Gegnern fürchterliche Musterung zu halten und durch eine Reihe von Streitschriften mit ihnen abzurechnen. Allein vorher mußte er wissen, wie es in seiner Heimat um seine Ansprüche auf Anstellung stand, und so richtete er, „veranlaßt durch die eigentümliche Wendung, welche seine Stellung im evangelischen Kirchendienst genommen hat", am 20. September 1836 an den König die untertänigste Bitte um Aufschluß über die Aussichten, welche sich in den Diensten Sr. Königl. Majestät ihm noch eröffneten: „Habe ich die Aussicht auf Kirchenstellen, für welche ich eigentlich gebildet und geprüft bin, als mir verschlossen zu betrachten? Ist mir statt dessen die Konkurrenz um andere Stellen und um welche eröffnet? Endlich sofern diejenigen von meinen Altersgenossen, welche in gleicher Stellung mit mir, und zwar der Prüfungsrangordnung sämtlich mir nachstehende Repetenten in Tübingen gewesen sind, soweit sie eine Bedienstung suchten, bereits eine solche erhalten haben, — darf auch ich mir Hoffnung machen, bald in eine Stellung gesetzt zu werden, welche meinen gemäßigten Wünschen und bescheidenen Ansprüchen besser als meine hiesige entspricht?" Das war nicht „kleinbürgerliche Vorsicht", wie Hausrath[1]) meint, sondern das zu

[1]) Hausrath a. a. O. I, S. 196.

Digitized by Google

igen ist Recht und Pflicht des Stiftlers, ehe er den heimi-
ien Staub sich definitiv von den Füßen schüttelt. Ich habe
ch einmal eine derartige Frage stellen müssen, als es sich
ı meinen definitiven Verzicht auf eine Anstellung in Würt-
mberg handelte, ohne daß ich mir deshalb kleinbürgerlicher
)rsicht bewußt bin. Wird nämlich die Frage verneint, so
ird damit in der Regel auch die Pflicht zur Rückerstattung
:r Erziehungskosten im Seminar und Stift aufgehoben: es
ar also wirklich, wie Strauß in der Eingabe sagt, eine Frage
pflichtmäßiger Sorge für seine Zukunft".

Und nun hatte, da es sich nach der Formulierung von
trauß ausdrücklich zunächst um seine Aussicht auf Kirchen-
tellen handelte, zum erstenmal auch das Konsistorium
las Wort, zu dem freilich auch der Studienratsdirektor Flatt
gehörte. Dieses erklärte sofort, „die Frage für jetzt geradezu
verneinen zu müssen". Strauß im Kirchendienst anzustellen
sei so lange untunlich, als er den in seiner Schrift entwickel-
ten Ansichten getreu bleibe und — man meint, man höre
die römische Indexkongregation! — sie nicht öffentlich
widerrufe. Nach dem Schlußwort seines Buches, in dem
er die Schwierigkeit eines auf seinem Standpunkt stehenden
Geistlichen in seinem Verhältnis zur Gemeinde dargelegt
hatte, fand es das Konsistorium sogar „befremdend", daß
Strauß eine solche Anfrage an die Behörde richte. Man sieht,
das Konsistorium hörte aus den in der Schlußabhandlung
zu Wort gekommenen Bedenken nur das ihm willkommene
Nein heraus und schob — neben der auch hier wieder voran-
gestellten Rücksicht auf die öffentliche Meinung — jetzt
die Schuld ihm zu, der sich ja damit selber vom geistlichen
Amt losgesagt habe. Ob das mit Weizsäcker[1]) „niemand
unbillig finden wird", ist doch die Frage. Strauß hatte nicht
mit einem Nein geschlossen, sondern nur „die Schwierigkeit
eingestanden"; er hatte nicht selbst die Trennung v[illegible]

[1]) A. a. O. S. 657.

Digitized by Google

zogen, nicht selbst den Glauben an die Vereinbarkeit seines Standpunkts aufgegeben und dies öffentlich ausgesprochen, wie Weizsäcker behauptet. Ausdrücklich hatte er vielmehr den verzweifelten Ausweg des Austritts aus dem geistlichen Stand verworfen und die Kirche gewarnt, die frei Redenden und Schreibenden von sich zu stoßen. Schwierigkeiten eingestehen heißt aber nicht die Trennung vollziehen; ein non liquet ist kein Nein.

Dagegen zeigte sich diesmal der Studienrat willfähriger. Strauß hatte ja in seiner Eingabe auch nach anderen Stellen als kirchlichen gefragt, und darauf erwiderte nun, vom Ministerium zur Äußerung aufgefordert, diese weltliche Behörde, daß sie keinen Anstand nehmen würde, Strauß für jedes Professorat an einem oberen Gymnasium vorzuschlagen, und daß sie ihn dabei von keinem andern Unterrichtsfach als dem der Religion ausschließen würde, auch nicht von dem der Philosophie (Psychologie und Logik), indem seinem Verstand und seiner Einsicht zuzutrauen sei, daß er die dem Alter der Gymnasiasten angemessenen Grenzen nicht überschreiten und diese nicht in philosophische Spekulationen einweihen würde, wodurch die positive Religion nach dem System von Strauß allerdings sehr gefährdet wäre. Ebenso wäre es unbedenklich, ihm den Unterricht in Geschichte zu überlassen.

Aber auch zu der Frage über die Anstellung von Strauß in einem akademischen Lehramt äußerte sich der Studienrat, obwohl dies zunächst Sache des Senats sei, erfreulich weitherzig. Selbst von seinen theologischen Vorlesungen würde er keine großen Nachteile befürchten, weil er es hier mit Zöglingen zu tun hätte, die prüfungsfähig und zum Prüfen angeleitet seien und hierzu auch durch anderweitige Vorlesungen und Schriften der zahlreichen Gegner von Strauß aufgefordert würden. Aber allerdings widerrate die Rücksicht auf die öffentliche Meinung die Übertragung einer theologischen Lehrstelle an Strauß; keine andere Uni-

Digitized by Google

versität in Deutschland würde es tun, auch in Zürich könne sie nach glaubhaften Nachrichten nicht durchgesetzt werden (das war im Herbst 1836!). Anders verhalte es sich mit einer philosophischen Professur. Zwar greife das Hegelsche System tiefer in die Theologie ein als alle früheren, aber der Natur der Sache nach und der Erfahrung gemäß lasse sich ihr der Eingang auf den Universitäten nicht verschließen, und es sei Sache sämtlicher Professoren der Philosophie und Theologie, die studierenden Jünglinge zum Selbstdenken anzuweisen und vor Einseitigkeit der Ansichten zu bewahren. Zum Schluß aber kommt doch auch hier der Pferdefuß: das Geratenste würde es sein, meint der Studienrat, wenn Repetent Strauß es freiwillig vorzöge, eine Zeitlang die Lebensweise eines Privatgelehrten zu erwählen, zumal da ihm die erste und die in Aussicht stehende zweite Ausgabe seiner Schrift bereits ein bedeutendes Kapital eingebracht habe und er sich dem Vernehmen nach auch sonst in guten Vermögensumständen befinde. (Ob das richtig war, werden wir später zu untersuchen haben.)

Und nun endlich der Entscheid des Ministers nach Vortrag darüber beim König Wilhelm in einem Erlaß an den Studienrat, ergangen am 27. Oktober 1836: „Solange Strauß die von ihm ausgesprochenen anstößigen und die historischen Grundlagen der christlichen Religion umstoßenden Ansichten nicht zurücknimmt, kann er auf einem Kirchenamt nicht angestellt werden, indem er ein solches Amt nicht nach den Vorschriften und dem Lehrbegriff der Kirche ohne vor sich selbst als Lügner zu erscheinen, verwalten könnte. Dagegen würde eine Anstellung desselben an einem oberen Gymnasium, wenn ihm nur dabei der Religionsunterricht nicht übertragen würde, keinem Anstand unterliegen, und hängt es zunächst nur von der sich ergebenden schicklichen Gelegenheit und der Bewerbung des p. Strauß, sofern nicht die Aufforderung desselben hierzu im einzelnen Falle veranlaßt wäre, ab, daß auf diese Weise von diesem Kandi-

Digitized by Google

daten und seiner Verpflichtung[1]) zum vaterländischen Kirchen- oder Schuldienst Gebrauch gemacht werde."[2]) Dagegen erklärte der Minister im Gegensatz zu der weitherzigeren Ansicht des Studienrats eine Verwendung von Strauß für ein akademisches Lehramt insolange, als er auf seinen eigentümlichen Religionsansichten beharre, jedenfalls in Absicht auf die theologische Fakultät nicht für zulässig. Aber auch das würde ihm bedenklich erscheinen,

---

[1]) Also wirklich „Verpflichtung", nicht „kleinbürgerliche Vorsicht"!

[2]) Ich kann hier eine persönliche Reminiszenz nicht unterdrücken. Im Jahre 1878 sollte ich Professor am oberen Gymnasium in Ulm (NB. ohne Lehrauftrag für Religion) werden. Der Bürgermeister der Stadt hatte mich aufgefordert, mich um die Stelle zu bewerben, und der Studienrat setzte mich auf die Vorschlagsliste an erster Stelle, wie ich es meinem Lebensalter und der „Prüfungs-Rangordnung" nach verdiente. Aber inzwischen hatte eine kirchliche Agitation in Ulm gegen mich eingesetzt; der Bürgermeister wandte sich Rat suchend an meinen Kompromotionalen und „Freund" Adolf Bilfinger, damaligen Garnisonprediger in Ulm, späteren Oberhofprediger in Stuttgart, und dieser erklärte es für untunlich, mich zum weltlichen Professor in Ulm zu machen. Darüber verlor der Bürgermeister den Mut, weiter für mich einzutreten. In der Studienratssitzung aber erhob gegen den einstimmig gefaßten Beschluß zu meinen Gunsten einzig der Vertreter des Konsistoriums seine Stimme, und der Minister v. Geßler erklärte, daß er mich, als „einen allzu eifrigen Anhänger von Strauß", dem König für die Stelle nicht in Vorschlag bringen könne. Der Studienrat, an dessen Spitze mein Schwiegervater Binder stand, weigerte sich, mich von der Liste abzusetzen, und so wurde diesem seinem Vorschlag entgegen die Stelle anderweitig besetzt. Binder aber konstatierte in der Sitzung vor dem darüber peinlich berührten Minister ausdrücklich, daß ich „nur wegen meiner religiösen Ansichten von dem Herrn Minister nicht acceptiert worden sei". So verfuhr man also in Württemberg noch ein Menschenalter später gegen den, der sich offen zu Strauß bekannt hatte. Daß es die Bilfinger und Geßler böse mit mir zu machen gedachten, ihr Tun aber zum Guten für mich ausgeschlagen ist, ist mir stets eine besondere Genugtuung gewesen und hat mich auch gegen die beiden nachträglich recht milde gestimmt.

Digitized by Google

diesen Mann in der nächsten Zukunft in der philosophischen Fakultät anzustellen, weil das Eigentümliche seiner Ansichten zu auffallend und noch zu neu sei, als daß sein Wiederauftreten an der Universität, und zwar in einem Wirkungskreise, in welchem er (wie es bei den Lehrern philosophischer Fächer der Fall ist) mit den Studierenden der Theologie in beständigem Verkehr stünde, ohne nachteiligen Einfluß bleiben könnte. Angesichts der bestehenden „Verpflichtung" des Seminaristen wird dann zum Schluß noch bemerkt: „Gegen seinen einstweiligen Rücktritt von öffentlichen Dienstleistungen wird nichts erinnert."

Eröffnet wurde diese Entschließung Strauß selber, unter Weglassung des über seine Verwendung an der Universität Gesagten, am 2. November 1836. Eine Aufforderung, sich um eine Gymnasiallehrerstelle zu bewerben, ist nie an ihn ergangen, wie er sich auch nie um eine solche beworben hat. Bis 1848 wurde Strauß auf dem Verzeichnis der evangelischen Kirchenkandidaten, dem sogenannten „Magisterzettel", weitergeführt, dann aber auf Antrag des Konsistoriums gestrichen mit dem Bemerken: „zum Ansatz der Kostenerstattung für den früheren Seminargenuß liege durchaus kein Grund vor, da die Übernahme eines öffentlichen Dienstes von Strauß noch nicht verlangt worden sei [1])." Einstweilen war ihm also in seiner Heimat die theologische und die philosophische Laufbahn verschlossen worden, und nur die Karriere eines Gymnasiallehrers blieb ihm offen, zu der er wie schon erwähnt weder Neigung noch Beruf in sich verspürte. Vorläufig aber war er noch Theologe und glaubte in der Theologie sein letztes Wort noch nicht gesprochen zu haben, ihr vielmehr noch manches Wichtige und Wertvolle sagen zu können: er war Hegelianer und fühlte den Beruf in sich, die Konsequenzen der Hegelschen Philosophie für die Theologie im

[1]) Auch diese Prozedur ist in ähnlicher Weise an mir vollzogen worden.

Digitized by Google

ganzen zu ziehen, wie er es im Leben Jesu bereits an einem, aber eben nur an einem Punkte erfolgreich getan hatte. Doch Schwaben war ja nicht die Welt, vielleicht konnte man ihn jenseits der württembergischen Grenzpfähle besser brauchen als zu Haus, vielleicht konnte er seine theologischen Anschauungen doch noch auf dem Katheder verwerten.

Ehe wir aber hören, wie auch diese Hoffnung zerrann, haben wir erst noch zu sehen, wie er sich nun mit den Gegnern seines Buches auseinandersetzte. Um dazu Muße zu gewinnen, hatte er ja das Ludwigsburger Lehramt aufgegeben und war am 5. Dezember 1836 nach Stuttgart übergesiedelt, das ihm von da an für eine Reihe von Jahren zur Heimat geworden ist. Hier hatte er die nötige Muße, aber zunächst freilich keine allzu große Lust, seine Streitschriften zu schreiben; nur ungern ging er daran.

4. Die Streitschriften.

Im Laufe des Jahres 1837 erschienen drei Hefte: „Streitschriften zur Verteidigung meiner Schrift über das Leben Jesu“ von David Friedrich Strauß, wiederum bei Osiander in Tübingen. Doch ist damit der Titel noch nicht erschöpft; er fügte hinzu: „und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie“. Damit stellte er die Schriften auf eine breitere und allgemeinere Basis. Die Anordnung war keine sachliche, nach Haupteinwürfen das zusammenstellend, was die verschiedenen Gegenschriften Gemeinsames über diesen oder jenen Punkt vorgebracht hatten, auch keine Zusammenreihung nach Schulen, denen ihre Verfasser angehörten. In beiden Fällen hätten die Gegner klagen können, es sei ihnen schon durch die Anordnung unrecht geschehen; Strauß habe die gegen ihn erhobenen Einwände sich erst zurecht gemacht, sie kleingeschnitten und durcheinandergerüttelt, um desto leichter mit ihnen fertig zu werden, oder die Gedanken der Gegner über fremde Leisten gespannt und dadurch verun-

Digitized by Google

staltet. So zog er die Besprechung einzelner Schriften für sich und hintereinander vor, wobei ja Zusammengehöriges nebeneinandergestellt und die einzelnen nach irgendwelcher Ähnlichkeit in einer Reihe aufgeführt werden konnten. Ausgehen wollte er von dem Unbestimmten und Allgemeinen, also von den kürzeren Gegenschriften, und allmählich zu Bestimmterem und Ausführlicherem vorwärtsgehen. So wurden denn der Reihe nach vorgenommen: im ersten Heft der Tübinger Theologe Steudel mit seinem schon erwähnten „Vorläufigen", im zweiten der Tübinger Philosoph Eschenmayer und der Stuttgarter Literat Wolfgang Menzel; im dritten Heft die evangelische Kirchenzeitung Hengstenbergs, die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, das Organ der Hegelschen Rechten und Mitte, und endlich die theologischen Studien und Kritiken, in denen zuerst der Heidelberger Dr. Ullmann, dann der Marburger Dr. I. Müller (den Theologen unter dem Namen „Sündenmüller" bekannt) zum Wort gekommen war: jenem widmete Strauß ein Sendschreiben, diesen fertigte er mit „einigen Bemerkungen" ab. Damit ist die Serie der Streitschriften zu Ende. Nicht als ob er schon irgendwelche Vollständigkeit erreicht hätte: seine Absicht war vielmehr von Anfang an eine weit umfassendere gewesen, eine weit größere Anzahl solcher Streitschriften, eine ganze „Galerie" hätte erscheinen sollen. Warum er den Kampf abbrach und es bei diesen drei Heften bewenden ließ, werden wir alsbald sehen. Zuvor aber müssen wir auf ihren Inhalt eingehen, natürlich ohne uns auf die Fülle der umstrittenen Einzelheiten einzulassen.

Nur das erste und das dritte Heft entsprechen genau dem Titel: das sind Streitschriften, die zugleich zur Charakteristik der damaligen Theologie dienen. Dagegen besteht die Auseinandersetzung mit Eschenmayer und Menzel im zweiten Heft eben in dem Nachweis, daß sie beide von Theologie nichts verstehen, der eine als ein Philosoph, der schon im Jahre 1803 die Philosophie zur Nichtphilosophie

Digitized by Google

übergeführt hatte (so hieß der Titel einer Eschenmayerschen Schrift!), und der andere als Literat, der, so oft er sich verführen ließ, über theologische Gegenstände mitzusprechen, jedesmal nur seine Unwissenheit zur Schau stellte. Und doch würde man Strauß unrecht tun, wenn man meinte, lediglich persönliche Gründe hätten ihn bewogen, gerade an diesen beiden Ignoranten ein Exempel zu statuieren. Bei Eschenmayer, „dem alten Esel", wie er ihn in vertrauten Briefen mehr richtig als höflich zu nennen pflegte, haben solche gewiß mitgesprochen, mit ihm hatte er allerdings ganz persönlich ein Hühnchen zu pflücken. Aber er wie Menzel waren doch wirklich typisch, — typisch dafür, wie gerade in der Theologie Dilettanten und Ignoranten mitzureden wagen und dann um so fanatischer und zelotischer sich gebärden, je weniger sie von der Sache verstehen. Statt Eschenmayers hätte er die Auslassungen irgendeines beliebigen württembergischen Stundenhälters über sein Buch vornehmen können; denn ein solcher hätte ebenso erbaulich darüber schwatzen und den Gegner, ohne ihn zu hören und zu verstehen, ebenso brutal zur Hölle verdammen können. An einem Professor der Philosophie ließ sich diese Vivisektion aber natürlich weit drastischer vornehmen, und für diesen selbst fiel sie um so blamabler aus. Denn in der Schrift mit dem entsetzlichen Titel — „Der Ischariotismus unserer Tage" — und mit der diesem Titel entsprechenden, Strauß wegen seiner Sünde wider den heiligen Geist zur Hölle sendenden Sprache machte sich wirklich „nur der Ärger eines frömmelnden Phantasten Luft, dem es unbequem kommt, daß aus der evangelischen Geschichte, auf welcher, als einem Ruhepolster, seine faule Vernunft sich jahrelang gewälzt, auf einmal kritische Stacheln hervorgetrieben werden, welche ihn zu nötigen drohen, einen Augenblick wieder auf seinen eigenen Füßen zu stehen. Dies ist es, weiter nichts. Daher wird, wie gewaltsam aus dem Schlaf Geweckte zu tun pflegen, ebenso wild als planlos um sich geschlagen, auf die Kritik als ein

Digitized by Google

unnützes und fatales Ding geschimpft; daher die von früher her bereitliegenden Kissen und Teppiche eiligst untergeschoben, um alsbald wieder mit derselben Behaglichkeit die denküberdrüssigen Glieder auf dem alten Polster ausstrecken zu können". Daß Strauß mit einem solchen Gegner in dieser nicht eben glimpflichen Weise umspringt, werden wir ihm nicht verargen. Halb hatte er das Gefühl Friedrichs des Großen vor der Schlacht bei Zorndorf: mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen; und auf der andern Seite spürt man dem immer noch nicht Dreißigjährigen ordentlich die Lust an, die es ihm macht, Herrn Eschenmayer tüchtig zausen zu können. So entschuldigt er sich denn am Schluß der Schrift, sich und den Leser an einem so nichtsbedeutenden Machwerke so lange aufgehalten zu haben — es sind doch 88 Seiten geworden —: allein man bedenke, daß „alles seine Zeit hat, auch schweigen und reden, und daß, wer einmal zu reden angefangen, der notwendig auch ausreden muß. Es ist schon gut, die Unwissenheit, welche sich laut macht, mit verachtendem Schweigen zu strafen; sieht man aber, daß ihr Gerede bei fremder Unwissenheit Anklang findet, und hat ohnehin Veranlassung, gegen ernstere Angriffe das Wort zu nehmen, so kann man kaum umhin, im Vorbeigehen auch jener anmaßlichen Unfähigkeit den hohlen Kopf zurechtzusetzen. Ist man aber einmal daran, eine solche Nichtigkeit zu entlarven, so darf, wer in allen Dingen nach Gründlichkeit strebt, auch nicht eher ablassen, als bis der letzte Fetzen von der Vogelscheuche abgerissen ist".

Im einzelnen zerfällt die Schrift in drei Teile: im ersten wird die Eschenmayersche Gegenschrift als ein Produkt des verwahrlosten Denkens und der geistigen Imbezillität dieses alles Philosophierens entwöhnten Philosophen und als Beweis frommer Intoleranz und gottseliger Verdammungssucht charakterisiert. Im zweiten Abschnitt geht Strauß den allgemeinen Bemerkungen Eschenmayers gegen die mythisc Ansicht zu Leibe und persifliert — teilweise durch ein

Digitized by Google

schaltete Zwischenbemerkungen zwischen die fortlaufende Rede des Gegners — dessen Widerlegungsart; vor allem weist er dem Philosophieprofessor bei dieser Gelegenheit dessen völliges Nichtverstehen und Mißverstehen der Hegelschen Gedanken nach. Im dritten Abschnitt endlich folgen kritische Anmerkungen zu speziellen Einwürfen Eschenmayers gegen einzelne Stücke der Kritik des Lebens Jesu, worin dieser — mehr behauptend als Beweise auch nur versuchend — namentlich die wunderbaren Vorgänge im Leben Jesu zu verteidigen suchte. Dabei fällt gegen den Wunderglauben das scharfe Wort: „Es ist mit der Wundersucht wie mit dem Branntweintrinken: sie stumpft den Geist allmählich für alle andern Reize ab und sucht nur den des Wunderbaren immer öfter und immer stärker zu erneuern; daher ist dem Wundersüchtigen das Aufkommen der Kritik ebenso fatal, als dem Branntweintrinker die Verbreitung der Mäßigkeitsvereine." Komisch war, daß Eschenmayer mit seinen kritischen Bemerkungen das Buch von Strauß nur bis über die Hälfte hinaus begleitet hatte; natürlich, meint Strauß, seine allgemeinen Gründe, Ausrufungen und Verdammungen, so reichlich sie auch fließen, sind nach so unendlicher Wiederholung doch endlich erschöpft. Aber wenn Eschenmayer bald nach der Hälfte der Straußschen Schrift ermüdet ist, so wundert sich Strauß über sich selber, daß er an der seines Gegners nicht längst vor der Hälfte erlegen sei.

Nicht weniger leichtes Spiel hatte Strauß mit Wolfgang Menzel. Dieser war theologisch und wissenschaftlich eine Null, aber als Herausgeber des Stuttgarter Literaturblattes in einer gewissen Machtstellung. Als alter Burschenschafter und christgermanischer Romantiker schwang der gewandte Journalist gegen alles Undeutsche und Unfromme — oder was ihm so erschien — den Knüttel seiner handfesten Kritik. Indem er sich zum Hüter der guten alten Sitte und zum Wächter von Tugend und Moral berufen glaubte und darum auch an alle dichterischen Produkte den philister-

Digitized by Google

haftesten moralischen Maßstab anlegte, hatte er es besonders auf Goethe abgesehen, an dem ihm das „Talent des äußeren Lebens, seine Kunst des Bequemen, Leichten und Feinen, seine Virtuosität des Genusses", seine bloß ästhetische Weltanschauung mißfiel, und so bekämpfte er ihn als eine Gefahr für das deutsche Volk, bekämpfte ihn als herzlosen Egoisten und schlechten Patrioten, und bekämpfte als Patriot und Christ, der er war oder sein wollte, Goethes Universalismus und Heidentum. Neben Goethe aber richtete er seine schärfsten Pfeile gegen das junge Deutschland und gegen Heine und 1835 insbesondere gegen den soeben erschienenen Roman Gutzkows „Wally die Zweiflerin". Das war ein schlechter Tendenzroman, der aber mitten in die Bewegung der Zeit hineingriff und in die revolutionäre Atmosphäre des Jahres 1835 doch trefflich sich einfügte. So ist es natürlich kein Zufall und keine Willkür, daß seine Heldin die Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten gelesen hat und dadurch zur Zweiflerin wird. Auch der Gedanke, daß Hegels Philosophie die einzige sei, die das Christentum zu beurteilen imstande sei, gehört dahin. Dieses Buch nahm Menzel alsbald aufs Korn, denunzierte es als staatsgefährlich, schamlos und gotteslästerlich und rief so jenen Bundestagsbeschluß vom 10. Dezember 1835 hervor, der sämtliche — auch die noch zu edierenden — Werke des jungen Deutschland verbot; Gutzkow aber wanderte für seinen Roman, wenn auch nur auf kurze Zeit, ins Gefängnis[1]). Daß sich Menzel auch gegen Strauß wandte, hatte aber noch einen besonderen Grund. Die württembergischen Pietisten sahen in ihm den literarischen Lanzknecht, den sie gegen den verhaßten Gegner vorschicken konnten. Wie sie ihn hetzten, zeigt folgender

[1]) Daß Menzel lediglich seine Pflicht als Kritiker getan und mit den ehrlichen Waffen literarischer Polemik gefochten habe, wird m... Treitschke (a. a. O. S. 441) nicht zugeben können. S. dagegen Pr... Das junge Deutschland, 1892, Th. Ziegler, Die geistigen und so... Strömungen, 2. Aufl. 1902 und L. Geiger, Das junge Deutschland,

Digitized by Google

Brief von Albert Knapp aus Kirchheim vom 19. April 1836[1]: Sei'n Sie, heißt es da, gegen meine Lieder „nur ganz milde und gütig und lassen Sie dafür, wenn etwas Unmut kommen will, denselben am großen Straußen aus, dessen Magen wohl etliche glühende Kohlen verträgt. Auch mein Freund, Herr D. Bahnmaier[2]), dahier, ein edler Mann, läßt Sie freundlich bitten, über die Grundtendenz des Straußschen Lebens Jesu gewiß etwas Massives und Ausführliches zum Heil vieler Leser zu geben, da dieser Mensch in der Theorie im Grunde auf dasselbe hinsteuert, was die Rehabilitatoren praktisch verfolgen. Erst neulich erzählte mir D. Steudel, der uns besuchte, ein Buchdrucker in Tübingen, sonst ein redlicher Mann, sei an diesem Straußbuch über die Mittagszeit gegen alle seine sonstige Pünktlichkeit sitzen geblieben und voll düsterer Zweifel, welche es in ihm erregte, gestorben. So etwas tut doch wehe. Werfen Sie dem Strauß einen Kieselstein aus demselben Bache, wo David seinen Stein für Goliath genommen, an den Kopf, denn er kanns brauchen, obwohl" — und nun kommt hinter der Bosheit die fromme Grimasse, ohne die es der Pietist nun einmal nicht zu tun pflegt, — „obwohl Christus auch ohnedem stehen bliebe. Wir wollen wie Luther sagen in diesem Fall: Malo cadere cum Christo quam stare cum struthione camelo".

Gegen diesen Moraltrompeter und Moralphilister wendet sich nun Strauß, natürlich ohne zu wissen, in wessen Dienst

[1]) Briefe an Wolfgang Menzel, aus den Mitteilungen aus dem Literaturarchive in Berlin. 1907, S. 170.

[2]) Im Text steht „Basemaier", es muß heißen: Bahnmaier; dieser war 1836 Dekan in Kirchheim, wo A. Knapp (geb. 1798) damals Diakonus war. — Im Register zu den Briefen finde ich unter „Strauß" auch auf S. 11 verwiesen. Mit dem „frechen Buben", von dem der Geh. Hofrat und Professor Bähr in Heidelberg im Jahre 1853 schreibt, ist aber nicht Strauß, sondern natürlich — Kuno Fischer gemeint, dem eben damals die venia legendi entzogen werden sollte. Auf diesen Handel, bei dem Schenkel der spiritus rector war, werden wir später zu sprechen kommen.

Digitized by Google

er gegen ihn geschrieben, und darum auch zunächst nicht wegen seiner Äußerungen über das Leben Jesu, sondern allgemeiner gegen den Unfug überhaupt, den Menzel seit einer Reihe von Jahren und mit jedem Jahr ärger auf dem kritischen Richterstuhle und dem literarischen Markte anrichtete. Strauß gelüstete — es ist das eine merkwürdige Äußerung, die Späterem ahnungsvoll präludiert, — „nach einem etwas weiteren Literaturgebiet", und so folgt er dem Literaten zunächst auf dessen eigensten Boden und versucht sich zum ersten Male in literarischer Kritik. Natürlich handelt es sich Menzel gegenüber vor allem um das Verhältnis von Moral und Ästhetik, die dieser in seinem moral-patriotischen Eifer nicht auseinanderzuhalten verstand. Strauß dagegen verlangte für die Beurteilung von Dichterwerken in erster Linie ästhetische Maßstäbe, womit er sich freilich auch von den Tendenzpoeten und Tendenzkritikern des jungen Deutschland weit genug entfernte. Insbesondere aber verteidigte er gegen Menzel Goethe, dem über 40 Seiten seiner Schrift gewidmet sind, in der Weise, daß er seine sämtlichen dichterischen Hauptwerke in chronologischer Reihenfolge kurz, aber feinsinnig bespricht. Dabei findet er für die am meisten angegriffenen und von Menzel ganz falsch verstandenen „Wahlverwandtschaften" das richtige Wort, daß Goethe in ihnen, statt dem Ehebruch das Wort zu reden, vielmehr die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Ehe mit Nachdruck gewahrt habe. Aber bei allem seinem Protestieren gegen die schändliche Verunstaltung des Schönen durch Menzel und bei aller auf tiefem Verständnis ruhenden Begeisterung und Bewunderung für den Dichter und den Menschen Goethe wahrt er sich doch auch diesem Großen gegenüber das Recht der Kritik. Was er dabei z. B. über den zweiten Teil des Faust und das Überwuchern des Symbolisch-Allegorischen in demselben oder über seinen allzu verkürzten Schluß tadelnd sagt, trifft durchaus das Richtige; wenigstens bin ich der Mode

Digitized by Google

schwärmerei für diesen zweiten Teil zum Trotz so „veraltet", dies für das Richtige zu halten. Strauß aber zeigt in diesen Abschnitten eine Belesenheit, die beweist, daß er längst schon nicht bloß in seinem Fach, der Theologie, sondern auch auf dem Gebiete der allgemeinen literarischen Bildung heimisch geworden ist. Wir können dabei nur staunend fragen, woher der Fleißige, für den der Tag doch auch nur 24 Stunden gehabt hat, dazu die Zeit genommen haben mag.

Ist so Menzel auf seinem eigenen Gebiet, wo er wenigstens noch etwas zu wissen und zu verstehen schien, übel geschlagen, so wird in einem zweiten Abschnitt „Menzel und die Philosophie" Schritt für Schritt nachgewiesen, daß er von Philosophie nichts versteht. Namentlich wird Hegel gegen eine Reihe der krassesten Mißverständnisse, wie z. B. dagegen, daß er dem Subjekt das Übergewicht gegeben habe, in Schutz genommen und gezeigt, daß meist gerade das Gegenteil wahr ist von dem, was der Literat über ihn behauptet. Menzel hatte bei Übernahme des Literaturblattes unter anderem versprochen, den philosophischen Geist gegen das rohe Gespött der unphilosophischen Menge zu verteidigen. In Wirklichkeit hat er, statt die Straßenjungen abzuweisen, sich selbst unter diese gemischt und ihnen geholfen, unsere tiefsten Denker mit Kot zu bewerfen. Wenn er aber selbst philosophieren oder theoretisieren will, wie in seinem „Geist der Geschichte", — daß Gott erbarm!

Und nun der kurze Schluß: „Menzel und die Theologie". Hier verteidigt Strauß vor allem den Protestantismus gegen die Vorliebe des Romantikers für die Allseitigkeit des Katholizismus und weist an der Art, wie dieser die verschiedenen Richtungen im Protestantismus und ihre Vertreter charakterisiert, dessen Ignoranz und Oberflächlichkeit nach. Insbesondere nimmt er Schleiermacher gegen ihn in Schutz. Schon dessen Stil gefiel Herrn Menzel nicht: natürlich! Denn wem die Sprache von Görres Ideal ist, dem muß die Schleiermachersche zuwider sein; beide verhalten sich zu-

Digitized by Google

einander wie der Qualm einer durchräucherten Kirche zu der frischen, scharfen Bergluft. Eine besondere Freude machte es ihm wohl, den ehrwürdigen Paulus in Heidelberg gegen den Schandfleck der Zweizüngigkeit verteidigen zu können, den ihm dieser Ketzerrichter anhängen wollte. Endlich am Schluß dieses Abschnitts kommt er noch mit ein paar Worten auf das zu sprechen, was Menzel über sein Leben Jesu speziell gesagt hat. Dabei genügt es ihm, eine pamphletartige Stelle niedriger zu hängen und abzudrucken: daß über sein Buch nur die Bösen, nur die sich herzlich gefreut haben, denen das Christentum einen moralischen Zwang auflege und die daher begierig jeden Grund suchen, unsittlich sein zu dürfen, daß es dem Indifferentismus schmeichle und von den antisozialen Tendenzen bewillkommt werde, die eine Gleichgültigkeit gegen die soziale Moral erzeugen und diese aus Egoismus und Schadenfreude untergraben wollen, und daß es somit die Straußische Kritik nicht sowohl auf die Religion als hinter der Religion auf die Moral abgesehen habe. Also auch hier der moralische Maßstab, wo der wissenschaftliche allein am Platze war, und auch hier — trotz Treitschke! — eine deutliche Denunziation, keine ehrliche Polemik.

Nach diesen lustigen Spielen kommt nun erst der Ernst, kommen die Theologen an die Reihe. Strauß selbst hatte freilich, wie sich's gebührte, seinem bisherigen Vorgesetzten Steudel den ersten Platz, noch vor jenen beiden theologischen Dilettanten, in seiner Bilder„galerie" eingeräumt. Auch gegen ihn klingt es gelegentlich recht scharf, besonders wo er sich gegen den erbaulichen Ton seines „Vorläufigen" wendet. „Ich hasse und verachte das andächtige, zerknirschte und angstvolle Reden in wissenschaftlichen Untersuchungen" ruft er ihm zu, „welches auf jedem Schritt sich und dem Leser mit dem Verlust der Seligkeit droht, und ich weiß, warum ich es hasse und verachte. In wissenschaftlichen Dingen verhält der Geist sich frei, soll also auch freimütig das Haupt

Digitized by Google

erheben, nicht knechtisch es senken, für die Wissenschaft existiert unmittelbar kein Heiliges, sondern nur Wahres: dieses aber verlangt keine Weihrauchwolken der Andacht, sondern Klarheit des Denkens und Redens; noch kennt der Geist, wo er der Spur der Wahrheit zu folgen sich bewußt ist, eine Gefahr, sondern ist völlig ruhig über das Ziel, zu welchem sie führen wird, überzeugt, es werde das beste sein. Alles jenes andächtige, beklemmte Wesen aber in Sachen der Wissenschaft kann nur dazu dienen, das Denken scheu und befangen zu machen, es durch fremdartige Rücksichten zu bestechen und statt zum Ziel der Wahrheit vorwärts, vielmehr im Kreise dahin zurückzuführen, wo das Vorurteil längst stand und auch fernerhin zu verbleiben wünscht." Der langatmige Titel der Schrift ist töricht und lächerlich, und lächerlich auch der Rat, Strauß hätte sein Leben Jesu wenigstens lateinisch schreiben sollen, was doch nichts anderes hieße, als neuen Wein in alte Schläuche gießen. Darauf erst wendet sich Strauß sachlich der Steudelschen Beweisführung gegen die mythische Auffassung der evangelischen Geschichte zu und weist ihre Unhaltbarkeit nach. Dabei betont er das Unbefriedigende des Supranaturalismus, der nicht, wie er sich rühme, den Rationalismus überwunden, sondern ihn vielmehr notwendig gemacht habe, weil er der fortschreitenden Bildung nicht genügt und dem Denken seine Autonomie nicht zugestanden habe. Ist daher der Rationalismus heute veraltet, so ist dies der Supranaturalismus noch viel mehr, eine Rückkehr zum Alten ist auch in der Theologie nicht möglich.

Diesem ersten defensiven Teil folgt in einem zweiten offensiven Teil die Prüfung der Steudelschen Schriftauslegung, auf die sich dieser Tübinger Supranaturalismus ja besonders viel zugute tat. Da trägt Strauß, nach dem Vorgang nicht der schlechtesten Feldherren aller Zeiten, den Krieg in das Land des Feindes hinüber und fragt: wie behandelt denn Steudel die Heilige Schrift, daß er sich, wie er es in seiner Schrift

Digitized by Google

gegen den Verfasser des Lebens Jesu getan, als Vorkämpfer des angefochtenen Glaubens, als Retter der mißhandelten Schrift hinstellen darf? Und nun weist er ihm an einer ganzen Reihe von Beispielen aus dem Alten und Neuen Testamente nach, wie unverantwortlich dieser Schrifttheologe mit dem umgeht, von dem er behauptet, es sei Gottes Wort. Von keuscher, nüchterner Exegese, von gewissenhafter Prüfung, von reiner Wahrheitsliebe, von Verehrung des göttlichen Worts, von heiliger Behandlung des Heiligen — lauter Dinge, die Steudel bei Strauß vermißt hatte, — sei bei ihm selber keine Spur zu finden. Das Lustigste aber ist, daß dieser Supranaturalist auch seinerseits von des Gedankens Blässe angekränkelt ist und in den Fußtapfen des Rationalismus einhergeht, wo in der Schrift sich etwas findet, was er vor dem eigenen Verstande zu rechtfertigen sich doch nicht mehr getraut. Welche „exegetische Gewalt- und Greueltaten" er gelegentlich verübt, zeigt Strauß an seiner rationalistischen Interpretation der sprechenden Eselin Bileams. Solche Unwahrheit der Schrift gegenüber ist aber nicht etwa ein zufälliger Fehler in dem Verfahren dieses einzelnen, sondern dem ganzen Standpunkt des verständigen Supranaturalismus wesentlich. Wo der Theologe während der Auslegung sich beständig die Frage gegenwärtig hält: werde ich das Ausgelegte auch, wie ich soll, glauben können? da ist natürlich, daß er bei der Auslegung nichts zu finden wünscht, was ihm unglaublich vorkommt. Steudel hatte seiner Schrift das Motto vorangestellt: Er ist bei uns wohl auf dem Plan; Strauß setzt ihm zum Schluß den Gegenreim aus demselben Lutherschen Lied entgegen: Das Wort sie sollen lassen stahn! und fügt hinzu: „nämlich stehen lassen, sei es als göttliches oder als menschliches: nur allerwenigstens doch so, daß sie seinen klaren Sinn nicht über den Haufen werfen wollen. Und die diesem letzteren Spruche nicht nachleben, von denen glaube ich auch gar nicht, daß de erstere an ihnen sich bewähren werde; wenigstens habe

Digitized by Google

mich davon zu überzeugen, die Schriften desjenigen Gegners nicht gedient, von welchem ich hiermit Abschied nehme".

Ein viel konsequenterer Supranaturalist als Steudel war Hengstenberg. Bei ihm hieß es wirklich: alles oder nichts! Und darum weiß man bei ihm auch, woran man ist. In einer Zeit, wo die geistigen Richtungen so bunt durcheinandergehen und durcheinandertaumeln, macht es immer einen erfreulichen und erfrischenden Eindruck, auch einmal wieder einer unvermischten Farbe, einer entschiedenen Richtung zu begegnen. Der Ganze ist immer besser als der Halbe, und er war namentlich Strauß schon damals lieber. Und dieses Wohlgefallen war in gewissem Sinn gegenseitig. Die „Evangelische Kirchenzeitung", dieses von Hengstenberg 1827 gegründete streitbare Organ der preußischen Orthodoxie, die ja nun bald mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. ihre Stunde kommen sah, hatte das Leben Jesu von Strauß „eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren theologischen Literatur" genannt und die Konsequenz gelobt, mit der es den Zeitgeist zum Bewußtsein seiner selbst gebracht, die Bündigkeit und Klarheit, mit der es die Ergebnisse der Hegelschen Philosophie in Beziehung auf den christlichen Glauben ans Licht gestellt habe. Nur freilich — dieser Zeitgeist ist sündhaft und antichristlich, die Hegelsche Philosophie ist pantheistisch und steht damit in diametralem Gegensatz zur Gotteslehre des Christentums. Und auch das gibt Hengstenberg zu, daß, was dem Alten Testament recht sei, beim Neuen billig sein müsse: wer dort Mythisches gelten lasse, müsse auch in den evangelischen Berichten die Möglichkeit von Mythen anerkennen: alles preisgeben oder alles festhalten! gilt auch hier. Ebenso gesteht er Strauß zu, daß er nicht schlimmer sei als die Rationalisten: wenn er „eine geschichtliche Idee besser findet als eine ideenlose Geschichte, so erscheint sie uns wenigstens nicht schlechter". Aber eben weil die Rationa-

Digitized by Google

listen nicht besser sind als Strauß, will er — christlich ist das freilich nicht — beiden die Türe weisen.

In einem zweiten Abschnitt wendet sich dann Strauß gegen einzelne Einwendungen, welche die „Evangelische Kirchenzeitung" gegen seine Kritik des Lebens Jesu erhoben hatte. In erster Linie tadelte sie den kühl-ironischen Ton seines Werkes: darauf hat er schon in der Schrift gegen Steudel geantwortet, daß religiöse Regungen nicht in kritische Untersuchungen gehören, ironisch aber ist er nur gegen die Theologen und die Ausleger der Schrift, nicht gegen diese selber. Nur an einer Stelle, gibt er zu — wir haben oben schon davon geredet —, habe er sich etwas derart auch gegen den Evangelisten entschlüpfen lassen; das sei aber bei einem, der die kirchliche Inspirationstheorie nicht teile, keine Verspottung des Heiligen, sondern höchstens Mangel an Rücksicht auf die Schwachen; eben deswegen habe er in der zweiten Auflage die Stelle selbst schon geändert und „gemildert". Wenn ihm Hengstenberg namentlich dem Alten Testament gegenüber Mangel an Gelehrsamkeit vorwirft, so versichert er, daß er wenigstens hell genug sehe, um die bodenlose Willkür und mehr als rabbinische, eigentlich kindische Silbenstecherei zu bemerken, mit welcher sein Gegner die Authentie des Pentateuchs beweisen wolle. Die Behauptung, er bringe fast nichts Neues, entkräftet er sehr hübsch dadurch, daß er sagt, es dürfte dem Gegner schwer geworden sein, von vielen seiner kritischen Bemerkungen den früheren Gewährsmann anzugeben, ohne die pedantische Gewissenhaftigkeit, mit welcher er, Strauß selbst, bei jedem Gedanken, von dem er sonst irgendwo auch nur eine Spur gefunden habe, diese Nachweisung gegeben habe. Noch einmal auf die Frage: Voraussetzungslos oder nicht? zurückkommend, bezeichnet er als die Voraussetzung aller historischen Kritik „die wesentliche Gleichartigkeit alles Geschehens". Wenn aber Hengstenberg so weit geht zu sagen, daß doch auch Strauß noch nicht ganz frei m

Digitized by Google

der Sprache herausgegangen sei und seine Achtung vor dem Kern des Christentums eine bloße Maske sei, so meint er spöttisch: „Man sieht, so wie ich mich gebe, bin ich ihm noch zu gut; er möchte mich gern noch etwas schwärzer haben, um das hic niger est mit mehr Erfolg aussprechen zu können; nun aber bin ich einmal so schwarz nicht, es ist höchst ärgerlich." Dem gegenüber dreht er aber auch hier wieder den Spieß um und weist der „Evangelischen Kirchenzeitung" zum Schluß noch nach, daß auch sie nicht so ganz unentwegt und zweifelsohne sei, vielmehr befinde auch sie sich in einer wenigstens scheinbaren Annäherung zum Standpunkt der Kritik und der neuesten Spekulation der von ihr sonst so perhorreszierten Hegelschen Schule. Selbst dem Prinzip der Subjektivität, so sehr er sich gegen dasselbe erkläre, habe Hengstenberg seinen Tribut gebracht.

Nach Hengstenberg kommen die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" an die Reihe, das Organ der Hegelschen Schule. Strauß beginnt in einem ersten Abschnitt, über das „allgemeine Verhältnis der Hegelschen Philosophie zur theologischen Kritik", mit der Erzählung seines Bekanntwerdens mit Hegels Phänomenologie, zu der seine Kritik des Lebens Jesu von Anfang an in einer engen Beziehung gestanden habe. Über seine wissenschaftliche Entwicklung überhaupt wie über das Entstehen seines Buches im besonderen erhalten wir hier die wichtigsten Aufschlüsse, die wir uns natürlich bei der Darstellung dieser Punkte nicht haben entgehen lassen. Fein wird bemerkt, daß Hegel selbst allerdings kein Freund der historischen Kritik gewesen sei, weil er nicht gern die Heroenfiguren des Altertums vom kritischen Zweifel habe annagen lassen, und daß er deshalb auch das Straußsche Buch nicht als Ausdruck seiner Art und seines Sinnes anerkannt haben würde. Und fein ist die Bezeichnung des Hegelschen Systems als der Philosophie der Restauration im Gegensatz zu den Systemen der Revolution, wie sie Kant und Fichte auf-

Digitized by Google

gestellt; er nimmt damit Gedanken vorweg, die später R. Haym[1]) ausgeführt und dann freilich zu einer politisch einseitigen Polemik gegen Hegel verwertet hat. Strauß sieht auch die andere Seite und betont ganz richtig, daß das Hegelsche System daneben auch den Gegensatz bilde zu der romantischen Philosophie Schellings, darin liege doch wieder seine Annäherung an die Kritik. Wenn die Phänomenologie Kritik des Bewußtseins ist, so spielt also doch die Kritik bei Hegel eine wichtige Rolle, und dann wird ihre Anwendung auf die Theologie nicht fehlen dürfen. Zwischen das Dogma in seiner kirchlichen Fassung, die heilige Geschichte in ihrer biblischen Erscheinungsform und den an und für sich wahren Begriff der Philosophie fällt eine ganze theologische Phänomenologie hinein, in der es den Anfängen des religiösen Bewußtseins, dem Glauben und der Tradition, nicht besser ergehen kann, als der sinnlichen Gewißheit in den ersten Abschnitten der Phänomenologie: sie werden wie diese — aufgehoben in dem Hegelschen Doppelsinn des Wortes, d. h. negiert und konserviert zugleich. Indem die Schule Hegels das nicht anerkennt, sinkt sie auf den Schellingschen Standpunkt zurück, dem eben die Verleugnung der Phänomenologie und ihrer Aufgabe wesentlich und verhängnisvoll gewesen ist.

Was Strauß im zweiten Abschnitt von „Hegels Ansicht über den historischen Wert der evangelischen Geschichte" sagt, würde sich heute ergänzen lassen durch die erst ganz neuerlich veröffentlichten theologischen Jugendarbeiten Hegels[2]), zu denen ja auch ein Leben Jesu gehört. Strauß hat das nicht gekannt, wohl aber hat er die Gedanken Hegels über diesen Punkt nach der Phänomenologie und den inzwischen erschienenen Vorlesungen über Religionsphilosophie durchaus richtig und konsequent dargestellt und

[1]) Rudolf Haym, Hegel und seine Zeit. 1857.

[2]) H. Nohl, Hegels Jugendschriften, 1907; und dazu Wilh. Dilthey, die Jugendgeschichte Hegels, 1905.

Digitized by Google

schließlich so zusammengefaßt: 1. Zur Bildung der Anschauung, welche in dem Menschen Jesus den gegenwärtigen Gott, in seinem Leben die Explikation des göttlichen Lebens erkennt, hat am meisten das im Verlaufe der Weltgeschichte bedingte Bedürfnis der damaligen Zeit beigetragen, jene Einheit des Göttlichen und Menschlichen in sinnlicher Gegenwart anzuschauen. 2. Die einzelnen erzählten Begebenheiten des Lebens Jesu sind von ihrer absoluten Bedeutung zu unterscheiden, diese ist von ihrer historischen Realität oder Nichtrealität unabhängig und daher die Untersuchung des letzteren Punktes der Kritik vollkommen freizugeben, welche aber der Natur der Sache nach nie zu einem vollkommen sicheren Ergebnis gelangen kann. 3. Deswegen bleibt übrigens doch der Person Jesu die Bedeutung, daß in ihr wie in keiner andern die Einheit des Göttlichen und Menschlichen zur Erscheinung gekommen ist; nur daß das Wie und Wieweit von Hegel teils unbestimmt gelassen, teils dadurch beschränkt wird, daß er den Inhalt des Bewußtseins Christi in Vergleichung mit dem, der sich sofort in der Gemeinde nach und nach entwickelte, für unvollkommen erklärt.

Um diesen letzteren Punkt dreht sich dann die Auseinandersetzung mit Rosenkranz im dritten Abschnitt. Ganz richtig unterscheidet er hier — wie schon erwähnt und worin ihm seitdem bekanntlich die Geschichtschreiber der Philosophie gefolgt sind — eine rechte Seite, ein Zentrum und eine linke Seite innerhalb der Hegelschen Schule. Die Rechte hatte durch Göschel und Bruno Bauer gegen sein Buch Stellung genommen. Auf die Frage, ob und wieweit mit der Idee der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur die evangelische Geschichte als Geschichte gegeben sei, entscheidet sie sich für die Geschichtlichkeit derselben in ihrem ganzen Umfang und hält einfach alles als historisch fest. Das Zentrum ist vertreten durch Rosenkranz, „ein höchst achtungswertes und wohltätiges Element in der Hegelschen Schule". Nach ihm ist der Grundfehler der

Digitized by Google

Straußschen Auffassung der, daß Strauß die Subjektivität der Substanz nur in der Gattung der Menschheit, statt in der konkreten Einheit der Einzelpersönlichkeit Jesu gelten lassen wollte. Demgegenüber bleibt Strauß zunächst bei seiner in der Schlußabhandlung seines Werkes entwickelten christologischen Anschauung: der Gottmensch ist die Menschheit, nur in ihr ist die Einheit des Göttlichen mit dem Menschlichen vollkommen verwirklicht; daß irgendein einzelnes Individuum ausschließlich diese volle Verwirklichung der Idee sei und sein müsse, liegt in dem Wesen der Idee auf keine Weise. Aber nun blitzt doch zum Schluß — hier zum ersten Mal — eine positive Wendung auf. Im Anschluß an ein vorher schon zitiertes Wort von Hegel, daß an der Spitze aller Handlungen, somit auch der welthistorischen, Individuen als die das Substantielle verwirklichenden Subjektivitäten stehen, gibt er Rosenkranz zu, daß sich wenigstens die Denkbarkeit eines Individuums, das das Zusammenfallen des Menschlichen und des Göttlichen in seinem Selbstbewußtsein erreicht habe, philosophisch deduzieren lasse. Auch der Ausdruck „Genie" wird in diesem Zusammenhang gebraucht und für Jesus in Bereitschaft gestellt. Einstweilen aber bleibt er für sich doch noch bei der Behauptung, daß die Wahrheit der evangelischen Geschichte von der Philosophie aus weder ganz noch teilweise zu erhärten, sondern die Prüfung derselben durchaus der historischen Kritik freizulassen sei. Damit steht er nun freilich für seine Person nicht im Zentrum, sondern auf der linken Seite der Hegelschen Schule, wenn diese — fügt er resigniert hinzu — „es nicht etwa vorziehe, ihn aus ihrem Bereiche ganz auszuschließen und andern Geistesrichtungen zuzuwerfen, — freilich nur, um ihn von diesen wie einen Ball wieder zurückgeworfen zu bekommen".

Indem wir die Bedeutung jener positiv klingenden Äußerungen, die übrigens nicht erst am Schluß, sondern auch vorher schon in der Abhandlung gelegentlich

Digitized by Google

aufgetaucht und uns ja in dem, was er von Hegels Stellung zur evangelischen Geschichte gesagt hat, bereits entgegengetreten sind, einstweilen noch auf sich beruhen lassen, gehen wir weiter zu der Auseinandersetzung mit den beiden Vermittlungstheologen, die sich in den theologischen Studien und Kritiken gegen sein Buch hatten vernehmen lassen, mit Ullmann und Müller. Die Abhandlung Ullmanns war eine der wenigen sachlichen und in der Form durchaus anständigen Gegenschriften gegen sein Buch. Auch gab Ullmann zu, daß Sagen und Mythen in die evangelische Überlieferung eingedrungen seien. So konnte Strauß mit ihm ebenso sachlich und höflich die auch hier wieder aufgeworfene Frage verhandeln, warum er sein Buch nicht lateinisch geschrieben habe, und ebenso den Vorwurf abwehren, daß die Kälte und Schonungslosigkeit, welche durch das Buch hindurchgehe und sich bisweilen bis zum bitteren Hohn steigere, etwas Verletzendes habe. Daß sein Unternehmen nicht eigentlich neu und originell sei, was Ullmann von seinem Standpunkt aus mit einem Schein von Recht sagen konnte, sei am besten durch die Wirkung des Buches widerlegt: so wirke eben doch nur ein Neues. An eine Durchführung des mythischen Gesichtspunkts durch das Ganze der evangelischen Geschichte haben freilich auch schon andere gedacht, er aber habe den Gedanken zum ersten Male aus- und durchgeführt. Im übrigen sei der Streit zwischen Ullmann und ihm eigentlich nur ein Streit über ein Mehr oder Minder. Wenn aber jener fragt, ob Christus kirchenbildend oder die Kirche christusbildend, d. h. christusdichtend gewesen sei und sich auf der ersten, Strauß auf der zweiten Seite den Platz anweist, so antwortet Strauß: auch nach seiner Ansicht sei neben und vor der christusbildenden Tätigkeit der Kirche die Tätigkeit Christi kirchenbildend gewesen; und umgekehrt, wenn Ullmann sagenhafte Züge in den Evangelien einräume, gleichviel wie wenige oder viele, so sei ja auch von ihm der

Digitized by Google

Kirche eine christusdichtende Tätigkeit nicht ganz abgesprochen; somit sei der Gegensatz zwischen ihnen kein ausschließender. Auch er behaupte nicht, daß alles in den Evangelien Berichtete mythisch sei, er sage nur: wenn etwas mythisch sei, so sei möglicherweise auch das übrige mythisch und die historische Grundlage „bis auf weiteres" unsicher. Endlich wehrt er sich Ullmann gegenüber mit immer zunehmender Bestimmtheit gegen den Vorwurf, daß er die Bedeutung der Persönlichkeit und der Tat, der Geschichte im geistigen Leben verkenne. Dagegen beruft er sich wieder auf jenen Hegelschen Satz, dem er beistimme, daß an der Spitze aller Handlungen, somit auch der welthistorischen, Individuen stehen als die das Substantielle verwirklichenden Subjektivitäten. Und nun kommt die Versicherung: „Auch mir ist Jesus die größte religiöse Persönlichkeit, welche die Geschichte aufzuweisen hat." Für den philosophischen Standpunkt freilich seien die Ideen das Wesentliche am Christentum, für den historischen aber frage es sich zugleich, wieweit diese Ideen im Bewußtsein Christi aufgegangen und in seiner Person verwirklicht gewesen seien. So mündet auch diese Schrift aus in den Gedanken und Begriff der Persönlichkeit eines religiösen Genies und Heros, den er bald darnach wieder aufgenommen und dann näher bestimmt hat.

Etwas schärfer wird noch einmal der Ton in den Bemerkungen gegen I. Müller, weil dieser weniger „liberal" als Ullmann gegen die Hegelsche Philosophie allenthalben Gereiztheit an den Tag gelegt und die wünschenswerte Ruhe und Gerechtigkeit hatte vermissen lassen; auch wollte er nicht einmal die verlorensten Posten in der evangelischen Geschichte der Kritik preisgeben. Die „unabweislichen Forderungen des Gemüts", die er ins Feld führt und mit denen er der Ritschlschen Theologie so wacker vorgearbeitet hat, verfangen bei Strauß nicht. Die Entgegensetzung von Herz und Verstand, Religion und Philosophie nennt er höchst gefährlich

Digitized by Google

gerade für die Religion. Weiter handelt es sich dann in diesen kurzen Bemerkungen namentlich noch um die Frage, ob die Zeit der Evangelisten eine „geschichtliche" gewesen sei oder nicht. Nach Strauß ist das ein Popanz und widerspricht den Tatsachen; gibt doch auch Bruno Bauer zu, daß nicht, weil die Anschauung der Welt zu der Zeit, da das Christentum auftrat, eine historische war, sondern obgleich die Anschauung der damaligen Welt eine sinnverrückte gewesen, die Evangelien dennoch historisch seien. Mit Recht beruft sich Strauß für diesen unhistorischen Sinn des ersten und zweiten Jahrhunderts auf Josephus, Philo und die Neuplatoniker. Weil aller Sinn für Geschichte und ihren Ernst untergegangen war und die Wirklichkeit für den taumelnden Geist dieser Zeit ihre Festigkeit verloren hatte, konnten, angeregt von dem geistig sittlichen Gehalt einer großen Persönlichkeit — diese kommt hier wieder! — und in Anlehnung an Tatsächliches, z. B. an die Heilung Besessener durch Jesus, die Mythen über ihn unschwer entstehen. Endlich meint er, das Äußerliche und Willkürliche, das nach Müller in seiner Übertragung alttestamentlicher Stellen auf Jesus als den Messias sich finde, sei nicht auf seine, des Kritikers, Rechnung zu setzen, sondern entspreche der äußerlich-willkürlichen Art, wie die damaligen Juden mit dem alten Testament zu verfahren pflegten.

Das sind die Streitschriften von Strauß. Es ist bis vor kurzem allgemein zugestanden gewesen, daß wir in ihnen eine der glänzendsten Leistungen des Straußschen Geistes und eine der gelungensten Proben dieser Schriftgattung überhaupt zu sehen haben, zu vergleichen nur noch den Streitschriften Lessings in seinem Kampf um die Fragmente des Ungenannten, vor allem in seinen „Antigözen". Selbst Treitschke kann nicht umhin, die Straußschen Streitschriften „schlagfertig" zu nennen. Erst A. Schweitzer[1]), der vorher dem Leben Jesu gerecht zu

[1]) A. a. O. S. 96.

Digitized by Google

werden gesucht hat, hat dieses Urteil bestritten und einen ganzen Schneeflockenfall von Vorwürfen über diese Streitschriften herabrieseln lassen. Nach ihm zeigt sich Strauß darin nicht als „einen geschickten Debatter", er sei „wenig schlagfertig", „wie von einer gewissen Unsicherheit erfaßt", „verliere sich in Details und versäume, die Probleme, die er zur Diskussion gestellt hatte, immer aufs neue zu formulieren und klare Stellungnahme dazu zu erzwingen". Dieser Probleme seien es drei: die Frage nach Wunder und Mythus; die Beziehung zwischen Christus und Jesus; das Verhältnis des Johannesevangeliums und der Synoptiker. Waren das wirklich die drei Probleme von Strauß? Ja und nein. Das erste gewiß. Die Wunderfrage und der Mythusbegriff — oder vielmehr umgekehrt, denn die Wunder sind nur ein Spezialfall, an dem das Schaffen der Sage am deutlichsten zutage tritt, — stehen im Vordergrund seines Buches, der letztere beherrscht geradezu das Ganze. Und von diesem Problem sind denn auch die Streitschriften erfüllt von Anfang bis zu Ende, viel mehr, als dies in der obigen Überschau, in der die Einzelausführungen durchweg beiseite gelassen sind, in die Erscheinung treten konnte. Diese Frage ist also wirklich immer aufs neue von Strauß formuliert worden. Dagegen war das dritte Problem für Strauß nur eine Frage der Einleitung; man macht ihm ja eben das Fehlen der Quellenuntersuchung heute zum besonderen Vorwurf. Und das zweite Problem war ebenso nur Gegenstand der Schlußabhandlung. So kommen diese beiden Probleme, weil sie im Leben Jesu nicht im Mittelpunkt stehen, auch in den Streitschriften kürzer weg, übergangen sind sie nicht, namentlich — wir haben es einstweilen nur gestreift und angedeutet — nicht das Verhältnis von Christus zu Jesus, das christologische Problem, das im Gegenteil im dritten Heft immer energischer von der Peripherie, wo es zunächst gestanden, gegen den Mittelpunkt herandringt. Und wo läßt Schweitzer neben

Digitized by Google

den dreien das vierte Problem, das wiederum über dem Ganzen schwebt und auch in den Streitschriften, z. B. in der gegen die Hegelianer, immer mehr hervortritt, das Problem vom Verhältnis zwischen Glauben und Wissen? Wir kommen bei der Besprechung der Glaubenslehre darauf; aber daß es schon jetzt da ist, soll doch auch schon jetzt nicht übersehen werden. Nein, die von Schweitzer erhobenen Vorwürfe sind ungerecht, und der ganze Standpunkt, von dem aus dieses abschätzige Urteil gefällt wird, ist einseitig. Schweitzer ist Geschichtschreiber der Leben-Jesu-Forschung und sieht daher nur auf das, was für diese in den Streitschriften abfällt. Straußens Absicht dagegen geht von Anfang an viel weiter, ist eine weit umfassendere, wie das schon im Titel dieser Schriften angedeutet ist. Sie sind nicht bloß geschrieben zur Verteidigung seines Buches, sondern sie wollen zugleich auch eine „Charakteristik der gegenwärtigen Theologie", und fügen wir hinzu: aller Theologie, sein und geben. An ihrer Kritik des Straußischen Buches haben sich die verschiedenen Strömungen und Parteirichtungen in der Theologie seiner Zeit kenntlich gemacht; daher werden sie von Strauß auf Grund dieser ihrer Stellung zu seinem Buch charakterisiert: in Hengstenberg zeichnet er die Orthodoxie mit ihrem handfesten Glauben an den Buchstaben, in Steudel den verständigen Supranaturalismus in seinem Übergang zum Rationalismus, also die Orthodoxie in ihrer Halbheit und Schwäche; in Eschenmayer den unwissenschaftlich-zelotischen Mystizismus und Pietismus; in den Hegelianern der Rechten den unnatürlichen Bund zwischen Philosophie und Theologie, wobei jene zur Magd von dieser sich herabwürdigt; in Ullmann und Müller endlich die eben jetzt neu aufkommende Vermittlungstheologie mit ihren beschwichtigenden und bald nach links bald nach rechts hin schillernden Allüren und auch schon mit ihrer Neigung zu doppelter Buchführung wie bei den späteren Ritschlianern, nur daß diese weniger ehrlich, viel raffi-

Digitized by Google

nierter sind, als die naiveren und harmloseren Vermittlungstheologen es waren. Es ist somit zugleich eine Charakteristik der Theologie überhaupt, die der Kritik gegenüber in die Defensive gedrängt und der hier von der Kritik jedes Schlupfloch unerbittlich als ein falsches Versteck aufgezeigt, jede Ausflucht als eine Unwahrhaftigkeit nachgewiesen wird. Nur der Rationalismus fehlt: nicht ganz, im verständigen Supranaturalismus Steudels ist er ja mit allen seinen Unarten und Gewalttätigkeiten nur zu sichtbar versteckt. Auch wollen wir uns hier noch einmal sagen lassen, daß Strauß ursprünglich eine Fortsetzung dieser Streitschriften geplant hatte, wobei der Rationalismus sicher mit an die Reihe gekommen wäre. Aber es ist doch nicht bloß Zufall, daß er ihn in seiner Reinkultur hier übergeht. Hengstenbergs Jubel hatte ihm gezeigt, daß man ihn schlug, um den noch immer nicht ganz überwundenen Rationalismus zu treffen, und daß er vielfach einfach mit diesem in einen Topf geworfen wurde. Auch als Hegelianer ging es ihm nicht besser: für Hegel war die Vernunft, der Logos, die ratio Weltprinzip, er war Panlogist, was man auch mit „Erzrationalist" übersetzen könnte. Und endlich war Paulus, den er im Leben Jesu am schlechtesten behandelt hatte, gegen ihn ganz besonders anständig gewesen. So hatte er wirklich keinen Grund, nun aufs neue mit ihm anzubinden und auf ihn einzuschlagen. Auch war ja der Rationalismus im Buche selbst genügend bloßgestellt und bestritten, über ihn hätte er sich eigentlich nur wiederholen können.

Allein nicht bloß die Theologie kommt vor die Klinge. Mit der Streitschrift gegen Menzel vollzieht Strauß den Übergang von der Theologie zur allgemeinen Weltliteratur und vollzieht damit für sich den Übergang vom Fachtheologen zum freien Schriftsteller. „Mich gelüstet nach einem etwas weiteren Literaturgebiet", hatte er geschrieben, mit dieser Schrift hat er sich dieses weitere Gebiet gewonnen, sich den Zugang zu der Weltliteratur erzwungen. Nicht ein Zuwenig

Digitized by Google

ist es also, nicht Mangel und Schwäche, sondern ein Mehr, ein Reichtum an Farben und Tönen, den übersehen zu haben vielmehr der Mangel und die Schwäche der Schweitzerschen Kritik ist. Der theologische Geschichtschreiber der Leben-Jesu-Forschung kann mit der Streitschrift gegen Menzel nichts anfangen und bemerkt daher gar nicht, daß Strauß mit ihr seinen Händen entschlüpft und, statt dieselben Probleme eintönig immer aufs neue zu formulieren, sich ganz neue Probleme gestellt, sich ein ganz neues Feld für seine Betätigung gewonnen hat. Strauß hat bald genug seine ganze Existenz darauf gestellt und sich häuslich dort angesiedelt.

Der Vorwurf endlich, Strauß verliere sich in Details, der uns nachträglich noch zeigen mag, wieviel von solchen in seinen Streitschriften steckt, ist deshalb keiner, weil dieses Detail bei der Verteidigung eines Buches notwendig war, das selber analytisch verfahrend durchaus im Detail sich ergangen hatte, und keiner auch deshalb, weil es — schriftstellerisch betrachtet — den Leser nirgends ermüdet oder langweilt, sondern Strauß gerade darin als glänzender Schriftsteller sich zeigt, daß er, ähnlich wie Lessing z. B. in den gegen Klotz gerichteten antiquarischen Briefen, den Leser durch die Form auch für die kleinste und wenig bedeutende Einzelheit zu interessieren vermag. Überall funkelt es von Geist und Einfällen aller Art, von witzigen und sarkastischen Wendungen, die den Gegner schlagfertig genug treffen und den Leser durch ihre spielende Leichtigkeit ergötzen; und überall weist er — darin zeigt er sich als den Hegelianer, der er ist, — vom Besonderen auf das Allgemeine, vom Detail auf das Ganze, von der konkreten Einzelheit auf die Idee, die über dem Ganzen schwebt und das Einzelne vergeistigt und in ihren Dienst zieht. Und wenn er sich dabei der jedesmaligen Individualität des Gegners in der Haltung und im Ton seiner Polemik aufs glücklichste anzupassen und anzuschmiegen versteht — man halte nur z. B. die Schrift

Digitized by Google

gegen Eschenmayer mit dem Sendschreiben an Ullmann zusammen, so beweist das, wie geschickt er doch auch als Debatter gewesen sein muß. So wüßte ich hier wirklich nach Form und Inhalt nichts zu tadeln, sondern kann nur dort ästhetisch die Kunst und hier theologisch und literarisch die eminente Schlagfertigkeit und Vielseitigkeit des 29 jährigen Schriftstellers bewundernd anerkennen. Daß man ihm deswegen doch nicht in allen Einzelheiten recht geben muß, kommt dagegen natürlich nicht in Betracht. Auch Lessing hat seinen Gegnern gegenüber nicht durchweg recht, Lessing war zuweilen sogar sophistisch und rechthaberisch, was Strauß nicht ist; Lessing hatte Freude am Rechtbehalten um jeden Preis, an der sieghaften Überlegenheit seiner Feder: Straußens Freude und Ehrgeiz bestand darin, der Sache, die er für die richtige und wahre hielt, Recht zu verschaffen, er ist weniger subjektiv als Lessing. Aber der Eindruck des Sieghaften im ganzen wird darum doch auch bei ihm für jeden unbefangen und gerecht Urteilenden unzweifelhaft vorhanden sein.

5. Die dritte Auflage des Lebens Jesu.

Vergängliches und Bleibendes im Christentum.

Nicht so lustig, wie sich die Streitschriften lesen, nicht so sieghaft, wie sie uns erscheinen, nicht so souverän und frei, wie es in ihnen klirrt und klingt, war die Stimmung von Strauß. Gewiß war Stuttgart für seine literarischen Bedürfnisse und für sein Gemüt ein weit besserer und erfreulicherer Aufenthaltsort als Ludwigsburg, das er einen wahren Sumpf von Langweiligkeit und Unwissenschaftlichkeit nennt; und in den Streitschriften hatte er eine ihn befriedigende Arbeit. Auch an Menschen, an Freunden aller Art fehlte es ihm nicht in dem Maße, wie er allerdings zuweilen in seinen Briefen jammert und klagt; ich nenne hier nur den Juristen Reinhold Köstlin, von dem wir als Konkurrenten um die Gunst der Schebest noch hören werden; die ferner

Digitized by Google

wohnenden aber kamen natürlich leichter zu ihm nach Stuttgart als nach Ludwigsburg. Und endlich interessierte er sich mehr und mehr für Literatur, das sieht man an der Streitschrift gegen Menzel, für Theater und Kunst; und auch dazu konnte er in Stuttgart in ein geradezu persönliches Verhältnis kommen: darüber werden wir noch manches hören. Allein andererseits lastete doch recht vieles auf seinem Gemüt. Das Verhältnis zu seinem Vater hatte sich in Ludwigsburg zum denkbar schlechtesten gestaltet und ihm den Aufenthalt dort recht gründlich verleidet; und dabei mußte er sehen, wie die geliebte Mutter unter diesem Zwiespalt und unter der bösen Laune des Vaters unsäglich litt. Das alles ging in seinem Gemüt natürlich auch nach Stuttgart mit.

Noch schwerer aber bedrückte ihn, um es mit einem Wort zu sagen, das K e t z e r g e f ü h l. Wir haben gesehen, wie sogar die Mutter bei ihrem Badeaufenthalt zu büßen hatte, daß ihr Sohn ein Ketzer war. Und ihn selbst natürlich mieden von seinen Freunden die einen ganz, andere verkehrten nur wie Nikodemus in der Nacht mit ihm. Als ihn sein Kompromotionale Mehl, seit 1837 Diakonus in Stuttgart, besuchte, mußte er ihm sagen, er wolle ihm in seinem eigenen Interesse keinen Gegenbesuch machen, da es seine Frömmigkeit verdächtigen könnte, wenn er in sein Haus käme; und Mehl „ließ es sich gefallen"! Auch Märklin in Calw will er nicht besuchen, sonst gingen ihm seine Pietisten nicht mehr ins Haus und in die Kirche. Der Garnisonspfarrer Sigel in Stuttgart sah es nicht gern, wenn Strauß mit seiner Schwester zusammen las, deshalb mußte er es aufgeben und auch hier wegbleiben. Seinem Freund Mährlen, einem Theologen, der an der Gewerbeschule in Stuttgart Lehrer war, wurde es auch amtlich verdacht, daß Strauß bei ihm den Mittagstisch hatte, und als er sich um die Tochter eines angesehenen Stuttgarter Hauses bemühte, machte man ihm wegen dieses Aus- und Eingehens von Strauß in seinem Hause als einem „Freigeist" Schwierigkeiten; daher sah sich Strauß moralisch ge-

Digitized by Google

nötigt, die Tischgemeinschaft mit ihm aufzuheben. „Diese Erfahrung von dem schleichenden Gift, durch welches der Kirchenbann allmählich alle Verhältnisse zerfrißt, versetzte mich in eine Art von schmerzlicher Wut," schreibt er darüber an Freund Rapp. Vielleicht war er auch empfindlicher — er war ja ein Schwabe, und alle Schwaben sind empfindlich —, war ängstlicher und unsicherer als nötig; aber die Beispiele zeigen doch, wie man ihn im frommen Stuttgart tatsächlich ansah und behandelte, und so hatte er Grund genug zu diesem Gefühl des Ausgestoßen- und Gerichtetseins, so etwas wie Kirchenbann schwebte wirklich über ihm. Das war der Dank für sein großes Werk, für das Beste, was er zu geben hatte und der Welt gegeben hat. Und so wäre es kein Wunder, wenn er sich menschenscheu und gedrückt auf der Straße an den Häusern hingeschlichen hätte, wie man sich von ihm erzählte. Daher atmet er förmlich auf, als er im November 1838 auf einer Reise nach Heidelberg und Bonn kommt und hier als der berühmte Verfasser des Lebens Jesu ganz anders aufgenommen wurde, als er es von seiner schwäbischen Heimat gewöhnt war. Er erzählt darüber Märklin: „Ich kann sagen, ich habe gute Geschäfte gemacht, d. h. mich ziemlich allgemein empfohlen, was niemand leichter ist als mir, den doch auch die Bessergesinnten für einen halben Leviathan halten und nun höchlich zufrieden sind, wenn sie einen Menschen wie andere mehr in mir finden." „Auch hat mir die Reise zum erfreulichen Beweise gedient, daß ich gar nicht so allein stehe, wie es in Württemberg den Anschein haben könnte. Wie widrig mir im Gegensatz gegen die Humanität und den leichten gebildeten Verkehr auch mit Andersdenkenden, den ich in Heidelberg und sonst fand, dieses stockige bornierte Württembergische und namentlich Stuttgarter Leben geworden ist, kannst Du Dir denken. Ich halte in dieser Hinsicht die Schwaben für inkurabel. Und namentlich sitzt hier in Stuttgart ein solcher Sauerteig von pietistisch-liberalem Pharisäismus und Philistertum, der auf Jahr-

Digitized by Google

hunderte hinaus verderblich wirken muß.“ Auch daß in Heidelberg die Theologen Ullmann, Rothe und Umbreit[1]) so menschlich mit ihm verkehrten, tat ihm wohl. Aber das war doch nur eine Episode, er muß wieder nach Stuttgart zurück, in die Stadt, wo, wie er klagt, „sein Wesen an so vielen Stellen wund geworden war“, an mehreren sogar, als wir einstweilen wissen können.

Zu alledem kam aber noch die Sorge um die Zukunft. Für den Augenblick freilich war er gedeckt durch die nicht unerheblichen Einnahmen aus den zwei Auflagen seines Lebens Jesu und aus den Streitschriften; er war ja ein sparsamer Mann und ein guter Rechner; dem Buchhändler gegenüber verstand er seinen Vorteil zu wahren und mit seinen Einkünften wußte er achtsam hauszuhalten. Aber das war vorläufig. Wie sollte es später mit ihm werden? Dann war er am Ende auf Zuschuß vom Vater angewiesen, und das wäre ihm unerträglich gewesen; und dieser selbst, der es dem Sohn übel genommen hatte, daß er sich als Student in Tübingen durch Privatunterricht ein kleines Taschengeld erwarb, hätte es ihm wohl noch mehr verdacht, wenn er nun als Erwachsener von ihm ein solches begehrt hätte. Die Laufbahn eines Privatgelehrten und freien Schrift-

---

[1]) Ich setze die Charakteristik, die er von ihnen entwirft, hier unten bei: „Ullmann ist aus zwei Elementen zusammengesetzt: erstlich ein liberales, universell bildungslustiges — er wollte früher Maler werden, später wirkte Schleiermacher in diesem Sinn; 2) ein Osiandrisches (s. oben S. 206), sich Geltung erschleichendes, ausholendes, was sehr nach Pietismus riecht. Rothe, ein lebendiger, scharfer kleiner Mann, der über seinen Arbeiten auf eigene Weise steht, indem ihm alle Angriffe darauf keinen Kummer machen; auch als Prediger, wie ich höre, ausgezeichnet. Der liebste ist mir aber Umbreit geworden, was ich am wenigsten gedacht hätte. Auch den alten Creuzer habe ich besucht, Paulus ohnehin. Wir lebten in H. sehr lustig und gesellig, zwei Abendgesellschaften, wo man erst nachts um 1 Uhr nach Haus ging, und dann das Großherzogsgeburtstagsessen, das ich als Umbreits Gast mitmachen mußte.“

Digitized by Google

stellers aber war damals in Deutschland noch viel ungewöhnlicher, als sie es übrigens auch heute noch ist; man muß doch „etwas sein", vollends in Schwaben: wer dort von der üblichen Laufbahn abgeht und „nichts", als Stiftler weder Pfarrer noch Professor wird, der erscheint dort als ein aus der Art Geschlagener und gilt namentlich bei seiner Sippe für nicht viel mehr als einen Schnorrer und Vaganten. Auch wußte Strauß selber noch nicht, wieviel Kraft und Kapital in seiner Feder stecke. So lag die Zukunft wirklich düster und unsicher genug vor ihm.

Aber war ihm denn jede Aussicht abgeschnitten? In Württemberg ja, wenn er nicht ins Schuljoch wollte. Allein er war nun einmal kein Philologe, trotz seines trefflichen philologischen Schulsacks, und auch kein Pädagoge: das Unterrichten machte ihm keine Freude, er wollte nicht Lehrer werden, und er glaubte auch nicht dazu zu taugen, er war zu leidenschaftlich dazu. Auch hatte ihn ja die Behörde so leichten Herzens aus dem Schuldienst entlassen; und hat sie ihn etwa — nach dem ersten „Ruf" nach Ludwigsburg — ein zweites Mal gerufen? Mir ist davon nichts bekannt. Allein Württemberg ist ja nicht die Welt! Wie stand es denn im übrigen Deutschland? Die Zeit von 1830 bis 1848 war böse Reaktionszeit, man denke nur noch einmal an den Bundestagsbeschluß gegen das junge Deutschland vom Dezember 1835. Aber auch abgesehen davon, wer soviel Ärgernis erregt, namentlich bei den Theologen, wie Strauß mit seinem Buche es getan, den nimmt auch heute noch keine Regierung gerne an und auf; Thron und Altar halten seit Novalis und den Tagen der heiligen Allianz noch immer zusammen. Wenn also die engere Heimat aus Furcht vor der öffentlichen Meinung es nicht wagte, Strauß an die Landesuniversität zu berufen, so würde ihn Preußen gewiß noch viel weniger zu sich berufen; dort verhandelte man ja eben darüber, ob man den Laien das Lesen seines Buches nicht gar verbieten sollte. Und in Baden war — trotz der freundlichen Aufnahme, die er bei den

Digitized by Google

Heidelberger Theologen persönlich fand — schon vorher ein dahingehender Versuch gescheitert, es scheint über ein erstes Tasten und Fühlen überhaupt nicht hinausgekommen zu sein.

Aber ein Land gab es, wo man freier dachte und sich als Hort der Freiheit fast gar verpflichtet fühlen konnte, wie für die Opfer der politischen, so auch für Strauß als Opfer der theologisch-kirchlichen Reaktion zu sorgen, — die Schweiz. Dorthin hatte Strauß früher schon, gleich als er seine halsbrechende Arbeit getan, hoffende Blicke gerichtet. Schneckenburger bemühte sich für ihn in Bern um einen Ruf. Ganz besonders nahe aber lag ihm Zürich, wo sich seit dem Tag von Uster (20. November 1830) neues Leben regte, seit 1831 eine liberale Verfassung die Kräfte entfesselte und eine liberale Regierung alsbald auch die durchgreifende Verbesserung des kläglich darniederliegenden Unterrichtswesens in die Wege leitete. Dazu gehörte auch die im Herbst 1832 beschlossene Errichtung einer Hochschule, die dann im April 1833 wirklich eröffnet und deren Lehrstühle auch in der theologischen Fakultät mit freigesinnten Männern besetzt wurden. Unter diesen war Ferdinand Hitzig als Professor für alttestamentliche Theologie, ein Vetter Gustav Binders. Damit hing es wohl zusammen, daß Hitzig sich vom Erscheinen des Lebens Jesu an für Strauß persönlich interessierte und ihn schon im April 1836 für die durch Rettigs Tod erledigte dogmatische Professur vorschlug. Er blieb aber mit seinem Votum in der Minderheit, ein anderer Schwabe, der Schleiermacherianer Elwert, wurde berufen. Schon dieser Versuch rief eine gewisse Aufregung in Zürich hervor, eine Flugschrift „Laienworte über die Hegel-Straußsche Christologie" erging sich in echt pietistischen Schmähungen gegen Strauß und in Lügen über seinen theologischen Standpunkt. Bei einer zweiten gleich darauf eintretenden Vakanz im Anfang des Jahres 1837 handelte es sich um eine außerordentliche Professur für neutestament-

Digitized by Google

liche Exegese. Strauß erklärte auf eine erneute Anfrage Hitzigs, daß er sich frei wisse von Empfindlichkeit über sein Durchfallen bei der früheren Wahl, aber er habe Bedenken wegen der gegen ihn etwa noch herrschenden Aufregung in der Bürgerschaft; und schließlich zog er seine Bewerbung um diese Stelle aus dem äußeren Grunde zurück, weil er nicht unter geringeren Bedingungen als sein Landsmann Elwert kommen, d. h. sich nur dann auf die Sache einlassen könne, wenn er mit dem Einkommen eines ordentlichen Professors und mit der sichern Aussicht auf den Rang eines solchen in Jahresfrist berufen werde. Das hieß denn freilich soviel, als der Stelle entsagen.

Da kam im Sommer 1838 die Angelegenheit aufs neue in Fluß. Elwert mußte aus Gesundheitsrücksichten die akademische Laufbahn aufgeben — er ist später als Ephorus in Schönthal mein Religionslehrer gewesen und steht bei mir wegen des trefflichen Inhalts seiner Lektionen in bester und dankbarster Erinnerung —: die Professur für Dogmatik war somit wiederum erledigt, und jetzt lag die Sache für Strauß doch anders. Er hatte seit dem dritten Heft der Streitschriften seinen Standpunkt etwas nach rechts hin verschoben und seine Ansichten in einigen nicht unwesentlichen Punkten gemildert. Über diese merkwürdigste Episode seines Lebens und seiner wissenschaftlichen Entwicklung müssen wir eingehender reden, d. h. reden über die einschneidende Umgestaltung seines Lebens Jesu in der eben jetzt (1838) erscheinenden dritten Auflage und über einen etwa gleichzeitig damit von ihm im „Freihafen“ [1]) veröffentlichten Artikel, der den bezeichnenden Titel führt: „Vergängliches und Bleibendes im Christentum.“

Die Notwendigkeit, die dritte Auflage des Lebens Jesu druckfertig zu machen, unterbrach die Weiterarbeit an den

[1]) Es war dies eine von Mundt, einem Mitglied des jungen Deutschland, redigierte, in Hamburg zur Ausgabe kommende Zeitschrift. Der Artikel von Strauß erschien im dritten Quartalsheft von 1838.

Digitized by Google

Streitschriften. Da er die Verhandlung mit den noch übrigen bedeutenderen und sachlich ihn bekämpfenden Gegnern nun doch in das Buch selbst hineinarbeiten oder dort sachlich verwerten konnte, so erschien eine weitere Serie und Fortsetzung dieser „Galerie" überflüssig. Das dritte Heft war somit zugleich das letzte.

Die Hauptsache dieser neuen Auflage seines Buches aber war, daß er seine Stellung zum Johannes-Evangelium revidierte und veränderte. Das hielt er selber — mit Recht — für das wesentlich Neue, und so kündigte er es gleich in der Vorrede mit folgenden Worten an: „Die Veränderungen, welche diese neue Auflage darbietet, hängen mehr oder weniger alle damit zusammen, daß ein erneuertes Studium des vierten Evangeliums an der Hand von de Wettes Kommentar und Neanders Leben Jesu Christi mir die früheren Zweifel an der Echtheit und Glaubwürdigkeit dieses Evangeliums selbst wieder zweifelhaft gemacht hat. Nicht als ob ich von seiner Echtheit überzeugt worden wäre: nur auch von seiner Unechtheit bin ich es nicht mehr. Unter den so eigentümlich sich stoßenden und durchkreuzenden Merkmalen der Glaubwürdigkeit und des Unglaubhaften, der Nähe und Ferne von der Wahrheit in diesem merkwürdigsten Evangelium hatte ich bei der ersten Ausarbeitung meines Werkes mit einseitig polemischem Eifer einzig die, wie mir schien, vernachlässigte, ungünstige Seite hervorgehoben: unterdessen ist auch die andere Seite allmählich in mir zu ihrem Rechte gekommen, nur daß ich nicht imstande bin, ihr, wie die jetzigen Theologen bis auf de Wette fast alle tun, die entgegengesetzten Beobachtungen ohne weiteres zum Opfer zu bringen. Durch diese Stellung hat mein Werk, wie es jetzt erscheint, sowohl in Vergleichung mit seiner früheren Gestalt, als mit den von entgegengesetztem Gesichtspunkte ausgehenden Werken anderer, an Einheit verloren: aber hoffentlich an Wahrheit gegen beide gewonnen."

Digitized by Google

Wie Strauß zu diesem Zweifel an seinem früheren Zweifel — denn mehr ist es nicht —, zu diesem unsicheren Schwanken über die Johanneische Frage sachlich hat kommen können, ist klar. Hier rächen sich die beiden Lücken in der ersten Auflage: einmal der Mangel einer grundlegenden Quellenuntersuchung; er hatte die Unechtheit und Unglaubwürdigkeit des Johannesevangeliums zu wenig begründet, und so war es damit, wie mit dem Samen, der auf das Steinigte gefallen: „diese Zweifel hatten nicht Wurzel in ihm, sondern sie waren wetterwendisch, als sich Trübsal und Verfolgung erhob um des Wortes willen; so ärgerte er sich bald" (Matth. 13,21). Und fürs zweite: mit dem Begriff des Mythus als einer unbewußten Schöpfung der dichterischen Phantasie in der vorchristlichen Gemeinde reichte man dem vierten Evangelium gegenüber wirklich nicht aus; hier ist nichts Unbewußtes, sondern bewußtes Schaffen und Konstruieren, es ist ein Tendenzroman aus dem Geist der alexandrinischen Logosidee heraus, aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert, und darum kaum glaubwürdiger als die Pythagorasbiographien der Neu-Pythagoreer im dritten Jahrhundert. Nun hatte Strauß seinen Mythusbegriff freilich erweitert, aber die ursprüngliche Fassung wirkte nach, und es mußte erst Baur mit seinen Untersuchungen kommen, um die nicht eigentlich mythische, sondern tendenziöse Entstehung des Johannes-Evangeliums zu erkennen und seine Unglaubwürdigkeit und historische Wertlosigkeit definitiv zu erweisen. Strauß fühlte, daß hier etwas anderes am Werk gewesen als in den synoptischen Evangelien; weil er aber nicht wußte, was, so dachte er, dieses Andersartige könnte am Ende doch auf Rechnung eines Augenzeugen zu setzen sein.

Übrigens darf man sich die Wirkung dieses Zweifels am Zweifel in den Einzelheiten der neuen Auflage nicht allzu groß vorstellen. Der Zweifel bleibt, er wird nur eigentlich verdoppelt, und so bleibt auch Strauß dabei, daß „es niemals werde bewiesen werden können, daß eines von

Digitized by Google

unsern Evangelien einem Apostel bekannt und von ihm anerkannt worden sei"; auch wenn sich der Verfasser desselben „wahrscheinlich selber als den Apostel Johannes zu erkennen geben will", so ist es doch eine andere Frage, ob er es auch wirklich gewesen ist. Aber immerhin muß Strauß, nachdem er einmal zweifelhaft geworden, wenigstens probieren, ob sich ein Leben Jesu nicht auch auf Grund der Johanneischen Darstellung geben ließe, und da findet er im Aufriß desselben „die größere Wahrscheinlichkeit" bei dieser, wenn Johannes, statt einer mehrere Festreisen Jesu nach Jerusalem annimmt. Der Anschluß der ersten Jünger an Jesus „kann im wesentlichen so erfolgt sein, wie das vierte Evangelium meldet". Speziell die Erzählung von der Berufung des Nathanael und ebenso die von der Unterredung mit der Samariterin am Jakobsbrunnen glaubt er mit Hilfe eines somnambulen Fernsehens Jesu — man merkt doch noch den Umgang mit Kerner und seiner Seherin von Prevorst! — halten und aus seiner „Gabe, für Augenblicke im Innern anwesender Personen zu lesen", d. h. also „natürlich" erklären zu können. Doch verkennt er nicht, daß das etwas Krankhaftes wäre — wie bei der Seherin von Prevorst! —, und von krankhafter Überspannung ist in dem Wesen und Leben Jesu sonst keine Spur zu finden. Auch seine Wundertätigkeit dehnt er in diesem Sinne weiter aus, so weit, als er sie auf diese natürliche Weise begreiflich machen kann: „in Jesu eine der magnetischen ähnliche Heilkraft und in den Kranken einen starken, durch die Anregung Jesu zur höchsten Gemütsbewegung erregbaren Glauben gedacht, so rücken solche Heilungsgeschichten in den Kreis derjenigen ein, für welche uns der Anknüpfungspunkt an das auch sonst Beobachtete nicht fehlt, welche wir daher auch nicht ohne weiteres aus dem Kreise des Geschichtlichen auszuschließen berechtigt sind". Aber wohler ist es ihm doch auch bei diesen Heilungswundern auf seinem alten, dem mythischen Standpunkt, wenn er fortfährt: „freilich liegt auf der andern

Digitized by Google

Seite die Ableitung solcher Erzählungen aus der auf Jesum übertragenen jüdischen Messiaserwartung äußerst nahe". Und dabei kommt er auch der Einsicht in den Tendenzcharakter des vierten Evangeliums schon recht nahe, wenn er die Steigerung der Wunder in demselben „der apologetisch-dogmatischen Tendenz dieses Evangeliums ganz angemessen findet", oder die dort allein berichtete Verwandlung des Wassers in Wein und die damit zusammen berichtete Härte Jesu gegen seine Mutter für „ganz im Geiste dieses Evangeliums" liegend erklärt, das dadurch die Erhabenheit Jesu als des göttlichen Logos kennzeichnen wollte. Und bei dem Wunder der Auferweckung des Lazarus kehrt er vollends zur mythischen Auffassung zurück: diese Geschichte „sehen wir für die wie innerlich unwahrscheinlichste, so äußerlich am wenigsten beglaubigte an"; auch sie kann nur entstanden sein aus der Neigung der ältesten Christengemeinde, ihren Messias dem Vorbild der Propheten und dem messianischen Ideale gemäß zu machen. „Welche Schwierigkeit ein solches Urteil für denjenigen hat, der dem vierten Evangelisten übrigens eine genauere Kenntnis der bethanischen Verhältnisse Jesu zugesteht", d. h. ihn für einen Augenzeugen derselben hält, verbirgt er sich dabei ausdrücklich nicht.

Etwas günstiger lautet sein Urteil über die Johanneischen Reden Jesu, die von den bei den Synoptikern mitgeteilten nach Inhalt und Form gleich sehr abweichen. Er gesteht zwar zu, daß an ihrer Form der Evangelist jedenfalls den überwiegenden Anteil habe. Aber „er getraut sich nicht zu behaupten, daß diese Johanneischen Reden etwas enthielten, was sich entschieden weigerte, teils aus der Individualität des Johannes, teils aus der Abfassung des Evangeliums in seinem späten Alter sich erklären zu lassen". Dabei erinnert er an das Verhältnis der Berichte des Xenophon und des Platon über Sokrates: wie dort bei Platon, nicht bei Xenophon, so liegt hier nicht bei den Synoptikern, sondern nur im Johanneischen Bericht der Schlüssel zu der

Digitized by Google

Erklärung der ganzen Eigentümlichkeit von Jesu Bewußtsein, seiner Stellung und Wirksamkeit. Am weitesten geht dabei wohl das Zugeständnis bei den von Johannes mitgeteilten Aussagen Jesu über seine Präexistenz. Hier „können wir nicht wissen, ob einem Gemüte von der religiösen Innigkeit Jesu die Gemeinschaft mit Gott, deren es sich bewußt war, sich nicht im Reflex der Phantasie als Erinnerung an ein früheres Sein bei Gott gestalten konnte". „Die Vermutung liegt nahe, daß die Idee von einer Präexistenz schon in der Zeit, in welcher Jesus sich bildete, vorhanden gewesen, und daß er somit, wenn er sich einmal als Messias faßte, diesen an die Eigentümlichkeit seines religiösen Bewußtseins anklingenden Zug der Messiasvorstellung auf sich habe übertragen können". Aber bedenklich ist doch, „daß nur der mit der alexandrinischen Logoslehre vertraute Verfasser des vierten Evangeliums Jesu die Behauptung einer Präexistenz in den Mund legt: und es wird von dieser Seite immer der Zweifel offen bleiben, ob dieselbe der eigenen Ansicht Jesu von sich oder nur der Reflexion des vierten Evangelisten über ihn angehöre".

So fehlt es, wie man sieht, nicht an Konzessionen, die mit der einen Hand gegeben, aber häufig mit der andern Hand gleich wieder — ganz oder halb — zurückgenommen werden. Es ist in der Hauptsache noch das alte, auf dem Grunde der mythischen Auffassung aufgeführte Gebäude; aber um der Möglichkeit willen, daß Johannes, also ein Augenzeuge, der Verfasser des nach ihm genannten Evangeliums sei, werden allerlei bauliche Veränderungen daran vorgenommen, die zum Stil des Ganzen nicht passen. So hat er ganz recht gesehen, wenn er in der Vorrede sagt, sein Werk habe durch diese Einräumungen an Einheit verloren. Und daß seine Umdeutungen zugunsten des Johannes teilweise ebenso künstlich und gewaltsam sind wie die früher von ihm so erfolgreich bekämpften „natürlichen" Erklärungen des Rationalismus, haben einzelne der angeführten Beispiele gezeigt.

Digitized by Google

Da somit das Werk auch „an Wahrheit" nicht gewonnen hat — denn es ist heute von wissenschaftlich-theologischer Seite ebenso wie von philologischer allgemein zugestanden, daß das Evangelium Johannis nicht von dem Apostel und Augenzeugen Johannes herrührt, der wahrscheinlich schon anno 44 hingerichtet worden ist [1]) —, so bedeutet diese Überarbeitung der dritten Auflage keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung, wirklich, wie er später selbst sie genannt hat, eine Verunstaltung seines Werkes [2]). Das erkannte er noch während der Arbeit; und darum nimmt schon im zweiten Bande die Zahl der Konzessionen ständig wieder ab, die Zweifel an der Echtheit und Glaubwürdigkeit des Johannes-Evangeliums werden wieder schärfer und energischer akzentuiert; so wenn er zu 11, 49 bemerkt: „Da das vierte Evangelium hier eine Vorstellung von der Dauer des Hohepriesteramts zeigt, die man in Palästina nicht haben konnte, so wird dadurch höchst unwahrscheinlich, daß der Verfasser desselben ein Palästinenser gewesen sei". Was wir oben von seinen Äußerungen über die Johanneischen Reden und die darin vorgetragene Anschauung Jesu von seiner Präexistenz mitgeteilt haben, gehört denn auch dem ersten Bande an, die ebenfalls mitgeteilte mythische Erklärung des Lazarus-Wunders ist dagegen im zweiten Bande zu lesen.

Wohl aber hat die dogmatische Schlußabhandlung noch einmal eine wesentliche Umgestaltung erfahren, das macht: die Christologie von Strauß ist inzwischen eine andere ge-

[1]) So E. Schwartz auf der Basler Philologenversammlung 1907.

[2]) Dagegen werden es die Sprachreiniger gewiß als Verbesserung anerkennen, daß er auf die Mahnung Ewalds, der die Beschuldigung der Sprachmengerei gegen ihn erhoben hatte, „viele hundert Stück solchen Unkrauts ausgejätet" hat. Wir werden uns aber allem törichten Purismus gegenüber freuen, daß er auch darin maßgehalten und Fremdwörter ruhig hat stehen lassen, „wo es der Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks förderlich oder auch zur Abwechslung dienlich schien". Strauß war eben nirgends Fanatiker.

Digitized by Google

worden, oder genauer gesprochen: die Lehre von Christus ist geblieben, aber die Auffassung von Jesus hat sich verändert. Wir haben diesen Wandel seiner Ansichten schon im dritten Heft seiner Streitschriften kommen sehen. Nach Hegel, so hat er dort in seiner Auseinandersetzung mit den Hegelianern ausgeführt, ist die Einheit des Göttlichen und Menschlichen, die Menschwerdung des göttlichen Wesens der Inhalt der absoluten Religion. Aber wer ist der Träger dieser Menschwerdung? Die menschliche Gattung, die Menschheit im ganzen, gewiß. Aber daneben könnte doch der Person Jesu eine besondere Bedeutung verbleiben, in ihm wie in keinem andern diese Einheit des Göttlichen und Menschlichen zum Bewußtsein und damit zur Erscheinung gekommen sein. Das gibt schon Hegel zu, nur das Wie und Wieweit läßt er unbestimmt. Nun hatte ja, wie wir gesehen haben, Rosenkranz gerade das als den Grundfehler der Straußschen Auffassung bezeichnet, daß er die Subjektivität *der* Substanz nur in der Gattung der Menschheit wolle gelten lassen; Christus aber sei kein Kollektivum von Prädikaten, welche der Geist der Menschheit ihm zuerteilt hätte, er sei vielmehr die konkrete Einheit derselben, die volle Verwirklichung der Idee. Dagegen war ihm gegenüber Strauß dabei geblieben, daß es nicht im Wesen der Idee liege, daß irgendein einzelnes Individuum ausschließlich diese Verwirklichung sei. Doch macht er alsbald ein weitreichendes Zugeständnis. „So viel", sagt er, „liegt wohl noch im Wesen der Idee, daß nicht bloß, wie in allen natürlichen und geistigen Gebieten, die Individuen zur Idee sich überhaupt verschieden, als mehr oder minder vollkommener Ausdruck derselben verhalten, sondern daß auch bestimmter, was die Eigentümlichkeit der Geschichte ist, eine Anzahl von Individuen als Genies, mithin im Verhältnis zu den übrigen als bestimmend und epochemachend hervortritt; daß endlich in spezieller Beziehung auf die Religion, als Vermittlung des Menschlichen mit dem Göttlichen, ein Individuum sich denken läßt,

Digitized by Google

welches das Ziel dieser Vermittlung, das Zusammenfallen beider Seiten im Selbstbewußtsein erreicht hätte." Freilich läßt sich das letztere nur denkbar machen, die Notwendigkeit eines solchen Individuums läßt sich philosophisch nicht deduzieren. Daß Jesus von Nazareth dieses Individuum wirklich gewesen, daß nur er, und sonst kein anderer vor und nach ihm, jenes non plus ultra der religiösen Entwicklung erreicht habe, dies kann nur auf geschichtlichem Wege nachgewiesen werden.

Das klingt noch etwas unbestimmt. Bedeutsamer ist — wir haben auch das schon erwähnt — die Kategorie des Genies, die hier auftaucht, und das Zugeständnis der Möglichkeit eines religiösen Individuums, in dessen Selbstbewußtsein die Einheit von Göttlichem und Menschlichem vollkommen erreicht gewesen sei. Aber weiter geht er doch erst in dem Sendschreiben an Ullmann, hier faßt er die Sache konkreter und deutlicher. Zunächst verwahrt er sich dagegen, daß er alles Konkrete und Anschauliche im Leben Jesu als Gebilde der Sage betrachtet wissen wolle; er habe nur „das in diesem Leben ursprünglich gelegene Schöpferische und Bedeutsame" von dem erst in den evangelischen Erzählungen Hineingetragenen unterscheiden wollen. Dann aber erklärt er positiv: „Auch mir ist Jesus die größte religiöse Persönlichkeit, welche die Geschichte aufzuweisen hat; an seiner Größe hat seine natürliche Begabung den größten Anteil; vermöge dieser Genialität muß er wohl ungleich früher zu der Überzeugung von seiner Messianität gelangt sein, als man nach gewissen Spuren der evangelischen, namentlich der synoptischen Berichte, vermuten könnte; seiner Macht über die Gemüter, mit welcher vielleicht auch eine physische Heilkraft verbunden war, die wir uns etwa durch die Analogie der magnetischen Kraft verdeutlichen mögen, gelangen Kuren, die als Wunder erscheinen mußten; sein Standpunkt auf der höchsten Höhe des religiösen Selbstbewußtseins sprach sich in ebenso erhabenen, als sein rein

Digitized by Google

menschlicher Sinn in belehrenden, seine Originalität in sinnreichen Reden aus; sein Schicksal war, wie seine Person, von Anfang bis zum Ende seines Lebens ein außerordentliches: — aber eben durch das in ihm gegebene Außerordentliche veranlaßt, bildete die Begeisterung seiner Anhänger noch weiteres Außerordentliches hinzu: zwar nicht immer ohne Bewußtsein und Absicht, aber immer ohne Arg.“ Und nun kommt jene Stelle, wo er erklärt, daß für den philosophischen Standpunkt das Wesentliche am Christentum die Ideen und ihre ewige Verwirklichung in der Menschheit seien; für den historischen aber frage es sich wesentlich zugleich, wieweit diese Ideen in der Person Christi schon aufgegangen und verwirklicht gewesen seien. Auch die Kritik weigere sich nicht, Jesum als eine in religiöser Hinsicht hochbegabte Persönlichkeit zu fassen, als ein Genie, wie Homer, Sophokles, Raphael künstlerische Genies gewesen seien. Ja, er geht noch weiter: die Kritik „gibt nicht nur mit dem religiösen Gebiet auch den Heroen desselben vor denen jedes andern Faches den Vorzug, sondern erkennt selbst den Beweis als möglich an, daß über Christum in religiöser, mithin in höchster Beziehung hinauszugelangen, für alle Zeiten unmöglich sei“. Denn, wie er in der Schrift gegen die Hegelianer ausgeführt hat, das Höchste in der religiösen Sphäre, und sofern diese den andern gegenüber selbst wieder ein Höchstes ist, das zu erreichende Höchste überhaupt ist das, daß ein Mensch in seinem unmittelbaren Bewußtsein sich eins weiß mit Gott. Alles andere ist davon wie Nichteinheit von Einheit, also nicht graduell, sondern qualitativ verschieden. Ob diese Einigung in Christo wirklich stattgefunden hat, das freilich kann nur historisch ausgemacht werden.

Mit diesen Gedanken geht er in der dritten Auflage an die Schlußabhandlung heran. Der Grundgedanke, den er vor drei Jahren aufgestellt hatte, ist geblieben. Die Prädikate, die die Kirche dem Individuum Jesus beigelegt hat, kommen in

Digitized by Google

Wahrheit nur der Gattung, der Menschheit im ganzen zu: das ist der absolute Inhalt der Christologie, und so bleibt auch der Satz, daß es nicht die Art der Idee sei, in ein Exemplar ihre ganze Fülle auszuschütten, zu Recht bestehen. Aber nun ersetzt er den viel angefochtenen Schlußparagraphen über die Stellung des spekulativen Geistlichen durch einen Abschnitt, dem er die bezeichnende Überschrift „Vermittlungsversuche" gibt. Hier führt er aus, daß, wenn auch die wissenschaftliche Christologie über Jesus als Person hinauszugehen habe, sie doch auch immer wieder zu ihm zurückkehren müsse. An der Spitze aller welthistorischen Handlungen, sagt er mit Hegel, stehen Individuen, hervorragende Persönlichkeiten; das gilt auch auf dem Felde der Religion. So tritt Jesus in die Kategorie solcher hochbegabten Individuen, die wir auf den außerreligiösen Gebieten als Genies zu bezeichnen pflegen. Nun steht die Religion unter den verschiedenen Gebieten, in denen die gottverwandte Schöpferkraft des Genies sich entfalten kann, als das vornehmste obenan und verhält sich zu den übrigen wie der Mittelpunkt zum Umkreis, weil hier allein der göttliche Geist dem menschlichen im unmittelbaren Selbstbewußtsein nahetritt; und als Urheber der höchsten Religion überragt Christus noch einmal alle übrigen Religionsstifter. So steht er in dem obersten Gebiet geistigen Lebens, im Felde der innigsten Vereinigung göttlichen und menschlichen Wesens zuoberst, unter allen als der größte da; und so kann von ihm wie von keinem andern gesagt werden, daß Gott sich in ihm offenbare. Das alles gilt — bis jetzt. Wer bürgt aber dafür, daß in der Zukunft, wenngleich die Christenheit keines andern wartet, nicht doch noch ein anderer kommen werde, der sich zu Christus als Gleicher oder gar als Höherer verhielte und jedenfalls den später Lebenden näher und verwandter wäre als er? Dieser „beunruhigenden Möglichkeit" gegenüber verweist er auf die Eigentümlichkeit der religiösen Persönlichkeit Jesu und seiner Schöpfung selbst und sucht

Digitized by Google

zu zeigen, daß etwas künftiges Höheres oder auch nur Gleiches sich gar nicht denken lasse. Denn in Jesus ist ja das Höchste der Religion schon erreicht, der Gegensatz zwischen Göttlichem und Menschlichem aufgehoben, die Einheit von Gott und Mensch hergestellt. Diese Einheit ist „in seinem Selbstbewußtsein mit einer Energie aufgetreten, welche in dem ganzen Umfange seines Gemüts und Lebens alle Hemmungen dieser Einheit bis zum verschwindenden Minimum zurückdrängte; insofern steht er einzig und unerreicht in der Weltgeschichte". War also diese Einheit, die das Ziel aller religiösen Entwicklung, die unübersteigbare höchste Stufe des religiösen und damit alles geistigen Lebens ist, in Christo vorhanden, so ist in religiöser Beziehung für alle Zeiten nicht über ihn hinauszugelangen, über ihn kann die Frömmigkeit ihrer Natur nach sich unmöglich auf einen noch höheren Boden erheben. Der Anfangspunkt der Reihe ist hier als Größtes zu denken; bei allen religiösen Fortschritten künftig kann es sich nur um formelle Fortbildungen oder um Läuterung und Weiterbildung im einzelnen handeln. Die Begriffe der Unsündlichkeit und schlechthinigen Vollkommenheit stellt er zwar als unvollziehbar ausdrücklich beiseite, und doch erinnert der Schluß dieser Ausführung unwillkürlich an die Schleiermachersche Christologie. Indem Strauß Jesus bis an die oberste Grenze des Menschlichen heranrückt, fehlt kaum noch ein Schritt und er macht ihn zum Christus, d. h. zum Gegenstand eines Glaubens, wie ihn, im Unterschied von der urchristlichen, eine Gemeinde von modern denkenden Menschen braucht und allein noch haben und brauchen kann.

Und diesen Schritt hat er in dem schon genannten Aufsatz im „Freihafen" über „Vergängliches und Bleibendes im Christentum" wirklich vollzogen. Wir finden hier zunächst dieselbe Anschauung von Jesus, wie in der etwa gleichzeitigen Schlußabhandlung der dritten Auflage, nur daß hier manches noch deutlicher und be-

Digitized by Google

stimmter gefaßt ist; zugleich wird aber auch klar gelegt, was das religiöse Subjekt an einem solchen Jesus oder Christus hat, welchen Wert die Person dieses Stifters für uns Christen besitzt und wieviel trotz aller Abzüge und Abstriche der Kritik uns von ihm als Wesentliches noch bleibt. Jesus ist ein Genius, aber nicht einer unter vielen, sondern der höchste über den andern allen. Mit Schleiermacher unterscheidet Strauß objektiv und äußerlich gestaltende Menschen einerseits, nach innen gewendete Naturen auf der andern Seite: jene sind einseitig und darum weniger harmonisch als diese, deren Eigentümlichkeit eben auf einer gewissen Gleichmäßigkeit ihrer nach allen Seiten hin reichen Begabung beruht. Die Religionsstifter gehören zu den letzteren; und darum stehen sie höher als jene nach außen hin schaffenden Genien. Im vollsten und höchsten Sinn aber gehört Christus dieser Klasse der sich selbst und der inneren Vollendung ihres Wesens zugekehrten Menschen an. Doch auch hier nun alsbald die Frage: „Wie aber? ob nicht vielleicht innerhalb des Gebietes, das wir Jesu angewiesen haben, er zwar bis jetzt die höchste Erscheinung wäre, die wir kennen, dennoch aber es möglich bliebe, daß in der Zukunft noch einmal einer käme, der auch über ihn noch hinausginge?“ Für andere Fächer mag das möglich sein, lautet seine uns schon bekannte Antwort; denn dort sind die Dimensionen so unbestimmt, daß, was das Höchste in ihnen sein würde, sich entweder gar nicht angeben oder nicht als wirklich für einen erreichbar denken lasse. „In der Religion dagegen ergibt sich als das Höchste doch jedenfalls diejenige Einheit des menschlichen Selbstbewußtseins mit dem Gottesbewußtsein, vermöge welcher das erstere in allen seinen Bewegungen sich rein von dem letzteren bestimmen läßt und dieses Bestimmtwerden durch das Göttliche zugleich als seine eigenste Selbstbestimmung weiß und empfindet. Ist nun in Jesus diese Einheit wirklich gewesen, hat er sie nicht nur mit Worten ausgesprochen,

Digitized by Google

sondern sie auch in allen Lagen seines Lebens tatsächlich dargelegt: so ist in ihm innerhalb des religiösen Gebietes das Höchste erreicht, über welches keine Zukunft hinausgehen kann." Freilich sind die Fortschritte auf anderen Gebieten, z. B. im philosophischen Denken, in der Erforschung und Bewältigung der Natur, nicht ohne läuternde Rückwirkung auch auf die Religion. Aber alle diese späteren Läuterungen des Prinzips verhalten sich zu dessen erster Aufstellung doch nur als unendlich kleine Größen, und die Urheber jener Weiterbildungen können nur Sandkörner reichen zu dem ewigen Bau, zu dem Jesus den mächtigen Grundstein gelegt hat. In dem Ersten, der gleichsam den Durchgangspunkt bildet, durch den eine Idee in die Welt der Erscheinungen eintritt, pflegt sie sich am gewaltigsten zu erweisen: der größeren Extension, die sie später gewinnt, entspricht in jenem Anfang eine um so stärkere Intensität. Und so erwies denn nach der Schilderung der Evangelien in Jesus die Idee, welche er zuerst in die Menschheit einführte, das Bewußtsein der wesentlichen Einheit des wahrhaft Menschlichen mit dem Göttlichen, wirklich eine solche Allgewalt, daß davon sein ganzes Leben gleichmäßig und bis zum Verschwinden jeder bemerkbaren Trübung durchdrungen und verklärt war. „Also keine Furcht," so schließt er, „es möchte Christus uns verloren gehen, wenn wir manches von dem, was man bisher Christentum nannte, preiszugeben uns genötigt finden! Er bleibt uns und allen um so sicherer, je weniger wir Lehren und Meinungen ängstlich festhalten, welche dem Denken ein Anstoß zum Abfall von Christo werden können. Bleibt uns aber Christus, und bleibt er uns als das Höchste, was wir in religiöser Beziehung kennen und zu denken vermögen, als derjenige, ohne dessen Gegenwart im Gemüte keine vollkommene Frömmigkeit möglich ist: nun, so bleibt uns in ihm doch wohl das Wesentliche des Christentums." Sah es zuerst so aus, als wollte Strauß nur „den Kultus des Genius", wie er in der

Digitized by Google

Romantik und im jungen Deutschland, im Napoleons-Kultus in Frankreich und in der Goethe-Verehrung in Deutschland damals an der Tagesordnung war, auch für Christus reservieren und ihn an der Verehrung teilnehmen lassen, die wir großen Geistern überhaupt widmen, so gab ihm dieser Schluß der Abhandlung nun doch fraglos die oberste und in gewissem Sinn eine einzigartige und notwendige Stellung und Dignität in diesem Pantheon der Menschheit: wenn ohne ihn keine vollkommene Frömmigkeit möglich ist, so ist er wirklich der Mittler zwischen Mensch und Gott und der einzige Weg, der zu diesem führt.

Trotz alledem aber — es ist vielleicht ein Widerspruch, aber — es ist der kritische, von allem Glauben an Wunder und Übernatürliches freie Strauß auch hier. Um das Wesentliche am Christentum handelt es sich: gehört dazu nur die Christologie? Mit der Unsterblichkeitsfrage hebt der Aufsatz an, die Frage nach der Auferstehung Jesu und der Bedeutung seines Todes schließt sich an. Leugnet er die Unsterblichkeit? Das läßt sich nicht so einfach und bestimmt bejahen oder verneinen, wohl aber das, daß er sie auf etwas ganz anderes gründet als auf die Notwendigkeit einer Vergeltung: denn für das, was er etwa Gutes getan haben mag in den Tagen seines Lebens, verlangt er keine Belohnung nach dem Tode. Und er füllt sie auch mit etwas ganz anderem aus: den Aposteln war das andere Leben Vergeltungszustand, ihm ist es Fortentwicklung und Fortschritt im Guten und Bösen, nicht anders als wie er hier schon seine Kraft in jedem Augenblick frischer und reiner entwickelt und sich so eine ähnliche freie Entfaltung dieser Kraft und damit Lust und Glückseligkeit auch für die Zukunft vorbereitet. Der Tod Jesu aber ist auch ihm Symbol der Sündenvergebung, sofern der Menschheit an diesem Tode zuerst das Bewußtsein von der Möglichkeit einer Sündenvergebung ohne Opfer u. ähnliche Äußerlichkeiten aufgegangen, damit aber die Menschheit zugleich auch von diesem Glauben an die Notwendigk

Digitized by Google

seines Todes selbst entwöhnt worden ist. Ohne die Auferstehung weiter soll unser Christenglaube eitel sein; die Auferstehung aber wäre ein Wunder, und Wunder lassen sich historisch nicht erweisen; wären aber auch welche geschehen, so würden wir an ihnen doch kein Kennzeichen und keinen Beweis von der hohen geistigen Würde Jesu haben; diese muß uns vielmehr sonsther gewiß sein. Vielmehr gerade sie hält uns ab, einen guten Teil jener Wundergeschichten in den Evangelien zu glauben: die hierzu nötigen Wirkungskräfte, die an die Begabung von Somnambulen erinnern, sind ja meist Begleiter physischer und geistiger Depression und Krankheit. Gegen den Verdacht krankhafter Zustände in seinem Leben spricht aber das ganze Reden und Handeln Jesu, das im übrigen das Bild vollkommenster geistiger Gesundheit und freiester Selbstmacht darbietet. Vor allem aber ist alles von ihm fernzuhalten, was uns hinderte, sein Wesen als ein wahrhaft menschliches zu denken, also namentlich die übernatürliche Erzeugung und das Bewußtsein göttlicher Präexistenz, das also in diesem nach dem ersten Band der dritten Auflage erschienenen Aufsatz bereits wieder als undenkbar ihm abgesprochen wird. Alles das würde ihn zu einem übermenschlichen Wesen machen und er damit seine Bedeutung als Vorbild für uns verlieren. Er würde aber auch zu einem Einzigartigen dadurch werden. Daß das Absolute in der Gesamtheit alles Endlichen sich offenbart, ist uns ein geläufiger, ja notwendiger Begriff; wie es aber in eine endliche Natur mit seiner ganzen Fülle sich versenken möge — damit kommt er doch wieder auf den alten Eckstein seiner Christologie in der ersten Auflage des Lebens Jesu zurück —, muß uns ebenso widersprechend erscheinen, als wenn einer behaupten wollte, das Wesen der Harmonie könne sich in einem einzigen Tone offenbaren. Es gehört zum pantheistischen Zug unserer Zeit, den er auch in diesem Friedenswort nicht verleugnet, in allem Endlichen die authentische Offenbarung Gottes, und in der Menschheit namentlich seine wahre Mensch-

Digitized by Google

werdung, in der Welt des Geistes, in Kunst, Staat, Geschichte und Religion die Selbstoffenbarung des göttlichen Wesens zu sehen. Darum kann „aus dieser Gesamtheit kein einzelnes Individuum mit ganz eigentümlichen Ansprüchen heraustreten".

Es ist schon um seines Tones willen ein höchst merkwürdiger Aufsatz, sozusagen die dritte Saite, auf der Strauß hier spielt. Im Leben Jesu war es die rein objektive Gemessenheit des streng wissenschaftlichen Werks; dann kam der polemische Ton in den Streitschriften, in denen immer nur, wenn auch gegen bestimmte Menschen, so doch um Sachen sachlich gekämpft und gestritten wurde. Hier dagegen in diesen „Selbstgesprächen" über Vergängliches und Bleibendes im Christentum ist es die subjektive Fassung und Haltung des Selbstbekenntnisses, durch das uns Strauß einen tiefen Blick tun läßt in sein Herz und einen Augenblick den Schleier wegzieht von dem, was ihn im Innersten bewegt. Gleich die ersten Sätze verraten eine von allem Bisherigen weitabweichende, andersartige Stimmung: „Nein, ich kann nicht, wenn ich auch wollte. Und könnt' ich's, so würd' ich's hoffentlich nicht wollen. Mir etwas vorspiegeln, nur um für mich Ruhe, mit andern Frieden zu behalten." So stampfte und glühte es in ihm, wie in Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts", während er sich noch „hütete, es seine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was er witterte und schon zu sehen begann".

Man hat sich von dem scharfen Kritiker und Mythenzerstörer ein Bild zurecht gemacht, als wäre er ein kühler Verstandesmensch gewesen. Ein Berliner Philosoph hat ihn einmal „eine gewaltige Kriegsmaschine" genannt ohne Herz und Innenleben. Nichts kann falscher sein. Eine dämonisch leidenschaftliche, eine mimosenhaft-empfindliche, eine ganz subjektive, von den heftigsten, wie von den zartesten Gefühlen stark bewegte Natur — so wird er uns immer mehr entgegentreten, und so hat der sonst so verschlossene, seine

Google

Gefühle keusch in sich zurückdrängende Mann von dreißig Jahren sich damals, mitten im Kampf um das Leben Jesu, einen Augenblick auch der Welt gezeigt. Der Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen, zwischen Offenbarung und Vernunft war ihm nicht nur ein Problem, das seinen Kopf beschäftigte, sondern ein Erlebnis, das auf seiner Seele lastete. Nur wenn wir ihn von dieser Seite sehen, können wir die Änderungen der dritten Auflage und den erregten Ton dieser „Selbstgespräche" über Vergängliches und Bleibendes im Christentum verstehen.

Gerade weil Strauß aus seinem Daimonion heraus, also mit innerer Notwendigkeit und gar nicht anders könnend, sein Leben Jesu geschrieben hatte, war er erstaunt und erschüttert durch den Widerspruch, der ihm von allen Seiten und in solcher haßerfüllten Schärfe entgegentrat. Das hatte er nicht erwartet. Und auch sein Verstand stand hier vor einem Rätsel: was er gesagt hatte, war nur die notwendige Konsequenz längst schon vorhandener Richtungen und Forschungsergebnisse in der Theologie, war eigentlich — da hatten die Hengstenberg und Ullmann ja so recht — gar nichts Neues, sondern nur Zusammenfassung und Erweiterung des im einzelnen längst schon Ausgesprochenen; Mythen hatte man auch bis dahin im Alten wie im Neuen Testament gefunden. Daher konnte er vielmehr auf die Zustimmung vieler rechnen, konnte geradezu erwarten, daß man ihn als Verfasser eines so gelehrten und geistvollen theologischen Werkes zum Dank dafür zum Doctor theologiae honoris causa ernannte. Und auch mit der allgemeinen Bildung seiner Zeit, ihren Fortschritten in Geschichte und Naturwissenschaft, dem freien Ton ihrer von Autoritäten sich lösenden Literatur, ihrem Durchtränktsein mit Geist und Sprache der neuesten Philosophie, auf deren Grundgedanken auch sein Werk sich stützte, konnte er sich auf weite Strecken hin im Einklang glauben. Statt dessen fand er sich von allen Seiten verlassen, fühlte er sich ganz einsam und allein, war er mit einem Mal lediglich auf sich

Digitized by Google

selber gestellt. Selbst sein verehrter Lehrer Baur — das war für ihn der schwerste Schlag — sagte sich in der Öffentlichkeit von ihm los, die Theologen schlugen wütend auf ihn ein, und wenn selbst ein Mann wie Lücke, der Freund Schleiermachers, sich zu unwahren Beschuldigungen hinreißen ließ [1]), so konnte Strauß wirklich fragen, ob es denn nicht möglich sei, den Kirchenglauben ohne Härte und Ungerechtigkeit gegen den Angreifenden zu verteidigen. Die paar Stimmen zu seinen Gunsten verhallten in diesem Lärm fast ungehört. Und auch die Gebildeten, den einen Gutzkow etwa ausgenommen, kümmerten sich weniger, als er gehofft hatte, um diese großen Fragen der Menschheit, Gleichgültigkeit war auch damals schon der Fluch der Zeit. Unter dieser Vereinsamung, die ihn immer mehr einhüllte und ihn zu einem „Gezeichneten" machte, litt er unsäglich schwer, er klagte, daß er von der Welt für das Abstraktum des Unglaubens gehalten werde, was seinem Wesen doch gewiß unter allem am fernsten liege. In düstern Stunden trat darum der Glaube wie eine Versuchung an ihn heran: „Meinetwegen mag die Welt alles glauben; auch ich selbst wollte, wenn's sein müßte, vieles glauben, was unglaublich ist", ruft er einmal verzweifelnd aus. Der Halt aber, den gerade so subjektive Naturen am notwendigsten brauchen, der Halt des Berufes, wurde ihm gewaltsam entzogen. In seiner Heimat nahm man ihm den Beruf, in dem er bis dahin gewirkt und Großes gewirkt hatte, zu dem er also mit Recht sich für tauglich, für wirklich berufen halten konnte, und stellte ihn vor eine ihm fremde und unsympathische Aufgabe, für die er, wie er bald bemerkte, nicht geschaffen war, und an der er je länger je weniger Freude hatte. Den Theologen hätte es freilich gepaßt — und würde es heute noch passen [2]) —, wenn er sich geduldig und bescheiden eingelebt hätte in dieses neue, ihm bisher fernstehende Fach der Schule und

[1]) S. das dritte Heft der Streitschriften am Schluß, S. 179.
[2]) S. Eck, David Friedrich Strauß, 1899, S. 153.

des Unterrichts und sie in Ruhe gelassen hätte. Er aber hatte dazu wirklich nicht „die Geduld, die Selbstverleugnung und Selbstüberwindung". Theologe war er, Theologe wollte er bleiben, und darum warf er das Schuljoch ab, das er nur als ein Joch und als eine Fessel empfinden konnte: scheinbar freiwillig und doch aus innerer und äußerer Nötigung gab er die Schulstelle auf und machte sich frei.

So blieb ihm zunächst nichts als seine private Arbeit. Aber auch diese befriedigte ihn in diesem Augenblick nicht mehr. Jeder von uns, wenn auch die allerwenigsten so intensiv wie Strauß, fühlt nach Abschluß eines größeren Werkes eine innere Leere: es ist, wie wenn die Maschine mit einem Ruck stille stünde, man hat alles aus sich hinausgegeben, was einen Monate und Jahre erfüllt und beschäftigt hat, daher ist man in diesem Augenblick wirklich leer und es ist einem leer und öde zumute. Für Strauß aber waren die Tage und Monate nach dem Erscheinen eines Werkes jedesmal ganz besonders unglückliche und unselige Zeiten. Mit der Leidenschaftlichkeit eines Dämonischen hatte er wie im Flug das Leben Jesu atemlos und in einem Zug niedergeschrieben, wie sehr es ihn ausfüllte, das zeigt der Ausdruck, es sei ein inspiriertes Buch gewesen. Nun stand auch bei ihm die Maschine mit einemmal still, und das gab einen heftigen Stoß und Schmerz. Noch hatte er freilich die Streitschriften zu schreiben: aber sie brachten ihm ja nur jedesmal die Widerstände und seine Vereinsamung aufs neue zum Bewußtsein, und so ist er — man spürt es ihnen freilich nicht an — nur ungern und zögernd an ihre Abfassung herangegangen. Und auch die Arbeit an den neuen Auflagen seines Buches gab ihm keine Befriedigung. Er war keine — sollen wir sagen: keine bloße oder keine echte? — Gelehrtennatur; auch in der Wissenschaft hat er alles aus Leidenschaft und mit Leidenschaft gearbeitet, ohne Besessenheit bringt er nichts zustande. Ein Gelehrter lernt in der Zwischenzeit zwischen dem Erscheinen der früheren und der späteren Auflage allerlei zu,

Digitized by Google

überdenkt dies und jenes neu und bedenkt es reifer, und läßt dann die Ergebnisse dieser geduldigen Nach- und Kleinarbeit der Neubearbeitung seines Werkes zugute kommen. Gewiß hat auch Strauß von 1835 bis 1838 über den Gegenstand seines Lebens Jesu wiederholt, ja fortwährend nachgedacht, was an Rezensionen und Gegenschriften darüber erschien, gelesen und durch fortgesetztes Studium älterer und neuester Werke — man denke nur an den Einfluß des de Wetteschen Evangelienkommentars — Lücken in seinen Kenntnissen ausgefüllt. Aber eines fehlte dabei — die Stimmung, aus der heraus das Buch ursprünglich geschrieben war. So bezeichnet es Strauß selber und hat sich damit ganz richtig als Stimmungsmenschen charakterisiert, auch da, wo er gelehrte Bücher schrieb. Er war kein Gelehrter, er war — wir werden es noch des öfteren hören und zuletzt noch besonders darüber zu reden haben —, er war auch ein Dichter. Die reine Vernunft führt bei ihm nirgends allein das Wort und das Steuer, es kommt immer etwas aus seinem Temperament, seinem Blut dazu, und dieses etwas war Stimmung und Pathos, war Phantasie und Intuition. Sie konnte anhalten und hat angehalten, bis das Buch fertig war, die ganze Zeit über, während der er mit der Ausarbeitung der ersten Auflage und etwa auch noch mit dem Neudruck der unmittelbar sich daran anschließenden, fast unveränderten zweiten Auflage beschäftigt war. Aber wie er den Schlußpunkt hinter das Werk gesetzt hatte, da war die Stimmung verflogen oder ließ sich doch nicht in dem Maße mehr zurückrufen, wie sie zu einer Neugestaltung desselben im alten Sinn und Geist hingereicht hätte. „Ich bin derjenige nicht mehr," schreibt er im Dezember 1837 an Rapp, „dem sie (die Theologen) das alles tun wollen, ich habe dasjenige Pathos nicht mehr, durch das ich sie verletzte und welches, wenn ich es noch hätte, mir freilich alles leicht erträglich machen würde; aber ich hab's nicht mehr. Und so muß ich ganz unschuldig und zugleich unwürdig, — eben deswegen aber auch ohne die gehörige

Digitized by Google

Fassung — leiden, was ein ganz anderer verschuldet hat. Mein Geist haust gar nicht mehr in der Region, wo er jetzt angegriffen wird, und eben daher sich auch nicht verteidigen kann."

Da sich ihm so die Intuition verdunkelt hatte, aus der das Buch ursprünglich hervorgegangen war, mußten ihn die in allen Tonarten dagegen gerichteten Angriffe notwendig verwirren: man schrie von allen Ecken und Enden tumultuarisch und mißtönig auf ihn ein, und in diesem chaotischen Lärm und Stimmengewirr verstand er sein Buch und verstand er sich selber nicht mehr, er wurde unsicher und an sich irre, er verlor Richtung und Kompaß und fuhr fehl. Die Gegner hatten am Ende doch recht und er unrecht! Die unter solchen Umständen vorgenommene Umgestaltung des Werkes in der dritten Auflage wurde darum notwendig, wie er selbst gesagt hat, eine „Verunstaltung". So sind die Konzessionen und Inkonsequenzen, die mit dem dritten Heft der Streitschriften anhoben und in der dritten Auflage und in dem Aufsatz im „Freihafen" ihren Höhepunkt erreichten, zu verstehen: nicht aus dem Gang der Sache, ihrem Recht oder Unrecht heraus, sondern aus seinem persönlichen Erleben und seinem persönlichen Stimmungsgehalt.

Aber auch das reicht noch nicht aus. Strauß war beruflos geworden, und das hielt er nicht aus, das lähmte, das quälte ihn, er brauchte für sein äußeres und inneres Leben eine „konkrete Stellung". Aber mußte er beruflos bleiben? Konnte er eine solche konkrete Stellung nicht doch noch finden? Daß es in der Schweiz, wenn auch schwierig, so doch nicht unmöglich sei, auf den ihm angemessenen und zusagenden und auf den ihm durchaus gebührenden Platz, das Katheder eines Theologieprofessors, zu kommen, das hatten die beiden ersten Versuche gezeigt. Durch Elwerts Weggang war, wie wir gesehen haben, die Züricher Stelle 1838 aufs neue freigeworden. Was hinderte nun dort seine Anstellung? Wenn etwas, so war es die negative Haltung seines Buches. Aber war er denn ledig-

Digitized by Google

lich negativ? Das dritte Heft der Streitschriften zeigte ja, daß er seine Ansichten „gemildert hatte" und bemüht war, der großartigen Persönlichkeit Jesu gerecht zu werden. Warum sollte er nicht auch einmal spanisch kommen und positiv zusammenfassend zeigen, was neben dem der Kritik verfallenen Vergänglichen am Christentum Haltbares und Bleibendes auch von seinem Standpunkt aus gefunden werden könne? Hier lag die Möglichkeit einer Verständigung, hier so etwas wie ein gemeinsamer Boden, auf den er treten und auf dem man sich hin und her verstehen konnte. So streckte denn der einsame Mensch, Genossen und Gemeinschaft suchend und zur Versöhnung bereit, seine Hand aus nach denen, die wie er als Kinder ihrer Zeit erfüllt waren von der neuen Bildung — nach den „Wir" im alten und neuen Glauben schon hier —, die aber darum doch nicht aufhören wollten, so wenig wie er selber in diesem Augenblick, Christen zu sein und sich Christen zu heißen. Jener Aufsatz über das Vergängliche und Bleibende im Christentum war ein solches Brückenschlagen, er wollte damit die Kluft überbrücken mittelst eines wenn auch noch so schmalen und schwanken Steges; denn ihm schwindelte auf seiner einsamen Höhe, „der Schreck war ihm in die Glieder gefahren", und aus dieser verzweifelten, fast krankhaften Stimmung heraus sind jene Selbstgespräche mit „fieberhaftem Pulsschlag" geschrieben.

Nur Böswilligkeit könnte das mißverstehen. Es war kein bloßes Spiel, sondern bitterer Ernst, noch weniger ein sacrifizio del intelletto wegen der ihm von Zürich her winkenden Professur, sondern ein durchaus ehrlich und aufrichtig gemeinter Versuch zur Verständigung mit der übrigen mehr oder weniger gläubigen und „christlichen Welt", zu der er sich damals doch noch rechnen durfte und wollte. Das sieht man vor allem daraus, daß er nichts zurücknimmt: er bekennt sich auch jetzt nicht zu dem Glauben an eine Vergeltung nach dem Tode, er leugnet nach wie vor alles Wunderbare

Digitized by Google

und Übernatürliche im Leben Jesu und in seinen Taten, auch daß er auferstanden sei, gibt er nicht zu; und endlich, was damals wie noch heute besonders anstößig war, er steht auf pantheistischem Boden und macht auch daraus kein Hehl. Nur die Person Jesu wird gehoben, wenn nicht über das Menschenmaß hinaus, so doch hart bis an diese Grenze hinan, er wird auf die höchste Höhe der Menschheit für die Vergangenheit nicht nur, sondern auch für alle Zukunft gestellt und ihm neben dem Kultus des Genius sogar die Vermittlung aller vollkommenen Frömmigkeit zugesprochen. Eine Freundin hat ihm später einmal über dieses Schriftchen geschrieben: „Mich hat es gerührt, weil Sie, wenn Sie mir erlauben es zu sagen, so vielen guten Willen haben, und doch Ihre Überzeugung aus allen Formen der Rücksicht hervorbricht.“ So ist es, und darum hat er es auch selber als das Beste, was darüber zu sagen ist, anerkannt und sich gefallen lassen: es ist eine ergreifende, rührende kleine Schrift, weil Strauß so viel guten Willen zum Jasagen hat. Weil er aber ein so durchaus ehrlicher Mensch ist und so durchaus ehrlich sich gibt, so bricht aus dem gewollten Ja das überzeugte Nein immer wieder unwiderstehlich hervor. Eben darum ist es freilich auch eine zwiespältige Schrift, wie sein Leben Jesu in der dritten Auflage zwiespältig geworden war. Bald genug war ihm deshalb — „seines kranken Habitus wegen“ — das Schriftchen unangenehm und widerlich, wie er ebenso auch von den Änderungen der dritten Auflage bald genug wieder zu den Lesarten der ersten zurückgekehrt ist.

6. Die Berufung nach Zürich und der Züriputsch von 1839.

Genützt haben Strauß alle diese Konzessionen, wie Hausrath sagt[1]), „gar nichts: es ist die Praxis der Männer der Kirche zu allen Zeiten gewesen, die Ketzer erst zum Widerruf zu verführen, um sie dann, nachdem sie um ihre Popularität betrogen sind, um so bequemer zu vernichten“.

[1]) Hausrath a. a. O. I, S. 326.

Digitized by Google

Diese Worte passen eher auf Hermann Schell als auf Strauß. Denn ganz so schlimm stand es mit ihm doch nicht. Erstens hatte sich Strauß nicht zum Widerruf verführen lassen, und zweitens war es auch weiterhin mit dem Vernichten von Strauß für die Kirche und die Theologie keine so bequeme und leichte Sache: das haben ja gerade die um Hausrath später blutig genug erfahren müssen. Rein menschlich betrachtet aber macht ihn uns diese rasch vorübergehende Anwandlung von Schwäche nur sympathischer und, wenn wir vollends an den in den Friedlichen Blättern hinzugekommenen Aufsatz über Justinus Kerner denken, nur um so liebenswürdiger: er war eben doch keine bloße Kriegsmaschine, sondern ein Mensch von Fleisch und Blut, mit Herz und mit Gemüt. Aber als er aus tiefstem Herzensbedürfnis, um nicht zu sagen: aus tiefster Not heraus friedesuchend der Welt seine Hand entgegenstreckte, da schlug sie ihm dieselbe aufs brutalste zurück.

Die Vorrede zu den „zwei friedlichen Blättern", in denen er jenen Aufsatz über Vergängliches und Bleibendes im Christentum mit dem über Justinus Kerner vereinigt besonders herausgab, ist datiert vom 15. März 1839. In ihrem Schlußsatz mit dem Dank „an die Züricher Frommen, welche im gegenwärtigen Augenblick so zart besorgt sich zeigen, zu verhüten, daß meine literarische Muße durch kein mir übertragenes Amt gestört werden möge", hat er, wie wir sehen, bereits die deutliche Empfindung von dem Scheitern seiner Züricher Hoffnungen.

Dieses Züricher Erlebnis wird gewöhnlich so erzählt: 1839 wurde Strauß von der radikalen Regierung des Kantons als Professor der Theologie an die Hochschule nach Zürich berufen, durch das aufgeregte Volk unter der Führung gläubiger Geistlichen wurde jedoch die Regierung gezwungen, die Berufung zurückzunehmen und Strauß zu pensionieren. Allein die Zurücknahme kam für jene zu spät und half ihr nichts mehr, sie erlag dem Unwillen des über Straußens Anstellung

Digitized by Google

empörten und sich empörenden Volkes und wurde durch einen Aufstand desselben nachträglich gestürzt. Hier mischt sich Wahrheit und Dichtung in eigentümlicher Weise. Wenn wir hören, daß die Berufung von Strauß am 2. Februar 1839 erging und am 18. März zurückgenommen wurde, die Revolution und der Sturz der Regierung aber erst ein halbes Jahr später, im September 1839, nachfolgte, so lassen schon diese Daten ahnen, daß die Dinge nicht so einfach liegen und zusammenhängen können; sie zeigen, daß Strauß mit dem „Züriputsch" vom September 1839 eigentlich recht wenig zu tun haben kann. Sehen wir also näher zu, vergessen aber nicht, daß wir nicht die Geschichte des Kantons Zürich, sondern vielmehr die Lebensgeschichte von Strauß zu schreiben haben.

Ich habe erzählt, daß im Sommer 1838 durch Elwerts Weggang an der Züricher Hochschule der Lehrstuhl für Kirchengeschichte und Dogmatik frei geworden war. Und wiederum bemühte sich Hitzig — nun schon zum dritten Male —, gleich sehr besorgt um seinen Freund wie um die theologische Fakultät, der er angehörte, für die Besetzung der Stelle durch Strauß. Er blieb aber mit diesem Antrag auch jetzt wieder in seiner Fakultät in der Minderheit, stand diesmal sogar ganz allein. Die Mehrheit, geführt von Alexander Schweizer, berief sich in ihrem Gutachten gegen Strauß auf das nur Negative in seiner Behandlung des Lebens Jesu auch noch in der dritten Auflage: „obwohl die letzte Auflage seines Werks in Vor- und Nachrede, sowie einige Stellen in seinen Streitschriften und ein populärer Aufsatz über Bleibendes und Vergängliches im Christentum positivere Sätze über die Person Christi teils zugegeben, teils selbst aufgestellt haben, so ist doch diesen Ideen noch kein irgend erheblicher Einfluß auf das Hauptwerk selbst gestattet, welches vielmehr immer noch als ein extremes Werk negativer Kritik vorliegt und dem Bewußtsein und Glauben der Kirche, namentlich der protestantischen, notwendig als eine Kriegs-

Digitized by Google

erklärung erscheinen muß." Auf die bloße Hoffnung hin aber, daß Dr. Strauß eine positivere Bahn einschlagen werde, könne die Fakultät unmöglich zu einer solchen Besetzung der einzigen ordentlichen Professur für neutestamentliche Fächer — in Wirklichkeit waren es die Fächer der Dogmatik und der Kirchengeschichte! — raten. Es müßte die Berufung von Strauß ein großes Ärgernis geben und würde vielleicht sogar eine offene Spaltung hervorrufen, „in welcher die Frommen leicht alle Wissenschaft, viele der Aufklärung Suchenden alle Frömmigkeit verschmähen würden".

Dagegen erklärte der allezeit tapfere und fröhliche Hitzig in seinem Separatvotum, daß er sich weder durch die Besorgnis einer Bewegung unter den Predigern noch durch die abweichende Meinung seiner Herren Kollegen in seinem Eintreten für Strauß irre machen lasse. Seit zwei Jahren habe sich die Sache nur günstiger gewendet: in allen wesentlichen Punkten seien die kritischen Resultate des berühmten Buches unwiderlegt geblieben, und „in Extravaganzen, z. B. der Bestreitung der Echtheit des Evangeliums Johannes, habe Strauß selbst nachgegeben"; auch die Art, wie er sich in der dritten Auflage über den Stifter der christlichen Religion äußere, könne Hitzig für sich nur befriedigend nennen, erkenne doch Strauß an, daß Christo die oberste Stelle gebühre und im Selbstbewußtsein Jesu die Einheit des göttlichen Geistes mit dem menschlichen schöpferisch-urkräftig aufgetreten sei. Aus den Streitschriften aber schöpft Hitzig die Gewißheit, „daß Strauß wesentlich ein positiver Christ ist, kein Ungeist, der alles, nur nie das Rechte sieht, kein nur zum Verstören befähigter Negierer". Gegenüber der vorherrschend verneinenden und zersetzenden Richtung im Leben Jesu werde ein Amt als Lehrer der Dogmatik ihn nötigen, eine positive Bahn einzuschlagen mit synthetischem Verfahren. Witzig wie er war und die intimsten Motive des Widerstandes seiner Herren Kollegen klug durchschauend und schonungslos bloßlegend, schließt er:

Digitized by Google

„Wenn ich erwäge, daß die Ernennung eines Lehrers der wissenschaftlichen Theologie und nicht die Kreierung eines Antistes (etwa = Generalsuperintendenten) die Frage ist, und daß Strauß die übrigen Fakultätsmitglieder wohl verdunkeln, nicht aber mit Vernichtung ihres Einflusses auf die Studierenden eine Richtung zur allein geltenden erheben werde, so kann ich nicht umhin, die Berufung des Dr. Strauß anzuraten."

So kam die Sache an den Erziehungsrat. Auch hier waren die Ansichten geteilt; in der Kommission beantragte eine Majorität die Berufung Landerers, ebenfalls eines Württembergers, die Minorität war für Strauß. In der Plenarsitzung, in der der wackere Philologe Kaspar Orelli energisch für Strauß eintrat, stimmten sieben Mitglieder für Landerer, sieben für Strauß. So kam es auf den Stichentscheid des Vorsitzenden, des Bürgermeisters Melchior Hirzel, an. Dieser hatte auf einer Reise nach Deutschland Strauß persönlich kennen gelernt und war entzückt und begeistert von dem Manne, dem er auch zutraute, daß er bei der bevorstehenden Reform des Kirchenwesens im Kanton Zürich in freiem Geiste ersprießlich mitwirken werde: so gab er den Ausschlag für Strauß. Da aber diese Entscheidung noch der Bestätigung des Regierungsrates bedurfte, so hatte die Opposition Zeit, mobil zu machen, zu wühlen und zu protestieren; und wirklich erließ schon zwei Tage nach jener Sitzung der Kirchenrat von Glattfelden eine Zuschrift an den Regierungsrat, worin dieser unter Drohungen ersucht wurde, die Wahl von Strauß nicht zu bestätigen; und die anderen Kapitel des Kantons schickten sich an, diesem Vorgang alsbald zu folgen.

Wir alle kennen das Schlagwort der Kirchlichen aller Konfessionen: die Religion ist in Gefahr! und wir wissen, wie leicht sich Volksmassen durch diesen Schlachtruf fanatisieren lassen. Im Kanton Zürich aber fiel damit nur der Funke in ein offenstehendes Pulverfaß. Seit 1830 war dort

Digitized by Google

— wir haben es schon gehört — an die Stelle der alten verrotteten Verfassung mit der privilegierten Züricher Stadtaristokratie an der Spitze eine neue liberal-demokratische Verfassung und Regierung getreten. Hand in Hand damit ging eine soziale Umwälzung durch das Aufkommen der Fabriken und die Verdrängung der kleinen Handweberei: aus dem vorwiegend Ackerbau treibenden wurde mehr und mehr ein Industriestaat. Natürlich mußte die neue Regierung viele Mißbräuche beseitigen und mit Veraltetem auf allen Gebieten aufräumen, wodurch sie sich zu ihren in Zürich wohnenden Gegnern, den Stadtaristokraten, von Anfang an nur immer neue Feinde schuf; daß dabei ihr Vorgehen nicht durchweg vorsichtig und besonnen war, versteht sich bei einem so radikalen Umschwung von selbst. Vor allem bedurfte das Schulwesen des Kantons einer gründlichen Erneuerung und Verbesserung; in der Heimat Pestalozzis lag die Volksschule noch tief im argen, sie war noch nicht wie in den meisten deutschen Staaten eine Pestalozzi-Schule. Im Herbst 1831 begann daher der neue Erziehungsrat energisch mit Reformen auch auf diesem Gebiet. Im Vordergrund stand dabei der Württemberger Thomas Scherr, der 1832 zum Direktor des neu eröffneten Schullehrerseminars in Küsnach ernannt wurde und als Mitglied des Erziehungsrates mit Orelli zusammen ein neues Schulgesetz auf moderner Grundlage entwarf und durchsetzte.

Mit dieser Schulreform griff man in ein arges Wespennest, nach vier Seiten mußte man dabei Front machen und Anstoß erregen: 1. mußten die untauglichen Mitglieder aus dem Lehrerstand entfernt werden; so schonend man dabei verfuhr, so fielen doch 104 der unwissendsten der eingeführten Prüfung zum Opfer. Natürlich waren diese abgesetzten alle mitsamt ihrer Sippe und ihrem ganzen sonstigen Anhang die geschworenen Gegner der neuen Ordnung. 2. betrieben die Fabrikanten ihr Geschäft vielfach mit Kinderarbeit, in der Weise, daß schulpflichtige Kinder sogar von

Digitized by Google

12 Uhr nachts bis 6 Uhr morgens in der Fabrik beschäftigt wurden, darunter manche, die noch nicht 9 Jahre alt waren, und dann natürlich am Vormittag die einen, am Nachmittag die andern zum Lernen viel zu müde waren. Daher wurde die Kinderarbeit — nach unseren Begriffen noch viel zu wenig — eingeschränkt: erst vom zwölften Jahr an sollten Kinder beschäftigt werden und diese nur bei Tag, hier aber teilweise noch bis zu 14 Stunden per Tag, in den Fabriken verwendet werden dürfen. Darüber waren die Fabrikanten empört, weil ihnen auf diese Weise die Arbeit verteuert wurde; auch ihr Haß richtete sich wieder besonders gegen den Seminardirektor Scherr, auf dessen Antrag hin diese notwendigen Beschränkungen verfügt worden waren. 3. Nicht minder unwillig waren die Bauern, deren Kinder, statt zum Mithelfen auf das Feld oder zum Geldverdienen in die Fabrik, nun in die Schule geschickt werden mußten, und die daher von der neuen Lehre wenig erbaut waren. 4. war den Geistlichen die Hebung des Lehrerstandes ein Dorn im Auge, das Selbstgefühl und die Ansprüche der in dem Küsnacher Seminar ausgebildeten Lehrer wuchsen — geben wir zu: bei manchen über das erlaubte Maß hinaus —, und gerade bei den besseren und fortgeschritteneren Elementen in den Gemeinden stieg infolge seiner höheren Ausbildung auch das Ansehen des Lehrers oft sogar auf Kosten des Geistlichen. Und außerdem wehte im Seminar Küsnach ein freier, ein sehr freier Geist, so daß sogar von Berlin her in Hengstenbergs „Evangelischer Kirchenzeitung" über den Religionsunterricht am Seminar und über die einseitige Verstandesbildung der Lehrer bewegliche Klage geführt wurde, wie wir sie gleich darauf unter Friedrich Wilhelm IV. in Preußen ebenso und seitdem immer wieder bald da bald dort ertönen hören. Dazu kam endlich noch der von Anfang der Neuordnung an bestehende Gegensatz zwischen Stadt und Land. Von den Geistlichen waren elf Zwölftel Stadtbürger von Zürich und als solche konservativ

Digitized by Google

und der neuen Ordnung der Dinge, die dem Lande das ihm gebührende Maß von politischen Rechten auf Kosten der Städter zuwies, auch politisch durchaus abgünstig.

Diese vielfache Opposition machte sich während der dreißiger Jahre wiederholt in Gewalttaten und Putschen Luft. 1832 wurde im gewerbereichen Uster die Baumwollspinnerei von Corrodi und Pfister aus Haß gegen die neuen Webemaschinen von einer erbitterten Masse von Bauern und Hand- und Heimarbeitern in Brand gesteckt, und 1834 drangen in Stadel die aufgehetzten Bauern in das Schulhaus, warfen die Lehrmittel auf die Straße und weigerten sich, ihre Kinder in die Schule zu schicken; Scherr, der Vielangefochtene, konnte sich nur von einer Leibwache seiner Seminaristen umgeben in gewissen Gegenden des Kantons öffentlich zeigen. Bei alledem war geistlicher Einfluß und geistliche Hetze mit tätig; einer der Pfarrer predigte schon jetzt — also lange vor Strauß! — über das Thema: „Was hat der Christ zu tun, wenn die Religion in Gefahr ist?" Die Regierung ging einstweilen ihren Weg weiter, sie dachte sogar daran, nach der politischen nun auch die kirchliche Reform im Kanton, die nicht weniger nötig war, in Angriff zu nehmen. Das trug dann mit dazu bei, die vorher getrennt marschierenden Teile der Opposition vollends zusammenzuschweißen: die Stadtherren verbanden sich mit dem Landvolk durch das Bindeglied der Geistlichen, und die Fabrikherren gewann man durch den Hinweis auf die Schulpflicht der Kinder, die nur durch das neue Schulgesetz von den Fabriken ferngehalten werden; und so konnte man seit Beginn des Jahres 1838 laut und immer lauter von einer notwendigen Verjüngung, d. h. vom Sturz der Regierung reden hören.

Da kam zu Anfang 1839 die Berufung von Strauß; und nun hatte man einen weithin sichtbaren Vorwand, mit dem man neuerdings auf die Massen wirken konnte: die Religion ist in Gefahr! und man hatte den Namen, das

Digitized by Google

Stich- und Schimpfwort für die Freunde der neuen Ordnung und der Reform: man nannte sie kurzweg „die Struße".

Der Regierungsrat hatte in der Sache von Straußens Berufung zu entscheiden. Zufälligerweise stand aber die Tagung des Großen Rats vor der Tür, und so nahmen die Gegner die Gelegenheit wahr, vor der Entscheidung des Regierungsrats die Frage an die Volksvertretung zu bringen, was offenbar der Regierung nicht unlieb war. Im Großen Rat stellte der Antistes Füßli am 31. Januar die Motion: „es solle durch ein Gesetz dem Kirchenrat Einfluß auf die Wahl der theologischen Professoren gegeben werden". Wurde das angenommen, so hieß das soviel als: der Große Rat wünscht, daß der Regierungsrat die Bestätigung von Strauß versagt; denn der Kirchenrat war gegen Strauß. Das erkannte Feind und Freund, und in diesem Sinne wurde denn auch zehn Stunden lang über die Motion von Füßli, in Wahrheit über die Berufung von Strauß debattiert. Die Debatte stand auf einer geradezu staunenswerten Höhe, wenn auch einzelne, wie der Dekan Vögeli, mit verleumderischen Worten zu wirken suchten, wie denen, daß Strauß unheilig umgehe mit dem Heiligen. Beide Parteien schickten ihre besten Kräfte in den Kampf, und diese brachten das Für und Wider in durchweg würdiger und überaus wirkungsvoller Weise zum Ausdruck. Gegen Strauß sprachen u. a. Alexander Schweizer und Dr. Bluntschli. Jener vertrat natürlich die Anschauungen der Fakultätsmehrheit auch vor dem Großen Rat; daß der liberale Theologe dabei für die Forderung des Antistes Füßli eintreten mußte, die seitdem immer wieder und überall nur von den reaktionär-kirchlichen Parteien erhoben wird, war ihm wohl selbst peinlich. Bluntschli, damals noch nicht der freisinnige Politiker Badens, noch nicht Führer des Deutschen Protestantenvereins, sondern ein steifer, aristokratischer Stadtzüricher und als Korrespondent der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" der giftigste und gefähr-

Digitized by Google

lichste Gegner des liberalen Regiments, sprach vornehm vom wissenschaftlichen und sittlichen Charakter Straußens und trat geschickt für die Versöhnung von Glauben und Wissen als die Hauptaufgabe unserer Zeit in die Schranken: diese herbeizuführen scheine ihm aber Strauß nicht der rechte Mann zu sein; wenn aber doch, nun so werden ja die Resultate seiner Arbeit zum Gemeingut auch der Züricher Professoren werden, ob Strauß in Stuttgart oder in Zürich wohne[1]). Die Gegenseite vertraten besonders würdig und warm der Bürgermeister Hirzel und der Erziehungsrat

[1]) Nach Hausrath, Rothe II, S. 425 verleugnete Bluntschli auch in seiner liberalen Ära in Heidelberg sein Auftreten gegen Strauß nicht. „Wenn eine Berufung," sagte er, „ein Land so aufregt wie die Berufung von Strauß den Kanton Zürich aufgeregt hat, setze ich jeden Professor ab, und wenn ich mit seiner Theorie zehnmal einverstanden bin." Er hatte inzwischen offenbar vergessen, von wem und durch was das Land so aufgeregt worden war und welche Rolle er selber als konservativer Stadtzüricher und Kreuzkorrespondent der „Allg. Zeitung" dabei gespielt hatte. Vielleicht hätte er es sich mit Worten aus einem nachher zu erwähnenden satirischen Epos ins Gedächtnis zurückrufen können:

Herr Bluntschli war es, der die Kraft
Von Geist, Talent und Wissenschaft
Als Dirne hat verhandelt.
Er ist der Kreuzkorrespondent
Der Allgemeinen Zeitung,
Den jeder gute Schweizer kennt
An seiner Giftbereitung.
Er ist der Sohn, der Tag für Tag
Der Welt die Scham entblößen mag
Helvetias, seiner Mutter . . .
Er lebt in Achselträgerei:
Sein Mittel ist die Heuchelei,
Sein Ziel, im Trüben fischen.
Den Glauben führt er in dem Mund,
Die Tugend auf der Zungen;
Er hat sein Liedlein manche Stund
Dem Publikum gesungen;

Digitized by Google

Keller. Jener betonte vor allem die Notwendigkeit des Fortschritts auch auf kirchlichem Gebiet, dieser führte den Gedanken aus: die Grundidee des Protestantismus ist freie Forschung nach Wahrheit. In später Abendstunde endlich kam die Entscheidung; mit 98 gegen 49 Stimmen wurde die Motion des Antistes für unerheblich erklärt; damit hatten die berufenen Vertreter des Volkes mit zwei drittel Majorität die Berufung von Strauß gebilligt. Und nun bestätigte auch der Regierungsrat am 2. Februar mit 15 gegen 3 Stimmen seine Wahl: Strauß wurde zum ordentlichen Professor für Dogmatik und Kirchengeschichte in Zürich, mit 2000 Fr. Gehalt ernannt. Die Sache schien entschieden.

Allein die Rechnung war ohne die Opposition gemacht; denn nun erst rührte sich diese mit aller Macht, „die Religion ist in Gefahr!“[1]) tönte es am nächsten Sonntag fast von allen Kanzeln des Landes, die konservativen Zeitungen gerieten langsam in Feuer, eine Sturmpetition wurde vorbereitet und zu dem Zweck ein Zentralkomitee — das sogenannte Glaubenskomitee — eingesetzt, an dessen Spitze der Fabrikant Hürlimann-Landis von Richterschwyl trat. Es war dies derselbe fromme Mann, von dem Scherr erzählt,

---

Nur schade, daß den Ziegenfuß
Man in den Werken sehen muß
Des Herrn Mephisto-Bluntschli.

Und noch mehr muß er, als er in Heidelberg sich in der angegebenen Weise zu rechtfertigen suchte, vergessen haben, um welche Frage es sich in jener Sitzung des Großen Rats in Zürich eigentlich gehandelt hat, um die Motion des Antistes, daß dem Kirchenrat Einfluß auf die Wahl der theologischen Professoren gegeben werden solle. Dagegen hat aber ja der Deutsche Protestantenverein, dessen Vorsitzender Bluntschli in Heidelberg war, zu allen Zeiten, mit aller Macht und mit Fug und Recht energischen Widerstand geleistet.

[1]) Die Religion ist in Gefahr!
Man will den alten Glauben,
Darauf man schlief dreihundert Jahr,
Dem Zürivolke rauben.

Digitized by Google

daß er, weil die Kinder im Kanton Zürich zur Schule angehalten wurden, aus dem Kanton Schwyz für seine Fabrik Scharen von Kindern bezogen habe, um die billige Kinderarbeit nicht entbehren zu müssen. Unter seiner Führung wurden Versammlungen auf Versammlungen gehalten und Beschlüsse auf Beschlüsse gefaßt, alle nach der immer lauter angestimmten Melodie: „Strauß darf und soll nicht kommen."

Der Bürgermeister Hirzel suchte das Volk durch öffentliche Darlegung der positiven Gedanken von Strauß zu beruhigen; aber unglücklicherweise verfielen seine zwei Flugblätter vom 10. Februar dem Fluche der Lächerlichkeit und teilweise auch pöbelhafter Verleumdung, namentlich das erste, in welchem er sich „an seine Mitmenschen im Kanton Zürich", „an seine Mitbürger und Mitbürgerinnen zu Stadt und Land" wandte und ihnen u. a. aus seiner persönlichen Bekanntschaft mit Strauß heraus zurief: „Lernt ihn nur erst kennen, diesen denkenden, sittlichen, gläubigen Mann. Wer weiß, der schöne Fremdling, den Ihr jetzt zu hassen wähnt, wird Euch noch von Herzen lieb." Und ebensowenig nützte ein Aufruf des Regierungsrats an das Volk. Auch konnte unter solchen Umständen ein Sendschreiben von Paulus in Heidelberg nicht verfangen, der sich durch dieses Eintreten für den Gegner von gestern persönlich von seiner allerbesten Seite gezeigt hat.

Vom selben Tage wie dieser Aufruf von Paulus, vom 18. Februar, ist auch das Schreiben datiert, in dem Strauß dem Erziehungsrat gegenüber sich bereit erklärt, dem ehrenvollen Ruf Folge zu leisten. „Den Dank," schreibt er, „zu welchem mich das Vertrauen des hochpreislichen Erziehungsrats verpflichtet, werde ich tatsächlich dadurch abzutragen suchen, daß ich alle meine Kräfte aufbiete, um die Pflichten meines neuen Amts zu erfüllen und zum Gedeihen und Flore der Züricher Hochschule in meinem Teile mitzuwirken. Die mancherlei Befürchtungen, welche meiner religiösen Ansichten wegen unter Ihrem Volke laut geworden sind, hat

Digitized by Google

bereits Herr Bürgermeister Hirzel in öffentlichen Bekanntmachungen zu beseitigen gesucht, deren Inhalt ich dankbar als vollkommen mit meinem Sinn übereinstimmend anerkenne. In der Tat zähle ich es gar nicht zu den schwierigen Aufgaben, die ich an meinem neuen Posten zu lösen haben werde, die Gemüter derjenigen zu beruhigen, welche in mir einen Mann vermuten, der die ihm übertragene Stellung an Ihrer Universität zur Untergrabung der bestehenden Religion zu benützen im Sinne habe. Befürchtungen dieser Art müssen sich ja ebensobald verlieren, als man sehen wird, wie ich, weit entfernt, in ein fremdes Gebiet übergreifen und die Gemeinden in ihrem Glauben und ihrer Religionsübung stören zu wollen, mich rein innerhalb der Grenzen meines wissenschaftlichen Berufes halten und auch in diesem dahin wirken werde, daß die göttlichen Grundwahrheiten des Christentums geachtet und im Geiste dieser Achtung immer mehr vom menschlichen Beiwesen gereinigt werden. Möge es mir nur gelingen, so gewiß ich meinen ehrenwerten Gegnern in Zürich bald genug einen andern zu zeigen hoffe, als den sie in mir verabscheuen, meinen verehrten Gönnern umgekehrt mich möglichst als denjenigen zu bewähren, welchen ihr Wohlwollen in mir voraussetzt." Ganz so zuversichtlich, wie es hier klingt, äußerte er sich in seinen Briefen aus jenen Tagen freilich nicht, wie er denn von Anfang an am Gelingen der Sache gezweifelt und bald genug resigniert verzweifelt hat.

Der Erziehungsrat aber faßte unter dem Eindruck des wachsenden Widerstandes am Tage, wo ihm dieses Schreiben von Strauß zukam, den Beschluß, es „sei unter den gegenwärtigen Umständen die Entscheidung über den Zeitpunkt der Einberufung zu verschieben; das Präsidium solle dem Herrn Dr. Strauß die Gründe mitteilen, warum gegenwärtig die wirkliche Einberufung noch nicht stattfinde". Das war der erste Schritt zurück, das erste Anzeichen schwächlicher Nachgiebigkeit seitens der Regierenden. Es kam aber bald noch viel schlimmer.

Digitized by Google

Am 1. März erließ das Zentralkomitee Hürlimanns eine nach unseren Begriffen unverschämte Adresse an den Regierungsrat, die als erste Forderung nun auch ihrerseits aussprach: Strauß darf und soll nicht kommen, und die es „wagte", der Behörde vorzuschlagen: 1. daß die Berufung des Dr. Strauß von Ludwigsburg zurückgenommen und daß derselbe niemals an irgendeiner Lehranstalt des Kantons Zürich [1]) angestellt werde; 2. daß dagegen ein wissenschaftlich ausgezeichneter Professor der Dogmatik von entschiedener evangelisch-christlicher Gesinnung berufen werde. Um aber gewiß nicht mißverstanden zu werden, schloß das Schriftstück mit der Drohung: „Wir geben schließlich der h. Regierung die Folgen zu bedenken, die aus der Verweigerung unserer Forderungen für sie und für das ganze Land hervorgehen müssen"; d. h. die konservative Gesellschaft drohte mit — der Revolution. In der Sturmpetition aber, die wirklich, von den Geistlichen kolportiert, durch alle Gemeinden des Kantons lief und etwa 40 000 Unterschriften erhielt, drückte sich das Glaubenskomitee noch deutlicher aus: Strauß soll und muß entlassen werden! hieß es da; daß der Kirchenrat die Wahlen aller Professoren an der theologischen Fakultät zu prüfen und nach Gutdünken zu bestätigen habe, wurde für die Zukunft gefordert; und endlich die Schule —! „Es solle die religiöse Richtung im ganzen Schulwesen, den höheren und niederen Volksschulen und im Schullehrer-Seminar mehr vorherrschen und eine beförderliche Totalrevision des Seminargesetzes vorgenommen und einzig solchen Männern die Wirksamkeit am Seminar anvertraut werden, welche sich durch Wort und Tat zur evangelisch-reformierten Lehre und zur Bildung der Zöglinge in diesem Sinne bekennen." Von Scherr speziell aber hieß es in einem beigefügten Begleitschreiben: er habe zwar

[1]) Also auch an keinem Gymnasium und auch nicht an der philosophischen Fakultät der Züricher Hochschule!

Digitized by Google

das Vertrauen des Volkes verloren; allein den durch das ganze Land gehenden Ruf: der jetzige Seminardirektor soll seiner Stelle enthoben werden, wolle das Zentralkomitee doch nicht zu dem seinigen machen; es wäre das eines wackeren Volkes nicht würdig, und es genüge auch, die Gewalt des Direktors in ihre gehörigen Schranken zu weisen. Scherr hat darauf ein ausführliches Rechtfertigungsschreiben an die Zweiundzwanzig des sogenannten Glaubenskomitees erlassen, in welchem er die wahren Gründe dieser gegen ihn und sein Wirken gerichteten Bewegung schonungslos bloßlegt, die ihm wegen seiner „Anmaßung und unbegrenzten Machtvollkommenheit" gemachten Vorwürfe und den Zweifel an seinem evangelischen Glauben energisch zurückweist und die „neuen Lehrer" gegen die Beschuldigung dünkelhafter Unbescheidenheit verteidigt. Der See aber raste weiter und wollte seine Opfer haben.

Auch der Regierungsrat lenkte jetzt ein. Zwar dem Zentralkomitee gab er seine Adresse „als eine grobe und anstandswidrige" zurück, aber den Erziehungsrat lud er nun doch zum Berichte ein, ob Professor Dr. Strauß nach dem Gesetz in den Ruhestand versetzt werden könne, da seine Berufung eine vielfach ausgesprochene öffentliche Meinung gegen sich habe und deswegen seine Wirksamkeit der notwendigen Bedingungen einer nützlichen Berufstätigkeit ermangele. Dieses Sichselbstaufgeben der Regierung entmutigte natürlich auch die Freunde von Strauß, die ihrerseits eben daran waren, Gegenerklärungen gegen das Glaubenskomitee unterzeichnen zu lassen, wobei sie sich freilich nicht auf so große Zahlen berufen konnten wie dieses.

In diesem Augenblick griff Strauß auf Drängen seiner Freunde selbst in die Bewegung ein: er erließ ein Sendschreiben an die Herren Bürgermeister Hirzel, Professor Orelli und Professor Hitzig, das Orelli mit einem eindringlichen Vorwort an seine Mitbürger alsbald veröffentlichte. Strauß sagt hier gewissermaßen seinen Glauben vor dem Züricher

Digitized by Google

Volk auf, und das ist immer mißlich. Es waren ähnliche Gedanken, wie er sie vor wenigen Monaten in jenem Aufsatz über Vergängliches und Bleibendes im Christentum ausgeführt hatte, nur daß das Nein bereits wieder stärker anklingt als das Ja: er war eben innerlich überzeugt, daß doch alles umsonst sei und aus der ganzen Sache nichts werden könne. Daher konnte er seiner Stimmung wohl nur mühsam noch diese friedlicheren Töne abgewinnen. Das durch fanatische Geistliche aufgehetzte Volk aber hörte natürlich ohnedies nur das Nein aus seinen Worten heraus, wenn er z. B. von Christus sagt: „So ist uns Christus der Sohn zweier frommer Eheleute, des Joseph und der Maria; aber die Frucht ihrer Vereinigung heiligte Gott; er blies ihr die schöne, reine Seele, den hohen und gewaltigen Geist ein, der sich schon frühzeitig in dem Kinde zeigte: und darum nennen wir mit vollem Rechte den Menschensohn auch Sohn Gottes. Und so die übrigen Wunder in seinem Leben. Zweimal soll Gott selbst über ihn heruntergerufen haben, daß er sein lieber Sohn sei, an dem er ein Wohlgefallen habe, und den die Menschen hören sollen. Was verlieren wir aber, wenn wir diese Erzählungen bezweifeln? Daß der Anstoß wegfällt, den es uns macht, uns Gott mit menschlicher Stimme redend zu denken, das werden wir doch wohl keinen Verlust nennen? Weiter aber fällt nichts weg; denn daß Gott an einem Leben, wie das Leben Jesu war, Wohlgefallen haben mußte, und daß wir nichts Besseres tun können als uns an ihn zu halten, das wissen wir ohne ausdrückliche Erklärung, wenn wir die Gottseligkeit und Reinheit jenes Lebens betrachten und dann an Gott und seine Heiligkeit auf der einen, an unsere Bestimmung auf der andern Seite denken. Mehr also verlieren wir mit jenen Himmelsstimmen nicht, als für ein schönes Gemälde verloren geht, von welchem ein angeklebter Zettel weggenommen wird, der die überflüssige Versicherung enthält, daß es ein schönes Gemälde sei. Ob Christus Kranke durch bloßes Wort und Berührung geheilt

Digitized by Google

habe, was liegt uns daran? Uns hilft er nicht mehr mittels besonderer Kräfte, wie den Blinden zu Jericho oder den Aussätzigen und den Lahmen in Kapernaum oder den Toten zu Nain und Bethanien: sondern uns öffnet er durch seine Lehren die Augen, daß wir einsehen, was Gottes heiliger Wille mit uns ist; uns stärkt er durch seine Ermahnungen und Verheißungen die gelähmte Kraft, seinem Vorbild nachzuringen; reinigt durch seinen Geist unser Herz und erweckt uns durch die Gemeinschaft seines Lebens, in die er uns aufnimmt, zum neuen Leben der Heiligkeit und Gerechtigkeit." Und fast noch unbefriedigender war für den „Kinderglauben" derer, an die sein Schreiben doch auch gerichtet war, sicherlich das, was er über die Wunder sagte: „Die Wunder im Sinne des alten Volksglaubens können nur für denjenigen einen besondern Wert haben, der unfähig ist, in der natürlichen Einrichtung der Welt die Macht und Weisheit des Schöpfers zu erkennen; und wir, die man beschuldigt, nicht an die Wunder zu glauben, die Gott im jüdischen Lande zur Zeit des Moses und der Propheten, Jesu und der Apostel getan, machen aus diesen nur deswegen nichts Besonderes, weil sie uns wie ein Tropfen im Meere verschwinden unter den zahllosen Wundern, welche Gott täglich und stündlich in allen Teilen der von ihm geschaffenen und erhaltenen Welt verrichtet." Öl in die Flammen aber goß er durch die scharfen Schlußworte, daß er „nicht zu reden habe mit jener aufgereizten Masse, die von einem gewiß nicht christlichen Ketzerhasse glühe und unter dem Deckmantel der Frömmigkeit alle möglichen andern weltlichen Interessen verfechten wolle, des Spruches Christi eingedenk, der solcherlei Menschen das Kleinod religiöser Überzeugung vorzulegen ausdrücklich verbiete." Die Geistlichen endlich, die er in seiner Sache am wenigsten als unparteiische Richter anerkennen konnte, reizte er durch die Vergleichung ihrer Feindschaft gegen ihn mit „der Erbitterung der Zunftgenossen gegen eine neue Erfindung, mittels welcher ihr Geschäft auf einfachere Weise,

Digitized by Google

als sie es erlernt haben, betrieben wird: die meisten Geistlichen sind nur darauf eingeübt, mittels des Klebens am Buchstaben der biblischen Erzählungen und Vorstellungen fromme Gefühle in ihren Zuhörern zu erwecken; daß wir uns anheischig machen, auch bei freierer Ansicht von der Bibel uns und andere zu erbauen, setzt sie in Verlegenheit und erregt ihren Unwillen, weil sie darauf nicht eingerichtet sind".

Allein dieses Schreiben, das nichts nützte, schadete auch nichts mehr; denn es kam, wie die meisten von den zahllosen Flugschriften jener Tage, zu spät. Zwar der Erziehungsrat, den die Regierung zum Bericht aufgefordert hatte, blieb erfreulich fest und weigerte sich, aus sachlichen Gründen „den Herrn Professor Strauß in den Ruhestand zu versetzen, abgesehen von den Rechten, welche dem Herrn Professor Strauß als wohlerworbene zustehen mögen". Dagegen versuchte er es mit einem Vermittlungsvorschlag, der ja seit jenen Tagen vielfach Schule gemacht hat: es sollte eine zweite Professur für Dogmatik errichtet und diese durch einen anerkannt orthodoxen Theologen besetzt werden. Der Regierungsrat aber entschied anders: um sich zu decken, berief er den Großen Rat auf den 18. März zu einer außerordentlichen Sitzung und legte diesem als seine Ansicht vor, „daß nach den vorliegenden notorischen Tatsachen eine nützliche Berufstätigkeit des Herrn Dr. Strauß an hiesiger Hochschule unmöglich erscheine, derselbe demnach in Ruhestand versetzt und für anderweitige angemessene Besetzung der hiermit erledigten Stelle gesorgt werden solle". Die Liberalen sahen darin mit Recht eine Verfassungsverletzung: denn der Große Rat war gesetzgebende Behörde und hatte nicht in die Geschäfte der Vollziehungsbehörden einzugreifen; auch glaubten sie durch das Nachgeben gegen das Glaubenskomitee die akademische Lehrfreiheit in höchstem Grade bedroht. Sie sahen aber auch, daß bleiche Angst viele auch der liberalen Ratsherren umgestimmt hatte, und so hielten die ra-

Digitized by Google

dikaleren Elemente es für das geringere Opfer, die temporäre Aufhebung der Hochschule zu beantragen und dadurch wenigstens die höchsten Güter des Staates, — Verfassung und Lehr- und Glaubensfreiheit zu retten. In diesem Stadium kam die Sache vor den Großen Rat. Noch einmal trafen die Geister in Rede und Gegenrede hart aufeinander, und wieder standen die Hirzel und Keller auf seiten von Strauß und verurteilten die in ihrer Quelle, ihrer Entwicklung und ihren Resultaten durchaus unreine Bewegung aufs schärfste. Bluntschli und Professor Schweizer vertraten wiederum die Sache der Opposition: Schweizer mehr wie ein Angeklagter, der sich zu verteidigen hatte gegen die nicht unbegründete Behauptung der Gegner, daß auf der Seite, auf der er stehe, schlechte Mittel angewandt worden seien, und gegen den ihn offenbar besonders kränkenden Vorwurf, daß er ja selber ähnliche Ansichten habe wie Strauß. Er sei Schleiermachianer, rief er, und „es ist ein großer Unterschied zwischen Strauß und Schleiermacher". Bluntschli wandte sich vor allem gegen die unglücklich ausgeklügelte Motion auf Aufhebung der Hochschule und konnte natürlich leicht ihre politische Verwerflichkeit nachweisen. „Meine Rede schnitt am tiefsten ein", bezeugt er sich selber[1]); und sie war auch wirklich geschickt, konnte er sich doch diesem radikalen Antrag gegenüber in die imponierende Toga des weitblickenden Staatsmannes hüllen und den Segen der Hochschule für den Kanton mit bildungsfreundlichen Worten eindringlich dartun.

Aber auf Reden kam es jetzt nicht mehr an: derselbe Rat, der sich vor sieben Wochen mit zwei drittel Mehrheit

---

[1]) Denkwürdiges aus meinem Leben von J. C. Bluntschli, 1. Teil, 1884, S. 222. Das Bild, das Bluntschli hier von der Bewegung und von seinem Anteil daran entwirft, ist stark retuschiert, und die Darstellung wie dieses ganze Denkmal menschlicher Eitelkeit und kindlicher Freude an sich selber lediglich darauf berechnet, ut palmam primum in suam gloriam adipisceretur.

Digitized by Google

für Strauß erklärt hatte, beschloß mit 149 Stimmen von 180, Dr. Strauß in Ruhestand zu versetzen; der Vermittlungsantrag, die Wahl von Strauß aufrecht zu erhalten und eine zweite Professur für Dogmatik zu errichten, ihm also einen „Strafprofessor" zur Seite zu stellen, erhielt nur 38 Stimmen. Daß die Motion auf Aufhebung der Hochschule für erheblich erklärt wurde, hatte nur die Bedeutung eines Rückzugsgefechtes und blieb ohne Folgen. Unter diesen Umständen fügte sich natürlich auch der Erziehungsrat, nur drei Mitglieder desselben beharrten auch jetzt noch auf ihrem Widerstand; aber selbst Hirzel und Orelli stimmten der Pensionierung von Strauß zu, Orelli mit dem bittern Ruf: „So habt Ihr abermals einen Ketzer abgeschlachtet, nehmt Euer Opfer hin, bratet ihn, zehret ihn auf." Strauß wurde mit einem jährlichen Ruhegehalt von 1000 alten Schweizer Franken in Ruhestand versetzt.

Das führte zu einem Nachspiel. Natürlich triumphierte das Glaubenskomitee des Herrn Hürlimann-Landis in einer öffentlichen Ansprache an seine werten Mitbürger und teuren Freunde laut über den erfochtenen Sieg: „Euer einstimmiger Zuruf, so bestimmt ausgesprochen, hat die Kirche unseres Landes gerettet, und Euer streng an den Gesetzen sich haltendes, in ruhiger Festigkeit seinen hochwichtigen Zweck unerschütterlich verfolgendes Benehmen das Vaterland vor großem Unglück bewahrt." Aber in den Freudenbecher fiel ein Wermutstropfen: „Wofür sollen wir, fragt sich mancher redliche Arbeiter, einem Manne, der dem Lande nicht allein nichts geleistet, sondern Schaden und Zwietracht gebracht hat, alle Jahre 1000 Franken zahlen?" Dem gegenüber bittet das Komitee, zu bedenken, daß dieses Opfer, nach der Ansicht des hohen Großen Rats, „für des Landes Ruhe nötig war und daß wir diese Ansicht als gute Bürger ehren sollen"; aber perfid fügt das Schreiben hinzu: „Wenn Herr Strauß dieses Geld annimmt, so stellt er sich dadurch vor aller Welt als einen unehrenhaften und habsüchtigen Mann dar, von dessen

Digitized by Google

Sittlichkeit usw. dann wohl niemand mehr viel zu rühmen wagen wird, dem dafür dann vielmehr die Verachtung jedes Biedermanns zuteil werden und um so sicherer jedes Wirken als Lehrer abgeschnitten sein wird." Doch nicht nur seine frommen Gegner zogen in dieser brutalen Weise gegen die „wohlerworbenen Rechte" von Strauß, welche der Erziehungsrat des Kantons Zürich als solche anerkannt hatte, zu Felde; auch Freunde, die ihn schon vorher im dringendsten Moment vergebens zum freiwilligen Verzicht auf die Professur zu bewegen versucht hatten, rieten ihm, unter solchen Umständen wenigstens auf die 1000 Franken zu verzichten oder sie, falls er das nicht wolle, doch sicher Züricher Anstalten zu überweisen. Strauß aber ließ sich weder von jenen Insulten des Herrn Hürlimann noch von diesen ängstlichen Freunden von seinem Recht abbringen, er blieb auf seinem Schein und nahm die 1000 Franken an. Daß er sich darin mit Baur eins wußte, der ihn in diesen Tagen in Stuttgart besuchte, war ihm eine besondere Freude und wahre Beruhigung. In einem ausführlichen und würdig gehaltenen Schreiben an den Erziehungsrat von Zürich motivierte er die Annahme so: „Dem hochpreislichen Erziehungsrat des Kantons Zürich habe ich, in ergebenster Beantwortung seiner Eröffnung der Beschlüsse vom 18. und 19. vorigen Monats, vor allem für die Beharrlichkeit zu danken, mit welcher er meine Rechte als wirklich berufenen Professors an der dortigen Hochschule, soweit es an ihm lag, aufrecht gehalten und erst der Notwendigkeit weichend meine Berufung zurückgenommen hat. — Gegen die Anwendung des § 185 Ihres organischen Schulgesetzes[1])

[1]) Dieser § 185 lautete so: „Der Erziehungsrat ist befugt, unter Vorbehalt der Genehmigung des Regierungsrats, einen Lehrer, welcher durch Alter oder andere unverschuldete Ursachen außerstand gesetzt wird, seine Stelle zu versehen, in Ruhestand zu versetzen, in welchem Falle demselben nicht mehr als die Hälfte seines fixen Einkommens entzogen werden kann." Strauß war wegen unverschuldeter Ursachen außerstande, sein Amt anzutreten, und erhielt daher die Hälfte des ihm bestimmten Gehalts von 2000 Franken.

Digitized by Google

auf meinen Fall stünde mir zwar, wie mich kundige Freunde versichern, rechtskräftige Einrede zu, deren ich mich jedoch, um eine schon allzulang verhandelte Sache nicht noch weiter fortzuspinnen und zu verwickeln, lieber begeben will. — Den für mich festgesetzten Ruhegehalt von 1000 Franken betreffend, ist mir von manchen Seiten die Erwartung fast als Forderung entgegengetreten, daß ich denselben ausschlagen werde. Begreiflich! Wer ist nicht gern großmütig auf fremde Kosten, und vollends gar, wenn ihm selbst dadurch Kosten erspart werden! So hat insbesondere das Züricher Glaubenskomitee in seiner Abschiedsproklamation mir ordentlich einen moralischen Zwang anzutun versucht durch die öffentlich ausgesprochene Behauptung, da ich der dortigen Hochschule keine Dienste geleistet, mithin auch keinen Ruhegehalt verdient habe, so könnte meine Annahme desselben nur aus unehrenhaften, habsüchtigen Beweggründen erklärt werden. Allein das Glaubenskomitee glaube nur nicht, mich durch Insinuationen, zumal so plumper Art, forcieren zu können. Es könnte wissen, daß ich gewohnt bin, nach Überzeugung meinen eigenen Weg zu gehen, unbekümmert um das Geschrei einer kleineren oder größeren Masse, des halben oder ganzen Publikums. Meine Überzeugung in dieser Sache beruht aber auf folgenden Punkten, deren ausführlichere Erörterung mir der hochpreisliche Erziehungsrat, obwohl sie Seiner Einsicht gegenüber ohne Zweifel entbehrlich wäre, dennoch mit Rücksicht auf das Publikum, dem die öffentlichen Blätter diese Zuschrift vorlegen werden, hier gestatten möge. — Ein Rechtsanspruch auf eine Pension muß mir doch wohl zustehen, sonst würde schwerlich die oberste Behörde eines mir fremden und überdies zu meinen Ungunsten aufgeregten Landes mir eine solche beinahe einstimmig zuerkannt haben. — Was aber den moralischen Anspruch betrifft, so habe ich zwar allerdings der Republik Zürich keinen Dienst leisten noch Nutzen bringen können, in einem Amt, an dessen Antritt ich ohne meine Schuld ver

Digitized by Google

hindert worden bin; aber die andere Frage ist, ob nicht die Züricher Regierung durch ihre Berufung und deren nachherige Zurücknahme mir einen Nachteil zugefügt hat, für welchen ich eine Entschädigung ansprechen kann. Für die Beschimpfungen, welchen in Ihrem Kanton diese Zeit her mein Name ausgesetzt gewesen ist, würde eine pekuniäre Schadloshaltung nicht einmal genügen; vielmehr jedoch kommen sie hier gar nicht in Anschlag, da sie in den Augen aller Vernünftigen, statt mich zu beschmutzen, auf ihre Urheber zurückgefallen sind. Aber folgendes kommt in Betracht. Ich habe um die in Zürich erledigte Stelle mich nicht beworben; meine dortigen Freunde wußten nur im allgemeinen um meine Geneigtheit, eine theologische Professur, von woher mir dieselbe geboten würde, anzunehmen. Hätte nun Zürich mich unberufen gelassen, so hätte vielleicht in kurzem eine deutsche Regierung diesen Versuch gemacht und durchgeführt, wogegen jetzt die Auftritte in Ihrem Kanton, die man freilich nur mit Unrecht als einen Vorgang für Deutschland betrachten würde, doch dieser und jener Regierung gegen einen solchen Schritt Bedenken erregen können. — Den Ehrenpunkt ferner betreffend, so sehe ich auch von dieser Seite nicht, was meiner Annahme des mir zukommenden Ruhegehalts entgegenstehen soll. Da ich denselben keiner Gnade, sondern dem Gesetz und Recht verdanke, so legt er mir keinerlei Verbindlichkeit oder Zwang auf, wodurch meine Unabhängigkeit gefährdet würde. Auch das trifft nicht zu, daß es unangemessen sei, von solchen einen Gehalt anzunehmen, die sich meine Dienste verbeten haben. Denn den Gehalt werde ich ja nicht von der Partei meiner Gegner beziehen, sondern von der Regierung, die über den Parteien steht. Selbst aber wenn es eine Beisteuer von den einzelnen Mitgliedern des Glaubenskomitees wäre, so hat es noch niemals für entehrend gegolten, von Feinden Gelder zu beziehen, deren Entrichtung ihnen durch Recht und Vertrag auferlegt war. — Nach allem Bisherigen

Digitized by Google

kommt eigentlich die Frage gar nicht mehr in Betracht, ob ich eines solchen Einkommens bedarf oder nicht. Kommt mir dasselbe von Rechts wegen zu, und kann es ehrenhalber von mir angenommen werden: so hat niemand danach zu fragen, ob ich dasselbe nicht möglicherweise auch entbehren könnte. Dessenungeachtet hat man, wie ich vernehme, über meine ökonomischen Verhältnisse die übertriebensten Vorstellungen in Umlauf gebracht, die zwar zu meinen Ungunsten erfunden sind, sofern sie meinen voraussetzlichen Beschluß, die Pension anzunehmen, im gehässigsten Lichte zeigen sollten, mich aber dennoch deswegen freuen, weil sie für die Leichtigkeit grundloser Mythen- und Sagenbildung, selbst noch in unserer Zeit, schlagende Belege sind. Da ich, wie gegesagt, nähere Auskunft über diesen Punkt dem größeren Publikum nicht schuldig bin, Sie aber eine solche nicht verlangen und die mir näher Stehenden ihrer nicht erst bedürfen, so sage ich hier nur so viel, daß es mir von dieser Seite als Leichtsinn oder Prahlerei erscheinen müßte, einen Beitrag zur Sicherung meiner bürgerlichen und damit auch meiner literarischen Unabhängigkeit, den mein gutes Recht mir bietet, ohne weiteres von der Hand zu weisen, um dem Publikum eine Großmutsszene zum besten zu geben — oder vielmehr einen Akt der Selbstverurteilung. Denn was ist das Verlangen, daß ich die mir zukommende Pension nicht annehmen solle, anders, als die Fortsetzung des früheren, ich hätte der mir übertragenen Stelle freiwillig entsagen sollen? Und woraus ging diese Forderung hervor, als aus dem Urteil, daß mir ein theologisches Lehramt von vornherein nicht gebührt habe? Wie man mir aber jetzt anmutet, auf den Züricher Gehalt zu verzichten, so hat man längst zu demjenigen scheel gesehen, was meine Schriften mir einbrachten, und dies bald in gehässiger Absicht vergrößert, bald mir sogar den lächerlichsten Vorwurf daraus gemacht, daß ich überhaupt etwas dafür bezogen habe. Was hinter all diesem steckt, ist leicht einzusehen. Es ist der alte, ver-

Digitized by Google

folgungssüchtige Ketzerhaß, nur unter einer modernen Maske. Der Andersgläubige hat in den Augen gewisser Leute das Leben und alle Güter desselben verwirkt. Von Rechts wegen sollte er nicht atmen, oder wenn dies, sollte er doch wenigstens ein Bettler, landesflüchtig, ohne Eigentum und Obdach sein. Daß es so weit mit mir, Gott sei Dank, nicht ist, daß sie sich den Triumph nicht versprechen dürfen, mich hilfesuchend vor ihren Türen zu sehen, um sie mir entweder zu verschließen oder noch besser, sich in ihrem christlichen Mitleiden recht wohl zu gefallen, falls sie mir dieselben öffneten, — diese meine Unabhängigkeit und jeder weitere Beitrag zur Sicherung derselben ist ihnen ein Dorn im Auge. Können sie mir nun — Dank sei dem Geiste unseres Jahrhunderts — nicht mit physischer Gewalt nehmen, was sie mir nicht gönnen, so suchen sie mit moralischem Zwange mir die Annahme unmöglich zu machen; wobei sie nur übersehen, daß ich ja ihren Vordersatz, meine Rechtlosigkeit, einräumen würde, wenn ich ihrer Zumutung nachgeben wollte. — Aus diesen Gründen erkläre ich dem hochpreislichen Erziehungsrate, daß ich die mir von der dortigen obersten Staatsbehörde ausgesetzte Pension annehme. — Dieselbe, so oft und soweit ich es angemessen finden werde, zu wohltätigen Zwecken zu verwenden, bleibt mir unbenommen, aber ebenso meinem freien Gutbefinden anheimgegeben, wie jeder sonst über jeden Teil seines Vermögens und rechtmäßigen Einkommens frei zu verfügen hat. Für die nächste Zeit ist mir ein solcher Zuwachs zu letzterem besonders willkommen, weil er mich in den Stand setzen wird, den Armenkassen meiner Vaterstadt Ludwigsburg eine Summe zufließen zu lassen, durch welche ich das Andenken meiner kürzlich verstorbenen Mutter ehren möchte. — Welchen Entschluß ich in dieser Angelegenheit hätte fassen mögen, der Mißdeutung würde, bei meinem Verhältnis zum Publikum, keiner entgangen sein. Ich habe rücksichtslos denjenigen gefaßt, der aus meiner eigensten Überzeugung hervorgeht und für welchen ich, wie ich ihn

Digitized by Google

hier samt den Beweggründen vorgelegt, die Billigung derer mir verspreche, an deren Urteil über mich mir allein gelegen sein kann. Wollen andere mich darum schmähen, so steht es ihnen von meinetwegen vollkommen frei: es gibt Menschen, mit denen ich so wenig eine gemeinsame Moral, als eine gemeinschaftliche Religion haben mag. Schließlich genehmigen Sie die Versicherung vollkommenster Hochachtung, mit welcher ich bin eines hochpreislichen Erziehungsrates ergebenster Dr. D. Fr. Strauß."

Strauß hat recht, mit jedem Worte recht, das er hier geschrieben hat. Er hatte sich zu dem Kanton Zürich und zu der ihm gegenüber schwach gewordenen Regierung nicht auf den Fuß der Großmut oder der Vornehmheit zu stellen, sondern lediglich auf den Rechtsstandpunkt. Danach hatte er auf zweierlei gesetzlichen Anspruch: 1. auf die Pension von 1000 Franken und 2. auf den Titel „Professor". Jene nicht anzunehmen hatte er keinen, sie anzunehmen alle die Gründe, die er in seinem Schreiben entwickelt hat. Auf den Titel dagegen hat er verzichtet, er blieb, was er war, wie Lessing der Herr Magister, so er der Herr Doktor Strauß. Und ebenso war es ganz seine Sache, wie er die ihm jährlich zufließenden 1000 Franken verwenden wollte; sie waren sein Privateigentum. Zunächst war ihm, wie wir gehört haben, die Summe willkommen zu Schenkungen an die Armenkassen seiner Vaterstadt zum Andenken an seine eben verstorbene Mutter. Später hat er wiederholt — durch Hitzigs Vermittlung — Beträge zur Linderung irgendwelcher Not nach Zürich zurückfließen lassen und so wenigstens „etliche Prozente dessen, was er von dort empfing, wohltätig dort wieder angebracht". Dabei sorgte er aber dafür, daß sein Name als der des Schenkgebers in Zürich nicht bekannt wurde: er tat es zu eigener Befriedigung, nicht den Zürichern zuliebe. Eine Verpflichtung dazu hat er aber nie anerkannt, und sich auch nicht bekümmert um den Ärger der Züricher, daß sie ihm

Digitized by Google

dieses Geld bis zu seinem Tode alljährlich haben zahlen müssen.

Wie aber für Strauß die Züricher Episode nunmehr erledigt war, so war natürlich auch in Zürich selbst nach Beseitigung des Störenfrieds die Sache aus, die Ruhe und die Beruhigung der Gemüter wieder hergestellt? Weit gefehlt! Und damit ist nachträglich die Meinung derer bestätigt worden, die in der Opposition gegen seine Berufung von Anfang an nur einen Vorwand und eine Maske gesehen hatten, hinter denen sich ganz andere, weitergehende Absichten verbargen. Strauß hatte nur den Namen hergegeben, und der blieb, auch als er beseitigt war und nicht mehr in Frage kam. Die Liberalen und namentlich die neuen Lehrer waren nach wie vor die „Struβen“[1]). Auch das Glaubenskomitee beschloß, wie Bluntschli so hübsch sagt, „noch eine Weile tätig zu bleiben“, und erließ schon am 22. April ein neues Sendschreiben, worin es seine Mitbürger zu voller Durchführung ihrer für Kirche und Schule ausgesprochenen Wünsche aufforderte und sie großwortig versicherte, daß das ganze christliche Europa auf das Züricher Volk blicke, ob die hohe Begeisterung, welche es für die heilige Religion bewiesen, eine wirkliche gewesen sei und sich auch werktätig äußere, oder, ob es, was der Herr verhüte, nur eine vorübergehende Aufwallung gewesen sei ohne tieferen Grund. Bei der Hochschule handelte es sich darum, ob sie im christlich-konservativen Sinn reformiert oder, wie die Gegner wollten, aufgehoben werden sollte; vor allem aber bei der Volksschule darum, sie rückwärts zu reformieren und zu reduzieren und der Kirche aufs neue untertan zu machen. So ging denn die Hetze gegen Scherr nun erst recht los, als gegen den zweiten Schwaben, der aber der Zeit und dem Ziel nach immer der erste und eigentlich an dem

[1]) Selbst außerhalb Zürichs hießen die Liberalen noch längere Zeit „die Struβen“, so in Arau, wie ich aus einem Brief A. E. Fröhlichs an Wolfgang Menzel vom Juni 1842 sehe (Briefe an Wolfgang Menzel S. 56).

Digitized by Google

ganzen Unglück schuld war. Die Fenster des Seminars von Küsnach wurden von der aufgewiegelten Bevölkerung eingeworfen, und das Seminar durch bewaffnete Bauernhaufen bedroht, so daß es durch Bürgerwehr und Landjäger geschützt werden mußte. Und wie es vorher hieß: Strauß darf nicht kommen, so lautete jetzt die vom Glaubenskomitee anfangs noch zurückgewiesene Losung: Scherr muß weg! Der Regierungsrat wurde mit Adressen und Deputationen bestürmt; denn da er einmal nachgegeben hatte, so war bei ihm auch hierin keine rechte Widerstandskraft mehr zu fürchten oder zu hoffen. Da aber die Opposition die Intervention des Bundes in die immer anarchischer werdenden Zustände des Kantons befürchtete, so beschloß sie dem zuvorzukommen und loszuschlagen; — es war am 5. September. Die Verantwortung dafür hat der Pfarrer Bernhard Hirzel, ein Freund Bluntschlis, der doch nicht bloß ein Poet, sondern auch ein Fanatiker war und wie alle solche Leute erst mit seinem Gott zu Rate ging, ehe er die Glocken zum Aufruhr ziehen ließ. Kaum ertönten in Pfäffikon, wo Hirzel Pfarrer war, die Sturmglocken zum Auszug gegen Zürich, so kam auch Herr Hürlimann-Landis und rief den ganzen Kanton zur Revolution auf mit den Worten: „Laßt Sturm läuten, Brüder! Vereinigt euch zum Schutze der verletzten Religion, der verletzten Verfassung, der Grundlage einer bessern Zukunft!" Wie die längst schon in sich gespaltene und immer kopfloser gewordene Regierung diesem nicht minder kopflosen, von Hirzel „in Gottes Namen" entfesselten Ansturm ruhmlos und kläglich erlag, habe ich hier nicht zu erzählen, doch sei wenigstens die Zahl der Opfer auf beiden Seiten angegeben, es waren ihrer zusammen 14 oder 15. Eine provisorische Regierung wurde gebildet, in der auch Hürlimann-Landis seinen Platz fand; in die am 2. Oktober eingesetzte definitive Regierung wurde unter anderen Dr. Bluntschli gewählt. Und nun erhielt der rasende See auch das zweite Opfer. Am 23. Oktober 1839 suspendierte der neue, nun natürlich konservative Erziehungsrat den Seminardirektor

Digitized by Google

Scherr von seinem Amt, weil seine Wirksamkeit im entschiedenen Widerspruch stehe mit der öffentlichen Meinung und mit den Ansichten der großen Mehrheit des Züricher Volks. Und ihm ging es nicht so gut wie Strauß: Rang und Titel wurden ihm abgesprochen und ihm zuerst zwei Drittel, dann im Mai 1840 auch das letzte Drittel seiner Besoldung entzogen. Scherr suchte vergeblich bei den Züricher Gerichten Schutz. Der Große Rat griff ein, hob den mit ihm auf Lebenszeit abgeschlossenen Dienstvertrag auf und bewilligte ihm eine — einmalige Entschädigung von 4400 Franken. Der Nachfolger von Strauß an der Universität aber wurde der Pastor Joh. Peter Lange aus Duisburg, der sich durch eine Schrift gegen das Leben Jesu von Strauß empfohlen hatte und diesem nun in Zürich ein eigenes Leben Jesu nach den Evangelien entgegenstellte, das inzwischen längst vergessen ist.[1])

Dies war der Verlauf dieser seltsamsten aller Revolutionen. Wie sehr sie sofort den Spott herausforderte, zeigt das schon erwähnte satirische „Heldengedicht" in neun Gesängen, „die Straußiade von Sadrach, Mesach und Abednego", d. h. in Wirklichkeit von einem Kompromotionalen von Strauß, dem verbummelten Theologen und späteren Journalisten Heinrich Elsner. Dasselbe hebt also an:

Gar fromm war neulich ein Kanton,
Das Züri-Biet benamset;
Man hat sich um die Religion
Gewaltig drin gewamset.

Auch die Gründe der Bewegung sind darin ganz richtig erkannt und bloßgelegt, wenn es u. a. heißt:

Gott Vater war der Hürlimann
Mit seinen Weltsfabriken,
Er tut die Schulen in den Bann

[1]) Bei Schweitzer wird es in der Geschichte der Leben-Jesu-Forschung (a. a. O. S. 115) unter den Werken anderer „Apologeten" nur eben noch genannt.

Digitized by Google

Und läßt die Kinder schicken
Gleich Eseln zum Maschinendreh'n:
Der Pöbel braucht nichts zu verstehn,
Sonst wird die Arbeit teuer.

Aber wenn die Berufung von Strauß in der aus ganz andern Motiven hervorgegangenen Bewegung nur eine Episode war, wie konnte das so verkannt und Strauß gegen alle historische Wahrheit als der einzig Schuldige in den Mittelpunkt dieses Sturmes im Wasserglas gerückt, der Züriputsch vom September 1839 für einen Straußenputsch gehalten werden, der er doch nicht war? Einmal: Vorwand und Namen hat Strauß tatsächlich doch dazu hergegeben, die Liberalen waren „die Strußen" und blieben es, auch als er längst aus dem Spiel ausgeschieden war. Allein es war nicht bloß ein Mißverständnis, war auch kein Mythus im ursprünglichen Sinne des Wortes, kein Gebilde unbewußt schaffender Sage, sondern eine Tendenzdichtung schlimmster Art. Und der Dichter dieser schlau ersonnenen Fabel war der konservative und kirchlich gesinnte Historiker Heinrich Gelzer aus Schaffhausen, seit 1839 Dozent in Basel, die Dichtung sein 1843 bei Perthes in Gotha erschienenes Buch „Die Straußischen Zerwürfnisse in Zürich".

Gelzer war einer jener professoralen Diplomaten, wie wir sie sonst mehr nur auf katholischer Seite kennen, und zugleich einer jener christlichen Weltmenschen, die den Christen als Weltmänner und den Weltleuten als Christen imponieren. Durch seinen Freund Bunsen ist er in Beziehung getreten zu Friedrich Wilhelm IV. In dessen Kreis galt bekanntlich das romantische Dogma, daß alle Revolution Sünde und Auflehnung gegen Gottes Ordnung sei. Nun hatten in Zürich die Konservativen und die Frommen aus sehr irdischen Beweggründen Revolution gemacht: das mußte erklärt, gerechtfertigt und — verschleiert werden; und das war nur so möglich, daß man diese Revolution für eine Art heiligen Krieges und, nach dem gefährlichen Wort, daß man Gott

Digitized by Google

mehr gehorchen müsse als den Menschen, für die Notwehr eines frommen, in seinen heiligsten religiösen Gefühlen schwer verletzten und bedrohten Volkes ausgab. Diese Geschichtsklitterung oder Geschichtsfälschung im konservativen und romantischen Interesse hat Gelzer vorgenommen. Er will keine anderen als rein religiöse Motive der Bewegung sehen oder doch gelten lassen; ausdrücklich lehnt er es z. B. ab, auf die Schulfrage als solche näher einzugehen, da sie nur örtliches Interesse habe, muß aber doch zugeben, daß sich die Revolution auch gegen Scherr gerichtet hat. „Das ist das Eigentümliche und Folgenreiche dieser Erscheinung", so faßt er am Schluß[1]) seine Darstellung zusammen, „daß die republikanische Regierung eines protestantischen Volkes — uneingedenk aller Warnungen der letzten fünfzig Jahre — den Versuch machte, das Christentum durch eine philosophische Doktrin zu ersetzen, die Kirche durch die Schule zu verdrängen; sodann daß dieser Versuch an dem Widerstande eines Volkes scheiterte, das — in seiner großen Mehrheit — für seine religiöse Überzeugung zu sterben bereit war. Diesem Volke hatte ein moralischer Instinkt, der in großen Krisen meist weiter sieht als die Erwägungen der Verständigen, die Überzeugung gegeben, daß es sich hier im letzten Grunde um die Anerkennung oder Verwerfung der christlichen Kirche, also um die Frage handele: ob Staat und Schule, ob das öffentliche und häusliche Leben, ob Zucht und Sitte der Zukunft sich von dem ewigen Felsen des Christentums lossagen dürfen? Mit Tausenden von Stimmen hat es auf diese Frage feierlich: nein! geantwortet. Gewiß, dieses laute Nein, ausgesprochen von einem ganzen Volke im Angesicht der christlichen Welt (vgl. oben denselben Bombast in der Erklärung des Züricher Glaubenskomitees) und Dessen, an den sie glaubt, dieses Nein, welches Tausende mit ihrem Blut zu besiegeln bereit waren: es ist schon für

[1]) Gelzer in der oben genannten Schrift S. 411 ff.

Digitized by Google

ich allein eine Tat, die ein denkwürdiges Blatt unserer Zeitgeschichte ausfüllt."

Es ist kaum zu verwundern, daß es immer noch Unklarheit und Sentimentalität in der Welt gibt, die sich von solchen frommen Phrasen blenden und erbauen läßt[1]). Aber bedauerlich ist, daß diese Gelzersche Geschichtsklitterung auch Hausrath für seine Darstellung des Züricher Handels in seinem Buch über Strauß als Hauptquelle gedient hat. Natürlich läßt er sich von der Gelzerschen Romantik nicht erbauen, als Gegengift teilt er im Anhang wenigstens große Stücke aus der Elsnerschen Satire seinen Lesern mit; und er bleibt nicht bloß ironisch kühl, er ist auch Historiker genug, um für das Richtige die Witterung zu haben und es auch zu sehen[2]); selbst Gelzer konnte ja natürlich den Tatbestand nur verschleiern, ihn nicht ganz verdunkeln und wegeskamotieren; aber in der Hauptsache folgt Hausrath doch diesem tendenziösen Gewährsmann, und so mußte seine Darstellung notwendigerweise einseitig und zwiespältig zugleich werden. Ihm haben dann die andern alle einfach nachgeredet und nachgeschrieben, und so ist diese verfälschte Darstellung in die Geschichtsbücher und in die Biographien von Strauß[3]) übergegangen.

---

[1]) In der Allg. D. Biographie, Band 49, S. 279 (Artikel „Gelzer") nennt Friedrich Curtius die Schrift Gelzers „eine ergreifende Schilderung der Kämpfe, durch welche der Angriff des siegreichen und übermütigen Radikalismus auf die heiligsten Güter der religiösen Überlieferung von einem gesunden Naturvolke kraftvoll zurückgewiesen wurde; es ist das Bild einer konservativen und ganz religiösen Volksbewegung". Hier ist jedes zweite Wort falsch. Daß sich Fr. Curtius durch Gelzer hat täuschen lassen, läßt sich verstehen; daß ihn dessen auch schriftstellerisch nicht allzu hoch stehende Darstellung „ergriffen" hat, ist mir dagegen weniger begreiflich.

[2]) Hausrath, a. a. O. I, S. 398f.

[3]) Natürlich auch in die von Harräus, doch gelegentlich mit dem bemerkenswerten Zusatz (S. 137): „wenn Gelzer, der Geschichtschreiber der Straußischen Zerwürfnisse in Zürich, recht hat."

Digitized by Google

Auch Treitschke [1]) setzt den Züriputsch lediglich in Beziehung zu der Berufung von Strauß und zu dem Ärger der sparsamen Seebauern über die dem Ausländer zu zahlenden 1000 Franken. Und doch ist die Wahrheit längst schon zu lesen in dem, für einen so schnöde Mißhandelten merkwürdig objektiv gehaltenen, Bericht über diese Vorgänge von J. Th. Scherr: „Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale während meines Aufenthalts im Kanton Zürich vom Jahre 1825 bis 1839" (4 Hefte, 1839-40)[2]), und ebenso in der auf Grund dieser Scherrschen Aufzeichnungen und in direkter Anlehnung an sie geschriebenen und mit reichem Aktenmaterial belegten „Geschichte des Kantons Zürich von 1831 bis 1840. Aus den Quellen untersucht und nach höchst wichtigen Mitteilungen von noch lebenden Zeitgenossen und Augenzeugen dargestellt durch Johann Jakob Leuthy von Stäfa (1845)."

Diese beiden echten Quellen der Gelzerschen Tendenzschrift gegenüber wieder zu Ehren zu bringen, habe ich für die Pflicht des Biographen von Strauß gehalten und bin deshalb hier etwas näher auf diese Dinge eingegangen, obgleich sie streng genommen über den Rahmen meines Buches hinausfallen.

Ich kehre noch einmal zu Strauß zurück. Man hat die Frage aufgeworfen, warum er denn auf einer theologischen Laufbahn bestanden und sich nicht mit einer philosophischen Professur begnügt habe. Selbst ein so billiger Beurteiler wie Hausrath [3]) sieht darin einen Ausfluß seines

[1]) Treitschke, a. a. O. Bd. 4, S. 491.

[2]) Ich verdanke die Kenntnis dieser wichtigen Schrift von Scherr dessen Schwiegersohn, meinem ehemaligen Direktor am Gymnasium in Baden, Geh. Hofrat Frühe.

[3]) Hausrath, a. a. O. I, S. 343: „In der Hauptsache ist es wohl sein leidenschaftliches Interesse an den theologischen Fragen gewesen, teilweise aber war es doch auch eigensinnige schwäbische Konsequenzmacherei, daß Strauß dem Widerspruch der halben Welt zum Trotz auf seinem Anspruch auf einen theologischen Lehrstuhl beharrte."

Digitized by Google

schwäbischen Eigensinns, und Treitschke schreibt es ihm natürlich nach und übertrumpft ihn noch, wenn er sagt[1]): „Der schwäbische Starrkopf verlangte nach einer theologischen Professur, obgleich er schon fast alle Grundlehren des Christentums in Frage gestellt hatte; es war genau dasselbe, wie wenn Martin Luther gefordert hätte, mitsamt seiner Frau Katharina General des Augustinerordens zu werden;" wobei offenbar nicht nur der „Starrkopf", sondern auch die Eigenschaft des „Schwäbischen" in diesem Zusammenhang als Schimpfwort anzusehen ist. Aber sind denn wir Schwaben wirklich so eigensinnig, eigensinnig ohne Sinn und Verstand? Und hatte Strauß vor der Berufung nach Zürich wirklich schon fast alle Grundlehren des Christentums in Frage gestellt? Doch auch abgesehen davon — ich habe es schon einmal gefragt —, wer hat ihm denn, wenn sein Verlangen nach einer theologischen Professur ein so seltsames Begehren war, eine andere, etwa eine philosophische Lehrstelle an einer Universität, die man ihm nach seinem Tode so freigebig zur Verfügung stellt, — wer in aller Welt hat ihm eine solche jemals angeboten? Mir ist davon schlechterdings nichts bekannt. Man berief ihn nach Zürich, und er hat diesen Ruf angenommen, wie Treitschke oder Hausrath den Ruf nach Heidelberg angenommen haben. Und daran tat er ganz recht. Strauß war Theologe und bis jetzt nur Theologe, ein streng wissenschaftlich geschulter und gelehrter Vertreter des neutestamentlichen und des dogmatischen Faches in der Theologie; und er war von dieser seiner Wissenschaft ganz erfüllt, geradezu leidenschaftlich, dämonisch und pathetisch für sie begeistert, inspiriert von diesem seinem gottgewollten [2]) Be-

[1]) Treitschke, a. a. O. Bd. 4, S. 491.

[2]) Ich wiederhole hier am Schlusse des Kapitels mit Absicht noch einmal diesen von Strauß selber auf sich und sein Werk angewandten Ausdruck, auf die Gefahr hin, daß manche Theologen darüber lachen oder sich entrüsten; sie sehen ein Gottgewolltes eben nur in

Digitized by Google

ruf. Und daß er in dem theologischen Fach etwas Rechtes leisten konnte, das hatte er vor aller Welt glänzend erwiesen. Also hatte er auch ein Recht auf diesen Beruf, sein Verlangen nach einer theologischen Professur war nicht seltsam, sondern war berechtigt und natürlich zugleich.

Aber ein Mann mit seinen Anschauungen —! „Wir müssen uns", schreibt er vor der Entscheidung an Märklin, „scheints noch einige Jahre gedulden, bis wir so offiziell auftreten dürfen; nur Schade, daß, bis es möglich wird, wir wahrscheinlich zu alt sein werden." Er hatte nur zu Recht. Heute dagegen sind auf den deutschen Hochschulen unter den Vertretern der neutestamentlichen Wissenschaft mehr als einer, die denken, wie Strauß im Leben Jesu gedacht hat, die in dem Stifter der christlichen Religion einen Menschen, ein großes Individuum, ein religiöses Genie sehen, alles Wunderbare in seinem Tun und Leiden leugnen und die evangelischen Berichte durchweg von Mythischem durchsetzt finden. Es ist vielleicht ein Skandal gewesen, daß ein Mann, der die Existenz Jesu leugnete, christlicher P r e d i g e r bleiben w o l l t e. Aber wenn ein w i s s e n s c h a f t l i c h e r Theologe, Mitglied einer evangelisch-theologischen Fakultät, das heute auf dem Katheder lehren sollte, so würde zwar in Synoden und Pfarrkränzchen ein großer Lärm darüber entstehen, aber pensioniert und abgesetzt würde er nicht. Strauß hat die Existenz Jesu niemals bestritten, ihm war er der Menschensohn, wie er sich selber genannt hat, der geniale Stifter unserer Religion: und dennoch damals dieses Geschrei und dieser Aufruhr!

Der Vorwurf aber, Strauß sei kein frommer Mann, keine religiöse Natur und d e s h a l b zum Professor der Theo-

---

dem, was s i e tun und was i h n e n paßt. Wir Pantheisten sind in diesem Punkt frömmer: wir machen Ernst mit der schlechthinigen Abhängigkeit Schleiermachers und sehen auch in dem, was w i r tun und was w i r leiden, das Wirken Gottes in uns, sehen in a l l e m ein Gottgewolltes und ein Gottgewirktes.

Digitized by Google

ogie nicht tauglich gewesen, verfängt ohnedies nicht. Wer will denn bestimmen, wie fromm ein anderer, wie fromm etwa unsere Theologieprofessoren sind? Ich jedenfalls weiß nicht, wie groß die Dosis Religion sein muß, die für einen solchen notwendig ist; nach meinen Erfahrungen ist sie bei den einzelnen doch recht verschieden. So weit aber der Vorwurf Strauß treffen soll, wollen wir mit einer Antwort auf solche fürwitzige Frage lieber warten, bis wir ihn nicht bloß haben leben, sondern bis wir ihn auch haben sterben sehen. Dann sprechen wir wieder darüber.

Strauß selbst aber empfand, was er in der Zeit von 1835 bis 1839, von Tübingen bis Zürich, erlebt hatte, als ein schweres Unrecht und als eine tiefe und ganz unverdiente Kränkung, und das hat ihn bitter gemacht sein Leben lang, obwohl noch anderes dabei mitgewirkt hat, und es hat ihm auch faktisch sein Leben verdorben. Nachdem er im monarchischen Württemberg als Repetent am theologischen Seminar abgesetzt und im republikanischen Zürich seine Pensionierung als Professor der Theologie vom Volk mit Geschrei und Aufruhr erzwungen worden war und man diese Untat der Züricher als eine berechtigte Notwehr und als die Großtat eines in seinen heiligsten Gefühlen verletzten frommen Volkes entschuldigt und gepriesen hatte, war für ihn jede Aussicht auf eine Berufung und Anstellung, nicht bloß auf eine theologische, sondern ebenso auch auf eine philosophische Professur für alle Zeiten unwiderbringlich dahin. Wenn er zuerst in der eigenen Heimat, dann in der freien Schweiz unmöglich geworden war, so war er hinfort überall und überhaupt unmöglich. So stand er jetzt nach dem Züricher Handel erst vollends ganz gezeichnet und geächtet, ganz verlassen und ohne alle Hoffnung auf ein Amt und auf einen Beruf, zu dem man in Deutschland nun einmal den Staat nötig hat, stand jetzt wirklich als der Niemand in der Welt. Vor ihm das Nichts: was nun?

Digitized by Google

Innerlich aber bedeutete dieses Erlebnis für Strauß einen entscheidenden Wendepunkt. Er hatte eine Zeitlang Rücksicht geübt, jetzt warf er alle Rücksicht bei Seite, er hatte allerlei eingeräumt, jetzt nahm er alle Konzessionen zurück, er hatte eine Brücke schlagen wollen, jetzt brach er alle Brücken ab. Scheinbar hatte er dem Verlauf der Züricher Sache ruhig und gelassen zugesehen. In Wirklichkeit war ihm durch den an ihm verübten Frevel in gärend Drachengift die Milch der frommen Denkart nun verwandelt, mit Maria Stuart konnte er sagen:

Maßigung! Ich habe
Ertragen, was ein Mensch ertragen kann.
Fahr' hin, lammherzige Gelassenheit!
Zum Himmel fliehe, leidende Geduld!
Spreng' endlich deine Bande, tritt hervor
Aus deiner Höhle, langverhaltner Groll!

Hinfort war Feindschaft gesetzt zwischen Strauß und den Theologen, wie zwischen dem Menschen und der Schlange: sie hatten keinen Dank, keine Gerechtigkeit, keine Rücksicht für ihn gehabt, so wollte er sie nun auch nicht mehr schonen, und so hat er sie denn auch nicht mehr geschont sein Leben lang. Zu tun aber hatte er es mit ihnen noch immer, denn nur mit den Theologen war er fertig, mit der Theologie noch lange nicht. Zu ihr ist er immer wieder und immer dann zurückgekehrt, wenn er sich selbst am besten verstand; und so schrieb er jetzt alsbald ein zweites großes theologisches Werk — seine christliche Glaubenslehre. Wir können uns denken, auf welchen Ton sie gestimmt war, und wir werden gespannt sein, was vom Glauben und vom Dogma in dieser Glaubenslehre, in der er seinen alten dogmatischen Plan nunmehr zur Ausführung brachte, noch übrig geblieben ist. Der nächste Band soll uns zuerst darüber Aufschluß geben.

Druck von Georg Reimer, Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

J. F. Marsh.

Digitized by Google

Friedrich Nietzsche

von

Theobald Ziegler.

Zweiter Teil

1874—1874.

Verlag von Karl J. Trübner.

1908.

Digitized by Google

Digitized by Google

David Friedrich Strauß

von

Theobald Ziegler.

Motto: Gesprochen hab' ich manches Wort,
Geschrieben manches Blatt,
Auch leider manchen Schritt gemacht,
Den man gescholten hat.
Die ihr mich schmäht, so höret doch
Von mir ein Wörtlein an:
Wohl jedem, den kein Husten plagt!
Ich huste, wie ich kann.
(D. Fr. Strauß, Duldung.)

Zweiter Teil:
1839—1874.

Mit einem Bild von Strauß aus seinem 58. Lebensjahr.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1908.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Teils.

	Seite
ünftes Kapitel: Die christliche Glaubenslehre	325—360
echstes Kapitel: Die Ehe und ihre Lösung	361—408
iebentes Kapitel: Strauß als Politiker	409—487
chtes Kapitel: Strauß als Biograph	488—546
Neuntes Kapitel: Die Rückkehr zur Theologie	547—570
Zehntes Kapitel: Das Leben Jesu für das deutsche Volk	571—639
Elftes Kapitel: 1866 und 1870. Voltaire und Renan	640—666
Zwölftes Kapitel: Der alte und der neue Glaube	667—730
Dreizehntes Kapitel: Das Ende	731—745
Schluß	746—764
Nachwort	765—768
Namen-Register	769—777

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Die christliche Glaubenslehre.

Das Jahr 1839 bildet im Leben von Strauß den eigentlichen Wendepunkt. Zwar äußerlich blieb alles beim alten. In Stuttgart lebte er unvertrieben weiter wie bisher. Daher hatte er auch nicht nötig, auf die Einladung des Fürsten von Pückler-Muskau, der ihm sein altes Stammschloß in Schlesien als Zufluchtsstätte anbot, einzugehen. Diese Einladung war gut gemeint, es war etwas Ritterliches, etwas „Sickingensches" in der Art, wie ihm der liberale Aristokrat die Hand zum Schutze bot. Daneben hätte es freilich auch der Eitelkeit Semilassos geschmeichelt, wenn er neben Leopold Schefer und Heinrich Laube auch diesen seltenen Vogel seiner Menagerie hätte einverleiben dürfen. In einen Käfig wollte sich aber Strauß nicht sperren lassen, auch wenn er vergoldet war, er blieb lieber ein freier Mann[1]).

Aber innerlich wurde es mit ihm nach den Erfahrungen der letzten Jahre allerdings anders. Bis dahin war er Theologe gewesen und gehörte in die Theologie und in den normalen Gang ihrer Entwicklung mitten hinein. Er hätte auf Grund seiner Leistungen Doktor und Professor der Theologie sein können und hätte beides werden müssen, wenn die theologischen Fakultäten nicht zu engherzig und die Regierungen

[1]) In der Neuen Freien Presse vom 16. März 1873 hat Strauß selber diese ihm wohltuende Episode „zum Andenken an den Fürsten Pückler-Muskau" erzählt und die Briefe des Fürsten und Leopold Schefers an ihn aus den Jahren 1839 und 1840 mitgeteilt.

Digitized by Google

— in Deutschland unter theologischem Einfluß, in der Schweiz unter dem Ansturm eines fanatisierten Volkes — nicht zu feige dazu gewesen wären. Jetzt schreibt er die christliche Glaubenslehre, und mit ihr schreibt er sich aus der Theologie hinaus. Nur verstehe man das nicht so, als ob das Buch eine Streit- und Brandschrift oder eine ganz persönliche Absage an die Theologen gewesen wäre. Es war auch jetzt wieder, wie das Leben Jesu, ein streng gelehrtes, durchaus im Rahmen wissenschaftlicher Theologie sich haltendes Werk. Als Theologe hat er sich durch ein theologisches Buch aus der Theologie hinausgeschrieben: das ist die Paradoxie dieser Wendung. Oder sollte es etwa die Paradoxie der Theologie selbst sein? Erfüllte sich am Ende hier an Strauß nur jenes Wort von Schleiermacher in der „Weihnachtsfeier“: „Wenn es mit dem Märchen- und Wunderglauben eines Knaben recht arg geworden, so lasse man ihn nur Theologie studieren, das heilt ihn gewiß“? Auch Strauß war, durch sie, von ihr „geheilt“, und der Heilungsprozeß vollzog sich eben in der christlichen Glaubenslehre, die er jetzt mit aller Energie in Angriff nahm.

Als Student schon hatte er den Plan zu einer auf Hegelscher Grundlage sich aufbauenden Dogmatik gefaßt. Das Leben Jesu und die Kämpfe um dasselbe hatten sich dazwischen geschoben, dieses Buch war sozusagen nur eine Vorarbeit zu seiner Dogmatik gewesen: eine Vorarbeit im großen Stile freilich, wenn wir an das denken, was er historisch-kritisch und exegetisch darin geleistet hat; aber immerhin nur eine Vorarbeit. Für Strauß lag — wenn nicht der Wert, so doch der Zweck des Lebens Jesu wirklich in der „philosophierenden“ Schlußabhandlung, dieses gipfelte nicht nur äußerlich im Dogmatischen. Eine Dogmatik zu schreiben, das war sein frühgefaßter und bis jetzt festgehaltener Lebensplan: warum hätte er ihn nicht ausführen sollen?

Dazu kam in letzter Zeit auch von außen her ein Anlaß, der ihn trieb, sich aufs Dogmatische zu werfen. Er

Digitized by Google

sollte ja in Zürich Dogmatik lesen, also mußte er sich darauf vorbereiten, mußte eine solche entwerfen. Und so sehen wir ihn seit Ende 1838 eifrig bei dieser Arbeit, die ihn auch nicht losließ, als sich der Plan mit Zürich und damit seine Aussicht auf eine theologische Professur zerschlug. Der Gedanke an Zürich hatte nur den Anstoß gegeben, mit der Arbeit zu beginnen, der Plan selbst ist viel früher und unabhängig davon gefaßt worden — als Lebensplan; deshalb konnte ihn der Züricher Zwischenfall auch nicht davon abbringen.

Noch einmal eine Vorarbeit dazu bildet die zunächst für die Hallischen Jahrbücher geschriebene, über 200 Seiten große Abhandlung „Schleiermacher und Daub in ihrer Bedeutung für die Theologie unserer Zeit", mit der er im August 1839 eine Sammlung zerstreuter Aufsätze aus den Gebieten der Theologie, Anthropologie und Ästhetik unter dem Titel „Carakteristiken und Kritiken" eröffnet hat. Sie gehört zum Feinsten und Tiefsten, was Strauß geschrieben hat. „Dankbare Verehrung" für beide Theologen bildet wirklich den Grundton der Arbeit, auch die Kritik ist daher durchaus maßvoll und bei aller Bestimmtheit im Ton stets ganz sachlich, gemessen und angemessen, aber der Aufsatz darum doch frisch und lebhaft geschrieben. Zuerst wird jeder der beiden Theologen für sich in seiner wissenschaftlichen Entwicklung und nach der Reihe seiner vornehmsten theologischen Schriften betrachtet, wobei uns natürlich der Versuch, die Entwicklung Schleiermachers aus der Romantik heraus und von den Reden über die Religion an bis hinauf zu der Höhe der Glaubenslehre zu zeichnen, ganz besonders interessiert. Man geht noch heute nicht fehl, wenn man, um sich in Kürze über Schleiermachers Werdegang zu orientieren, auf den ersten Abschnitt dieser Straußschen Abhandlung zurückgreift. Auch bei Daub handelt es sich um eine Entwicklung — von Kant über Schelling zu Hegel. Einzig mit dessen Phänomenologie zu vergleichen und auch ausdrücklich dem An-

Digitized by Google

denken Hegels gewidmet, ist Daubs letzte Schrift „Die dogmatische Theologie jetziger Zeit oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel". Über sie sagt Strauß: „Es ist eine Dantesche Hölle, mit den Dogmatiken, Kommentaren und theologischen Zeitschriften der letzten sechzig Jahre geheizt, wo Ghibellinen neben Guelfen, Supranaturalisten neben Rationalisten braten, durch deren verschlungene Gruppen der Geist des verewigten Philosophen den Theologen, wie dort der des Dichters den Dichter als Cicerone hindurchgeleitet; zur göttlichen Komödie aber wird das Ganze durch die in der Darstellung waltende Ironie, welche in der erhabenen Ruhe ihrer immanenten, siegesgewissen Haltung vielmehr Humor zu heißen verdient. Es ist ein Gericht, mit einer durch Mark und Bein dringenden Donnerstimme ausgesprochen; aber leider in einer Sprache, welche, weil weder den Gerichteten noch den Gerichtsdienern verständlich, bis jetzt so viel wie wirkungslos geblieben ist. Das Buch wäre, in ganz anderer Art als die Sentenzen des Lombarden, wert, daß die Theologen künftig Kommentare darüber schrieben; aber warum hat es noch niemand in eine traktablere Sprache umgesetzt? Ich glaube fast, ich wäre hiezu befähigt; aber ich möchte es doch nicht tun, weil ich vorausweiß, daß mir in der meinigen das Buch weniger gefallen würde als in der seinigen. Zu einem so tiefgegrabenen Inhalt gehört auch diese granitene Form. Dennoch bleibt es auf der andern Seite wahr: so muß derjenige schreiben, welcher nicht verstanden, nicht gelesen, auch ohne Wirkung bleiben will." Wir werden bald genug verstehen, warum diese Daubsche Kritik aller Dogmatik Strauß so mächtig imponiert hat: sie war, nur nicht in ihrer unverständlichen Sprache, das nächste Vorbild für seine eigene Glaubenslehre. Im dritten Abschnitt folgt dann die Parallele zwischen Schleiermacher und Daub als Dogmatikern. Sie hebt damit an, daß er jenen den Kant der protestantischen Theologie nennt, Daub dagegen mit Schelling und Hegel

Digitized by Google

zusammenstellt, und sie schließt mit dem Wort Oktavios im Wallenstein:

Es ist die Stärke, Freund, und Schnelligkeit.

So beweist schon hier Strauß seine Kunst zu charakterisieren, die ihm später in seinen Biographien so trefflich zustatten gekommen ist; darum ist die Abhandlung nicht nur lehrreich für jeden, der sich über Schleiermachers Entwicklungsgang orientieren und von dem heute völlig vergessenen Daub sich ein Bild machen will, sondern sie ist auch ästhetisch genußreich, ein schriftstellerisches Meisterwerk.

Für den Standpunkt von Strauß aber ist in ihr noch besonders bedeutsam das volle Verständnis für das Gefühlsmäßige in Schleiermachers Religiosität und speziell in seinen Predigten, in denen „er sich nach der erkältenden Verstandesarbeit der Woche Sonntags durch die Belebung des gemütlichen Zusammenhangs mit der Gemeinde wieder zu erwärmen pflegte". Selbst für sein erbauliches Ende, wie er, „ehe der Tod ihm die Augen zudrückte, noch den Moment erhaschte, wo er, mit seiner Familie wenigstens, das Mahl der christlichen Gemeinschaft begehen konnte", findet Strauß ein verstehendes, gutes Wort. Indem er aber subjektive und objektive Religion unterscheidet, läßt er doch nur das Wurzeln der ersteren im Gefühl gelten, stimmt dagegen Daub zu, der die Religion im objektiven Sinn „als ein Glauben und Erkennen, mithin als ein Denken faßt"; auch in der Religion muß Vernunft sein.

Von diesem Gegensatz gegen Schleiermacher aus formuliert Strauß schon hier die Aufgabe der Dogmatik. Er findet es „tadelnswert, daß Schleiermacher, statt geradeaus zu gehen, Winkelzüge macht, daß er, wie man wohl Soldaten, die auf der Bühne zu figurieren haben, erst in andere Uniformen steckt, so den philosophischen Truppen, die in seiner Glaubenslehre auftreten, zuvor die Kutte des frommen Gefühls überwirft, die aber, so sorgfältig sie auch gearbeitet ist, doch nicht verhüten kann, daß nicht hin und wieder

Digitized by Google

bei einer rascheren Bewegung der eigentliche Anzug aus ihr hervorblickt". Aber, wenn hier Schleiermacher wegen der Umgestaltung philosophischer Sätze in Gefühlsaussagen getadelt wird, — haben denn, wird man fragen, philosophische Sätze als solche in der Glaubenslehre überhaupt eine Stelle? Als solche können sie in derselben schon deswegen nicht vorkommen, weil sie hier aus ihrem genetischen Zusammenhang mit dem gesamten System der Philosophie herausgenommen sind; aber vorkommen dürfen, ja müssen sie, wenn anders die Dogmatik ihrer Aufgabe, das Wissen vom Glauben zu sein, genügen will. Das philosophische Denken wird ein theologisch dogmatisches, indem es auf jedem Schritt zugleich Reflexion auf den kirchlichen Glauben und den biblischen Inhalt ist; wobei ein doppelter Gang genommen werden kann: entweder vom Begriff zum Dogma herabzusteigen, das spekulativ Erkannte sofort auch als Lehre der Bibel und Bewußtsein der Kirche nachzuweisen; oder von gegebenen Positionen, dem einzelnen Glaubensartikel, zum philosophischen Begriff aufzusteigen, ihn durch die Dialektik des dogmatischen Stoffs aus diesem hervorzutreiben. Und wenn er dann hinzufügt: „Ich halte die letztere Methode für die richtige", so sehen wir, wie er selbst in dieser Arbeit so etwas wie das Sprungbrett hinüber zu seiner eigenen Glaubenslehre gesehen und in ihr das Programm für jene aufgestellt hat.

Freilich, ehe er an die Ausarbeitung ging, hatte er noch allerlei zu tun. Zunächst wurde 1839 eine neue, die vierte Auflage des Lebens Jesu nötig, und da galt es, den Schritt vom Wege, den er in der dritten Auflage getan, aber noch während der Arbeit daran als einen übereilten und falschen erkannt hatte, wieder zurückzunehmen, die Zweifel an der Echtheit des Johannes-Evangeliums, an denen er dort irre geworden war, wieder in ihr altes gutes Recht einzusetzen und daraus dann im einzelnen die Konsequenzen zu ziehen. Wie er sich in der Vorrede zu der dritten Auflage

Digitized by Google

über seine Stellung zum Johannes-Evangelium geäußert hat, wissen wir [1]). In der etwa gleichzeitig entstandenen Abhandlung über Schleiermacher und Daub heißt es gegenüber dem ersteren, der die Echtheit des vierten Evangeliums ohne weiteres voraussetzte, vorsichtig: „es kommen aber jetzt konservative und kritische Theologen darin überein, daß nur durch einen äußerst verwickelten kritischen Prozeß dessen Ursprung ausgemittelt und seine Autorität im Verhältnis zu den übrigen limitiert werden kann." Jetzt dagegen in der vierten Auflage vermißt er, wieder zuversichtlich geworden, über Johannes ein ähnliches Zeugnis wie das des Papias über Matthäus und läßt sich zugeben, daß wir in keinem unserer Evangelien den unmittelbaren Bericht eines Augenzeugen haben. In der Vorrede aber erklärt er: „Die vorige Auflage hatte des Irenischen zu viel. Die sich durchkreuzenden Stimmen der Gegner, Beurteiler und Mitarbeiter, nach denen aufmerksam hinzuhören ich mir zur Pflicht machte, hatten die Idee des Werkes in mir übertäubt; über dem emsigen Vergleichen abweichender Ansichten hatte ich die Sache selbst aus dem Gesicht verloren. Daher fanden sich, wie ich in gesammelterer Stimmung diese letzte Überarbeitung wieder durchsah, Änderungen, über die ich mich wundern mußte, und durch die ich offenbar mir selbst Unrecht getan hatte." Daher stellte er an allen solchen Stellen die früheren Lesarten wieder her, seine Arbeit bei der neuen Auflage bestand nur darin, die Scharten, die in sein gutes Schwert nicht sowohl der Feind gehauen als er selbst hineingeschliffen hatte, wieder auszuwetzen. In den literarischen Denkwürdigkeiten fügt er hinzu: „Doch immer noch nicht genug." Das ist richtig, der erste Wurf war doch der beste gewesen. Und deswegen hat er auch recht mit dem Stoßseufzer: „Ich wollte, ich hätte nie was daran geändert."

---

[1]) S. Bd. I, S. 266.

Digitized by Google

Die Hauptarbeit aber galt nun wie gesagt der christlichen Glaubenslehre. Einstweilen exzerpiert er und verdirbt sich dabei die Augen, so daß er in dieser Zeit zum erstenmal über sie zu klagen hat. Mit der Ausarbeitung begann er erst nach Neujahr 1840; denn das gelehrte Stoffsammeln und das künstlerische Schaffen hat er zeitlich immer auseinandergehalten. „Der Schriftsteller meiner Art", schreibt er darüber an Rapp, „muß von Anfang des Schreibens schlechterdings wie ein vollgesogener Blutegel sein und von seinen Büchern, wie ein solcher von der Wunde, wegfallen." Die Vorrede zum ersten Band ist vom 2. September 1840 datiert, der zweite Band erschien im Juni 1841; doch war schon im Februar „der letzte eschatologische Nagel in den Sarg des Dogmas geschlagen".

Was uns an diesem Buch zunächst auffällt, das ist der veränderte Ton. Strauß ist, namentlich wenn man an die zwei Jahre zuvor geschriebenen „friedlichen Blätter" zurückdenkt, viel negativer und polemischer, viel leidenschaftlicher und aggressiver geworden. Natürlich, in diese Kampfstellung hatten ihn die Theologen hineingestoßen, nun mußten sie es eben hinnehmen: sie hatten ihn als Feind behandelt, also behandelte er auch sie und ihre Wissenschaft hinfort als den Feind. Er schreibt jetzt, wie er selber sagt, ira et studio. Wenn aber Treitschke[1]) von einem „blöden Haß" spricht, zu dem „der geistreiche Mann in fünf Jahren harter Kämpfe herabgesunken sei und der dem Fanatismus Eschenmayers nichts nachgegeben habe", so sucht man dafür in dem Buch vergebens auch nur die leiseste Spur. Es war der Bruch mit der Theologie, nicht mit ihren einzelnen Vertretern, und der Kampf wurde mit ehrlichen Waffen — nicht blöd und fanatisch, sondern in glänzendster, geradezu elegantester Form geführt. Treitschke hat das Buch wohl nie in

[1]) Treitschke a. a. O., Bd. IV, S. 493.

Digitized by Google

der Hand gehabt, sonst hätte er so nicht darüber reden können.

Für den Umschwung zur Negation der Kirche und der Theologie gegenüber ist ein Brief an Märklin bezeichnend, den Strauß dem Freund aus Anlaß von dessen Buch über den Pietismus am 3. November 1839 geschrieben hat. Da heißt es: „Um indessen meine Ansicht über Deine jetzige Stellung offen zu sagen, welche Ansicht Dir aber freilich, wie ich klar einsehe, nicht dienen kann, ehe sie sich Dir ebenso aus dem Zusammenwirken äußerer Umstände und innerer Prozesse entwickelt haben wird, wie mir, — meine Ansicht also ist offen gesagt die, daß Du Dich über Deine Stellung zur Kirche in einer Selbsttäuschung befindest. Doch dies habe ich Dir längst gesagt und Du führst in Deinem letzten Schreiben gegen dieses mein Urteil eigene frühere Äußerungen von mir an. Erstlich die Vorrede meines Lebens Jesu, und da gestehe ich denn gleich offen, daß ich auf jenem Hegelschen Standpunkt jetzt nicht mehr stehe, und von der jungfräulichen Erzeugung Christi, seiner Auferstehung usw. als ewigen Wahrheiten nicht mehr sprechen möchte. Was aber die Vorrede zu den zwei friedlichen Blättern betrifft, so ist jene Ansicht allerdings noch immer die meine, und wenn man das, was ich dort beschrieben, noch Christentum nennen will, so habe ich nichts dagegen, sofern auf Worte nichts ankommt. Aber man wird es nicht: und das soll mir um so lieber sein. Orientiere Dich doch nur immer an einem von mir schon früher berührten Punkte, an der Exegese, und Du wirst erkennen, daß der Pietismus und der Kirchenglaube hier auf demselben Boden stehen. Und so ist denn auch das Urteil über Deine Schrift ganz allgemein, soweit ich vernehmen konnte, dieses, daß Du — und nun meinen die einen, aus List, die andern, aus Selbsttäuschung — auf den Sack (den Pietismus) geschlagen, den Esel aber (die Kirchenlehre) gemeint habest. Es ist merkwürdig und von uns wohl zu beherzigen, was es mit

Digitized by Google

dem uns nachwachsenden Geschlecht, nachdem wir den Damm durchstochen, für eine Wendung genommen: die besseren Köpfe alle, soweit sie für mehr als das Historische Sinn haben, sind über die Illusionen, heißen sie nun Schleiermachersche oder Hegelsche oder wie sie wollen, über diese Illusionen einer Übergangsperiode, die uns noch immer äffen wollen, sind diese Leute hinaus, und wir müssen auf ihren Standpunkt sorgfältig eingehen, um den unsern daran zu prüfen. Nur nicht zu zeitig stehen geblieben und dem Flusse des Fortschritts der Konsequenzen Einhalt getan! Sonst kommen wir in die saubere Stellung, nicht nur von den Altgläubigen wie natürlich angefeindet, sondern zugleich von den Fortschreitenden ausgelacht zu werden. Du mißverstehst mich nicht, als wollte ich vom äußeren Erfolg das Innere abhängig machen, d. h. ermahnen, wir sollen uns darnach in unseren wissenschaftlichen Bestrebungen richten, was sie für Anklang finden, — sondern ich zeige die Außenseite nur als Kehrseite der inneren Natur der Sache. Und in dieser Hinsicht bleibe ich dabei und berufe mich auf das Ergebnis einer aufrichtigen Selbstprüfung bei Dir, daß das Mitmachen und philosophische Aufstutzen der christlichen Dogmen von unserer Seite eitel Affektation ist, daß keine einzige religiöse Empfindung, die wir haben, sich natürlicherweise in eine christliche Form mehr kleidet, ja daß uns die religiösen Gefühle lieber ganz davonfliegen, ehe sie sich in das alte stinkende Käfig der wenn auch noch so zierlich überpappten Kirchenlehre zwingen lassen. Christus für sich mag gewesen sein, wer und was er will, das kann unserer Religion gleichgiltig sein, weil wir keinen Versöhner außer uns, kein Orakel mehr brauchen. Wendest Du ein: aber das Volk! so finde ich ja eben das verkehrt, daß die Wissenschaft sich nach diesen harten Köpfen richten soll; unsere Zeit kann nur dadurch weiter gebracht werden, daß die Wissenden — aber von denen willst Du ja nichts wissen, mit Schartenmayer rufend: o geehrtes Publikum, bring usw.

Digitized by Google

Ganz wohl und einverstanden; aber glaube nur, daß diese ecclesia invisibilis, eben weil sie letzteres ist, noch viele jetzt ganz unbekannte Glieder hat, und daß gerade unter den jetzt schon reifen Früchten derselben manche sind, die es nur durch inneren Wurmstich wurden, und bald abfallen werden, um den wahrhaft von innen heraus gezeitigten Platz zu machen. Dies, lieber Freund, ist mein Weg; ihn haben aber nicht bloß meine Gedanken, sondern ebensosehr äußere „Führungen", für welche ich der „sogenannten Providenz" nicht genug dankbar sein kann, mich geleitet; darum gehe Du nur getrost den Deinen und tue, was Dir gemäß ist; da Dich so gewiß wie nur irgendeinen die Liebe der Wahrheit leitet, und ich mir ein ähnliches Zeugnis geben darf (von unreinen Beimischungen ist wohl keiner von beiden frei), so werden wir wohl nicht zu weit auseinander kommen."

Dreierlei ist an diesem Briefe bemerkenswert. Hier schon die Frage: Sind wir noch Christen? und als Antwort darauf auch hier schon ein deutlich erkennbares Nein. Zum zweiten der Hinweis auf Jüngere, Fortgeschrittenere: dabei denkt Strauß wohl eher als an Bruno Bauer an Feuerbach, von dem zwar noch nicht „das Wesen des Christentums", wohl aber sein „Pierre Bayle" und der Aufsatz über „Philosophie und Christentum in Beziehung auf den der Hegelschen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit" erschienen war. Endlich ist wichtig die Absage an die Schleiermacherschen und an die Hegelschen „Illusionen".

Ganz so weit wie in diesem Brief vom November 1839, in dem die Erregung über die „äußeren Führungen" zu Anfang des Jahres noch deutlich nachzittert, ist er in der Glaubenslehre selbst doch nicht gegangen: an der Arbeit hat er sich beruhigt und seine Anschauungen noch einmal geklärt. Aber den Gegensatz zwischen dem Standpunkt des christlichen Glaubens und dem der modernen Wissenschaft, oder wie er ihn in dem ersten „apologetischen" Teil noch kürzer ausdrückt, den Gegensatz zwischen Glauben und

Digitized by Google

Wissen hat er auch hier mit unerbittlicher Schärfe formuliert. Bis dahin hatte er mit Hegel die Identität des Inhalts in beiden, in Religion und Philosophie, anerkannt und nur einen Unterschied in der Form gelten lassen wollen: die Religion habe in der Form der Vorstellung dieselbe Wahrheit wie die Philosophie in der freilich höheren Form des Begriffs. Jetzt fragt er: „Ist es denn wahr, ist es nach den eigenen Prinzipien derjenigen Philosophie, von welcher diese Bestimmung des Verhältnisses ausgegangen ist, wahr, daß der Inhalt gegen die Form so gleichgiltig ist? Verhalten sich wirklich beide so äußerlich zueinander, daß bei der Veränderung der einen Seite die andere unverändert beharren kann? Wenn Hegel die Form der Vorstellung, in welcher ihm zufolge die Religion den absoluten Inhalt hat, ungescheut als eine untergeordnete, inadäquate bezeichnet: so fragt sich, ob in einer endlichen Form der Inhalt als absoluter vorhanden sein kann und nicht vielmehr mit dieser Form selbst ein endlicher, der Idee unangemessener wird?" Und er beruft sich dafür ausdrücklich auf „die durch Hegel angeregte jüngere Philosophengeneration", auf Frauenstädt, Daumer und Feuerbach, die diese Identität des Inhalts entschieden in Abrede stellen. An den Begriffen Offenbarung, Weissagung, Wunder, Inspiration und Heiliger Schrift, indem er sie kritisch auflöst, weist er es selber nach, daß die kirchlichen Glaubensartikel sich auch inhaltlich nicht decken mit den Vernunftwahrheiten und wissenschaftlichen Einsichten unserer Zeit. So ist zwischen Glauben und Wissen wieder einmal das Band zerschnitten, das die Hegelsche Philosophie knüpfen zu können geglaubt hatte, die Versöhnung der beiden Standpunkte gehört zu ihren großen „Illusionen". „Wer zum Vernunftglauben noch nicht reif ist, der bleibt beim Offenbarungsglauben. Hier ist eine Kluft zwischen zwei Klassen der menschlichen Gesellschaft, den Wissenden und dem Volke, d. h. den Nichtphilosophierenden der höheren wie der niederen Stände, befestigt,

Digitized by Google

die sich vielleicht niemals ausfüllen wird." Also, ruft er pathetisch aus, „also lasse der Glaubende den Wissenden, wie dieser jenen, ruhig seine Straße ziehen; wir lassen ihnen ihren Glauben, so lassen sie uns unsere Philosophie; und wenn es den Überfrommen gelingen sollte, uns aus ihrer Kirche auszuschließen, so werden wir dies für Gewinn achten: falsche Vermittlungsversuche sind jetzt genug gemacht; nur Scheidung der Gegensätze kann weiter führen".

Dieses Aufgeben des Glaubens an die inhaltliche Identität von Religion und Philosophie ist nicht nur für die nächste Aufgabe, die es in dem vorliegenden Buch zu lösen galt, sie ist auch für Strauß selbst und seine ganze innere Entwicklung bis in sein letztes Buch hinein wichtig. Durch die christliche Glaubenslehre hat er sich nicht bloß aus der Theologie, er hat sich damit auch an einem Hauptpunkt aus der Hegelschen Philosophie hinausgeschrieben; und weil er nun für längere Zeit mit der Theologie auch der Philosophie untreu wird, so fehlt ihm von nun an, wie er 1869 an Professor Biedermann in richtiger Selbsterkenntnis schreibt, „der feste Rückhalt eines philosophischen Systems". Und es ging ihm, als er mit und nach der Theologie auch wieder zur Philosophie zurückkehrte, ebenso wie es Feuerbach gegangen ist: er war dann ohne einen solchen Rückhalt „gegen die Sirenenstimmen des Materialismus nicht gesichert". Allein ein konsequenter Materialist konnte er doch auch nicht werden, dazu waren die Jugendeindrücke zu mächtig, und diese wiesen ihn immer wieder zu Hegel und zum Hegelschen Idealismus zurück. So hat der Standpunkt des alten und des neuen Glaubens und der dort gemachte Versuch, Materialismus und Idealismus als gleichberechtigt in eins zu setzen, hier in der Apologetik der christlichen Glaubenslehre seine Wurzel. Oder anders ausgedrückt: Strauß brach mit der Theologie und hörte doch nicht auf, Theologe zu sein; darum konnte er in den sechziger Jahren wieder zu ihr zurückkehren. Und ebenso

Digitized by Google

ging es ihm mit der Philosophie: er brach mit einer Grundanschauung Hegels und hörte doch nicht auf, Hegelianer zu sein; darum konnte er in seinem letzten Buch Materialist und Hegelianer zugleich sein und somit auch hier wieder zu seiner ersten Liebe zurückkehren.

Doch damit greifen wir vor. Hier wird vielmehr eine andere Frage brennend, die wir bisher immer zurückgeschoben haben und die nun endlich zur Beantwortung reif ist, die Frage, ob jener scharfe Trennungsstrich, den Strauß in der Glaubenslehre zwischen Glauben und Wissen macht, nicht auf einer falschen, weil allzu intellektualistischen Auffassung des Glaubens und der Religion beruht? Vom Standpunkt des Lebens Jesu und der Streitschriften aus ließ sie sich noch nicht mit Bestimmtheit beantworten, wenn es auch oft so klang, als ob Strauß im Gegensatz zu Schleiermacher mit Hegel die Religion allzu einseitig als Denken, als Sache („Form") der Vorstellung gefaßt habe. Aber schon bei Hegel liegt die Sache nicht so intellektualistisch einfach. Die Religion, sagt dieser in der Einleitung zur Religionsphilosophie[1]), ist „die Region, worin alle Rätsel der Welt gelöst, alle Widersprüche des tiefersinnenden Gedankens enthüllt sind, alle Schmerzen des Gefühls verstummen, die Region der ewigen Wahrheit, der ewigen Ruhe. In der Beschäftigung mit ihr entladet sich der Geist aller Endlichkeit, diese Beschäftigung gibt die Befriedigung und Befreiung; sie ist absolut freies Bewußtsein, das Bewußtsein der absoluten Wahrheit und so selbst wahrhaftes Bewußtsein; als Empfindung bestimmt ist sie der Genuß, den wir Seligkeit nennen, als Tätigkeit tut sie nichts anderes als die Ehre Gottes zu manifestieren, die Herrlichkeit desselben zu offenbaren. Die Völker haben dies religiöse Bewußtsein als ihre wahrhafte Würde, als den Sonntag des Lebens angesehen; aller Kummer, alle Sorge, diese Sandbank der Zeitlich-

[1]) Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion, Bd. I, S. 3 f. (elfter Band der Werke).

Digitized by Google

keit, verschwebt in diesem Äther, es sei im gegenwärtigen Gefühl der Andacht oder in der Hoffnung. In dieser Region des Geistes strömen die Lethefluten, aus denen Psyche trinkt, worin sie allen Schmerz versenkt, alle Härten, Dunkelheiten der Zeit zu einem Traumbild gestaltet und zum Lichtglanz des Ewigen verklärt." Ich weiß nicht, ob man das Gefühlsmäßige in der Religion besser und schöner anerkennen kann, als es hier geschehen ist. Und darin weiß sich Strauß mit Hegel eins. So schon in seiner Definition des Glaubens: „Die Art und Weise", sagt er, „wie der Mensch den Inhalt der Offenbarung sich aneignet, die innere Beistimmung, die er, nicht infolge kritischer oder philosophischer Untersuchungen, ja oft im Widerspruche mit solchen, sondern überwältigt durch ein Gefühl, das die evangelische Kirche das Zeugnis des heiligen Geistes genannt hat, das aber in der Tat nur die Empfindung der Identität des im Individuum geweckten religiösen Lebens mit dem in der Schrift dargestellten und in der Kirche waltenden ist, — die Beistimmung, welche infolge dieses Gefühls der Mensch dem Schriftinhalt und der Kirchenlehre zollt, heißt in der kirchlichen Sprache der Glaube." Ganz besonders bezeichnend aber ist, wie er die Hegelsche Bestimmung von der Form der Vorstellung ergäuzt und korrigiert: er macht daraus „die Form und unmittelbare Weise des Gefühls und der Vorstellung". Man wird nicht fehlgehen, wenn man hierin den Einfluß Schleiermachers sieht, dessen „musikalische Religion" er so gut nachzuempfinden und so trefflich zu charakterisieren verstand. Endlich spricht er es auch geradezu aus, daß „das Gemüt der Boden sei, dem die Religion unmittelbar entsprieße". Nur will er mit Hegel anerkannt wissen, daß „auch die Vernunft, die objektive Tätigkeit der Intelligenz, ihren Samen in diesen Boden streue, daß mithin die aus demselben aufkeimende Religion an beiden Seiten Anteil habe". Aber wie steht es dann mit dem Wissenden und seinem Gemüt, wenn seine Wege sich von denen des Glaubenden

Digitized by Google

trennen? Wird dieses dadurch nicht verarmen? Nein; denn „dem wahrhaft Philosophierenden gewährt das System seiner philosophischen Überzeugungen von dem Wesen des Absoluten und seinem Verhältnis zum Endlichen, von der Natur und Bestimmung des Menschen usw. ganz dieselbe innerste und die Einheit seines Wesens mit sich abschließende Befriedigung, welche dem Gläubigen der Inbegriff christlicher Glaubenswahrheiten gewährt. Religion und Philosophie tun demselben höchsten Bedürfnis des Geistes genug: mit sich selbst ins reine zu kommen, des Einklange seiner endlichen Erscheinung mit seinem absoluten Wesen inne zu werden; nur daß die Religion sich zu diesem Behufe mit Gefühlen und Vorstellungen begnügt, zu deren Erregung und Ausdruck sie eines besonderen Kreises von Darstellungen und Übungen bedarf; wogegen die Philosophie diesen letzten Schleier zerreißt und zur Anschauung der Sache selbst, zum Begriffe vordringt." Man wird hier an Spinoza denken müssen. Aber immerhin, mit dieser letzten Wendung kommt Strauß doch wieder auf den früheren intellektualistischen Gegensatz von Vorstellung und Begriff zurück; und so wird man sagen können: Strauß habe die Gefühlsseite in der Religion nicht verkannt, er habe in der Zusammenstellung „Gefühl und Vorstellung" Schleiermacher und Hegel zu vereinigen gesucht; aber der Intellektualismus und Panlogismus schlägt allerdings wie bei dem Meister, bei Hegel selber, so auch bei ihm immer wieder vor, und macht seinen Religionsbegriff einseitiger und enger, den Gegensatz zwischen Religion und Philosophie gespannter und gefährlicher, als er freilich immer ist.

Für das Buch aber kommt das doch kaum in Betracht. Glaubenslehre, Dogmatik ist Wissenschaft und will es sein; die Theologie ist nicht Religion, sondern ist Wissenschaft oder sollte es doch sein. Als solche muß sie sich aber durchaus vor das Forum der Vernunft und des Denkens stellen und daraufhin prüfen lassen, ob sich ihre Glaubenssätze mit

Digitized by Google

den Gedanken der Vernunft, mit der Philosophie und dem philosophisch gebildeten Bewußtsein unserer Zeit zusammen denken lassen. In diesem Sinn präzisiert Strauß die Aufgabe seiner Glaubenslehre und ihre Stellung zur bisherigen Dogmatik so: „Sie soll der dogmatischen Wissenschaft dasjenige leisten, was einem Handlungshause die Bilanz leistet. Wird es durch diese gleich nicht reicher, so erfährt es doch genau, wie es mit seinen Mitteln daran ist: und das ist oft ebensoviel wert als eine positive Vermehrung derselben. Eine solche Übersicht über den dogmatischen Besitzstand ist in unseren Tagen um so dringenderes Bedürfnis, als sich die Mehrzahl der Theologen hierüber die größten Illusionen macht. Man schlägt den Abzug, den die Kritik und Polemik der zwei letzten Jahrhunderte vom alten theologischen Grundstocke gemacht hat, viel zu gering an, und dagegen die zweideutigen Hilfsquellen, die man in der Gefühlstheologie und mystischen Philosophie des gegenwärtigen gefunden zu haben glaubt, viel zu hoch. Man meint die Prozesse, welche über jene Ausfälle noch obschweben, zum größten Teile schon gewonnen zu haben und aus den neueröffneten Schachten der reichsten Ausbeute gewiß zu sein. Es könnte aber der Fall eintreten, daß jene Prozesse sämtlich an einem Tage verloren gingen: und wenn dann zudem noch diese neuen Gruben die Hoffnung täuschten, so wäre das Falliment unvermeidlich. Grundes genug, sich in Zeiten vorzusehen und genau zu untersuchen, was an den früheren Verlusten wirklich unwiederbringlich und was etwa noch beizutreiben ist, ebenso was bei den neueren Unternehmungen als sicherer Gewinn in Aussicht steht und wie sich, dies alles wohl berechnet, die Aktiva zu den Passiva verhalten."

Um eine kritische Überschau handelt es sich also hier, wie fünf Jahre zuvor beim Leben Jesu. Allein „die subjektive Kritik des einzelnen ist ein Brunnenrohr, das jeder Knabe eine Weile anhalten kann. Die Kritik, wie sie im Laufe der

Digitized by Google

Jahrhunderte sich objektiv vollzieht, stürzt als ein brausender Strom heran, gegen den alle Schleusen und Dämme nichts vermögen"; oder noch kürzer und epigrammatischer: „Die wahre Kritik des Dogma ist seine Geschichte." Es ist nämlich dieser kritische Prozeß nicht erst von dem heutigen Theologen zu veranstalten, sondern er liegt in der ganzen Entwicklungsgeschichte des Christentums bereits vor, und der jetzt lebende Theologe hat ihm bloß zuzusehen und ihn begreifend zusammenzufassen. So wird diese Art der Dogmatik vielmehr zur Dogmengeschichte, der Dogmatiker zum Historiker. „Alle die Tiegel und Retorten, in welchen das Dogma geschmolzen und destilliert, alle Reagentien, durch die es in sich zersetzt werden, alle Gefäße, in denen es gären und abschäumen muß, sind nicht erst von uns zu machen und in Tätigkeit zu setzen, sondern wir dürfen sie nur nehmen, wie sie als kirchliche Parteien und Streitigkeiten, als Ketzereien und Synoden, als Rationalismus, Philosophie u. s. f. bereits gegeben sind."

Es ist interessant und instruktiv zugleich, die Straußische Glaubenslehre mit einer anderen, 700 Jahre vor ihr geschriebenen Dogmatik zu vergleichen, ich meine das für die Theologie nicht weniger böse Buch von Peter Abälard „Sic et non". Und merkwürdig, die beiden Bücher, die es auf eine „Unterwühlung der Theologie" abgesehen haben, stehen durchaus auf dem Boden ihrer Zeit und Zeitanschauung, Abälard auf dem scholastischen, Strauß auf dem Hegelschen, und doch kommen sie beide zu demselben Ziel. Abälards Buch hält sich durchaus an das Traditions- und Autoritätsprinzip der kirchlichen Scholastik, aber er entdeckt ein für dieses Prinzip Verhängnisvolles: daß die Tradition der Väter zwiespältig ist und die Autoritäten sich widersprechen. Und nun stellt er unerbittlich diese Widersprüche, das Ja und das Nein der Autoritäten nebeneinander und läßt dadurch, daß er sich weder für das eine noch für das andere entscheidet, den Leser und damit das christliche Subjekt überhaupt ratlos stehen vor diesem Ja und Nein zugleich. Im neunzehnten Jahr-

Digitized by Google

hundert war an die Stelle der alten eine neue Scholastik getreten, die Hegelsche Philosophie und ihre dialektische Methode. Aber die Philosophie Hegels war erfüllt vom Geist der Geschichte, der Begriff, mit dem sie operierte und die Welt in ihr Begriffsnetz einzufangen suchte, war der der Entwicklung. Strauß stellt sich wie im Leben Jesu so jetzt in der Glaubenslehre auf diesen Hegelschen Boden und behandelt von ihm aus das Dogma entwicklungsgeschichtlich, er wirft es rettungslos hinein in den Strom der Zeit, in den Wandel der Geschichte, in die mit Ja und Nein aufeinanderfolgenden und einander ablösenden Perioden. So verwandeln beide die Dogmatik in Dogmengeschichte und zerstören dadurch den Glauben an ewige Wahrheiten und an die ewige Wahrheit des Christentums und seiner Dogmen. Die Dogmatik wird wirklich zur Danteschen Hölle und ihre Geschichte zu einer göttlichen Komödie wie bei Daub.

Zu dieser Art geschichtlicher Behandlung brauchte Strauß aber vor allem eines: Wissen, Gelehrsamkeit, Belesenheit. Und so ist denn auch in der Tat wieder wie beim Leben Jesu der erste Eindruck der, daß wir hier das Werk eines gründlich gelehrten Theologen vor uns haben. Er selbst sagt darüber: „Daß ich zum Behufe genetischer Darstellung des orthodoxen Systems die dogmatisch wichtigeren Werke aus alter wie aus neuer Zeit selbst studiert habe, werden Kenner bemerken; daß ich in Fällen von untergeordnetem Belange auch bewährte Monographien und Sammlungen benutzte, werden diejenigen in der Ordnung finden, welche die Masse der Quellen kennen und den Zweck meiner Schrift erwägen; in der Literatur der negativen Seite wird man mir selbständige Belesenheit ohnehin zutrauen." So ist es: Strauß hatte überall in den Quellen gelesen und aus ihnen geschöpft, aber er hat natürlich nicht alles gelesen, nicht alles lesen können. Sein Werk ist aus den Quellen herausgearbeitet, aber es war nicht in allen Partien gleichmäßig aus dem Vollen geschöpft. War ihm die negative Seite, wie er selbst andeutet, am besten bekannt, so

Digitized by Google

wird man ihm umgekehrt kein Unrecht tun, wenn man sagt, daß seine Kenntnis der Scholastik vielfach lückenhaft gewesen ist. Da er die wichtigsten Quellenstellen im Text oder in den zahlreichen Noten selber beibringt, so kann man ihn darin ja durchaus kontrollieren. Im ganzen aber war die Belesenheit für den noch immer erst 32 jährigen, der bereits ein „Leben Jesu" hinter sich hatte, eine bewundernswert große und umfangreiche.

Das Werk gliedert sich in zwei ungleiche Hälften: die kleinere Apologetik, die die formalen Grundbegriffe der christlichen Glaubenslehre behandelt und in der uns schon bekannten Auseinandersetzung über das Verhältnis von Glauben und Wissen gipfelt, und die größere Dogmatik — der materiale Inbegriff der christlichen Glaubenslehre. In der eigentlichen Dogmatik kommt die Anlage des Ganzen deutlicher zum Ausdruck. Wir erinnern uns an den alten dreiteiligen Plan zum Leben Jesu, solange dieses noch im Zusammenhang und als Vorarbeit zur Dogmatik gedacht war: es sollte in einen traditionellen, einen kritischen und einen dogmatischen Teil zerfallen. Dem entspricht jetzt der längst schon entworfene und im wesentlichen festgehaltene Grundriß der Dogmatik. Nach dem Schema der altprotestantischen Dogmatik werden die einzelnen „Loci" durchgenommen: vom Dasein, vom dreieinigen Wesen und von den Eigenschaften Gottes; von der Schöpfung und den vornehmsten Geschöpfen und deren Urzustand; vom Sündenfall und der Erlösung, wobei zuerst über die Person, dann über das Geschäft Christi geredet wird; von Vorsehung und Übeln; von Sünde und Gnade; von den Gnadenmitteln und der Kirche, von den letzten Dingen und der Unsterblichkeit. Dabei wird jedesmal 1. die traditionelle Lehre dargestellt a) als biblische, b) als kirchliche, und diese wiederum α) als patristisch-scholastische, β) als orthodox protestantische. Darauf folgt 2. die Kritik, die Auflösung der kirchlichen Lehre durch den Rationalismus, den Strauß mit den Sozinianern (und Arminianern) einsetzen läßt, weshalb er sie einmal

Digitized by Google

„die Wasserscheide" zwischen der alten Orthodoxie und dem neueren, bereits rationalistisch angekränkelten Supranaturalismus genannt hat. Ihre Angriffe auf das orthodoxe System werden darum besonders eingehend behandelt, aber dann doch vor allem die Keulenschläge Spinozas im Tractatus theologico-politicus und die Kritik der englischen und deutschen Aufklärung in den Vordergrund gerückt. Den Schluß dieser Ausführungen und den Übergang zum dritten Abschnitt bildet gewöhnlich die Umbildung der Dogmen in der Schleiermacher'schen Glaubenslehre. Endlich kommt 3. das begrifflich-spekulative Denken an die Reihe, das mit Kant anhebt und mit Hegel und seiner Schule endigt. In dem ursprünglichen Plan hatte sich das Strauß freilich anders gedacht — als die Versöhnung zwischen Glauben und Wissen, als die Wiederherstellung des Dogmas auf höherer Potenz, als Nachweis der inhaltlichen Identität der kirchlichen Lehre mit den Gedanken und Begriffen der Hegelschen Spekulation. Der Glaube an diese Identität war aber nun aufgegeben, und daher wurde jetzt auch diese spekulative Behandlung und Umdeutung wesentlich nach ihrer zersetzenden, auflösenden Seite, im Gegensatz und als Gegensatz zum Dogma gefaßt. Man sieht dies schon äußerlich daran, daß sie nicht immer in einem besonderen letzten Abschnitt für sich dargestellt, sondern vielfach mit dem zweiten auflösenden Teil in eins zusammengenommen wird.

Daß aber das Resultat darum doch nicht bloß negativ, das Fazit nicht = 0 war, versteht sich von selbst. An die Stelle, nicht der Religion, aber der Theologie tritt als Positives die Philosophie, an die Stelle des christlichen Glaubens die moderne Weltanschauung, die „philosophische Versöhnung des Geistes mit sich selbst", die dem Philosophen auch für Gemüt und Herz dieselbe höchste Befriedigung gewähren soll, wie dem Gläubigen die religiöse. Machen wir uns dieses Positive an ein paar Beispielen klar, die zugleich die Quintessenz der damaligen Anschauungen von Strauß in

Digitized by Google

sich schließen. Zunächst am Gottesbegriff. In der Spekulation unserer Tage hat Gott aufgehört, eine Person neben oder über anderen Personen zu sein. Dafür ist er ihr „die ewige Bewegung des sich stets zum Subjekt machenden Allgemeinen, das erst im Subjekte zur Objektivität und wahrhaften Wirklichkeit kommt". Nicht als Einzelpersönlichkeit, wohl aber als Allpersönlichkeit muß Gott gedacht werden; statt unsererseits das Absolute zu personifizieren, müssen wir es als das ins Unendliche sich selbst personifizierende begreifen lernen: unser Gottesbegriff ist nicht theistisch, sondern pantheistisch.

Vom Leben Jesu her interessiert uns weiter die Christologie der Glaubenslehre. Wir sind begierig zu erfahren, ob Strauß wieder zu der ursprünglichen Auffassung in der Schlußabhandlung des Lebens Jesu zurückgekehrt oder ob er bei dem genialen Individuum der Friedlichen Blätter geblieben ist? Natürlich das erstere: denn in der Glaubenslehre handelt es sich nicht um den Jesus der Geschichte, sondern um den Christus des Glaubens. Nachdem — diesmal in einem besonderen Paragraphen — Schleiermachers Christologie dargestellt und gezeigt worden ist, daß ihre Grundlage, die postulierte Notwendigkeit eines unsündlichen und schlechthin vollkommenen Christus, hinfällig, diese ganze Christologie damit auf Sand gebaut sei und darum gegen die täglich steigenden Wasser und Winde der Kritik unmöglich standhalten könne, kehrt er in dem Abschnitt über die spekulative Christologie einfach zu sich und seinen Aufstellungen in der „Schlußabhandlung" des Lebens Jesu zurück. Um die Idee des Gottmenschen, der Menschwerdung Gottes handelt es sich, aber nicht als um einen einmaligen historischen Vorgang und eine einzige geschichtliche Persönlichkeit, sondern um die Menschheit, der allein alle jene Prädikate zukommen, die die Kirche Christo beigelegt hat. Denn, wiederholt er, es ist nicht die Art, wie die Idee sich zu verwirklichen pflegt, in Ein Exemplar ihre ganze Fülle auszugießen und gegen alle anderen

Digitized by Google

zu geizen, in jenem Einen vollständig, in allen übrigen hingegen immer nur unvollständig sich abzudrücken. Darin sieht er nicht etwa nur seine persönliche Meinung, sondern die echte Konsequenz der Hegelschen und überhaupt der modernen Philosophie in ihrer Entwicklung von Spinoza an. Und nachdem er die inzwischen erfolgten Verteidigungsversuche, für die historische Persönlichkeit Jesu doch wieder eine absolute Bedeutung zu gewinnen, sei es nun vom Standpunkt der Hegelschen Philosophie oder von dem der Schleiermacherschen Theologie aus, zurückgewiesen hat, schließt er mit dem stolzbescheidenen Wort: „Nach allem diesem mag es vielleicht Unverstand sein, aber Eigendünkel ist es gewiß nicht, wenn ich hier die Überzeugung ausspreche, daß, um die Christologie über den Standpunkt meiner Schlußabhandlung zum Leben Jesu hinauszuführen, noch das erste verständige Wort vorzubringen ist."

Andererseits hat er aber doch auch einiges zurückzunehmen: die Konzessionen im dritten Heft der Streitschriften und in dem Aufsatz „Vergängliches und Bleibendes im Christentum". Es waren ihrer zwei: einmal daß wir in Jesus wirklich ein Höchstes in seiner Art haben, über das keine Zukunft hinauskommen könne, und fürs andere, daß er derjenige sei, „ohne dessen Gegenwart im Gemüte keine vollkommene Frömmigkeit möglich ist". Dem ersten gegenüber fragt Strauß den Rationalisten, woher er denn wisse, daß Jesus die erhabenste und vollkommenste Gestalt in der ganzen Geschichte gewesen sei? „Hat er ihn an allen anderen wirklich gemessen? und konnte er es auch nur mit Sicherheit bei der vergrößernden und verherrlichenden Zeichnung, die, wie er selbst gesteht, die neutestamentlichen Schriftsteller von Jesu entwerfen?" Dem Schleiermacherianer Schweizer aber, seinem Gegner in der Züricher Berufungsfrage, der erklärt hatte, überall sonst sei der Stifter einer Schule, der Urheber einer Richtung größer, als die Schar seiner Nachfolger, erwidert er, damit zugleich sich selbst korrigierend, schlagfertig: „Gewiß, aber

Digitized by Google

darum kein Größtes"; vielmehr treten nach solchen Bahnbrechern über kurz oder lang andere auf, die das von jenen Begonnene weiterführen und in denen die in jenen noch mühsam ringende und schwankende Idee zu reinerer und vollerer Darstellung gelangt. Wenn aber — wie er das in den Friedlichen Blättern selber eingeräumt hatte — das religiöse Gebiet sich von allen anderen dadurch unterscheiden solle, daß hier ein Erster zugleich ein absolut Größter, ein schlechthin Vollkommener sei, über den nicht hinausgegangen werden könne, so wäre ja damit die Analogie, in die Jesus mit andern genialen Persönlichkeiten gesetzt wird, wieder aufgehoben: während sie auf der einen Seite nur denkbar macht, was nicht geleugnet wird, den relativen Vorzug Jesu vor dem nächsten Kreise der durch ihn Angeregten, läßt sie auf der anderen Seite gerade das, was bewiesen werden soll, die absolute Größe Christi, als die einzige ungeheure Ausnahme von aller Analogie erscheinen.

Was aber das andere anlangt, die Bedeutung des historischen Jesus für uns und unsere Frömmigkeit, so stellt sich Strauß im Abschnitt „von dem Geschäfte Christi" auf den Boden der spekulativen Versöhnungslehre, die den geschichtlichen Prozeß des Leidens und Sterbens Christi als einen allgemeinen und geistigen faßt. Auch dabei könnte das historische Faktum noch immer als für uns bedeutsam festgehalten werden. Allein wenn Hegel recht hat — und er hat recht — mit der Behauptung, daß das Wissen um die Aufhebung des Gegensatzes von Substanz und Subjekt, von selbstloser Allgemeinheit und vom einzelnen endlichen Selbst die Versöhnung des Geistes mit sich selber sei, so bleibt für die wirkliche Geschichte, an der diese im Laufe der religiösen Entwicklung der Menschheit allmählich herangereifte Idee etwa Veranlassung nahm, ins Bewußtsein hervorzutreten, keine Art von wesentlicher Wichtigkeit im modernen Bewußtsein übrig; das geschichtliche Faktum ist als ein für den Geist gleichgültiges fallen zu lassen, das Nähere seines Hergangs

Digitized by Google

zu ermitteln ist lediglich Sache der historischen Kritik, der große Einzelne, der Jesus der Geschichte gehört nicht in die Dogmatik. Gegenüber den erhitzten christozentrischen, auf Schleiermacher und heute auf Ritschl zurückgehenden Werturteilen ist das freilich ein sehr kühler Abschluß der Christologie: man sieht, der fiebrige Pulsschlag, wie wir ihn in den Friedlichen Blättern verspürt haben, hat sich inzwischen völlig beruhigt. Das historische Interesse am Stifter unserer Religion war durch das „Leben Jesu" vollauf befriedigt und hatte sich darin vorläufig durchaus erschöpft.

Neben der Christologie lag ihm — das geht aus verschiedenen Briefstellen deutlich hervor — der letzte Abschnitt der Dogmatik, das Kapitel von den letzten Dingen besonders am Herzen. Denn hier scheidet sich der Glauben mit seinen Jenseitigkeiten am deutlichsten von der Philosophie, die aller transzendenten Befriedigung entsagen und sich durchaus mit dem Diesseits begnügen muß. In den Friedlichen Blättern, als er einen Augenblick das Vertrauen auf Kritik und Philosophie verloren hatte, hatte er auch hierüber einen Augenblick geschwankt und zugegeben, daß sich die Unsterblichkeit wenigstens nicht widerlegen lasse. Jetzt ist er wie einst in seinem Brief an Binder[1]) seiner Sache wieder gewiß. Das Kapitel zerfällt in zwei Hauptstücke: die kirchliche Lehre von den letzten Dingen und die Unsterblichkeitslehre der modernen Reflexion. Den ganzen reichen Hausrat der kirchlichen Eschatologie, aus der er ja zwei Hauptpunkte, die Frage nach der Auferstehung und nach der Wiederbringung aller Dinge, früher schon herausgegriffen und jene in einer Preisarbeit, diese in seiner Doktordissertation bearbeitet hatte, überläßt nun das moderne Ich ohne sonderliche Gemütsbewegung dem kritischen Brande und ist zufrieden, daraus wenigstens seine nackte Fortdauer nach dem Tode zu retten. Wie steht es aber damit? Auch die Unsterblichkeitsbeweise

[1]) s. Bd. I, S. 110 ff.

Digitized by Google

sind wie die Beweise fürs Dasein Gottes alle hinfällig, sowohl der Beweis aus der Notwendigkeit einer sittlichen Vergeltung als der teleologische, der die Notwendigkeit einer innerlichen Fortdauer des Individuums mit der Bestimmung desselben, seine gesamte Anlage zu verwirklichen und sich auszuleben, begründen möchte. Auch hiergegen gilt: nur die Anlage der Gattung ist (relativ) unendlich und unerschöpflich, die des Einzelwesens kann nur eine endliche sein; somit ist auch hier auf seiten des Glaubens dieselbe Verwechslung zwischen Gattung und Individuum wie in der Christologie. Der metaphysische Beweis endlich beruht auf der Voraussetzung eines Dualismus zwischen Leib und Seele und auf der Voraussetzung der Monadologie. Dieser letzteren gegenüber erklärt Strauß ganz hegelisch: „Die spekulative Weltansicht der neueren Zeit weiß nichts mehr von vielen, sondern nur von einer Substanz; sie versetzt das Substantielle nicht in die Einzelwesen, sondern jenseits ihrer in den absoluten Geist, zu welchem sich die Individuen als wechselnde, mithin wie entstandene so auch vergängliche Akzidentien, als vorübergehende Aktionen seiner immanenten Negativität verhalten". Wie nun in dieser Spinozistisch-Hegelschen Weltansicht, die hier durchaus die seinige ist, „die Unsterblichkeit noch eine Stätte finden sollte, ist nicht einzusehen". Freilich hat es nicht an Versuchen gefehlt, die Unsterblichkeit vom Standpunkt der modernen Spekulation aus zu halten und zu begründen. Göschel gegenüber verteidigt er hier mit Recht Hegel, der in diesem Punkte niemals Konzessionen gemacht habe, gegen die Mißverständnisse und falschen Deutungen dieses Apologeten, und vollends der Versuch des „Halbphilosophen" Weiße ist so elend ausgefallen, daß der Spott und Hohn, den Strauß darüber ausgießt, vollauf gerechtfertigt ist. Was bleibt aber dann als das Positive allen diesen Negationen gegenüber übrig? Nach Hegel das, daß die Unsterblichkeit nicht als etwas erst Zukünftiges, sondern als gegenwärtige Qualität des Geistes, als seine innere Allgemeinheit, seine Kraft, sich über alles

Digitized by Google

Endliche hinweg zur Idee zu erheben, aufgefaßt werden muß. Oder noch einfacher nach Schleiermacher in den Reden über die Religion: „mitten in der Endlichkeit eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu sein in jedem Augenblick, ist alles, was die moderne Wissenschaft über Unsterblichkeit zu sagen weiß". Die Gemüter aber, denen „unsere Eschatologie wie unser Gott als ein Moloch erscheinen möchte", verweist er zur Beruhigung auf die Verse von Angelus Silesius:

Mensch, wo du deinen Geist schwingst über Ort und Zeit,
So kannst du jeden Blick sein in der Ewigkeit.
Ich selbst bin Ewigkeit, wenn ich die Zeit verlasse
Und mich in Gott und Gott in mich zusammenfasse;

oder auf Rückerts schönes Gedicht „Die sterbende Blume", wo „unsere Eschatologie samt dem ganzen Verlaufe der Gemütsdialektik, mittelst deren eine solche Resignation zustande kommt, in anmutigen Formen dargestellt ist".

Mit dieser Auflösung des künftigen Jenseits in ein ewiges Diesseits ist das Geschäft der Dogmatik beendet. „Denn das Jenseits ist zwar in allen der eine, in seiner Gestalt als Zukünftiges aber der letzte Feind, welchen die spekulative Kritik zu bekämpfen und womöglich zu überwinden hat." Oder wie er später einmal gesagt hat: „Das Aufgeben des Unsterblichkeitsglaubens ist der Weisheit Anfang; denn er ist die lange Bank, die allgemeine Eselsbrücke, die schlechterdings keine Vernunft aufkommen läßt". Eine Weltanschauung der Diesseitigkeit also ist an die Stelle der auf das Jenseitige gerichteten kirchlich-christlichen Glaubenslehre getreten, Wissen an die Stelle von Glauben, Philosophie an die Stelle von Theologie. Die Religion aber ist als Stufe und Vorstufe des fühlenden und vorstellenden Geistes für den denkenden und begreifenden Geist begriffen und anerkannt, wie gerade die letzten Ausführungen über die Unsterblichkeit noch einmal die Notwendigkeit einer Befriedigung des Gemüts und seiner Bedürfnisse gezeigt haben. Dem Bedürfnis, mit sich selbst ins reine zu

Digitized by Google

kommen und des Einklangs seiner endlichen Erscheinung mit seinem absoluten Wesen inne zu werden, muß diese „Spinozisch-Hegelsche Weltansicht" Genüge tun, wenn sie bestehen soll; und sie tut ihm Genüge, denn in ihr steckt, obwohl sie Philosophie ist, doch selbst etwas wie Religion und Glaube, Spinoza und Hegel und mit ihnen Strauß sind Pantheisten. Der Pantheismus aber ist jederzeit fromm und Gottes voll, die pantheistische Philosophie getragen und erfüllt vom frommen Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit. Daher hatte Strauß später ganz recht zu sagen, daß er sich niemals „dazu habe verstehen können, die Religion als solche nur wie eine notwendige Schwachheit der menschlichen Natur zu betrachten". So war das Resultat seiner „christlichen Glaubenslehre" zwar nicht mehr christlich, aber es war noch religiös, war wirklich noch Glaubenslehre. Nur hat er, immer noch nicht ganz losgelöst von der Hegelschen Ansicht über das Verhältnis von Religion und Philosophie, damals dem alten Glauben das moderne Wissen entgegengestellt; dreißig Jahre später ist er vorsichtiger und bescheidener geworden und redet dem alten Glauben gegenüber nur von einem neuen Glauben. Die Frage: Haben wir noch Religion? beantwortet er aber als Pantheist, der er immer geblieben ist, auch dann noch wie jetzt mit Ja.

Über eines kann noch Zweifel sein: ob das alles nur für den Philosophen gilt, oder ob die Ergebnisse dieses modernen Wissens, dieser philosophischen Versöhnung des Geistes mit sich selbst auch in denjenigen lebendig werden können, in denen sie nicht philosophisch vermittelt sind, d. h. ob der Inhalt der philosophischen Weltanschauung Gemeingut aller Teile der menschlichen Gesellschaft werden könne, oder ob die nicht wissenschaftlich gebildeten Glieder derselben für immer an die positive kirchliche Lehre gewiesen bleiben? Diese Frage — „eine endlose Untersuchung"! — bleibt hier unbeantwortet. Eine Bearbeitung der Dogmatik, wie er sie gibt, ist nicht minder dringendes Bedürfnis, meint er, ob sie

Digitized by Google

nun für eine künftige Kirche der Vernunftgläubigen oder nur für die gegenwärtige und künftige Gemeinde der Wissenden geschrieben wird. Aus dem Brief an Märklin wissen wir aber doch, wie er im Grunde seines Herzens über „diese harten Köpfe" gedacht hat. Auf eine, seine ecclesia invisibilis hofft er im stillen schon jetzt; aber erst im alten und neuen Glauben hat er diese Frage wieder aufgegriffen und sie zugunsten der zwar nicht notwendig wissenschaftlich geschulten, aber doch der gebildeten „Wir" beantwortet. Das Volk, die Massen hatten ihm 1839 gezeigt, was sie von ihm und seinesgleichen dachten und wie sie mit ihnen fertig werden wollten. Diese Erfahrung hat ihn, soweit er es nicht schon vorher war, zum Konservativen und zum Aristokraten gemacht. Mit dem Volk hat er es vorläufig wenigstens nicht zu tun.

Der negative Eindruck der Glaubenslehre wird nun aber noch verstärkt durch den schroffen Ton, in dem Strauß in ihr zuweilen spricht. Es handelt sich um ein kritisches Gericht, das freilich nicht er, sondern das die Geschichte und die Selbstentwicklung des Dogmas an diesem vollzieht. Aber wo ihm Theologen und Halbphilosophen mit ihren Tollheiten, ihren leichtfertigen Hypothesen und ihren kläglichen Halbheiten und Ausflüchten begegnen, durch die sie die alten Dogmen mit dem modernen Bewußtsein und der neuen Bildung künstlich und gewaltsam zu vermitteln suchen, da schlägt er jetzt allerdings rücksichtslos zu: man spürt, er ist in Feindesland und es sind Gegner, mit denen er zu tun hat. Und auch jetzt wieder trifft er die Halben am schärfsten, ihre Dogmatiken vergleicht er unter ausdrücklicher Betonung, daß das Bild nicht unedler sei als die Sache, mit „einer Wurstmasse, in der etwa die orthodoxe Kirchenlehre das Fleisch, Schleiermachersche Theologie den Speck und Hegelsche Philosophie das Gewürz vorstellen: das sind jene Mischungen, in denen das Abgestandene durch allerlei Zutat wieder schmackhaft gemacht werden soll, welche schon Lessing so ekel. so

Digitized by Google

widerstehend, so aufstoßend fand". Aber schließlich ist doch auch diesmal diese Sprache in ihrer Schärfe nur wieder ein Ausfluß jener unerbittlichen Wahrhaftigkeit, mit der er der Theologie gegenübertritt und sie zwingen will, Farbe zu bekennen. Sie dabei zu schonen hat er keinen Grund mehr, und daher treibt er sein Geschäft mit aller Härte und Strenge und scheut auch vor einem zornigen und höhnischen Wort nicht zurück. Aber noch einmal, es ist keine Streitschrift, sondern ein tiefgelehrtes Werk, und daneben — das ist das Merkwürdige — trotz aller Gelehrsamkeit und Gründlichkeit ein höchst unterhaltendes und anziehendes Buch. Denn der so ausführlich und geduldig beschriebene historische Auflösungsprozeß vollzieht sich vor unseren Augen unter Aufbietung alles Scharfsinns und der ganzen Fülle eines klaren, funkelnden Geistes. Und geschrieben ist das Buch mit einer erstaunlichen Beweglichkeit und Biegsamkeit der Sprache in wahrhaft glänzender Form. Darum wird auch der Leser von Dogma zu Dogma in Spannung gehalten, wie bei einem großen Kunstwerk. Dreimal, am Schluß der „Apologetik", am Schluß der „Christologie" und am Ende des Ganzen erreicht es einen wahrhaft dramatischen Höhepunkt. Darum hat sich der Verfasser auch gefreut, daß sein Freund Rapp Sinn hatte für die Sprache des Buchs, „die für das gewöhnliche theologische Pack rein verschwendet ist. Und sie ist doch der unmittelbarste Spiegel der Seele eines solchen Buches; wer sie nicht empfindet, versteht das Buch gewiß nicht. Sie war im Leben Jesu noch unfreier, aber auch strenger und keuscher, gleichsam noch im äginetischen Stil; jetzt ist sie ganz frei, aber auch zuweilen üppig und nicht mehr so gleich".

Die christliche Glaubenslehre ist ein schönes, sie ist auch ein sehr lehrreiches Buch, aus dem man, wie Strauß es ihm selbst bezeugt, auch heute noch viel, namentlich viel Dogmengeschichtliches lernen kann. Und sie ist ein befreiendes Buch. Dieses Zeugnis kann ich ihm ausstellen: mich hat die Straußsche Glaubenslehre zu einem freien Menschen ge-

Digitized by Google

macht; wie Schuppen fiel es mir bei der Lektüre dieses Werkes von den Augen, wie von Ketten und Fesseln befreit konnte ich mich hinfort rühren und regen. Und daß es auch anderen so gegangen ist, dafür darf ich das Zeugnis eines älteren Freundes anführen, der mir noch vor wenigen Monaten darüber geschrieben hat: „Mir und noch vielen in meiner Zeit war dieses Buch der wahre Wegweiser; ihm allein und keinem einzigen sonst weder von den Lehrern noch von den Büchern meiner Studentenjahre verdanke ich geistige Befreiung und Aufklärung in diesen Dingen fürs ganze Leben." So haben in den sechziger Jahren junge Theologen im Tübinger Stift das Buch empfunden und auf sich wirken lassen. Und heute?!

Aber trotz dieser Vorzüge hat es weit weniger Glück und Erfolg gehabt als das Leben Jesu. Woher das kam? Es war ein theologisches Werk, das sich in seiner gelehrt-theologischen Waffenrüstung vorzugsweise an Theologen wandte; und doch erklärte es ihnen und ihrer Wissenschaft den Krieg und behandelte sie beide oft schlecht genug. Da hatten sie keinen Grund oder jedenfalls keine Lust, auf ihn zu hören, und glaubten sich daher der Mühe überhoben, von ihm zu lernen [1]). Zum zweiten aber hatte sich durch das Leben Jesu und den daran sich anschließenden Streitschriftenkampf das Aufsehen und das Interesse für diese Art der Kritik gewissermaßen erschöpft. Was konnte er, so mochten die meisten denken, noch viel mehr sagen, nachdem er in jenem ersten Wurf sein letztes Wort schon so gut wie gesprochen hatte? Vor allem aber, die schärfere Tonart, die wohl manchen hätte reizen und locken können, war im Jahre 1840 und 41 nichts so unerhört Neues mehr. Andere Geister waren inzwischen auf den Plan getreten, die weiter gingen als Strauß und tumul-

[1]) Herm. Fischer in der Deutschen Rundschau, Januar 1908 meint: „Den Theologen wird es wenig Neues gesagt haben." Du lieber Gott! Warum war er nicht wenigstens auch hier wie beim Leben Jesu so klug, zu sagen: „Ich bin kein Theologe und weiß nicht, wieviel Bleibendes, wieviel Vergängliches an Straußens Buch ist?"

Digitized by Google

tuarischer und revolutionärer als er das kritische Geschäft betrieben. In den immer radikaler werdenden Hallischen Jahrbüchern Ruges und Echtermeyers, deren treuer Mitarbeiter Strauß und auf sein Betreiben auch mehrere seiner schwäbischen Freunde in den ersten Jahren ihres Bestehens gewesen waren, galt er seit Anfang der vierziger Jahre bereits als ein zurückgebliebener und überholter „Halber", als ein Kritiker mit apologetischer Tendenz. Zwar fand die Glaubenslehre selbst durch seinen Landsmann und Freund Schnitzer eine sympathische Besprechung. Über die vierte Auflage des Lebens Jesu aber hieß es in dem gleichen Jahrgang: „in keinem Punkt habe Strauß die Sache entschieden; an den meisten Punkten haben ihn seine Voraussetzungen gehindert, auch nur zu ahnen, was die Aufgabe und das Ziel der Kritik sei!" Das verkündigte Bruno Bauer, der noch 1835 und 1836 als ein Anhänger der Hegelschen Rechten im Organ der Schule, den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, die mythische Ansicht zurückgewiesen und das Wunder gerechtfertigt und sich dafür im dritten Heft der Streitschriften von Strauß lebhaft hatte zausen lassen müssen. Er war seit 1839 in plötzlichem Umschlag von der Hegel'schen Rechten zur völligen Negation übergegangen. Zwar verwarf er auch jetzt die Straußsche Mythentheorie: die christliche Gemeinde, diese mysteriöse Substanzialität, hat kein Evangelium hervorbringen können; denn sie hat keine Hände, zu schreiben, keinen Geschmack, zu komponieren, keine Urteilskraft, das Zusammengehörende zu vereinen. Aber positiv lautet es nun anders. Die Quelle der evangelischen Geschichte sei vielmehr das absolute Selbstbewußtsein des Urevangelisten Markus, durch den das Phantasieprodukt der Gestalt Jesu zustande gekommen sei, vor dem die Menschheit Grauen empfinden müßte, wenn sie geschichtlich wäre. Und gleichzeitig mit dem zweiten Band der Straußschen Glaubenslehre erschien ein Aufsatz von ihm „Theologische Schamlosigkeiten", in dem er den christlichen Glauben als Lüge und Ausfluß be-

Digitized by Google

dientenartiger Heuchelei bezeichnete und Töne eines fanatischen Radikalismus anschlug. Gegen solche wilden Reden konnte die vornehme Gelehrtenhaltung des Strauß'schen Werkes freilich nicht aufkommen. Übrigens hat Strauß im berechtigten Unmut über die fortgesetzten Angriffe Bauers, die ihm schließlich auch die Mitarbeit an den Hallischen oder seit 1842 Deutschen Jahrbüchern verleideten — im Oktober 1841 erschien sein letzter Aufsatz, eine „Warnung" gegen einen Plagiator seiner Glaubenslehre —, Bauer und seine Bedeutung für die Evangelienkritik und Leben-Jesu-Forschung hat er ohne Frage zu gering eingeschätzt.

Das war nicht der Fall mit Feuerbach, dessen wir in diesem Zusammenhang ebenfalls gedenken müssen. Er wird in der Glaubenslehre öfter zitiert, vor allem sein Buch über Pierre Bayle, den französischen Skeptiker, von dem der Prozeß zwischen Wissen und Glauben zwar nicht entschieden, aber recht eigentlich instruiert worden war. Und auch mit seiner Ansicht vom Wesen der Religion, soweit diese in ihren Grundzügen in dem Aufsatz „Philosophie und Christentum" bereits vorlag, hat sich Strauß in der Einleitung auseinandergesetzt, dabei anerkannt, daß der Boden der Religion auch mit den sinnlichen, endlichen, rein subjektiven Wünschen und Bedürfnissen der Menschen geschwängert sei; aber neben dem Alogischen und Irrationalen hat er doch mit Recht das Rationale und Vernünftige, neben dem „Gemüt" und eigenwilligen Herzen die objektive Tätigkeit der Intelligenz in dieser Feuerbachschen Bestimmung der Religion entschieden vermißt. Noch war er nicht so weit, zu sagen, Feuerbach habe doch erst das Tüpfelchen auf das i seiner, der Straußischen, Anschauungen gesetzt. Nun aber erschien gleichzeitig mit dem zweiten Band der Glaubenslehre Feuerbachs Hauptwerk „Das Wesen des Christentums". Ganz richtig hat dieser selbst in dem Vorwort zur zweiten Auflage sein Verhältnis zu Strauß dahin bestimmt: Dieser habe zum Gegenstand die christliche Glaubenslehre und das Leben Jesu, das man aber auch

Digitized by Google

unter den Titel der christlichen Glaubenslehre subsumieren könne [1]), also das dogmatische Christentum oder die dogmatische Theologie; er, Feuerbach, dagegen das Christentum überhaupt, d. h. die christliche Religion. Wobei wir den Ton auf das Wort „Religion" legen müssen, wie ja auch bald danach „das Wesen der Religion" (1845 und 1851) den Gegenstand von Feuerbachs Büchern und Vorlesungen bildete. Der Grundgedanke beider Religionsphilosophen war derselbe: die Prädikate, die die Religion ihren Stiftern oder ihren Göttern beilegt, sind vielmehr Prädikate, die der Menschheit gehören, das Kollektaneenbuch sozusagen alles Besten, was die Völker sich selber, dem Menschen und der Menschheit entnommen haben und zuweisen. Das Unternehmen Feuerbachs und sein Angriff aber war umfassender als der von Strauß und die Behandlungsart eine ganz andere: er ist Philosoph und Psychologe, wo Strauß Exeget und Historiker ist. Und dazu kam, daß sich Feuerbach, ganz anders als Strauß und vielleicht nicht durchweg zu seinem Vorteil, völlig losgelöst hatte von aller Hegelschen Spekulation und Dialektik; es war, wie er selbst gesagt hat: „Gott war mein erster Gedanke, mein zweiter die Vernunft, mein dritter und letzter der Mensch", d. h. der Mensch mitsamt dem Irrationalen an und in ihm. Ein Produkt dieses Irrationalen ist ihm die Religion, „die Grundlagen des Christentums sind erfüllte Herzenswünsche, sein Wesen ist das Wesen des Gemüts". Daher ist nicht von der Einheit, sondern vom Widerspruch zwischen Glauben und Wissen auszugehen, wie ihn Pierre Bayle aufgezeigt und Leibniz vergeblich zu verschleiern versucht hatte. In diesen Zusammenhang sind Feuerbachs Bücher über Bayle und über

[1]) So hat er Strauß und sein Leben Jesu ganz richtig verstanden, während man heute in unserer unphilosophischen Zeit den eigentlichen Wert des Lebens Jesu nicht in der philosophierenden Einleitung und Schlußabhandlung, sondern nur in dem mittleren Hauptteil, als einem synoptischen Kommentar zu den vier Evangelien finden will. Strauß selber hat es nicht so gemeint und gewollt; s. Bd. I, S. 132 f.

Digitized by Google

Leibniz einzureihen. Weil er sich aber so von Hegel losgelöst hatte, redete er auch nicht mehr die Schulsprache und den oft schwer verständlichen Jargon dieser neueren Philosophie, sondern menschlich derb und populär verständlich, und daher fiel das Gros der Gebildeten und Halbgebildeten von dem vornehmeren und gelehrteren Strauß ab und diesem kühneren und zugänglicheren Revolutionär zu. Da ihn aber die Theologen nicht mehr hören wollten, so wäre Strauß auf diese Kreise angewiesen gewesen, ihnen aber behagte die gelehrte Kost seiner Glaubenslehre nicht, Feuerbach war ihnen lieber, weil er verständlicher und weil er radikaler war.

Endlich — die Zeit hatte sich seit 1840 gewandelt. Die dreißiger Jahre waren erfüllt von literarischen und spezifisch theologischen Interessen und Kämpfen. In den vierziger Jahren wurde die Welt politisch, die Revolution von 1848 bereitete sich seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. und der Enttäuschung, die er den liberalen und nationalen Hoffnungen von Tag zu Tag mehr bereitete, langsam vor. Auch die Literatur trat in den Dienst der Politik, ich brauche nur an die Lyrik Herweghs oder Freiligraths zu erinnern; die theologischen Fragen hörten auf, die deutsche Welt zu interessieren, außer soweit sie sich mit Politik verknüpfen ließen oder durch den turbulenten Ton, in dem sie behandelt wurden, in den allgemeinen Strom revolutionärer Leidenschaft einmündeten. Bewegungen wie die des Deutschkatholizismus oder der Lichtfreunde in Sachsen trugen diesen Charakter, daher kam ihnen die Zeitströmung freundlich entgegen.

Alles das hat zusammengewirkt, um die Straußsche Glaubenslehre um den äußeren Erfolg zu bringen. Er hat selbst darüber berichtet: „so machte meine Dogmatik wenig Glück, und die Auflage von 3000 Exemplaren hat sich nur langsam vergriffen". Noch einmal, das war schade und für die Theologen ein großer Verlust; denn gerade sie konnten viel aus dem Buche lernen und könnten es noch. Daher

Digitized by Google

ist es auch bedauerlich, daß die Glaubenslehre nicht in die Sammlung seiner Werke mit aufgenommen worden ist. Sie verdient es, auch „einem größeren, über die bloße Gelehrtenwelt hinausgehenden Leserkreis“ [1]) bekannt zu werden. Dem „Leben Jesu“ ist sie durchaus ebenbürtig, ja für mein persönliches Empfinden steht sie inhaltlich, und als Kunstwerk ohnedies, noch über diesem, mir jedenfalls hat sie von allen Werken von Strauß am meisten gegeben. Es ist ein ganz gewaltiges Buch: wer es geschrieben hat, der ist ein Befreier der Menschheit, er ist aber zugleich auch ein ganz großer Gelehrter und ein ganz großer Theologe. Und dennoch hat sich Strauß mit seiner Glaubenslehre aus der Theologie hinausgeschrieben. Was er ihr von Anfang an hatte sagen wollen, das hatte er ihr nun gesagt. Die Glaubenslehre war faktisch seine Absage an sie, er hatte ihr den Bankrott angekündigt, weil ihm der schöne Wahn einer Einheit und Versöhnung von Glauben und Wissen, von christlicher und moderner Weltanschauung entzweigebrochen und er mit ihr persönlich auf allen Punkten fertig, d. h. zu negativem Resultat ihr gegenüber gekommen war. Und — es war zwar zu ihrem eigenen Schaden, aber es war natürlich — nun wollte sie ihn in diesem seinem letzten Wort nicht hören, sie wollte nichts mehr von ihm wissen: gut, so wollte er hinfort auch nichts mehr von ihr, der Bruch war ein gegenseitiger und ein vollständiger.

Aber was dann und was nun? Das war für ihn die große Schicksals- und Lebensfrage der nächsten Jahre. Doch da kam ein ganz Persönliches dazwischen, was diese Frage lösen zu können und lösen zu sollen schien, — seine Ehe. Ob sie sie wirklich gelöst hat, das haben wir nun zu sehen.

[1]) So hat nach der Einleitung von E. Zeller im ersten Band der „Gesammelten Schriften“ Strauß selbst in einer letztwilligen Verfügung Umfang und Zweck dieser Sammlung bestimmt.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Die Ehe und ihre Lösung.

Am 29. März 1839, mitten in den Stürmen seiner theologischen Kämpfe und des Scheiterns seiner Züricher Aussichten war die Mutter gestorben. Das war für Strauß ein tiefer Schmerz und auf lange hin ein schweres Vermissen. Sie hatte nicht aufgehört, an ihn zu glauben und an ihm zu halten, obwohl sie nicht in allem mit ihm einverstanden war, ihn weder ganz verstehen konnte noch in der Negation so weit gehen wollte wie er. Aber hier hatte er, wenn die Welt hart und grausam mit ihm umging, ein liebendes Herz, hier war er wohl geborgen. Daher geht ihm auch in den Tagen ihres Sterbens, in den Briefen an die Freunde immer wieder das Herz weitauf und der Mund über, er freut sich, von ihr sprechen zu können, und er spricht nur Gutes und Liebes von ihr, plant auch schon damals ein Lebensbild, das dann freilich erst 19 Jahre später, auf den Konfirmationstag seiner Tochter geschrieben worden ist.

Zwei Jahre nach ihr, am 10. April 1841, starb auch der Vater. Wir wissen, daß Vater und Sohn sich nie recht verstanden haben, seit dem Leben Jesu war das Verhältnis fast gar ein feindliches geworden. Oder tun wir dem alten Strauß damit nicht doch unrecht? Urteilt nicht der Sohn vielleicht zu hart über ihn? Fast scheint es so, wenn wir den Alten selber hören. Am 4. März 1839 zur Zeit der Züricher Wirren schreibt er seinem Sohn Wilhelm nach Köln: „Seit vier Wochen suche ich jedesmal, wenn die Zeitung kommt,

Digitized by Google

gleich den Artikel Zürich auf, und muß froh sein, wenn er nicht heute ärger als gestern gegeißelt wird. In Wädenschwyl haben sie ihn sogar in effigie verbrannt. Es ist schröcklich, ein Kind so mißhandelt zu sehen. Und wer ist Schuld? Die verfluchten Pfaffen, die ihn nicht einmal kennen." In seiner Krankheit hat ihn Strauß gepflegt — „aus Pflicht, ohne Neigung; denn wußte mein Vater in gesunden Tagen schon meine Neigung nicht zu erwerben, so weiß er es durch die unmännliche Art, wie er sein Leiden trägt, noch weniger"! Als aber der Tod kam, da hat Strauß doch lebhaft erfahren und es am Sterbetag selbst ausgesprochen, „daß jeder Tod ein Versöhnungstod ist. Mein Vater hat sich unendlich mehr Leiden gegeben als anderen. Seine Wärterin erzählte mir, im halben Delirium habe er öfters gesagt, er sei von Gott verflucht, Gott wisse gar nichts mehr von ihm, und das wegen meinem Buch. Auf die Einwendung der Wärterin, daß er dafür nichts könne, es auch nie gebilligt habe, erwiderte er, er habe sich doch im stillen darüber gefreut"! So klingt das Hin und Her der beiden harten Köpfe zum Schluß noch harmonisch aus, soweit das bei der unharmonischen Natur des Vaters möglich war. Äußerlich machte aber dieser Tod Strauß sorgenfreier und selbständiger. Dank der Energie der Mutter war das elterliche Geschäft vor dem Untergang bewahrt geblieben und die Vermögenslage hatte sich schließlich günstiger gestaltet als man gedacht. Der Wert des Hauses wurde auf 10 000 fl. geschätzt; dazu kamen Fahrnis und Aktivposten im Betrage von 9801 fl. 13 kr. Da von dem Erbbetreff des älteren der beiden Brüder zugunsten seines Bruders Wilhelm als Entschädigung für die im elterlichen Hause, d. h. wohl während seines Wohnens dort in dem Jahr 1835/36, genossenen Vorteile 640 fl. abgezogen wurden, so fielen auf Strauß 9160 fl. 36 kr. 3 h. Als der näher Wohnende behielt er das Haus, das er zunächst vermietete, und zahlte das Plus an den Bruder, der das Barvermögen erhielt, heraus. Dazu kam das Erschriebene.

Digitized by Google

Aus der mir zur Verfügung gestellten Korrespondenz mit der Osiandrischen Buchhandlung geht hervor, daß Strauß für die vier Auflagen des Lebens Jesu, die drei Hefte Streitschriften und die zwei Bände christlicher Glaubenslehre zusammen etwa 36 000 fl. eingenommen hat. Dazu kam noch ein weniges für die Sammlung der „Charakteristiken und Kritiken", die er bei Otto Wigand in Leipzig hatte erscheinen lassen. Da aber diese Summen im Laufe der Jahre nur allmählich eingingen, so hatte er anfangs, ehe die Zinsen erheblicher wurden, natürlich vom Kapital leben müssen. 1842 betrug sein Vermögen nach seiner Angabe 48800 fl., wozu 1846 als Erbe von der im September dieses Jahres verstorbenen Tante Rike noch 10 166 fl. geflossen sind. Dazu kam dann noch seit 1839 die Züricher Pension im Betrage von 470 fl. pro Jahr. Mit alle dem war Strauß kein reicher Mann [1]), wie seine Feinde im Kanton Zürich und in der lieben Heimat es so gerne behauptet haben; aber er war doch so situiert, daß er als einzelner hinfort sorglos leben und auf diese seine Einkünfte hin sogar eine Familie gründen konnte; zumal da er ja die Kraft seiner Feder und ihre Fähigkeit, ihm weiterhin Summen zu schaffen, inzwischen kennen gelernt hatte.

Dachte er an diese Möglichkeit? Strauß ist in seinem Leben wiederholt von Frauenliebe berührt worden. Daß er als Repetent in Tübingen in ein dortiges Bürger- und Wirtsmädchen verliebt war und daß ihn der Gedanke an dieses „Minele" und sogar an eine Ehe mit ihr noch über die Tübinger Zeit hinaus begleitet hat, ist schon erwähnt worden [2]). Obwohl er ihr nie die Ehe versprochen, sie selber auch, „einzelne vorübergehende Augenblicke ausgenommen, nie an eine Verbindung mit ihm gedacht" und sich später mit einem andern

[1]) Vielleicht darf ich hier schon bemerken, daß sein Vermögen bei seinem Tode 112 774 fl. 58 kr. betragen hat.

[2]) Bd. I, S. 109.

Digitized by Google

verheiratet hat, also nicht an gebrochenem Herzen gestorben ist, hat es Strauß doch als Schuld empfunden, daß er sie verlassen hat. Es ist eine „rechte Lumpenrolle", schreibt er in Anwandlung eines moralischen Katzenjammers darüber an seinen „Beichtvater" Rapp.

Dagegen nahm er ganz ohne alle Skrupel ein artiges Liebesabenteuer hin, das ihm der Ruhm seines Lebens Jesu gleich zu Anfang seines Stuttgarter Aufenthalts einbrachte. Wir lassen es ihn seinem Freund Rapp selber erzählen. „Denk dir einmal", schreibt er diesem am 10. April 1837, „ein blutjunges, hübsches Mädchen, nicht von hier, verliebt sich auf meine Schrift und das Gerede davon in mich; kommt, wie sie auf Besuch bei Verwandten hier ist, geradezu mehrmals zu mir und sagt mir das alles so naiv und ist auf die unschuldigste Weise zufrieden, als ich ihre artige Liebeserklärung zur Versicherung der Freundschaft abkühle. Nun sage noch jemand, daß wir in einem prosaischen Zeitalter leben." Und natürlich „kam man wieder, bedauerte nicht zu Hause gewesen zu sein; auch ich mußte wieder hinkommen usf. Die Verwandten blieben aus dem Spiel, ich wurde einmal mitten durch sie, doch ohne vorgestellt zu sein, auf ihr Zimmer geführt, wobei ich dann ganz die Empfindung eines horazischen Liebhabers hatte, der jeden Augenblick befürchten muß, von dem hereinstürmenden Ehemann usf. zerrissen zu werden. Was mir nun aber die Sache wirklich lieb und teuer macht, ist, daß sich gezeigt hat, wie die ganze Geschichte auf rein naivem Grunde ruht: ein Mädchen, das, auf dem Lande (in einer kleinen Stadt) aufgewachsen, wie sonst etwa einen Romanhelden, so hier einen jungen, vielangefochtenen Schriftsteller sich als Ideal vorstellt und nun ohne alle Welt und Rücksicht auf Konvenienz geradezu ihm entgegengeht. So wurde dann zuletzt ein ordentlicher Liebesantrag gemacht, aber so unschuldig, daß sie, als ich die Sache zur bloßen Freundschaft mit sehr deutlichen Worten herabstimmte, herzlich vergnügt war, als ob sie eigentlich nichts weiter

Digitized by Google

gewollt hätte. Bei dieser Naivität ist es mir jetzt fast leid, die mehreren Besuche auf meinem Zimmer nicht verhindert zu haben, da dies leicht ihr Nachrede zuziehen könnte, — und es wäre mir äußerst schmerzlich, wenn diese so liebliche Geschichte im Munde der Leute profaniert würde."

Die Freundschaft war aber doch keine allzu kühle, wie das zwischen einem jungen Mann und einem hübschen Mädchen immer der Fall zu sein pflegt; auch ihre Küsse ließ sich Strauß gerne gefallen. Eine zufällige Begegnung in der Nebelhöhle, wo sich am Pfingstmontag allerlei junges Volk zu einer Art Frühlingsfeier einzufinden pflegt, begeisterte ihn zu untenstehenden Versen [1]) auf sie. Und als sie im Dezember wieder kam, schmolz das Eis noch einmal. Doch hören wir ihn darüber wiederum selber: „Nach dem streng tragischen Inhalte meines letzten Briefes", schreibt

---

[1]) In die Einsamkeit der Zelle,
Wo ich meinen lieben Winter
Unter Büchern, sinnend, schreibend,
Muntern Kopfes, kühlen Herzens
So nach meiner Art verlebt:
Tritt am ersten Frühlingsmorgen,
Mit dem ersten Veilchenduft,
Mit dem ersten Wachtelschlage,
Frühgezogne Blumen tragend
Ein bescheidnes Mädchen ein.
Stillgeschäftig kränzt mit Rosen
Sie der Zelle kahle Wände,
Füllt das Glas auf meinem Tische
Mit Narzissen, Hyazinthen,
Und ein Veilchensträußchen heftet
Sie mir zierlich an die Brust.
Dann schon kecker: Wie doch, fragt sie,
Eure Fenster noch geschlossen,
Da der Winter doch vorüber?
Und sie öffnet meine Fenster
Der gelinden Frühlingsluft.
Eh' ich fragen, eh' ich denken

Digitized by Google

er am 18. Dezember desselben Jahres, „laß dir auch einmal wieder einen romantischen schreiben. Das Romantische, finde ich, — hat man ihm nur einmal den Finger gegeben, so läßt es einen nie mehr ganz los, und selbst die Dezemberstürme wehen es einem als eine Rose unter dem Schnee-

---

Konnte, war sie, hold sich neigend,
Einen Kuß mir noch herüber-
Werfend, durch die Türe fort.
Wie ich nun auch seit dem Tage
Mich des bunten Reichtums freue,
Den sie mir ins Haus gebracht:
Merk ich doch zugleich mit Schrecken,
Daß die lose Kleine listig
Etwas mir entwendet hat.
Wie ich suche, wie ich krame,
Auf dem Schreibtisch, in dem Schranke,
In Papieren, unter Büchern:
Nirgends find ich doch seitdem
Zwei höchst werte Stücke wieder:
Vorige Arbeitslust dem Kopfe,
Für das Herz die Winterruhe.
Ist's ein Wunder auch, da täglich,
Statt zu welken, stärker nur
Und betäubender die Blumen
Duften, die sie mir gebracht,
Und zum seither offnen Fenster
Frühlingslüfte, Frühlingsvögel,
Kleine Liebesgötter auch
Immer muntrer, immer toller
Aus- und eingeflogen kommen,
Sich auf Kopf und Schulter mir,
Auf Papier und Feder setzen,
So daß, wenn den festen Vorsatz
Ich mir stelle, diesmal etwas
Recht Gelehrtes aufzuschreiben,
Unvermerkt ein Liebesliedchen
Auf dem Blatte steht und mich,
Seinen überraschten Vater,
Neckisch halb und halb in Mitleid
Aus den Kinderaugen anblickt?

Digitized by Google

gestöber zum Fenster herein. So, als ich letzten Dienstag nachmittags von der Bibliothek heimkam, wo ich im Polybius und Diodor etwas nachgeschlagen, und es nun, nachdem ich eben befohlen, eingefallener Kälte wegen wacker einzuheizen, an meiner Türe zuerst so leise klopfte, daß ich nichts deutlich hörte, dann noch einmal etwas deutlicher: was hätte ich da weniger erwarten können, als daß es meine Unbekannte vom vorigen Frühjahr sein würde? Und dennoch war sie's, hierher gesandt, um Christtagsbedürfnisse einzukaufen. Anfangs, da mir die Sache ziemlich in den Hintergrund getreten war, ging's etwas steif, und ich setzte mich nicht neben sie, sondern ihr gegenüber auf den Stuhl. Bald aber schmolz das Eis, und ich konnte nicht umhin, wieder einige von den Küssen zu versuchen, die mir im Frühjahr so gut gemundet hatten. Am folgenden Tage kam sie wieder, da sie eben im Haus etwas einzukaufen hatte, und erzählte mir, daß ein junger Beamter sich um ihre Hand bewerbe, wobei ich ihr nun, da sie erwähnte, daß er sehr gute Zeugnisse habe, von seinem persönlichen Eindruck auf sie aber nichts gestehen wollte, — während sie mir im Arm lag, unter Liebkosungen zusprach, ihm ihr Jawort zu geben, — eine Situation, die mir abwechselnd lustig und traurig, frivol und unschuldig vorkommt." Den Antrag hat sie dann ausgeschlagen, und nun war einen Augenblick doch Feuer im Dach. Allein ihre Briefe, die ihm nicht sonderlich gefielen, kühlten das Verhältnis rasch ab; diese dritte Begegnung ist offenbar die letzte gewesen.

So ist es eine Episode geblieben. Ernsthafter, höher und tiefer zugleich war das Verhältnis zu der Schwester eines Freundes, Emilie Sigel, derselben, die durch ihre Begegnung mit dem katholischen Theologen Möhler im Bad Boll bekannt geworden ist [1]). Dieses edle, geist- und gemütreiche Mädchen, eine von den Naturen, deren reges

[1]) Ich komme weiter unten darauf zurück.

Digitized by Google

geistiges Leben einen mit Gewalt aufschließt und mitteilsam macht [1]), hat ihn ihr Leben lang zart und innig und treu geliebt; und er war auch nicht unempfänglich dafür. Aber es war auf seiner Seite doch immer mehr nur Freundschaft, als Liebe, etwas Mütterliches in ihrem Wesen kam hinzu, das sie später seine Kinder so wohltuend hat fühlen lassen, und so ging es ihm mit ihr, wie es uns Männern so manchmal geht: verblendet wie wir sind, sehen wir das Beste, das vor uns liegt und das wir haben könnten, nicht und haschen dafür nach irgendeiner Flamme, die uns statt zu leuchten und zu wärmen, blendet und versengt. So wurde auch hier das wärmende, lebenspendende Licht, das über seinem Leben aufleuchtete und ihn beglückt, seinen Lebensweg sicher hell und leicht und stetig gemacht hätte, verdrängt durch eine freilich viel glänzendere, aber eben doch nur meteorartig aufleuchtende und schließlich sein Herz und sein Leben versengende Sonne, durch ein Irrlicht, das sein Lebensglück in bodenlose Tiefe versinken ließ. Emilie Sigel gab er daran, weil er in Agnes Schebest „sterblich verliebt" war.

Diese, eine berühmte und gefeierte Opernsängerin jener Tage, war im Frühjahr 1837 auf einer ihrer Gastspielreisen nach Stuttgart gekommen und hatte dort wie überall durch die seltene Verbindung von Gesang- und Schauspielkunst das Publikum zu Stürmen der Bewunderung und Begeisterung hingerissen. Unter ihren Verehrern war auch der 29jährige Strauß, der in Stuttgart seiner Liebe zur Musik im Konzertsaal und im Theater Nahrung zu geben Gelegenheit fand und zusammen mit seinem Freund Reinhold Köstlin diese Gelegenheit eifrig benützte; auch verkehrte er persönlich mit Schauspielern und Dramaturgen. Die Streitschrift gegen Menzel, worin dieser Kritikus nament-

[1]) Ich wähle lauter Prädikate, die ich aus den Briefen von Strauß seinen eigenen Äußerungen über sie entnommen habe; ich finde sie aber durchaus bestätigt durch das, was sie Strauß später geworden ist.

Digitized by Google

lich auch von der ästhetischen Seite her angegriffen wurde, war Ursache oder bereits Wirkung dieser Veränderung.

Die Briefe aus der Stuttgarter Zeit geben von diesem neuerwachten Interesse Straußens am Theater vielfach Kunde. Auch die bildenden Künste sind damals über die Schwelle seines Bewußtseins getreten; zum Zeichen dafür und für die Richtung, in der er sich hier bewegte, mag ein gemeinschaftliches Hochzeitsgeschenk der Freunde für Rapp dienen: es waren auf seinen Vorschlag die Werke Winckelmanns. Unter dem Eindruck des Gastspiels der Schebest wird dann Strauß — im Deutschen Courier — zum gelegentlichen Theaterkritiker; auch mit Sonetten zu ihrem Preis wagte er sich an die Öffentlichkeit, wie ebenso Reinhold Köstlin tat, der eine Zeitlang sein Rivale in der Bewerbung um die Gunst der schönen Sängerin gewesen ist[1]). Bald bringt er ihr seine Huldigungen auch persönlich dar. Und da die Schebest auf ihr erstes Gastspiel in Stuttgart schon im nächsten Jahr (1838) ein zweites folgen ließ, so wandelte sich die künstlerische Begeisterung immer mehr in ein regelrechtes menschliches Verliebtsein um. Der Pfeil saß tief. Aber mit aller Macht setzte sich Strauß dagegen zur Wehre, und so sehen wir ihn nun jahrelang in der zwiespältigsten, wunderlichsten Stimmung. Folgen wir ihren Schwankungen, wie sie sich in seinen Briefen widerspiegeln. Am 7. Mai 1837 schreibt er an Rapp: bald nach jenem obenerzählten Abenteuer „kam die Sängerin Schebest hieher; ihre Erscheinung auf dem Theater zog mich sehr an; halb geschoben, halb selbst nachschiebend half ich letzten Sonntag ihr ein Diner in Cannstatt — in Gesellschaft mehrerer Schauspieler und Kunstfreunde — veranstalten, fuhr mit ihr in einem Wagen, und da habe ich mich dann so ziemlich angebrannt. Habe ich nicht gestern ein Sonett auf sie ge-

[1]) Reinhold Köstlin, gest. als Professor der Rechte in Tübingen 1856, war zugleich Novellist; seine Frau war die Liederkomponistin Josephine Lang; sein Sohn Heinrich Adolf Köstlin Theologe und Musikschriftsteller; seine Enkelin Therese Köstlin ist Lyrikerin.

Digitized by Google

dichtet, welches ich Dir als Dokument der wunderlichen Gemütszustände Deines Freundes nicht vorenthalten will?[1]) Ich wollte ihr es heute, da sie morgen nach Straßburg reist, um erst nach 14 Tagen wiederzukommen, selbst überreichen, konnte aber nicht ankommen und schickte es ihr zu. Ich war etwas ärgerlich, daß sie sich krank sagen ließ, weil ich's nicht recht glaubte, und bin eigentlich noch in großem Verdruß. Ich wünschte, sie käme nicht mehr, oder ehrlicher, sie bliebe jetzt und ginge bälder, damit ich dieses Stachels der Unruhe los würde. Ich möchte so gerne zu Dir und weiß doch, so lang sie noch hier ist, nicht loszukommen, und auch in der Zwischenzeit ihrer Reise nach Straßburg will ich nicht, weil ich in Deinem Umgang aller dieser Unruhen los werden und sie also nicht nachher wieder hier treffen möchte. Freilich werde ich wohl, wenn sie mir auf die heutige Krankenmeldung nicht bald etwas Begütigendes sagen läßt, am Ende ärgerlich auf sie werden, und dies rauft vielleicht den Samen der törichten Neigung wieder aus." Aber sie kam wieder.

Einen Augenblick erklärt er, er fühle für sie so, wie man in eine Antike verliebt sein könne, und hält es für eine

---

[1]) Nicht Klänge nur aus sanggeübter Kehle,
Nicht Tongeflechte bloß, mit Kunst verschlungen,
Stets strömtest Du, wenn Du vor uns gesungen,
Im Liede aus die volle schöne Seele.

Wenn Du nun von uns gehst und jene Säle,
Wo Deiner Töne Geister kühn gerungen,
Erschallen jetzt von seelenlosen Zungen,
Wie werden wir empfinden, was uns fehle?

Nicht Dich allein wird unser Leid vermissen,
Nein, da auf der Gesänge weichem Flügel
Dein Herz dem unsern kosend zugeflogen;

Hat es das unsere zu sich hingezogen,
Das flieht mit Dir nun über Tal und Hügel,
Uns selbst hast Du uns, Zauberin, entrissen.

Digitized by Google

vorübergehende Anwandlung. An Kern schreibt er, man habe ihr Auftreten ein Ereignis genannt, das sei sie für diejenigen, die sich in sie verliebt haben, was bei ihm „nun gerade nicht der Fall sei". Da tritt sie als Romeo auf, und nun fängt das Schwärmen aufs neue an, nicht bloß für ihre Kunst, auch für ihre Person; ihre Rede findet er durchaus edel und geistreich. So ist er „ziemlich wieder im Zuge seiner Neigung", solange sie da ist. Und als sie dann für längere Zeit aus seinem Gesichtskreis entschwindet, da bleibt ihr Bild in seinem Herzen, nur daß er aus der Ferne die Sache für noch törichter und aussichtsloser hält als im Bann und Zauber ihrer Gegenwart; jedenfalls war es „eine Erweiterung seines eng begrenzten Wesens".

Das war in den Jahren 1837 und 1838. Es ist klar, daß diese Liebe die Hauptschuld trägt an dem Bruch mit dem Tübinger Minchen, an dem raschen Verklingen der Liebelei mit jener unbekannten Schönen, die er jetzt für einen „bloßen Scherz" erklärt, und leider auch an dem bloß brüderlichen Gefühl für Emilie Sigel. Vielleicht kann man aber noch weiter gehen und sagen, daß aus dieser unklar weichen und sehnsüchtigen Stimmung heraus — die dritte Auflage des Lebens Jesu und der Aufsatz über das Vergängliche und Bleibende im Christentum erst vollends ganz zu verstehen ist. Er mag nicht mehr polemisieren, dem Verliebten ist es gleichgültig, wie es gewesen ist. „Meinetwegen mag die Welt jetzt alles glauben; auch ich selbst wollte, wenn's sein müßte, vieles glauben, was unglaublich ist." Auch das Wort, daß sein Wesen an vielen Stellen wund geworden, verstehen wir erst jetzt ganz. Es war nicht bloß das Ketzergefühl und das Vermissen eines „konkreten" Berufs, nicht bloß das Verwundetsein durch die Lanzen der Gegner, nicht bloß die — freilich rasch vorübergehende — wissenschaftliche Unsicherheit, sondern es war Amors Geschoß, das mit seinem Widerhaken ihn peinigte: eine Liebe, die er für töricht und aussichtslos halten mußte

Digitized by Google

und die ihn daher über sich selber unsicher und unklar machte, deren er aber doch nicht Herr werden konnte. Aus dieser Zeit stammt auch das an die Spitze des ersten Bandes gestellte Bild, das für die „Europa" gezeichnet wurde: es hat einen sentimental schwärmerischen Zug, der ihm selbst nicht ganz zusagte.

Aus solchen Stimmungen heraus schreibt er in den ersten Januartagen 1838 in einer Art Neujahrsbetrachtung an Rapp: „Das Jahr 1837 hat mir viel gegeben und genommen. Ich habe von manchen Dingen einen Begriff bekommen, der mir früher fehlte. Namentlich in bezug auf Theater, Oper, Musik überhaupt. Dann habe ich auch in bezug auf den Umgang mit Menschen manche Erfahrung gemacht. Aber die Schlußerfahrung ist doch, daß ich für diesen Umgang nicht tauge. Ich habe mich in letzter Zeit von aller Gesellschaft zurückgezogen, weil mich die Art des Zusammenseins, wie sie in Kneipen möglich ist, nicht mehr befriedigt. Ich kam jedesmal — natürlich ohne irgend einen Zusammenstoß gehabt zu haben — so bedenklich verstimmt und fast desperat aus solchen Gesellschaften nach Haus, daß ich's zuletzt habe aufgeben müssen. So spreche ich jetzt den Tag durch in der Regel niemand als bei Tisch. Die Abende ist es mir dann sehr genußreich mit erholendem Lesen hinzubringen, nur schmerzen mich bei Lichte bald die Augen, ich darf daher nicht lange aufbleiben... Ich lese jetzt Jean Pauls Titan, das erste, was ich eigentlich, d. h. ganz und zusammenhängend von ihm lese. Diesen Titan aber sollte man durchaus als Achtzehnjähriger lesen. Als Dreißigjähriger ist's zu spät, und das bin ich nun nächstens, wie Du weißt, fürchte mich aber entsetzlich vor dem Tage. Mit Dreißigen sollte man ein Mann sein, und das ist eine Rolle, die ich durchaus nicht spielen kann bis jetzt."

Aber vielleicht gab es ein Radikalmittel, um aus solcher Unklarheit herauszukommen — heiraten, solid bürgerlich heiraten! Und damit versucht er es nun, zu-

Digitized by Google

erst praktisch, dann theoretisch. Praktisch: er machte wirklich Anstalt zu einem Heiratsantrag, kam aber damit zu spät, ein Freund war ihm zuvorgekommen. Darauf schreibt er am 2. März 1838 an Rapp: „Der wissenschaftlichen Not geht eine dem Leben angehörige zur Seite. Ich fühle aufs bestimmteste, daß die Junggesellenzeit für mich vorüber ist. Ich habe keine Freude mehr an der Art von Geselligkeit, welche durch Kneipen u. dgl. vermittelt ist. Nun bleibe ich also zu Hause und bringe meine Abende und sonst freie Zeit mit Lesen oder Auf- und Abgehen zu. Das ist aber unnatürlich und führt zum Versauern. Ich sollte also eine häusliche Geselligkeit haben, für welche, wie Du mir früher einmal mit Recht schriebst, meine Natur ganz geeignet ist. Der Gründung eines solchen Verhältnisses steht nun nicht sowohl meine äußere Lage im Wege; denn wenn eine Frau nur ebensoviel Vermögen hätte, als ich habe, so könnten wir, meine weiteren Arbeiten ungerechnet, schon von den Interessen leben. Sondern das Hindernis ist dieses. Ich bin von jeher und auch jetzt noch denjenigen Zirkeln, Familienzirkeln und öffentlichen, wo Mädchen gebildeter Stände kennen zu lernen sind, so fern gestanden, daß ich mich in Wirtstöchter und Schauspielerinnen verlieben mußte". Aber vielleicht konnten die Freunde selber ihm dieses Hindernis überwinden helfen, und so wendet er sich auch damit zunächst an Rapp: „Für jetzt treibe ich den Heiratsplan in Ermangelung einer wissenschaftlichen Aufgabe als praktisches Problem. Wirklich als Problem, indem nicht Neigung oder persönliches Verhältnis, sondern Einsicht in die Notwendigkeit im allgemeinen der Ausgangspunkt ist; ein Obersatz, zu welchem der Untersatz, nämlich das Individuum, erst gesucht wird und nicht Hauptsache ist, weil ich aus meinem bißchen Erfahrung so viel entnommen habe, daß, einen Kreis wesentlicher Bedingungen abgerechnet, die freilich nicht fehlen dürfen, die Befriedigung in dieser Hinsicht nicht darauf beruht, daß die leere Stelle unseres Wesens und Leb-

Digitized by Google

gerade durch dieses Individuum und kein anderes ausgefüllt wird, als vielmehr darauf, daß erstlich die Leere lebhaft empfunden und zweitens irgendwie ausgefüllt werde. Wie gesagt, eine Grenze gibt es, außerhalb welcher das Individuum nicht liegen darf, aber innerhalb dieser Grenze können viele sein, von denen jedes gleich gut taugt. Bildung ist freilich die erste jener Bedingungen, und die vergesse ich gewiß nicht; zugleich aber muß ich nach meiner Natur durchaus zugleich reichliche ökonomische Verhältnisse fordern, erstlich aus Unabhängigkeitslust und zweitens aus Stolz. Ich brauche nicht viel, aber ich muß das Bewußtsein haben, wenn ich einmal will, aufwenden zu können, namentlich nicht ums Brot schreiben oder eine Anstellung suchen zu müssen; ferner so anspruchslos ich jetzt als einzelner Mann existiere, oder vielmehr nicht existiere, so anständig müßte doch meine Familienexistenz sein, wenn ich einmal eine anfange. Davon gehe ich gewiß nicht ab, weil ich dann gewiß wüßte, aus dem Regen in die Traufe mich zu begeben. Und soviel gute Wirkung haben diese Gedanken wenigstens bereits gehabt, daß ich dadurch alle zweck- und ziellosen Liebesneigungen ausgetrieben habe und ihnen gewiß nicht mehr unterliegen werde".

An Märklin aber schreibt er nicht viel später und noch ernsthafter Beichte ablegend so: „Seit wenigstens einem halben Jahre [1]) finde ich mich in meiner Entwicklung an eine Stelle gelangt, wo ich mit der bloßen Wissenschaft nicht weiterkomme; ja es hat sich das Verhältnis beider Seiten dahin umgekehrt, daß in meinem Innern das Wissenschaftliche im Augenblick bloße Nebensache ist neben der ernsten und dringenden Aufgabe, mich mit dem Leben auseinanderzusetzen und meinem Gemüt hier eine feste Stätte zu bereiten. Ich bin dieses Lebens, wie ich es jetzt führe, und wie mir seine Mängel in meiner jetzigen Stellung ohne

[1]) D. h. seit er in die Schebest „sterblich verliebt" ist.

Digitized by Google

Amt, in keinem Korps begriffen usw., erst recht fühlbar geworden sind, seit geraumer Zeit so satt, daß die Phrase: Es möchte kein Hund so länger leben, eigentlich mein Morgen- und Abendgebet geworden ist, und diese Stimmung steigert sich mehr und mehr so, daß sie mich auch zur Arbeit untüchtig macht und ohnehin von aller Gesellschaft abschließt. Als das einzige Mittel, mich von diesem vollkommenen Lebensbankrott zu retten, sehe ich — gewiß mit Recht — die Gründung einer häuslichen Existenz an, und habe dies lange eingesehen, ehe ich mich überwinden konnte, meiner Empfindung Worte zu leihen. Endlich tat ich's, mit bestimmter Beziehung auf einen Gegenstand: aber es war zu spät, und daß es zu spät war, erfuhr ich leider zu spät. Es würde mich so etwas zu keiner andern Zeit so schwer betroffen haben, als eben jetzt, wo ich in der Tat meine ganze geistige Existenz, die Rettung aus dem unvermeidlichen Untergang in Hypochondrie und Lebensüberdruß, an einen solchen Ausweg gebunden habe. Zum Glück nicht an ein einzelnes, bestimmtes Verhältnis, sondern daran, daß überhaupt ein Verhältnis der Art eingegangen werde. Ich hätte mir niemals träumen lassen, daß es mir in diesem Punkte so ergehen würde, nicht vom Untersatze: NN ist heiratenswert, sondern vom Obersatze: Es muß geheiratet werden, ausgehen und dazu den Untersatz erst suchen zu müssen. Und dieses Suchen wird mir bei meinem Mangel an Bekanntschaft und meinem von Tag zu Tag immer einsiedlerischeren Leben so schwer, daß ich genötigt bin, die Hilfe von Freunden in Anspruch zu nehmen... Dabei kommt aber noch ein weiterer Punkt in Betracht. Du wirst auch sogleich daran gedacht haben, daß ich kein Amt habe und in den nächsten Jahren auch schwerlich eins bekomme. Nun besitze ich zwar einiges erschriebene Vermögen (das ich, um Dich genau zu orientieren, auf 17 000 fl. angeben will [1]); aber

[1]) Das ist vor dem Erscheinen der „Glaubenslehre" und dem Erscheinen der vierten Auflage des Lebens Jesu geschrieben.

Digitized by Google

ich möchte mich, so gewiß ich auch jährlich noch eine ziemliche weitere Summe verdienen kann, doch auf keine Weise in die Notwendigkeit versetzen, auch ohne inneren Trieb des bloßen Fortkommens wegen schreiben zu müssen. Hätte ich ein Amt oder nahe Aussicht auf ein solches, so würde ich diesen Punkt gar nicht herausheben; so aber muß ichs, um mich nicht in Abhängigkeit und Sklaverei zu versetzen und so das Übel ärger zu machen. Nun frage ich Dich also in traurigem Ernst, leider heute ohne allen Humor, ohne den ich sonst so etwas gewiß nicht hätte sagen können, ob Dir in C(alw) keine Gelegenheit bekannt ist, die mir aus dieser Verödung und Vereinsamung heraushelfen könnte, und ob Du die Sache, etwa bei einem Besuch, den ich Dir dann machen würde, einzuleiten wüßtest. Wäre Dir bewußt, in welcher miserabeln Stimmung, wie ganz heruntergekommen an Lebensmut und Lebenshoffnung ich dies schreibe, so würdest Du mich wenigstens nicht auslachen. Wüßtest Du aber zugleich, wie lange schon diese nämliche Stimmung und die daraus hervorgehende Ansicht in mir liegen, so würdest du nicht etwa durch die Meinung, es mit einem bloßen Anflug trüber Laune zu tun zu haben, die Sache von Dir weisen. Nein, nimm sie nur recht zu Herzen, freue Dich, daß ich Dir das so ehrlich anvertraut habe und sei überzeugt, daß Du an einer armen Seele ein gutes Werk tust, wenn du meinen Wunsch zu erfüllen trachtest."

Diese Briefe kann man gründlich mißverstehen und hat sie natürlich auch gründlich und mit böswilligem Behagen mißverstanden. Ein nüchterner Philister! ein berechneter und berechnender Heiratskandidat! ein Spekulant auf eine gute Partie! Mit Verlaub, ihr Herren, das war Strauß nicht, sondern ein durch schwere Verliebtheit schwer Bedrängter, der gegen den Stachel löken, durch eine Heirat den Strich unter seine Torheit machen zu können meint und es natürlich doch nicht kann und nicht tut. Und daher schreibt er schon

Digitized by Google

das nächste Mal an Märklin, jener Brief sei dumm, sei desperat gewesen, von einer solchen „Desperationskur" sei er abgekommen. Daß sich dann in dieser Stimmung alle Heiratspläne zerschlagen, unter anderen auch der mit einer schönen Cousine, in die er einen Augenblick sogar verliebt war, ist kein Wunder. Alle diese Versuche waren ja nur eine List des Kopfes gegen das anders wollende und anderes wünschende Herz.

Nun hilft aber noch einmal allerlei zusammen, um die Beziehungen zu „der Sängerin", die nur kurze Zeit brieflich fortgesetzt wurden, allmählich doch in den Hintergrund treten zu lassen. Es kam die Zeit der Züricher Wirren, und es kamen neue wissenschaftliche Aufgaben, die Wiederherstellung des Lebens Jesu aus der Verunstaltung der dritten Auflage und die Ausarbeitung der christlichen Glaubenslehre; und wir wissen, wie es in solchen Zeiten in ihm stampfte und glühte. Das half ihm in den nächsten Jahren über die innere Herzensnot hinweg. Aber die Not war doch da, und gelegentlich bricht darum auch ein Notschrei aus dem gepreßten Herzen hervor. „Ich wollt', ich wär der Thomas von Aquino oder sonst ein Mönch oder Eremit des Mittelalters." „Das Leben ist mir immer schwer und wird es bleiben." Er möchte „die Zeit um ihre bleierne Schwere betrügen," und „bei lebendigem Leib dem Leben absterben"; Vischer sei zum Leben bestimmt, er dagegen zum Sterben. Und so will er namentlich vom Heiraten nichts mehr wissen. Im Juni 1839 schreibt er darüber: „Ebenso wenig ist mit dem Heiraten bei mir anzukommen. Ich glaube nicht mehr, einer solchen Stütze zu bedürfen, und das ist ein gutes Zeichen. Auch habe ich darin etwas Gnostisches in meiner Natur, daß ich zur Fortpflanzung der Menschengattung, die ich in ihren Individuen für eine sehr unglückliche halte, nicht behilflich sein möchte. Oder genauer, wenn ich auch des Lebens nicht eben überdrüssig bin, was wenigstens jetzt nicht der Fall ist, so ist doch das, was man psychisch und geistig Lust am Leben nennt, nie-

Digitized by Google

mals in mir gewesen. Ich kann ein Mißtrauen, ja ein Grauen vor dem Leben und seiner Verwirklichung durch Verhältnisse wie Ehe u. dgl. nicht überwinden; und wenn mich auch, wie vorm Jahr die Flucht aus meinen Verhältnissen negativ oder, wie sonst schon, irgendein weiblicher Reiz positiv zur Eingehung solcher Bande einmal noch locken sollte, so, glaube ich, wäre es nicht zu meinem Glück." Im Mai 1841 nimmt er an der Hochzeit seines Bruders in Schwalbach teil und freut sich, daß er „seinen Hals nicht drinnen hatte; wenn das ihm gälte, so liefe er davon!" Und noch ebenso klingt es am 5. März 1842, wo er an Rapp schreibt: „Frühling! Man freut sich den ganzen Winter darauf, und wenn er kommt, macht er einen eher traurig als vergnügt. Man empfindet in gewissen Jahren, daß man mit der sich verjüngenden Natur nicht mehr gleichen Schritt halten kann. Übrigens werde ich durch die Fürsorge meines Bruders in den nächsten Wochen zum Onkel werden, was mich sehr glücklich macht. Ich tauge doch im Grund besser zum Onkel als zum Vater. Es ist ein vermittelter, gleichsam genußloser Genuß und hat Resignation zur Grundlage. Das ist doch allein für mich. Du wirst mich auf Heiratsgedanken nie mehr betreffen."

Daß das alles nur Vordergrund ist und im Hintergrund die alte Wunde weiterbrennt, zeigen diese forcierten Äußerungen alle. Auch das fortdauernde Interesse für Musik und Theater deutet darauf hin, so wenn er für seinen Freund Kauffmann nach der Tieckschen Novelle „Das Zauberschloß" einen Operntext dichtet, der dann freilich nicht komponiert wurde, oder im Stuttgarter „Beobachter" Epigramme über die Zauberflöte drucken läßt. Darum wundern wir uns nicht, daß, wie ihm die Schebest ihre Ankunft in Stuttgart auf den 10. April 1842 ankündigt und an diesem Tage auch wirklich dort eintrifft, alles wieder kommen ist wie früher, oder vielmehr, nachdem es so lange heimlich in seiner Brust verschlossen sich hatte halten müssen, jetzt noch viel stürmischer und leidenschaftlicher als vor fünf Jahren hervorbricht.

Digitized by Google

Er findet sie schöner und liebenswürdiger als zuvor und ist von ihr so bezaubert wie je. Gleich beim Wiedersehen fällt er ihr um den Hals und küßt sie nach Herzenslust, wozu er früher den Mut nicht gehabt hatte. Und sie läßt es sich gefallen. Aber so hoch die Leidenschaft ihre Wellen schlägt, er „weiß, daß es zu nichts führt und führen darf." Doch der Verstand ist machtlos, schon „weiß er nicht, wo ihm der Kopf steht." Nun werden auch die Freunde ängstlich und besorgt, sie suchen die hochgehenden Wogen der Leidenschaft zu sänftigen, mahnen und raten ab und — gießen damit natürlich nur Öl ins Feuer. Ihre Einreden machen ihn nicht irre, er verbittet sich's, daß man „Unartiges" über die Sängerin schreibe, und denkt, daß eben auch die Freunde der „Philisterei" ihren Tribut bezahlen. Laut triumphiert er ihnen gegenüber über das gelungene Stück Arbeit, daß er einem solchen Mädchen Liebe, leidenschaftliche, einzuflößen imstande sei: „sie ist eine reiche, feurige Seele und ebenbürtig den unsern."

Die Freunde waren mit ihren Bedenken zurückgewiesen. Aber nun galt es noch den Bruder zu gewinnen. Jubelnd hatte diesem Strauß am 14. Mai über „seine Freundin Schebest" geschrieben: „Es ist jetzt etwas über einen Monat, daß sie nach vier Jahren wieder in Stuttgart erschien und mir nach langem Winterschlaf endlich einmal auch wieder einen Frühling brachte.... Du fragst in Deinem letzten Briefe teilnehmend nach meiner Stimmung: wenn sie heiter ist, wenn das Leben wieder einen Reiz für mich hat und wenn Dich dies, wie ich gewiß weiß, erfreut, so haben wir dies nur diesem seltenen Geschöpfe zu verdanken, von dem ich auch für die Zukunft ein Glück hoffe, auf das ich längst Verzicht geleistet hatte." Der Bruder aber, statt in den Jubel einzustimmen, erhob seine warnende Stimme unter Berufung auf allerlei über die Sängerin umlaufende Gerüchte. Dieser Brief bereitete Strauß schmerzliche Stunden. Da er aber über ihre Vergangenheit von ihr selbst unterrichtet worden und vieles

Digitized by Google

von dem, was der Bruder gehört hatte, wirklich unbegründet war, so wies er auch diesen Warner freundlich, aber entschieden ab. Er hofft, daß sich der Bruder überzeugen werde, daß er „hier ein Herz gefunden habe, das ihn im Innersten und Eigentümlichsten verstehe und liebe und das um dieser Liebe willen alle Kränze der Kunst, für die sie so begabt und begeistert ist und deren ihr noch viele blühten, hinzuwerfen bereit sei". Nun versucht es der Bruder persönlich, er eilt in wachsender Sorge nach Stuttgart und sucht ihn dem Zauberbann der schönen Freundin dadurch zu entreißen, daß er ihn mit sich nach Cöln entführt, um dort noch einmal fern von Madrid mit ihm zu bereden, „was Verstand und Rücksichten gegen eine solche Heirat haben können". Aber wie sie Strauß auf ihrem Weg von Aachen, wo sie zu gastieren hatte, in Coblenz wiedersieht, da schweigen Verstand und Rücksichten, die Sache ist entschieden, er führt sie dem Bruder und der Schwägerin als Braut ins Haus.

Wer war nun diese seine Braut? Es fällt mir nicht ganz leicht, über Agnes Schebest zu sprechen, weil sie mir — ich muß es gestehen — sehr wenig sympathisch ist und ich daher das Gefühl habe, ich könnte gegen sie voreingenommen sein und ihr mit meinem Urteil unrecht tun. Aber sie hat ja ihre Lebensgeschichte selber erzählt [1]; darnach können mich die Leser kontrollieren und selber sehen, ob sie meinen ungünstigen Eindruck von ihr bestätigt finden oder nicht. Agnes Schebest war als Tochter eines tschechischen Artillerie-Unteroffiziers am 15. Februar 1813 in Wien geboren. Der Vater starb infolge eines Unglücksfalles schon im November 1815; nun bekam die Mutter neben einer kleinen Pension in der Festung Theresienstadt freie Wohnung. Hier wuchs Agnese mit einer zwei Jahre

[1]) Aus dem Leben einer Künstlerin von Agnese Schebest. Mit dem Bildnis der Verfasserin. Stuttgart 1857. „Meinen geliebten Kindern [illegible]gine und Fritz Strauß herzlichst gewidmet".

Digitized by Google

jüngeren Schwester in recht kleinen, ärmlichen Verhältnissen ohne irgendwelche höhere Schulung und Bildung heran. Durch den Fürsten Ypsilanti, der damals nicht auf Munkacz' hohem Turm gefangen saß, sondern in der böhmischen Festung Theresienstadt interniert sich ziemlich frei bewegen durfte, wurde die Stimme der kleinen Schebest entdeckt, und diese dann mit seiner Hilfe in Dresden von dem Chordirektor Miksch ausgebildet. Hier trat Agnese denn auch zuerst in „Joseph und seine Brüder" als Benjamin auf und wurde daraufhin am Hoftheater engagiert. Bis 1832 blieb sie in Dresden. Drei Jahre war sie dann in Pesth in fester Stellung. Seit Frühjahr 1836 aber zog sie es vor, statt sich irgendwo fest zu binden, „in die Welt hinauszuziehen", und so folgt nun die Zeit ihrer Gastspielreisen, die nur durch eine Periode längerer Krankheit in Paris und Italien unterbrochen waren und sie durch ganz Europa führten. Ihr Repertoire war ein sehr reichhaltiges, Hauptrollen waren Medea, Norma, Alice in Meyerbeers Robert der Teufel, Sextus im Titus, Fidelio und vor allem Romeo in Bellinis „I Capuleti ed i Montecchi." [1]) Überall trat sie mit dem

[1]) Auf ihr letztes Gastspiel in Stuttgart im Jahre 1842 und ihre damaligen Rollen hat Strauß das Sonett gedichtet:

Wie ich zuerst Dich als Romeo sah,
Die Töne hörte, Jubel, Klagen, Bitten,
Wo Lieb und Leid, Lust und Verzweiflung stritten
Nein! Höh'res gibt es nimmer! schwur ich da.

Doch schnell ward aus dem Nein entzücktes Ja,
Als Du mit Tönen, die das Herz durchschnitten,
Die Treue sangest, die so viel gelitten,
Das ist ihr Höchstes! rief ich, Tränen nah.

Nun sah ich als Alice Dich zuletzt,
Und so hab ich sie niemals noch gefunden,
So Grazie ganz und Süße! schwur ich jetzt.

Doch o des Wechsels, — nie so süß empfunden!
Schon morgen wird — ich kann es prophezein —
Romeo mir das Höchste wieder sein.

Digitized by Google

glänzendsten Erfolg auf; die Männer, aber auch Frauen, lagen ihr zu Füßen. Wie sehr, das zeigt z. B. ihr Auftreten hier in Straßburg, wo die damalige theologische Fakultät sich an die Spitze der ihr Huldigenden stellte. Sie verdankte diese Triumphe ebenso ihren natürlichen Mitteln, einer glockenreinen Mezzosopranstimme und einer wahrhaft klassischen Figur, wie der trefflichen Schulung dieser Stimme und einer für eine Sängerin geradezu phänomenalen schauspielerischen Kunst, mit der sie auch nach dieser Seite hin ihre Rollen großartig zu gestalten wußte. „Eine flammenwirbelnde Leidenschaft" rühmten Rezensenten ihrem Spiele nach. Ganz besonders begeistert war man gleich bei ihrem ersten Aufenthalt in Stuttgart und dann bei jeder Wiederholung desselben in den Jahren 1836 bis 1842. Zu den begeistertsten Verehrern gehörte, wie schon gesagt, neben Reinhold Köstlin auch Strauß; und er trug mit seiner Werbung den Preis davon, ihm zulieb gab sie ihren Beruf auf, in Karlsruhe hat sie im Juli des Jahres 1842 „ihre künstlerische Tätigkeit geendigt". Von dort kehrte sie zu den Vorbereitungen auf die Hochzeit nach Schwaben zurück.

Es war viel, was gegen die Verbindung der beiden hochstehenden Menschen sprach, und was die Freunde und der Bruder dagegen einzuwenden hatten, und es waren nicht bloß spießbürgerliche Rücksichten und philiströse Vorurteile, die in solchen Bedenken zu Worte kamen. Sie war nicht gebildet und sie war katholisch. In der Verliebtheit hat Strauß freilich sich eingeredet, daß „auch ihre Rede durchaus edel und geistreich sei"; aber ihre Briefe, die ungefüge Handschrift und manches Vulgäre in ihrer Ausdrucksweise sprechen entschieden dagegen. Ihre Bildung war in den Grundlagen durchaus mangelhaft und war, wie bei Musikern so oft, auch späterhin nur ganz einseitig ergänzt und entwickelt worden. Und diese Bildung war eine katholische. Das, könnte man denken, konnte dem unkirchlichen Strauß gleichgültig sein; und doch, wenn er etwas war, war er Protestant von dem Wirbel bis zur Zehe,

Digitized by Google

sein Denken, seine Weltanschauung, seine Bildung, seine Schriftstellerei — alles wurzelte bei ihm im Protestantismus. Schon darum war es eine Selbsttäuschung, wenn Strauß schrieb: „wie schnell hat sie mich gefaßt und ganz verstanden!“ Das konnte sie gar nicht, dafür fehlten ihr alle Voraussetzungen, fehlte ihrer katholischen, aber recht äußerlich katholischen Frömmigkeit jedes vermittelnde Band der Verständigung. Aber daß es Strauß trotzdem glauben und sich so ganz darüber täuschen konnte, war noch viel schlimmer. Denn eines allerdings konnte sie, sich den Schein des Verständnisses geben, weil sie eben durch und durch Schauspielerin war: so spielte sie ihm vor, was sie innerlich nicht hatte. Dieses Schauspielerische, das ja für ihren Beruf bis dahin durchaus berechtigt und nur von Gewinn gewesen war, tritt mir in ihrer Selbstbiographie, wo es sich nicht bloß um ihre Kunst, sondern auch um ihre Persönlichkeit und um ihr Leben handelt, am unangenehmsten entgegen. Es war zugleich eine innere Unwahrhaftigkeit, die Strauß den Wahrhaftigen, wenn er einmal dahinter kommen sollte, aufs entschiedenste abstoßen, aufs tiefste beleidigen und empören mußte. Dazu gehört aber noch eines. Sie hatte die Welt gesehen, Paris, Venedig, Pesth, Wien, Berlin, Warschau, und überall hatte sie das bunte, große Leben kennen gelernt, ein bewegtes und äußerlich glänzendes Leben selber geführt, in dessen Irrungen und Wirrungen sie tief eingetaucht war. Und wenn sie es in ihrer Biographie ernst zu nehmen scheint mit dem Leben, — wirklich ernst nahm sie es doch nur mit ihrem Beruf und ihrer Kunst, im übrigen verbarg sich hinter diesem scheinbaren Ernst eine große Oberflächlichkeit, sie war eine leichtlebige Österreicherin, die nirgends in die Tiefe drang und sich mit ein paar frommen Redensarten auch über Schweres und Schwerstes wegzuhelfen suchte. Wenn man aber fragt, wie eine solche Frau der Werbung von Strauß habe folgen können, so könnte ich nur auf die wunderbaren Fügungen der Liebe verweisen und möchte fragen: warum sollte ein so dämonisch leid-

Digitized by Google

schaftlicher Mensch, wie Strauß es war, der auch sonst Männer und Frauen bezaubert hat, diese Liebe nicht haben im Sturme gewinnen können? Und dann: es war für diese Frau von Welt etwas ganz Neues, ein so weltverlorener Magister, für ihren aufs Außergewöhnliche gestellten Sinn etwas Lockendes, ein so berühmter Mann, wie sie das, in den Tagen des Putsches zufällig in Zürich anwesend, dort mit eigenen Augen und Ohren erlebt hatte. Und endlich, sie kam eben von einem schweren Erlebnis her, da mochte ihr die Ehe in dem Frieden eines stillen Gelehrtenhauses wirklich als ein großes Glück erscheinen.

Und nun auf der andern Seite Strauß! Der einsame, stille Mensch, dem von seiner Seminar- und Stiftserziehung her ein Weltfremdes anhaftete, der ganz innerliche, der alles tief philosophisch nahm, der ganz wahrhafte, der den Kampf gegen Unwahrhaftigkeit und Lüge sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, ein ausgesprochener Melancholiker, wie ihn jenes Bild für die „Europa" uns zeigt, und daneben doch dämonisch, leidenschaftlich, mit Hinneigung zu gelegentlichen cholerischen Zornausbrüchen, ein Temperaments- und Stimmungsmensch durch und durch. Dazu von Jugend auf an bürgerlich solide Verhältnisse gewöhnt, sparsam und ein guter Haushalter, der rechnen gelernt hatte und, wenn auch nicht ängstlich, rechnen mußte.

Und endlich beide über die erste Jugend hinaus, er ein 34jähriger, sie im 29sten Lebensjahr stehend, fertige Menschen beide, die viel guten Willen, viel gegenseitige verstehende und duldende Liebe brauchten wenn sie sich ineinander schicken und aneinander assimilieren sollten: mit den Gewohnheiten einer Weltdame sie, er der Sohn eines kleinen schwäbischen Kaufmannshauses und als Junggeselle noch immer nicht heraus aus den derben Stifts- und Kneipenmanieren bei aller Feinheit des tieferen Empfindens und aller Höhe seines gelehrten Wissens. So war die Ehe zwischen den beiden von vornherein und unter allen Umständen ein großes Wagnis.

Digitized by Google

Und doch wurde sie geschlossen. Am 30. August 1842 wurden Strauß und die Schebest in der Dorfkirche zu Horkheim bei Heilbronn getraut, nachdem erst im letzten Augenblick die fehlenden Papiere herbeigeschafft und damit das letzte Hindernis beseitigt war. Freund Kauffmann empfing das Paar mit Stücken aus der Zauberflöte, die er auf der Orgel meisterhaft spielte, und Freund Rapp leitete die kirchliche Trauung — eine bürgerliche gab es ja damals noch nicht — mit einer Rede ein, von der Strauß selbst meint, daß sie gewiß die erste in dieser Weise gewesen sei, und von der wir meinen, daß sie, die Rede eines blinden Sehers, als Einleitung zur Tragödie dieses Ehebunds hier nicht fehlen dürfe. Auch ist sie für den Redner selbst charakteristisch genug. Sie lautet:

„Geliebte Freunde! Ein recht freudiges Ereignis hat heute unsern Freundeskreis zusammengerufen, die Verbindung unseres Freundes mit der Freundin, der er sein Herz geschenkt hat und die durch ihn auch unsere Freundin geworden ist. Und da er mich beauftragt hat, diese Verbindung öffentlich teils zu erklären, teils vollziehen zu helfen, so lasset mich dieses Geschäft vollbringen, indem ich sowohl die Gesinnungen und Absichten des geliebten Paares, dem der Tag gehört, ausspreche, als die Wünsche und Empfindungen, mit denen wir ihnen heute zur Seite stehen.

Nicht nur die christliche Kirche, meine Freunde, sondern alle Religionen, da die Religionen zumeist die höhere Empfindungsweise der Menschen ausdrücken, oder alle Völker der Erde haben die Gewohnheit gehabt, den Bund der Ehe unter feierlichen Gebräuchen zu vollziehen und sie dadurch zu ehren und zu befestigen, — ein Beweis, daß der menschlichen Natur ursprünglich das Bedürfnis und der Trieb innewohnt, das Verhältnis zwischen Mann und Weib als ein geweihtes aufzufassen und zu halten. Sei es auch, daß die Religionen, die eine mehr, die andere weniger, das eheliche Bündnis unter d e n Gesichtspunkten, die nur i h r e

Digitized by Google

Eigentümlichkeit ausmachen, aufgefaßt und gefeiert haben: so kann doch der, dem das Wesen der Menschheit heilig und der in allen Dingen den Kern und Grund der Dinge zu beachten gewohnt ist, nicht gewillt sein, mit den äußerlichen Beziehungen, die einer heiligen Sache in den Augen mancher ihre Weihe erst geben sollen, die Sache selbst auch, ihre Bedeutung und die ihr eben für sich selbst angehörige Heiligkeit zu verwerfen. Wundert euch also nicht, meine Freunde, daß, wenn ich die Heiligkeit der Ehe dartun oder aussprechen will, ich sie diesmal von allem anderen losschäle, was nicht zu ihrem Wesen und dem sich in ihr offenbarenden Wesen der menschlichen Natur gehört. Die menschliche Natur ist es, nichts Höheres und nichts Niedereres, die diesen heiligen Bund anordnet und ursprünglich gestiftet hat, die ihn angelegt hat in allen Schöpfungen und Erscheinungen des niederen Tierlebens und diesem und sich selbst in der ehelichen Verbindung der Menschen den Stempel der Heiligkeit auf die Stirne drückt. Es bedarf hier keines scharfsinnigen noch gelehrten, keines herkömmlichen noch neu erst zu schaffenden Beweises, daß die Ehe durch das Wesen der menschlichen Natur, aus der sie hervorgeht, ihre Heiligkeit empfängt, sondern indem die menschliche Natur ursprünglich Mann und Weib füreinander geschaffen hat und sie zu Liebe und Treue, die aus dem Herzen stammen, immer wieder aufs neue zusammenführt, feiert und erklärt sie selbst fort und fort die Heiligkeit dieses Bündnisses. Eben das, daß die Ehe in keiner staatlichen Verbindung und im Schoße und Schutze keiner Religion es zu der Sicherheit und Heilighaltung hat bringen können, die ihr diese zu geben bemüht waren, ist ein Beweis, daß sie in der Heiligkeit, Schönheit und inneren Bedeutung, die sie für sich selbst hat, noch nicht erkannt und begriffen ist.

Glaube nur nicht, mein teurer Freund, der du uns schon in so vielem belehrt hast, den Schein von dem Wesen zu trennen, daß ich nicht überzeugt sei, du werdest uns

Digitized by Google

auch in deiner ehelichen Verbindung das Wesen einer schönen, menschlichen, liebenden, freien und treuen Vereinigung zwischen Mann und Frau offenbaren. Du hast — auch darüber ist kein Zweifel in uns — die Geliebte erkannt und gefunden, die geschaffen ist, deinem Leben für diesen letzten und innigsten Zweck, den das Leben des einzelnen hat, seine freudige Vollendung zu geben. Freundlich gegrüßt sei der Tag, da du einkehrst in deinem eigenen Hauswesen, der letzte von uns, von einer langen Reise zurückkehrend, auf der wir dir bewundernd zusahen. Du hast dich draußen nicht verloren, eine großartige Laufbahn hat dich nirgends über die Grenzen des Schönen und Guten geworfen, und nun trägst du auch die Schätze der Wissenschaft und Kunst in die prunklose Stille des häuslichen Lebens hinüber, wo dir die gleichgestimmte Braut in der vollendeten Schule der Kunst das Herz darreicht, das sie der Natur und Wahrheit bewahrt hat.

Und jetzt lasset uns nicht länger zögern, den Bund zu schließen, der euch vereinen soll. Und ich gebe meine Hand auch dazu, zum Zeichen für alle, daß ihr einander angehöret. Aus den Händen der Menschheit nehmet euch jetzt zum Geschenke: ehret das Geschenk und in dem Geschenke die Geberin.

Es war ja stets ein guter Gebrauch, meine Freunde, daß Neuverlobte das Gelübde der Treue und Liebe öffentlich gegeneinander ablegten. Er soll bleiben, dieser Gebrauch, den Schwächeren zum mahnenden Denkzeichen an die Forderungen des sittlichen Gesetzes in dem natürlichen Bündnis der Ehe, den Stärkeren, die im Guten den andern vorangehen, zur freien Erklärung ihres guten Willens für unerschütterliche Treue und Liebespflicht in der Ehe. Wie aber die Schwächeren zu befestigen sind durch den festen Willen der Guten im Guten, so müssen auch die Stärkeren bedenken, daß sie als Menschen an der schwächeren Natur der gebrechlichen Brüder teilhaben. Es war daher auch

Digitized by Google

das Angemessene bei der Schließung der christlichen Ehe, daß die Neuvermählten teils daran erinnert wurden, daß in der Ehe die Schwachheiten des natürlichen Menschen gegenseitig zu ertragen und durch sie zu überwinden und zu läutern seien, teils daß sie überhaupt ermahnt wurden, der Gebrechlichkeit der irdischen Dinge und des Lebens selbst zu gedenken, dessen Leiden allerdings in dem umfassenden Bunde der Familie viel häufiger einzukehren pflegen als im Leben des einzelnen. Was soll ich hier nun sagen, mein Freund? Ist freilich diejenige Natur, welche durch besondere Stärke des Willens über die meisten andern hervorragt, eben dadurch auch den sittlichen Schwächen, denen die meisten anheimgegeben sind, enthoben: so wird sie, je umfassender sie als Natur oder als die natürliche Kraft und Unterlage des ganzen geistigen und gemütlichen Menschen ist, um so häufigeren und gewaltsameren allgemeinen Schwingungen ausgesetzt sein. Nur ist hier sogleich zu erinnern, daß eine solche Natur, indem sie sich in den Dienst der Liebe, d. h. derjenigen Kraft des Geistes, die alles natürliche Leben am ersten bändigt, freiwillig begibt, eben damit ihren entschiedenen Gang zu fortwährender Beruhigung, bleibender Harmonie und vollendeter Stimmung in sich auch selber gewählt hat. Ist aber der im Guten nie wankende Wille die erste und letzte Tugend des Mannes, so kann die Aufgabe der Frau nur sein, verschönernd zu wirken in Haus und Leben, öffentlich und im geheimen; und wo diese Aufgabe in ihren letzten Beziehungen einmal glücklich erfaßt ist, wie sollte da zu zweifeln sein, daß die Hand und der Sinn der Hausfrau nicht auch das Geringste, das im häuslichen Leben vorfällt, mit der Huld des Schönen, das der Preis und der Reiz unseres Lebens ist, zu umgeben vermögen?

Was nun aber diejenigen Leiden des Lebens anbelangt, die außer dem Bereiche unseres Willens liegen, so ist nicht zu vergessen, daß, wo mehr Freude und Genuß ist wie im

Digitized by Google

Bunde einer schönen Ehe, da auch dem Geschick und seiner Huld größere Opfer der Entsagung und des Verlustes entgegenzubringen sind, damit es nicht scheine, als wollten wir bloß die Genießenden sein und verstünden wir nicht, in den Verlusten des Lebens und seiner teuersten Güter die Rechte der waltenden Natur und die alleinige Herrlichkeit des in ihr erscheinenden Geistes und seiner in ihr sich offenbarenden sittlichen Mächte anzuerkennen. Tragen wir aber diesen Mut gegen alle Stöße des Geschickes, wo und wie sie uns auch treffen mögen, im wohlverwahrten Hintergrunde unserer Brust, so ist auch kein Grund vorhanden, daß wir nicht des Lebens, das wir verschönern und erbauen, uns freuen, seine Blüten pflücken und seine Früchte genießen sollten. Und wenn du dich, geliebter Freund, bis dahin kaum von dem Schmerze über den Tod einer geliebten Mutter, in die dein Sinn und deine Erziehung verwachsen war, entwöhnen konntest, so freue dich heute auch der Braut, die dir nun Mutter und Geliebte ist. Auch Sie, meine teure Freundin, kennen den Wankelmut des Geschickes von Kindesbeinen an. Nehmen Sie hier den Vater wieder, der Ihnen frühe geraubt ist, und kehren zu den Freuden des häuslichen Lebens ein, denen Ihr Inneres angehört, und die ein frühes Geschick von Ihnen forderte auf weiter Laufbahn erst wieder zu finden.

Uns alle aber, m. Fr,. lasset treu zur Seite unserer Verbundenen stehen. Es ist uns nichts geraubt dadurch, daß wir sie und mit ihnen einen Teil der Freundschaft, der zuvor der unsrige war, an sie und ihre Verbindung abtreten. Auch wir haben durch ihre Verbindung gewonnen und sollen empfangen, was wir gegeben haben. Sei es auch, daß ein edler Strom zu besonderer Heimlichkeit und Lust der Liebe eine Insel in seiner Mitte absetze und sie mit ausschließender Vorliebe umarme, so kehren doch bald seine vereinten Arme zu gemeinsamer Kraft und Bedeutung zurück. Sei es, daß wir das neue Hauswesen unserer Freunde heute fester be-

Digitized by Google

gründen und begrüßen wollten, wir schreiten doch in gemeinsamer Tätigkeit und befreundeter Verbindung fort und unsere Liebe ist nicht mehr zu trennen."

Nach der Trauung gingen Verwandte und Freunde über den Neckar hinüber in das neugegründete Straußsche Haus in Sontheim und weihten es durch eine Mahlzeit ein, die der dortige Wirt sehr schmackhaft zubereitet hatte. Nach Tisch kam Justinus Kerner mit Frau und brachte ein Gedicht [1]), auch Schnitzer, damals Professor im nahen Heilbronn, trug eines vor, Zeller von Tübingen schickte eines, und Rapp hielt als Koch verkleidet eine humoristische Rede. Kauffmann war am Klavier wie am Glase tätig, und alle verlebten einen harmonisch schönen Tag, bei dem Strauß nur den Bruder vermißte. Und harmonisch und glücklich liefen zunächst auch die Tage in der jungen Ehe hin. Und doch, wenn Strauß acht Tage nach der Hochzeit in einem Brief an den Bruder sich unterzeichnet als „Dein dermalen wenigstens glücklich zu nennender Bruder", so lag darin schon so etwas wie eine

[1]) Strauß' Glaube kommt dem Ehstand ganz zu gut;
Denn ist es, wie er wähnet, nichts mit drüben,
Wenn nach dem Tode alles Lieben ruht,
So muß man hier für Ewigkeiten lieben.

Ein andrer spricht: ich spare vieles auf,
Bis wir in einem bessern Stern uns sehen;
Er aber spricht: ich liebe hier vollauf,
Denn ich weiß fest, daß ich und Du vergehen.

Du andrer, raub' ihm diesen Glauben nicht,
Er dient zum Heil der herrlichen Agnese,
Und tritt er einst aus Schein im Tod ans Licht,
Und sie steht vor ihm, wird er drob nicht böse.

Dann wird er sprechen: Kerner hatte recht,
Dem machte Scharfsinn wenig graue Haare.
Agnese, was der Kopf denkt, ist oft schlecht,
Nur was mein Herz gefühlt, — Herz! war das Wahre.

Justinus Kerner.

Digitized by Google

Ahnung von der Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge; und bald genug brach dieses kurze Glück in Scherben krachend zusammen.

War schon die Ehe der beiden an sich ein Wagnis, das ebenso auch mißlingen konnte, so war die Wahl des Ortes für den Aufenthalt des jungen Paares ein schwerer Fehler. Dreiviertel Stunden von Heilbronn liegt am Neckar das hübsche Örtchen Sontheim, heute durch eine Trambahn von der Stadt her rasch zu erreichen, damals bei schlechten Wegen ohne solche Verbindung doch recht abgelegen. Ein Schlößchen, ursprünglich Sommersitz des Heilbronner Deutschordens-Komturs, war gemietet und bot, wie für die Hochzeitsgäste am ersten Tag, so auch für die neugegründete Familie reichlich Raum. Die Einrichtung war hübsch, die Aussicht von jedem Fenster und vollends vom Balkon an schönen Herbsttagen entzückend: „vor uns der Neckar mit Schiffen und Flößen, links Horkheim mit unserem Kirchlein [1]), rechts Heilbronn mit dem Wartberg, dann die Beleuchtung morgens, mittags, abends immer neu und immer schöner". Es war ein Idyll, aber ein dörfliches. Und nun denke man sich die gefeierte Sängerin, die an den Aufenthalt in Großstädten, an den Verkehr mit interessanten und vornehmen Menschen aller Art gewöhnt, vom Publikum vergöttert, von Königen und Fürsten mit ihrer Gnade beehrt war, plötzlich in ein württembergisches Bauerndorf versetzt. Das mußte für eine so äußerliche Frau ein Herabsteigen bedeuten und auf die Dauer entsetzlich langweilig werden. Und auch die kleinstädtischen Kreise des damaligen Heilbronn, in das die Strauß'schen schon ein Jahr später vernünftigerweise übersiedelten und wo man sich beeilte, das berühmte Paar gastlich in den Häusern der Gebildeten aufzunehmen, konnten

[1]) Sontheim, in der Hauptsache katholisch, hatte damals noch keine evangelische Kirche; die Protestanten waren im nahen Horkheim eingepfarrt. Deshalb hatte dort die Trauung stattgefunden.

Digitized by Google

ihr keinen Ersatz für die verlorene Herrlichkeit gewähren. Auch das Singen und Spielen auf einem Liebhabertheater im Goppeltschen Hause, zu dessen Einweihung Strauß den Prolog gedichtet hat, konnte sie für die verlorene Kunst nicht entschädigen. Und ebensowenig die Freunde von Strauß, darunter der inzwischen aus dem Pfarramt ausgeschiedene und zur Philologie übergegangene Märklin, und Schnitzer, ein etwas älterer Studiengenosse von Tübingen her. Ihr Verständnis lag nicht auf seiten der Kunst, es waren Stiftler mit theologisch-philosophischen Interessen und mit teilweise noch etwas derben studentischen Manieren, wie man sie in Tübingen auch am Repetententisch noch nicht ablegt. Am derbsten war Kauffmann, der sich sonst musikalisch wohl mit der Schebest verstanden hätte. Kerners drüben in Weinsberg waren feiner und weltmännischer, aber doch mehr als Rarität zu genießen, zum ständigen Umgang nicht zu gebrauchen. In diesen Kreisen konnte es der verwöhnten Dame aus der großen Welt unmöglich wohl und heimisch werden.

So war sie ganz auf ihren Mann angewiesen; und da konnte es bei den beiden temperamentvollen und leidenschaftlichen, auch durchs Leben schon hart geschmiedeten Menschen an Gegensätzen und Reibungen, an Ausbrüchen voll Heftigkeit, an wilden Szenen oft über Kleinigkeiten nicht fehlen. Und dabei mußte Strauß die innerlich ungebildete und unwahre Natur seiner Frau mit Schrecken wahrnehmen: was er ernst nahm, war ihr — Bühnenspiel, wo ihm das Herz blutete, da spielte sie ihm eine Szene voll Leidenschaft und Glut vor. Das machte ihn bitter und hart und wandelte die Liebe langsam um in Abneigung und Haß: ja, er fing an, seine Frau zu hassen, wie er Unwahrheit und Lüge sein Leben lang gehaßt hat. Dazu kamen noch spezielle Anlässe. In die Aufgabe der Hausfrau hat sich die ehemalige Sängerin überraschend schnell eingearbeitet; bald kochte und buk sie mit Hilfe der „Löfflerin“ (Kochbuch) wie eine erfahrene

Digitized by Google

schwäbische Hausfrau; und wenn auch anfangs einiges mißlang, mit der Zeit ging es immer besser Allein auch hier war doch manches außen hui und innen — weniger pünktlich, als es Strauß von seiner Mutter her gewöhnt war. Und er hatte Zeit — einen Müßiggänger nennt er sich zu jener Zeit öfters, und so sah er, wenn es haperte, selber nach dem Rechten, er mischte sich in die Haushaltung — auch dann noch, als seine Frau allein fertig werden konnte, und das kränkte sie in ihrem berechtigten Stolz und in ihrer unberechtigten Hausfraueneitelkeit mit Fug. Eines aber fehlte ihr als Hausfrau am meisten, die Sparsamkeit. An die hohen Preise der Hotels und der europäischen Großstädte gewöhnt, fand sie in Sontheim und Heilbronn alles billig und zahlte dann leicht zu viel, einen Gulden, wo ein paar Kreuzer genügt hätten. So reich war aber Strauß nicht, die Frau eines beruflosen Mannes war auf's Sparen hingewiesen. Daß das nicht etwa nur eine Meinung von Strauß gewesen ist, seine Frau könne nicht sparen, geht daraus hervor, daß sie trotz jahrelanger großer Einkünfte beim Antritt ihrer Ehe — nichts besaß; die Aussteuer mußte größtenteils Strauß selbst beschaffen und sich überdies verpflichten, ihrer Mutter und Schwester in Nürnberg jährlich eine für seine Verhältnisse nicht allzukleine Summe auszubezahlen. Daß dieser bohêmeartige Zug ihres Wesens den Kaufmannssohn verdroß, der so eifrig darauf hielt, daß im Hause nicht mehr ausgegeben als eingenommen wurde, versteht sich von selbst. Daß er dagegen unduldsam und heftig zu Felde zog, hat ihm vielleicht am meisten die üble Nachrede des „Geizes" zugezogen. Wenn man eine Reihe einzelner Vorfälle kennt, wird man dagegen sagen müssen, er war nicht geizig, aber er griff das Sparen und das Erziehen zur Sparsamkeit ganz entsetzlich unpraktisch an.

Das Allerschlimmste aber war: Agnese Schebest war wahrhaft besessen von jener Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft. Mit einer unheimlichen und wahrhaft

Digitized by Google

grauenhaften, einer an fixe Ideen und Wahnvorstellungen grenzenden Eifersucht hat sie ihren Mann gepeinigt bis aufs Blut. Daß sie keinen Grund dazu hatte, braucht kaum gesagt zu werden. Schon vor der Hochzeit fing es an, auf einer Kahnfahrt nach Wimpfen packte es sie zum erstenmal, selbst der Hochzeitstag war nicht frei davon. Und so ging es dann fort. Ob es die Gattin seines Bruders oder die Frauen und Verwandten seiner Freunde waren, mit denen er sich gern unterhielt, oder ganz wildfremde, mehr oder weniger hübsche Mädchen, mit denen sie ihn zufällig zusammen sah und an denen er vielleicht harmlos ein rein ästhetisches Wohlgefallen äußerte, oder ob es nur die unbestimmte Angst war, er könnte bei einem Ausgang, auf dem er länger ausgeblieben war als sonst, ihr untreu geworden sein: auf Schritt und Tritt umgab ihn dieser unwürdige Argwohn, durch den er sich förmlich beschmutzt fühlte. Er verleidete ihm jeden Umgang und Verkehr mit Frauen, und da die Eifersüchtige auch vor anderen ihre Mißstimmung merken und oft bis zu heftigen Szenen anwachsen ließ, so fühlte er sich dadurch aufs peinlichste kompromittiert und mußte sich vor Bekannten und vor Fremden für sie und um ihretwillen schämen. Nur in einer Beziehung hatte sie wirklich einigen Grund, eifersüchtig zu sein — auf seine Freunde, mit denen Strauß aufs engste zusammengewachsen war und nach wie vor verbunden blieb, denen er sich, brieflich vor allem, rückhaltlos erschloß und bei denen er auf mehr Verständnis für seine geistigen Interessen und Bedürfnisse rechnen konnte als bei der von Haus aus ungebildeten und dafür nicht organisierten Frau. Wenn er ihnen jetzt seine eheliche Not klagte — er tat es lange nicht —, so fand er bei ihnen einen starken Resonanzboden, — sie hatten es ihm ja vorausgesagt und sahen nun ihre Befürchtungen und Warnungen bestätigt; und so mußte es ihr so vorkommen, als hetzten ihn die Freunde gegen sie auf. So war sie eifersüchtig auf den Verkehr mit den Heilbronner Freunden in der sogenannten „Gräßles-

Digitized by Google

gesellschaft", wo Strauß zu verkehren pflegte, und eifersüchtig vor allem auf den Briefwechsel mit Rapp.

Das alles entwickelte sich schon im ersten Jahr nach der Hochzeit, und auch die Geburt eines Kindes, der Tochter Georgine, im Jahre 1843 konnte den Zerfall der Ehe nicht aufhalten; ebensowenig das Erscheinen des Sohnes Fritz zwei Jahre darnach. Zu welchen leidenschaftlichen Szenen, zu welchen bösen und häßlichen Worten, zu welchen vergeblichen Versöhnungsversuchen, eigenen und durch andere vermittelten, und zu welchen unwürdigen und innerlich unwahren Kompromissen, zu welchen Trennungen und Wiedervereinigungen es im Laufe dieser Jahre gekommen ist, bis endlich der definitive Bruch erfolgte, das geht die Öffentlichkeit nichts an. Schlimm aber war, daß, auch nachdem die Unhaltbarkeit der Ehe erkannt war, eine definitive Lösung dennoch nicht erfolgte. Strauß hätte sie gewünscht, Agnes Schebest weigerte sich, vielleicht doch am meisten deswegen, weil sie katholisch war und die Ehe für unauflöslich hielt. So kam es zu einer privaten Trennung, über deren Bedingungen dann freilich doch die Gerichte angerufen werden mußten und Advokaten in ihren indiskreten Schriftsätzen das Wort führten. Diese Verhandlungen sind sehr peinlich, es wurde nicht bloß um den Besitz der Kinder, es wurde auch um die „jährliche Kontribution" gemarktet, die Strauß seiner Frau zu zahlen hatte, und um ihren Aufenthaltsort. Bis in das Jahr 1848 zog sich der Streit, das Gezänke und Gezerre unleidlich hin. Strauß wurde mürbe und konzedierte endlich Georgine der Mutter für immer, Fritz sollte ihr bis zum 7. Jahre verbleiben. Daß es dann doch anders gekommen ist, werden wir später sehen. Auch in der Frage des Wohnorts — er hätte für sich gern Stuttgart gewählt — gab er nach, Agnes Schebest zog mit den Kindern dorthin. Im Geldpunkt einigte man sich auf 1050 fl. jährlich, wovon 750 für die Frau, je 150 fl. für eines der Kinder berechnet waren. So hatte er nun also eine Familie zu ernähren, ohne eine Familie zu haben; er mußte materiell

Digitized by Google

für Frau und Kinder sorgen, ohne die Freuden und Leiden eines Gatten und Vaters und das Glück dieser Freuden und Leiden, den Segen der besten und schönsten menschlichen Gemeinschaft zu genießen. Wie ohne Amt und Beruf, so war er jetzt ohne Frau und Kind, wirklich ein armer, armer Mann. Und wenn ihn die Beruflosigkeit schwer getroffen hat, diese Familienlosigkeit traf ihn noch viel härter. Auch sein Stolz, der bei ihm stark entwickelt war, war durch dieses öffentliche Zerwürfnis, durch das Gerichtskundige desselben und durch das im engen Schwaben doppelt starke Gerede und Geklatsche darüber aufs empfindlichste verletzt.

Dazu kam aber noch ein weit Schlimmeres. Wie immer Schuld oder Unschuld bei solchen Ehedissidien verteilt sein mag, so leiden unter ihnen stets beide Teile auch moralisch. Man wird erst in dem häuslichen Unfrieden, dann in den von Advokaten geführten Verhandlungen notwendig kleinlich und schlecht. Auch Strauß ist diesem Menschenlos in jenen traurigsten Jahren seines Lebens nicht entgangen. Daß er leidenschaftlich war, wissen wir. Durch seine Leidenschaft hat er sich in den häuslichen Szenen zu manchem hinreißen lassen, was er nachher selbst am meisten bereute. Daß er bitter und hart, unnachsichtig und unduldsam wurde, ist nicht zu verwundern: es entsprach seinem Charakter und es liegt in der Natur solcher Verhältnisse und lag in dem Anlaß dieses Zerwürfnisses. Aber es ist noch nicht alles. Seine Liebe verwandelte sich, wie schon gesagt, und je heißer sie gewesen war, nur um so mehr allmählich in Haß gegen die Frau, über die er sich so gründlich getäuscht hatte und die ihn nun um Glück und Leben bringen sollte. Dieser Haß äußert sich in vertrauten Briefen oft genug in zornigen Ausbrüchen und peinlich starken Ausdrücken. Und er machte ihn auch ungerecht. Er sieht nichts Gutes mehr an ihr und läßt es nicht gelten, wo er solches hätte finden müssen. Selbst ihre Stimme klingt ihm widerwärtig grell; ihr rasches Sicheinleben in den Hausfrauenberuf führt er auf Eitelkeit zurück; auf Schauspielerei

Digitized by Google

und die Absicht ihn zu quälen, wenn sie später die Sorge um ein krankes Kind an den Ort seines Aufenthalts treibt; auf Bosheit, daß sie in Stuttgart wohnen bleibt, wo sie doch durch Gesangs- und Deklamationsunterricht leichter als anderswo Geld verdienen konnte. Klein und kleinlich aber zeigte er sich in den Auseinandersetzungen über die Höhe der Subvention, die er ihr zu zahlen hatte. Über solche Dinge zu verhandeln ist für vornehme Naturen immer erniedrigend. Hier hatte er noch besonders gegen überspannte Ansprüche zu kämpfen, dagegen setzte sich sein Gerechtigkeitsgefühl zur Wehre, und auch dem Vorurteil, daß er reich sei, mußte er entgegentreten. Und ein guter Rechner war er ja, Kaufmannsblut floß in seinen Adern. So ist Strauß immer mehr in den zuerst von seinen Züricher Gegnern aufgebrachten Ruf des Geizes gekommen, der in Wirklichkeit ganz unberechtigt war. Er hatte Grund, aufs Geld zu sehen, zumal in solchen unklaren Verhältnissen, er war auch in Geldsachen unpraktisch, ganz besonders unpraktisch dem Leben und den Bedürfnissen einer alleinstehenden Frau gegenüber, die er nach dem Maßstab seiner Junggesellenwirtschaft bemessen und befriedigen zu können meinte. Aber geizig — wir wiederholen es noch einmal — geizig ist er nicht gewesen, das zeigt sein Verhalten gegen den Bruder, gegen Freunde, gegen die alte treue Karoline, von der wir noch hören werden. Natürlich hat er unter diesem üblen Ruf schwer zu leiden gehabt. Zumal da er seinen Gegnern höchst willkommen kam, die überhaupt dieses ganze Eheleben und Ehezerwürfnis weidlich gegen ihn ausbeuteten: so mußte es ja bei einem solchen Menschen kommen! Auch von Bekannten nahmen in dem Konflikt einzelne Partei für die Frau, namentlich in Heilbronn, wo sie durch ihre Stimme und ihre schauspielerische Liebenswürdigkeit viele für sich gewann. Daß auch Justinus Kerner, dieser schlechte Menschenkenner, auf ihre Seite trat, hat ihm Strauß lange Zeit verdacht, von ihm hat es ihm ganz besonders wehe getan.

Digitized by Google

Die einzig wirkliche Schuld aber besteht doch nur darin, daß er Agnes Schebest geheiratet und sie damit aus ihrer Sphäre und aus ihrem Beruf herausgerissen und seinem Leben eingepflanzt hat, für das sie schlechterdings kein Talent besaß, und daß er auf alle die warnenden Stimmen, die ihm sein Daimonion in der eigenen Brust zuflüsterte, und die Freunde und Verwandte so eindringend erhoben hatten, nicht hören wollte. Aber ist das Schuld oder nicht viel mehr Nichtanderskönnen? Gewiß war es zum Teil Selbsttäuschung, „Kunstbegeisterung und Liebe" waren nicht bloß „eins", er verwechselte auch jene mit dieser; und außerdem spielten Trotz und Eitelkeit mit. Je mehr man ihn warnte, desto mehr versteifte er sich darauf: er, der Ausnahmemensch, durfte auch in der Wahl seiner Gattin nach einem Ausnahmewesen greifen, er jubilierte, daß es ihm gelungen sei, die Liebe eines so vielbegehrten Weibes zu erringen. Aber was will doch das alles gegen die Macht des Eros, von dem Sophokles in der Antigone gesagt hat:

Eros, unbezwungen im Kampf,
Eros, der auf die Beute sich stürzt,...
Niemand kann Dir entrinnen,
Kein Unsterblicher, keiner
Aus der Menschen Tagesgeschlecht.
Wen Du faßt, der raset;
Reißest auch des gerechten Manns
Sinn zu kränkender Unbill fort.

Dieses Schicksal hat sich auch an Strauß vollzogen. Nachdem ihm der Menschen Haß die eine Hälfte seines Lebens verkümmert hat, hat ihm der Liebe Verblendung die andere Hälfte und damit das ganze Glück seines Lebens grausam zerstört und vernichtet.

In dieser ganzen Zeit ist Strauß nach außen hin völlig verstummt, nur die geschäftige Fama trug seinen Namen in die Welt hinaus und gab die zerpflückten Blättchen seines Rufes unbarmherzig den Winden preis. Von 1842 bis 1847 ist so gut wie nichts von ihm gedruckt worden.

Digitized by Google

Daran war zuerst das „Schlaraffenleben" der ersten besseren Zeit seiner Ehe, dann das mehr und mehr zur Hölle werden dieses Zusammenlebens, war, wie er sagt, das unselige Weib schuld. Denn um zu schreiben, mußte er, wir wissen es ja, in Stimmung sein, und seine Stimmung war nicht frei und frisch genug, um sich an eine größere Arbeit zu machen, jetzt erst war er ganz wund, war lebensüberdrüssig und todesmatt. Und doch hat er in diesen Jahren geschrieben, — die Briefe an seine Freunde. Nur in der allerdunkelsten Zeit stockte unter den eifersüchtigen Augen der Frau auch diese Schriftstellerei; selbst mit Rapp hat er um ihretwillen eine Zeitlang die Korrespondenz aufgegeben. In seiner schweren Herzensnot gab ihm sonst, von dieser kurzen Unterbrechung abgesehen, ein Gott — nicht bloß in gelegentlichen Versen, die doch erst seit 1848 reichlicher fließen, sondern vor allem in der Form des Briefes zu sagen, wie er leide. Damals ist Strauß der Briefschreiber allerersten Ranges geworden, wie ihn aus den von Zeller herausgegebenen „ausgewählten Briefen" seit 1895 auch die Fernstehenden kennen und wie er reicher noch und virtuoser in der Masse der unveröffentlichten Briefe mir täglich neu entgegentritt. Denn das Intimste und das Individuellste ist natürlich nicht für die Öffentlichkeit geeignet, und doch zeigt sich gerade darin seine Kunst auf ihrer höchsten Höhe. Das „pectus facit disertum" gilt auch hier: da ist er in Stimmung, Zorn und Haß, Qual und Pein machen ihn wahrhaft beredt und beflügeln — außer etwa in Stunden allertiefster Niedergeschlagenheit — seine Feder. Vor allem ersehen wir aus den Briefen, wie wunderbar er zu individualisieren versteht. Märklin hat er einen Charakter, Rapp eine Natur[1]) genannt; und so gibt er sich auch brieflich jenem gegenüber — natürlich ganz unwillkürlich — gehaltener und

[1]) Es ist ein fast groteskes Mißverständnis, wenn E. Hermann (Deutsche Revue, September 1908) Rapp einen „echten Naturburschen" nennt.

Digitized by Google

maßvoller, diesem offenbart er sich in der ganzen Zügellosigkeit und Leidenschaftlichkeit seiner Natur.

Daß aber Strauß in dieser intimen Weise Freund sein und Freunde sich gewinnen und sie ein Leben lang festhalten konnte, das war in jenen dunklen Stunden, in denen ihm so oft der Wunsch über die Lippen geht, bald sterben zu dürfen, der letzte Rest von Glück. Wenn ein sittlich so hochstehender Mann wie Christian Märklin ihm treu bleibt auch über diese böseste Zeit hinweg, so ist das das beste Zeugnis dafür, daß sich Strauß auch damals nicht verloren hat und daß sich auch für ihn, wie für seinen Freund Vischer, das Sittliche doch immer wieder von selbst verstand. In dem Lebens- und Charakterbild, das er wenige Jahre später von Märklin entworfen hat, hat er diesem, ohne Worte darüber zu machen, auch dafür gedankt. Den anderen Getreuen, Rapp, damals Pfarrer in Enslingen, später in Münkheim bei Schwäbisch-Hall, haben wir oben aus seiner Hochzeitsrede kennen gelernt und lernen ihn aus den Briefen von Strauß in allen Falten seines Wesens kennen. Die Summe seines äußeren Lebens hat Strauß in dem schönen Brief zu seinem fünfzigsten Geburtstag, am 10. Januar 1856 [1]), selbst gezogen; der Schluß wenigstens soll hier eine Stelle finden: „Du feire dein Fünfzigjahresfest, wie es ein Glücklicher feiern soll. Die Natur, der du treu warst, hat dich gesegnet, und die Sitte, der du mit freiem Sinn huldigtest, den Gaben der Natur ihre Weihe verliehen. Du hast Freuden genossen und Leiden zur Erweiterung und Befestigung deines Wesens verwendet. Du hast Frau und Kinder, liebe Sorgen, schöne Hoffnungen, hast Freunde, die dich lieben und achten. Unter anderen denjenigen, der nur mit dem Leben aufhören wird zu sein Dein D. Fr. Strauß.“ Dieses Wort hat sich bewahrheitet.

Neben diesen beiden Getreuesten standen aus der Studentenzeit Vischer und Käferle, während andere,

[1]) Abgedruckt als Nr. 326 der „Ausgewählten Briefe“.

Digitized by Google

wie Binder, ohne besonderen sichtbaren Grund allmählich gegen die Peripherie hin zurücktraten, ohne doch aufzuhören, Freunde zu sein. In Heilbronn erneuerte er die Beziehungen zu Kauffmann, einem Ludwigsburger Jugendfreund, doch tritt er in gemessenem Abstand hinter den beiden Intimsten zurück. Über ihn lasse ich Strauß selber das Wort[1]): „Seine ästhetische Bildung und geselliger Humor zogen mich zu ihm hin. In den dreißiger Jahren fing ich hierin eine unangenehme Veränderung zu verspüren an; statt von Goethe oder Tieck sprach Kauffmann von Politik; der sonst so wohlgemute und wohlwollende Mann fing über Fürsten und Beamte, über Gott und Welt zu schimpfen an. Ich mied seine Gesellschaft, die mir zu behagen aufgehört hatte. Bald brach der Schaden auf. Die Koseritzsche Verschwörung[2]) kam an den Tag, und es zeigte sich, daß Kauffmann, für sich als reine Künstlernatur ohne politische Ader, aber sehr bestimmbar von außen, von seiner Umgebung, sich wenigstens zur Mitwisserschaft an jenen hirnlosen Anschlägen hatte mißbrauchen lassen. Er wurde suspendiert und prozessiert, doch einstweilen gegen mäßige Kaution freigelassen. Die hier ihm gewordene Anschauung des bodenlosen Treibens und der dummen oder schlechten Gesellen, mit denen er sich allzu vertrauensvoll eingelassen, wirkten jetzt als wohltätigste Krisis auf Kauffmann. Er wurde selbst 1848 und 49 nicht mehr rezidiv. Während meines Verbannungsjahres in Ludwigsburg vom Herbst 1835 an waren wir tägliche Gesellschafter. Eines Mittags wollte ich ihn abholen, fand aber die Türe gesperrt. Endlich öffnete man mir. Kauffmann war früh morgens auf den Asperg geführt worden. Nach mehreren Wochen wurde er gegen bedeutend höhere

[1]) Brief an Rapp vom 27. Februar 1857, kurz nach Kauffmanns Tode geschrieben.

[2]) Eine Abzweigung des Frankfurter Putsches vom 3. April 1833 und ebenso sinnlos wie dieser; ihr Führer sollte der Leutnant v. Koseritz in Ludwigsburg sein.

Digitized by Google

Kaution wieder auf freien Fuß gesetzt; seine Haft, die auf 4½ Jahre festgesetzt war, wurde ihm nach ¾ Jahren im Gnadenwege erlassen. Die Nachmittage, die ich bei ihm auf dem Asperg zubrachte, gehören zu meinen heitersten Erinnerungen. Er hatte sein Klavier bei sich, und mehrere seiner schönsten Lieder wurden auf dem Asperg komponiert. Nach seiner Entlassung wurde er bald in Heilbronn (als Reallehrer) angestellt. Daß er eine durchaus künstlerische und zwar musikalische Natur war, liegt vor Augen. Man kann sich ihn trefflich als Kapellmeister denken. Es war aber doch merkwürdig, wie in seiner Natur das Mathematische dem Musikalischen das Gleichgewicht hielt. Die bürgerliche Grundlage, die ihm das erstere gewährte, war ihm um so willkommener, da sie ihm zur Musik ein ganz freies Verhältnis übrig ließ. Die Musik war ihm um so lieber, da er nicht genötigt war, durch sie Geld zu verdienen. Und dann war eine bürgerliche Solidität und Ehrbarkeit in Kauffmann, die doch eher im Lehrer der Mathematik als im Musikus von Profession ihre Darstellung fand. Auch die stürmische Leidenschaftlichkeit eines solchen fehlte ihm; er war eine durchaus helle, heitere Natur. Und wie liebenswürdig war Kauffmann als Gast. Wie anspruchslos fand er sich in jede fremde Lebensart und Hausordnung. Wie liebenswürdig auch in der Ausübung seines musikalischen Talents, wie entfernt von Eitelkeit und Ziererei; niemandem drang er es auf, aber auch nie ließ er sich vergeblich bitten, wenn man etwas von ihm hören wollte. Was er den Mädchen und Frauen war, werden diese am besten wissen, und es ist eine zarte Aufmerksamkeit des Schicksals für ihn gewesen, daß es ihm in den letzten Stunden noch eine begeisterte Vertreterin seiner Anhängerschaft unter diesem Geschlecht zuführte." Natürlich hatte Kauffmann auch an Agnes Schebest seine Freude, sie sang seine Lieder, er begleitete sie am Klavier und führte wohl auch eine musikalische Schnurre mit ihr auf [1]). Die Oper zu komponieren, zu der ihm

[1]) Ausgewählte Briefe Nr. 121.

Digitized by Google

Strauß das Libretto gedichtet, hatte er freilich nicht die Kraft. Im Konflikt zwischen den beiden streitenden Ehegatten aber haben er und seine Frau Strauß die Treue gehalten und sich fraglos auf seine Seite gestellt.

Neben den anderen Heilbronner Freunden, dem schon genannten Gymnasialprofessor Schnitzer, dem Mediziner Sicherer und dem Kaufmann Künzel, von denen gelegentlich noch zu reden sein wird, nenne ich hier nur noch Eduard Zeller, damals in Tübingen, in dem Strauß nicht bloß den Gelehrten bewunderte und des Gesinnungsgenossen sich freute, sondern der ihm gerade in dieser Zeit auch menschlich immer näher getreten ist und ihm bei seinen Besuchen durch die völlige Unbefangenheit seinen ehelichen Mißhelligkeiten gegenüber innerlich wohl getan hat. An Vischer schreibt er unmittelbar nach der Auflösung seiner Ehe über ihn (im August 1846): „Ich bin ihm unendlichen Dank schuldig in Bezug auf mein bisheriges eheliches Verhältnis. Er ist der einzige, dessen angelischer Natur es gegeben war, auf diesen Kohlen ohne Schmerz zu gehen; er allein ging bei uns ein und aus, wie wenn er nicht anders wüßte, als daß alles zwischen uns gut stehe. Dies, daß es doch einem Menschen in unserem Hause wohl war, hat auch mir unendlich wohlgetan; es stand auch wohl, solange er da war; weil er es zu glauben schien, glaubten auch wir es, und so rechne ich die Tage, die er bei uns zu verschiedenen Zeiten zubrachte, zu den wenigen Oasen dieser Wüste. Sag ihm, wie innig lieb er mir dadurch geworden sei, und wie ich dies nicht ohne die tiefste Rührung schreibe. In ihm, in der Erinnerung an die Art, wie er sich bei uns gab, lebte für mich diese Ehe idealisch, wie sie hätte sein sollen, bisher fort; mit dem ersten Wort, daß ich ihm die Wirklichkeit gestehe, zerfließt für mich (denn er mußte das Wahre längst wissen) dieser Zauber. Ja, als eine Natura angelica hat er sich in dieser Sache bewährt, und wenn wir zuweilen geneigt sind, das Mangelhafte, was eine solche Natur hat, hervorzukehren, so habe ich zu-

Digitized by Google

gleich das volle Gefühl des Höheren bekommen, welches darin liegt, und das uns fehlt."

So hielten ihn in dieser bösen Zeit die Freunde. Und den anderen Halt fand er in der Arbeit. Denn damit stand es bei weitem nicht so schlimm, wie er es selber in seinen Briefen dargestellt hat, wenn er sich einen Müßiggänger und Tagedieb schilt, vor dem seine Frau schon deshalb keinen Respekt bekommen könne, weil er auf der Bärenhaut liege und ein Schlaraffenleben führe. Er hat in jener Zeit von 1842 bis 1847, außer ganz wenigen Kleinigkeiten, nichts drucken lassen, das ist richtig. Nicht richtig aber, oder doch nicht vollständig ist, was er in den „Literarischen Denkwürdigkeiten" als einzigen Grund für dieses Verstummen anführt: „Meine Heirat", heißt es da, „brachte meine Schriftstellerei zum vollkommenen Stillstand. Während der vierjährigen Dauer meiner Ehe habe ich nichts, kein Buch, keine Abhandlung, keinen Aufsatz geschrieben. Von den furchtbarsten Fragen der eigenen Existenz bedrängt, wie ich jene ganze Zeit über war, lagen mir die wissenschaftlichen Fragen fern; so fern, wie dem Schiffbrüchigen, dem das Wasser bis ans Kinn geht, die Sorge für die Bewirtschaftung seiner Güter am Lande." Aber allein und an allem war in diesem Fall doch nicht die Frau schuld. Mit dem Leben Jesu und der christlichen Glaubenslehre hatte Strauß das Beste gegeben, was er damals zu geben hatte, er hatte aber auch alles gegeben, was er in jenem Augenblick besaß. Mit der Theologie war er vorläufig fertig, und überdies die Theologen wollten nichts von ihm haben, das zeigte ihm die Aufnahme oder Nichtaufnahme seiner Glaubenslehre. Sie hatten ihn ausgestoßen aus ihren Reihen, so glaubte er auch mit ihnen fertig zu sein. In jenen Jahren des Hasses fing er an sie wirklich zu hassen, wie er sein Weib haßte oder zu hassen glaubte. Diese beiden hatten ihm sein Leben verpfuscht und vergiftet, hatten ihn wissenschaftlich und menschlich heimatlos, beruflos, glücklos gemacht. Nun hatte er aber doch nur

Digitized by Google

Theologie gründlich studiert, da allein hätte er stetig weiter produktiv sein können. Darum hatte er zunächst überhaupt keinen Beruf, keine Aufgabe, keinen Stoff mehr, auch nicht als Schriftsteller. Beruf und Aufgabe mußte er sich erst schaffen, das hieß: er mußte aufs neue studieren, mußte etwas lernen und Stoff sammeln, ehe er weiter schreiben konnte. Einstweilen war er wirklich in allem anderen als in der Theologie ein bloßer Dilettant, und ein solcher hat „kein Recht zum Schreiben!" Darin ließ er sich auch durch das Zureden der Freunde, z. B. Vischers nicht irre machen, so recht diese von ihrem Standpunkt aus hatten, ihn immer wieder zur Arbeit zu treiben. Denn daß er es Ernst nahm mit dem Schreiben und nur aus der Fülle des Wissens heraus das Wort ergriff als Herr über die Sache, über die er schreiben wollte, das hatten seine beiden großen Werke, dächte ich, doch deutlich gezeigt. Ein solches Nacharbeiten und Stoffsammeln wäre somit auch notwendig gewesen, und eine Pause wäre in seiner Schriftstellerei nach 1841 fraglos auch dann eingetreten, wenn er zu jener Zeit in glücklicher äußerer und innerer Verfassung gewesen wäre. Nur wäre er dann wohl rascher damit voran gekommen, und Lernen und Schreiben wären vielleicht mehr Hand in Hand miteinander gegangen.

So finden wir ihn denn in den vierziger Jahren nicht müßig „auf der Bärenhaut liegend", wie er klagt und sich anklagt, sondern rezeptiv tätig, mit vielfacher Lektüre eifrig beschäftigt. Das ästhetisch-literarische Interesse, das — man denke noch einmal an die Streitschrift gegen Menzel — immer schon dem theologischen zur Seite gegangen war, und das musikalische, das durch musikalische Freunde, durch Vatke und Kauffmann und dann vor allem durch die Kunst seiner Frau geweckt und genährt worden war, traten immer bestimmter hervor. Dazu gesellte sich die Geschichte, die ihn als solche und in ihrem Zusammenhang mit der literarischen Entwicklung unseres Volkes lebhaft ansprach und anzog. Und so las er und las er in jenen Jahren, vielleicht nicht

Digitized by Google

streng systematisch, denn er war ja keine Gelehrtennatur, sondern von Büchern, wie es eben kam und wessen er, fern von einer größeren Bibliothek, gerade habhaft werden konnte, aber mit deutlicher Absicht auf literarhistorische oder auch rein historische Arbeiten hin. Ich nenne unter dem vielen nur Niebuhrs römische Geschichte: „Der Mann ist ein Koloß von Gelehrsamkeit, aber dabei mit einer Schwerfälligkeit geschlagen, die den geduldigsten Leser umbringt"; Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts: „ein treffliches Buch, es ist ein Stück Tacitus in dem Mann, nicht die höchste Art der Geschichtschreibung, aber ein hochachtbares Moment in ihr"; Dahlmanns Geschichte der englischen und der französischen Revolution: „gewandt, aber flüchtig und nicht immer treffend entworfene Skizzen"; von Freund Zeller die Philosophie der Griechen und von Freund Vischer die Anfänge seiner Ästhetik; dagegen fand er in Schleiermachers Ästhetik „viel Geglucks und wenig Eier". Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung liest er von hinten herein und „hat nun doch Respekt davor: er kann nicht gerade ein besonders feines ästhetisches Sensorium bei dem Mann finden und gegen Philosophie ist er eingenommen; aber der Vorteil der historischen Betrachtung, wo jede Figur an ihrem Ort und in ihren genetischen Verhältnissen steht, ergänzt den Mangel". In der Kunstlektüre, mit der er es auch versucht, findet er dagegen „eine mißliche Antinomie: hat man die Gemälde, die einer beschreibt, noch nicht gesehen, so versteht man die Beschreibung nicht; sieht man das Gemälde vor der Beschreibung, so versteht man das Gemälde nicht". Auch Naturwissenschaftliches fehlt nicht; so finden wir Alexander v. Humboldts Kosmos, Schuberts allgemeine Geschichte des Lebens und Ritters Erdkunde gelegentlich erwähnt. Aber am liebsten greift er doch nach den Dichtern, neben den Alten, denen er immer die Treue bewahrt, nach den neuesten Gutzkow und Laube, Heine und

Digitized by Google

Herwegh, wobei er Heine gegen Vischer in Schutz nimmt und ihm selbst seine Eitelkeit eher verzeiht als einem Pathetiker wie Herwegh. Dann kommen die Romantiker an die Reihe, für die er in aller Abneigung von früher her eine Art von Faible, in seinem wohlbegründeten Haß doch ein Stück Liebe gehabt hat, das ihn diese wunderlich schillernde Gesellschaft so gründlich und fast kongenial hat verstehen lassen. Auch das Schicksal der Günderode und Bettinas „Dies Buch gehört dem König" hat ihn interessiert, das letztere freilich schien ihm „ein verunglücktes Produkt; das Dozieren und Philosophieren steht der Verfasserin schlecht". Und endlich geht es natürlich weiter rückwärts zu Goethe, der ihm unter den Neuen doch immer der Allererste und Allerhöchste gewesen ist; zu Hamann und Rousseau, der ihm mit Recht, aber einstweilen noch ohne nähere Kenntnis des anderen, als „ein ungleich tieferer Geist als Voltaire" erscheint; und von ihm dann wieder nach vorn zum Sturm und Drang, wozu auch Schubart gehört. Von diesem hat er seit 1843 auch schon Briefe. Das könnte uns ja mit einem raschen Schritt weiter führen. Aber wir sind noch nicht so weit. Einstweilen ruft er noch klagend aus: „Mir fehlt jetzt nichts als ein tüchtiges Geschäft, aber wo das hernehmen?" Nur das wollen wir uns merken, daß er schon im Dezember 1842 Vischer fragt: „Weißt Du mir keinen Helden für eine Biographie? So was würde mir nicht übel passen jetzt zu schreiben."

Einstweilen handelte es sich nur um den Nachweis, daß Strauß in all der Zeit nicht müßig gewesen ist, sondern eifrig beim Studieren und beim Einsammeln war. Aus der Fülle des Gelesenen und gleich auch kritisch Verarbeiteten habe ich ganz willkürlich einiges Wenige herausgehoben, um zu zeigen, wie weit er in seinen Studien ausgriff und nach welchen Seiten hin er Umschau hielt. Sein „Gelüsten nach einem weiteren Literaturgebiet" als dem theologischen hat er damals, vorläufig einmal rezeptiv, befriedigt.

Digitized by Google

So stand er, wenn auch nicht müßig, am Markte und schaute sich nach Arbeit um. Aber ehe er noch recht dazu kam, auf Gebieten, die ihm lagen, frei und innerer Neigung folgend sich zu betätigen, kam ein Anstoß von außen, der sein auf der Sandbank der Ehe gestrandetes Lebensschifflein mählich wieder flott machte, diesem aber zugleich eine neue, Strauß vielleicht fremde und persönlich kaum ganz zusagende Richtung gab: — es war die Politik, die ihn in ihre Strudel riß.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Strauß als Politiker.

Es ist nicht ganz richtig, wenn wir oben mit Strauß selber gesagt haben, er sei von 1841 bis 1847 ganz verstummt. Einige Male ergriff er in der Öffentlichkeit doch das Wort. Es war zunächst aus Anlaß des Vischer-Handels in Tübingen. Als dieser zum ordentlichen Professor ernannt am 21. November 1844 jene temperamentvolle Antrittsrede hielt, die äußerlich schon ein keckes sich Hinwegsetzen bedeutete über akademischen Brauch und akademische Würde und inhaltlich eine schroffe Kriegserklärung war gegen seine Feinde, insbesondere gegen die Pietisten seiner schwäbischen Heimat, denen er „einen Kampf ohne Rückhalt, volle ungeteilte Feindschaft, offenen, ehrlichen Haß" versprach, da nahm Strauß an dem Schicksal des Freundes tiefinnerlichen Anteil. Ob es den Gegnern gelingen werde, ihm daraus den Strick zu drehen, und ob die württembergische Regierung auch hier wieder schwach und nachgiebig sich zeigen werde, wie einst bei ihm, diese Frage geht in den Briefen jener Wochen hin und her. Jetzt konnte er den Freundschaftsdienst vom Leben Jesu her vergelten und seinerseits über Vischer den Schild halten. Anfangs zwar schreibt er: „Gerne möchte auch ich Dir in der Sache dienen, wüßte ich nur, in meiner Entfernung vom Schauplatz, wodurch". Aber bald läßt es ihm keine Ruhe; oder vielmehr die Frau „ließ ihm keine Ruhe; sie sagte, es sei nicht genug, daß einer recht habe, man müsse dem Publikum auch sagen,

Digitized by Google

daß er es habe". Und so schickte er der Kölnischen Zeitung einen Artikel, „der gar nicht verfänglich war"; sie nahm ihn aber nicht auf. Anders der Stuttgarter Beobachter, an den sich Strauß — als an „das einzige Blatt, auf das man sich verlassen kann", — daraufhin wandte. In ihm erschienen zwei, freilich von der Zensur teilweise arg verstümmelte Artikel von Strauß zugunsten Vischers, der zweite mit dem Motto: „Der Pietismus hält es mit dem Ärgernis wie der Mattheus mit dem Eis: hat er keins, so macht er eins"[1]). Für Vischer fand er hier das gute Wort: „Jeder Zoll ein Ästhetiker, aber auch jeder Zoll ein Mann!" Natürlich konnten die beiden Artikel so wenig als die vielen Aufsätze ähnlicher Art in anderen Blättern an der Entscheidung der Regierung etwas ändern: Vischer wurde auf zwei Jahre suspendiert, d. h. er bezog seinen Gehalt fort, durfte aber nicht lesen. Und nun mahnte Strauß den Freund — nicht etwa agitatorisch zur Fortsetzung des Kampfes, sondern zu ernster wissenschaftlicher Arbeit, in jenem Brief vom 4. März 1845, der so charakteristisch ist für seine besonnene Art, wie wir sie ja auch bei seinen eigenen Händeln in den Jahren 1835—39 kennen gelernt haben und die bei dem leidenschaftlichen Mann besonders bewundernswert erscheint. „Wie ich Dich persönlich im Getümmel sah", heißt es da, „da konnte mich's wohl fortreißen, daß ich mein altes Schlachtroß spornte, um Dich heraushauen zu helfen; jetzt, da Du so weit heraus bist, daß Du mit Ruhe selbst wieder Deine Maßregeln nehmen kannst, habe ich wieder abgezäumt. Im Ernst, ich glaube, es wäre nicht klug, jetzt bei veränderten Umständen den Kampf noch auf die gleiche Weise fortführen zu wollen. Fürs erste sollte jetzt, meine ich, eine Pause eintreten, damit das Publikum uns nicht aus Übersättigung abweist, ohne nur die Sache weiter zu untersuchen.

[1]) Sprichwort auf den Matthäustag (25. Februar): Mattheus bricht's Eis; hat er keins, so macht er eins.

Digitized by Google

Es ist jetzt sehr abwechslungssüchtig und bleibt nicht gern lange bei einer Materie. Fürs andere sehen wir, daß der Kampf in Journalen und Broschüren uns wenig geholfen hat. Allein in der Eile, mit der damals die Umstände drängten, blieb uns kein anderes. Um so geeigneter sind jetzt die Umstände, diesen andern Weg einzuschlagen. Deine Ankläger haben zuletzt, und nicht ohne Eindruck bei der Behörde, die Wendung genommen, Dich so hinzustellen, wie wenn Du dem Niedersteigen in die Tiefen der Wissenschaft das geistreiche Spiel auf ihrer Oberfläche vorzögest, ihren Ernst durch Witz, ihre Ruhe durch Leidenschaft trübtest. Du und wir haben gesagt: dem ist nicht so, die Gegner haben erwidert: o ja, und haben einzelne Stellen aus Deinen Schriften zum scheinbaren Beweise beigebracht. Jetzt kann nur noch das wirken, wenn Du ein zusammenhängendes Werk ernster Wissenschaft der Welt hinstellst, vor welchem Deine Gegner verstummen müssen, und auf das Deine Freunde unter den Machthabern sich berufen können. Ein solches wird Deine Ästhetik sein. Die wird wirksamer für Dich sprechen als alle Zeitungsartikel und Broschüren Deiner Freunde. Zugleich ist sie auch eine Rechenschaft, in welchem Sinne Du Dein Lehramt bisher geführt hast. Und was sonst noch zu sagen ist, wirst Du in der Vorrede dazu — bis dahin selbst abgekühlter und mehr über der Sache stehend, sagen können. Damit will ich nicht sagen, daß bis dahin alles schweigen soll, oder auch nur ich schweigen wolle. Vielleicht gibt die Kammer, in der Römer [1]) die Sache zur Sprache bringen will, Anlaß, noch ein Wort darüber zu sagen. Es wird eine saubere Verhandlung geben[2]). Hie-

[1]) Friedrich Römer, 1794—1864, liberaler schwäbischer Politiker, 1848 Märzminister in Stuttgart.

[2]) Wirklich hat Römer in der Kammer am 30. April 1845 die Vischersche Angelegenheit zur Sprache gebracht. Daß dabei auch Gustav Binder als Abgeordneter von Ulm Gelegenheit hatte, für den Freund einzutreten, sei hier ausdrücklich bemerkt. Ebenso, daß

Digitized by Google

mit, lieber, bester Freund, habe ich Dir meine oft beschlossene Meinung nicht verhalten. Es wäre mir leid, wenn Du darin nur den verstimmten Widerwillen gegen das Schreiben, der freilich in mir groß ist und einen starken Anstoß braucht, um für den einzelnen Fall überwunden zu werden, sehen wolltest. Es ist doch wohl auch etwas Vernunft darin." Vischer hat den Rat befolgt, als „erste Hauptfrucht seiner unfreiwilligen Muße" gab er 1847 den ersten Band seiner „Ästhetik" heraus.

Noch früher als seine Artikel im Beobachter erschien in Georg Herweghs „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz" (1843) ebenfalls ein gedruckter Beitrag von Strauß. Es waren politische Xenien. Politisch —? Wie kam Strauß zur Politik? In Ländern wie dem deutschen, wo Kirche und Staat so eng ineinander verschlungen sind und es damals noch mehr waren, als dies leider auch heute noch der Fall ist, muß, wer sich für theologische und kirchliche Fragen lebhaft interessiert, namentlich im freiheitlichen Sinn interessiert, notwendig politisch werden. Auch Eduard Zeller hat damals „einige Worte über die Bedeutung einer freien Theologie für das öffentliche Leben" drucken lassen. Wer aber so am eigenen Leib erfahren hat, daß der Staat sich immer noch und immer wieder zum gefügigen Exekutor kirchlicher Bannsprüche hergibt, wie Strauß 1835, der vollends muß notwendig politisch liberal werden. Das setzte man bei Strauß zunächst einfach voraus und übersah darüber die andere Erfahrung, die er im Kanton Zürich mit einer radikalen Regierung und einem demokratischen Volk gemacht hatte, und die ihn schwerlich zu einem Freund des Radikalismus und der Demokratie machen konnte. So haben im Herbst 1844 die Stuttgarter Liberalen beabsichtigt, ihn „irgendwo in

Prälat v. Mehring, von dem wir noch hören werden, gegen die Zusammenstellung von Schleiermacher und Vischer mit den Worten protestierte: „man solle das Reine nicht mit dem Unreinen vermischen!"

Digitized by Google

einem Oberamt in die nächste Kammer wählen zu lassen;" aber, fügt er in dem Brief an den Bruder, dem er das erzählt, beruhigt hinzu, „zum Glück existiert ein Oberamt nicht, wo dies möglich wäre, und so kann ich ganz ruhig bleiben." Denn „was geht uns der Weltlauf an?" fragt er den Bruder auch einmal und tut sich damit selber schwer unrecht. Ihn kümmerte viel, was in der Welt vorging. Um des Bruders willen, der seit 1841 an einer Zuckerraffinerie in Köln beteiligt war, und den er dort in den vierziger Jahren öfters besucht hat, in dessen Geschäft er auch zeitweise einen Teil seines Vermögens stecken hatte, interessierte er sich sogar für den Handelsvertrag mit Belgien. Dieses politische Interesse verraten nun auch jene Verse in Herweghs Bogen aus der Schweiz. Bei den Besuchen in Köln hatte er die Arbeiten am dortigen Dom gesehen, den auszubauen eine der ersten Sorgen Friedrich Wilhelms IV. gewesen ist. Gegen dieses Unternehmen richtet er nun 1843, wie 1865 noch einmal, seine Pfeile in den Xenien:

Wie? ein so frommes Werk befeindest Du? „Lasset die Toten Ruhen." Dieses allein nenn' ich ein frommes Gebet.
Leichen herauszuscharren, die doch zu beleben die Kraft fehlt, Sei es ein griechischer Chor, sei es ein christlicher Dom,
Heiß ich Hyänengeschäft. Wer, nach dem Gestern verlangend, Gegen das Heute sich kehrt, wird auch das Gestern entweih'n.

In Württemberg ist es die Verfassungssäule auf dem Schloßplatz und sind es die Festivitäten bei ihrer Einweihung, die seine Satire herausfordern. In Bayern spottet er, wohl in absichtlich holperigen Versen, über den König, der den großen Männern Deutschlands ein Walhall errichtet und Luther davon ausschließt:

Halt! Du bist nicht gemeint! — „Ich nicht ins Pantheon deutscher Zunge? Luther, der euch Deutschen die Zunge gelöst!"
Sieh' ich bin ein katholischer Fürst — Du entschuldigst mich selbst wohl —
Und was die Sprache betrifft, hab' ich von Dir nichts gelernt.

Digitized by Google

Aber am schärfsten wendet er sich schon jetzt gegen Friedrich Wilhelm IV. selber. Ihm gilt gleich das erste Stachelepigramm:

Manches Seltsame sah ich am christlichen Hofe zu Potsdam:
Über eines jedoch bin ich noch immer erstaunt.
Denkt nur: aus allen Ländern verschrieb man niedergebrannte
Kerzen um höheren Preis, als man für ganze bezahlt.
Solche nur sollen beleuchten den Hof — Ihr lächelt und glaubt's nicht?
Fragt nur Schelling und Tieck, wie man die Stumpen dort schätzt.

Also ganz verstummt war er auch vor der Öffentlichkeit in jenen Jahren des Lernens und Sammelns und in jener schlimmen Zeit seiner in die Brüche gehenden Ehe nicht. Aber es waren allerdings nur Kleinigkeiten, gelegentliche Äußerungen zu Tagesereignissen, wirklich nur Abfälle und Abschnipfel seines Geistes. Und solche Abfälle waren auch die kleinen Beiträge, die er zu den „Jahrbüchern der Gegenwart" beisteuerte. Sie hatte Albert Schwegler, damals eines der bedeutendsten Mitglieder der Baurschen Schule in Tübingen, der es aber nach gut württembergischer Sitte und Art als freigesinnter Gelehrter in der vormärzlichen Zeit nicht über den Privatdozenten hinaus, ja nicht einmal zum Stiftsrepetenten hatte bringen können, 1843 ins Leben gerufen und dafür natürlich auch auf die Mitarbeit von Strauß gerechnet. Nun endlich im Jahr 1846 stellte sich dieser mit einem ganz kurzen Beitrag ein, der freilich alsbald höchst charakteristisch ist und Späterem ahnungsvoll präludiert. Daß „das Hauptwerk von Hermann Samuel Reimarus noch immer ungedruckt" sei, dem gilt seine Klage. Man sieht, dieser sein Vorgänger in der Leben-Jesu-Forschung, Theologisches also, interessiert ihn noch immer. Aber erst im nächsten Jahr, in dem er von seinem häuslichen Elend wieder etwas aufatmen konnte, nachdem das Tafeltuch zwischen ihm und der Frau zerschnitten war, soweit es sich eben zerschneiden ließ, fließt die schriftstellerische Ader

Digitized by Google

reichlicher. Und jetzt sind es nicht theologische, sondern ästhetische und biographische Aufsätze, die er für die Jahrbücher bestimmt. Im Aprilheft erscheinen zuerst die „Ästhetischen Grillen". Es ist eine Klage darüber, daß unsere Maler nichts lieber als malende Maler, unsere Dichter am liebsten wieder Dichter malen und schildern. Denn „wo ist unter uns Handlung, Tat im Großen? Ist es da ein Wunder, wenn dem Dichter bei seinen Schöpfungen statt Helden immer wieder Literaten und statt Schwerter Schreibfedern in den Weg kommen?" Es ist das gegen die Schriftsteller des jungen Deutschland gerichtet, werden wir denken, und wirklich — das Urbild des Tartuffe und Laubes Karlsschüler dienen als Beispiele. Aber in Wahrheit gilt es vielmehr der Romantik; bei Tiecks „Dichterleben" und seinem „Tod des Dichters", bricht es los, „weil in diesen Arbeiten doch die Eitelkeit allzu widrig ist, mit welcher der Poet im Spiegelbilde sich selbst beräuchert, weil in ihnen jeder wahre Sohn der Gegenwart echte Produkte der Romantik erkennt, dieser Poesie der Poesie, die, zeugungsunfähig, mit sich selber buhlt, die, eigenen prophetischen Geistes bar, der gewesenen Propheten marklose Schatten durch täuschende Künste für einen Augenblick heraufbeschwört." Nur darum und soweit tadelt er die Gutzkow und Laube, die er sonst als „Gleichstrebende" schätzt, weil und soweit auch sie noch das Prinzip der „inhaltsleeren, sich selbst bespiegelnden Subjektivität der Romantik" nicht überwunden haben. Denn die Romantik ist der Feind, ihr gilt der Kampf; und er kennt sie, wie wenige sie gekannt haben, und versteht sie, wie unsere Heutigen sie überhaupt nicht mehr verstehen[1]).

Politischer als diese ästhetischen Grillen war der im Augustheft erschienene Aufsatz „Zwei deutsche Märtyrer". Der eine von ihnen ist Ernst Moritz Arndt, dessen „notgedrun-

[1]) Es gehört zum Lustigsten, was mir lange vorgekommen, daß mich Ludwig Stein in seinen „Philosophischen Strömungen der Gegenwart" (1908) zu den Neuromantikern rechnet!

Digitized by Google

gener Bericht aus seinem Leben", eben damals erschienen, von zwanzigjähriger Verfolgung und Unterdrückung zu erzählen hatte. Es ist ein Bild von dem Schicksal des deutschen Vaterlands selbst, das „gleichfalls diese 20 Jahre verträumt, verspielt und vernebelt hat". Tragischer ist das Leben und Ende seines Landsmanns Friedrich List: auch dieses in seiner ersten Hälfte ein Bild von der Art, wie das Württemberg jener Tage mit seinen großen Männern umzuspringen pflegte; hier spürt man dem Verfasser ordentlich an, wie ihn der Groll über ähnliche Erfahrungen in der Heimat beredt macht[1]). Aber auch die anderen deutschen Landsleute sind nicht eben freundlicher mit List umgegangen: als er ihnen aus Amerika „das Geschenk der Eisenbahnen mitbrachte, hatte er Mühe, sie zur Annahme desselben zu bewegen; das andere, das er ihnen noch zugedacht hatte, Schutz der einheimischen Industrie durch ein zweckmäßiges Zollsystem, weigerten sie sich beharrlich anzunehmen". Daß später seine Vaterstadt Reutlingen List ein Denkmal errichten und das inzwischen gegründete Deutsche Reich seine Gedanken über den Schutz der heimischen Industrie vor allem England gegenüber verwirklichen werde, konnte Strauß damals noch nicht ahnen.

Sehen wir ihn in diesem Aufsatz auf politischen Bahnen, so ist der dritte der in diesem Jahr — im Juniheft der Jahrbücher — erschienenen Aufsätze ein Nekrolog auf den ihm befreundeten schwäbischen Dichter Ludwig Bauer, geboren 1803, gestorben 1846. Es ist, wenn wir von dem den Friedlichen Blättern beigegebenen Aufsatz über Justinus Kerner absehen, der erste oder also der zweite jener biographischen Skizzen, denen noch so manche folgen und aus denen dann

[1]) Dazu ein Wort von Strauß aus späterer Zeit, das zunächst Eduard Zeller galt: „Württemberg ist bekanntermaßen großmütig; es überläßt seine besten Köpfe gern anderen und nimmt für sich mit bescheidenen Größen des eigenen Gewächses, im Notfall mit Abtrag von auswärts vorlieb."

Digitized by Google

die biographischen Meisterwerke herauswachsen sollten. Von ihnen allen reden wir deswegen besser in einem besonderen Kapitel.

Also im Hintergrund noch immer die Theologie — der Artikel über Reimarus —, im Vordergrund Ästhetik und Politik: das zeigt uns, wohin die Fahrt gehen wird, und es ist nur die Frage, welches von den drei Gebieten ihn zuerst haben soll? Es war die Politik. Denn Ende August dieses selben Jahres, 1847, erschien seine Schrift „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige". Die Arbeit war wiederum für die Schweglerschen Jahrbücher der Gegenwart bestimmt; als er sie aber den Freunden in Heilbronn vortrug, redete ihm Märklin zu, sie als besondere kleine Schrift zu veröffentlichen und ihr die Form des Vortrags zu geben oder zu belassen, den sie bei dieser Vorlesung angenommen hatte. So folgt in der Reihe der Schriften chronologisch auf die christliche Glaubenslehre der Julian. Das Erscheinen hatte sich etwas verzögert, weil die württembergische Zensur erst alle auf die Gegenwart bezüglichen Stellen gestrichen hatte, so daß der Druck nach Heidelberg verlegt werden mußte, wo die badische Zensur keinen Anstand erhob. Auch das aufs neue ein Beitrag, wie engherzig und schikanös sein Heimatland auf jedem Punkte mit Strauß verfahren ist.

Aber warum hatte der Zensor Bedenken? Konnten sich denn in einer Schrift über einen römischen Kaiser des vierten Jahrhunderts Stellen finden, die sich auf die Gegenwart bezogen und in dieser Anstoß erregten? Schon der Titel kann uns die Antwort geben. Die Romantik war auch hier wieder der Feind, die Romantik, wie sie damals am übelsten verkörpert war in der Person des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. Bei ihm hatte die von Novalis aufgebrachte Fabel von der gottgewollten Zusammengehörigkeit von Thron und Altar ein gläubiges Ohr gefunden, er regierte den Staat und nicht zum wenigsten auch die preußische Kirche nach

Digitized by Google

dieser Formel. Wenn es gelingen sollte, das komplizierte Wesen dieses geistreichen Dilettanten auf einen Begriff zu bringen, so konnte es wirklich kein anderer sein als der des Romantikers. Nun war in Strauß, dem Landsmann von Paul Pfizer, schon damals die richtige Witterung, daß Preußen der Staat der Zukunft sei und ihm die politische Führerrolle in Deutschland zukomme, daß also von ihm das Glück oder Unglück unseres Volkes abhänge. Jene romantischen Tendenzen des preußischen Königs sah Strauß somit für ein allgemeines deutsches Unglück an. Deswegen haßte er ihn, soweit man etwas Kraftloses hassen kann, und deswegen griff er, kaum daß er aus seinem häuslichen Elend einigermaßen aufgetaucht war, zur Feder, um gegen ihn und seine Art zu regieren Protest zu erheben. Er tat dies in einer eigenartigen Form: er schrieb eine Schrift über den römischen Kaiser Julianus Apostata. Das war der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren: von ihm handelte die Schrift, gemeint aber war der Romantiker auf dem Throne Preußens, König Friedrich Wilhelm IV.

Es ist zunächst eine durchaus gelehrte Schrift, im kleinen ebenso gelehrt wie im großen das Leben Jesu oder die christliche Glaubenslehre; und so ist sie denn auch rein wissenschaftlich das Beste gewesen, was bis dahin über diesen merkwürdigen Mann geschrieben worden war. Sie war aus den Quellen herausgearbeitet und darum auch reichlich mit gelehrten Verweisungen, griechischen und lateinischen Zitaten versehen. Sehr fein ist namentlich die Beurteilung der bisherigen Beurteiler Julians. Daß ein anderer gemeint sei als der, um den es sich nach dem Titel handelt, oder um mit Strauß in einem Brief an Märklin zu reden, daß der Sack geschlagen wird, um den Esel zu treffen, das wird natürlich nirgends ausgesprochen, wohl aber für die damaligen Leser — wir sind daran seit Mommsen ohne alle Hintergedanken gewöhnt — zunächst dadurch angedeutet, daß moderne Ausdrücke auf jene vergangenen Zeiten

Digitized by Google

und Verhältnisse angewendet werden. Mit dem Begriff „romantisch" wird durchweg operiert, vom romantischen Kronprinzen und Kaiser gesprochen, Maximus sein Hofphilosoph genannt und die Arbeiten zur Wiederherstellung des Tempels zu Jerusalem als „romantischer Dombau" bezeichnet. Dann aber werden, noch deutlicher, da und dort auch ausdrücklich Parallelen gezogen zwischen einst und jetzt. So wenn es an einer Stelle heißt: „Dem Julian erschienen die Christen, weil sie die Götter Griechenlands und Roms, Ägyptens und Syriens nicht anerkannten, gerade ebenso als Gottlose und Atheisten (ἀσεβεῖς und ἄθεοι sind ihre stehenden Prädikate in seinen Schriften), wie den jetzigen Romantikern diejenigen, welche dem Glauben an den christlichen Gott und Gottmenschen entsagt haben. Ebenso verächtlich sprach er von dem toten Juden, den die Galiläer verehren, als jetzt von jener Seite über den Versuch gesprochen wird, fortan allen geistigen und sittlichen Bedarf des Menschen lediglich aus der Erkenntnis seines eigenen Wesens zu schöpfen. Daß die Christen sich weigerten, den Göttern oder auch nur ihrem Gott Opfer zu bringen, war ihm nicht minder befremdlich und anstößig, als es jetzt gefunden wird, daß wir von Abendmahl und Kirchenbesuch nichts mehr wissen wollen. Daß aus dieser neuen Gottlosigkeit etwas für Leben und Sitte Ersprießliches hervorgehen könne, war ihm ebenso undenkbar, als es den Anhängern des Alten unter uns geläufig ist, von den staats- und sittenverderblichen Lehren der neuen Philosophenschule zu reden. Mit nicht geringerem Selbstgefühl endlich wurde der Neuheit des von gestern sich datierenden Christentums das ehrwürdige Alter der väterlichen Religion entgegengehalten, als heutzutage von dem 1800 jährigen Bestande des erstern im Gegensatz zu der Weisheit des Tages gesprochen wird." Ganz besonders charakteristisch aber ist der Schluß, wo Strauß den widerspruchsvollen Eindruck konstatiert, wonach wir „uns von dem denkwürdigen Manne

Digitized by Google

wechselsweise angezogen und wieder abgestoßen finden". Über den Grund davon heißt es: „Uns Söhnen der Gegenwart, die wir vorwärts streben und den neuen Tag, dessen Morgengrauen wir spüren, heraufführen helfen möchten, ist Julian als Romantiker, dessen Ideale rückwärts liegen, der das Rad der Geschichte zurückzudrehen unternimmt, zuwider, und in dieser Hinsicht, formell gleichsam, finden wir uns zu seinen christlichen Gegnern hingezogen, welche damals das neue Prinzip des Fortschritts und der Zukunft vertraten. Aber materiell ist dasjenige, was Julian aus der Vergangenheit festzuhalten suchte, mit demjenigen verwandt, was uns die Zukunft bringen soll: die freie harmonische Menschlichkeit des Griechentums, die auf sich selbst ruhende Mannhaftigkeit des Römertums ist es, zu welcher wir aus der langen christlichen Mittelzeit und mit der geistigen und sittlichen Errungenschaft von dieser bereichert uns wieder herauszuarbeiten im Begriff sind. In dieser Hinsicht auf den Inhalt seiner Ideale und Bestrebungen fühlen wir uns, trotz aller Verzerrung, in der sie bei ihm erscheinen, zu Julian hingezogen, von seinen Gegnern aber abgestoßen, aus welchen das Prinzip des unfreien Glaubens, des gebrochenen Lebens zu uns spricht, das in seinen letzten Nachwirkungen zu überwinden unsere Aufgabe und unser Pathos ist." Und der Sage von seinem letzten Wort, das ihm seine christlichen Gegner in den Mund gelegt haben: Du hast gesiegt, Galiläer, entnimmt Strauß die tröstliche Wahrheit, daß „unfehlbar jeder Julian, d. h. jeder auch noch so begabte und mächtige Mensch, der eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt wiederherzustellen oder gewaltsam festzuhalten unternimmt, gegen den Galiläer oder den Genius der Zukunft unterliegen muß".

So lag die Parallele mit der Gegenwart und dem modernen Romantiker freilich auf der Hand und wurde auch, ohne daß sie aufdringlich betont und in den Vordergrund gerückt wurde, in jener Zeit der Reaktion allgemein verstanden und von allen Nicht-Romantikern und Nicht-Reaktionären mit

Digitized by Google

Jubel begrüßt. Trefflich äußert sich darüber Anton Springer, der nachmalige berühmte Kunsthistoriker, in den Jahrbüchern der Gegenwart so: „Keine historische Abhandlung mit bloß gelegentlichen Seitenhieben auf moderne Romantiker, wie manche meinen, sondern eine durch und durch politische Schrift hat Strauß geliefert. Die reaktionäre Partei in Deutschland zu bekämpfen, das Halt- und Bodenlose ihrer Pläne, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, die Schimäre der Romantik in ihrem wahren Wesen als ohnmächtiges Sperren gegen die unaufhaltsame Entwicklung des Geistes aufzudecken, dies ist nicht bloß sein nebenher beabsichtigter, es ist sein voller, ganzer Zweck. Insoweit ist seine Tendenz die allen liberalen Politikern gemeinsame. Aber Strauß bleibt nicht bei dem Unmittelbaren, dem zunächst Gegenwärtigen stehen, er wendet sich nicht an die einzelnen Wortführer, Vorfechter der Feindesschar, um sie niederzustrecken, nein, er zieht sich vorläufig vor dem persönlichen Gegner in die Festung der Geschichte zurück, er flieht scheinbar —, weil er weiß, daß der unmittelbare Sieg über einzelne Gespensterseher die Existenz des Gespenstes selbst nur teilweise aufhebt, der Fall einzelner Nebelkappen, die im betäubenden Rausche den Weg verfehlen und zurück ins Mittelalter wanken, die Romantik selbst nur verwundet, Strauß genügt aber die einfache Verwundung nicht, er will sie vernichten... Es ist nicht mehr ein Dieses oder Jenes, eine einzelne Seite der Romantik, die er bekämpft, nein es ist diese selbst in ihrem Herzen, im Lebenspunkte getroffen.“ Und die Waffe, die er in diesem Kampfe braucht, ist, wie Springer ebenfalls richtig gesehen, die Ironie, aber nicht die romantische „Ironie der subjektiven Willkür, welche durch ihre Vornehmtuerei alles Gewicht verloren, sondern eine objektive, die Ironie der Tatsachen. Wir bleiben stets auf der Höhe der Geschichte und stehen doch mitten im Kreise der neuesten Ereignisse, die historische Erscheinung und die gegenwärtigen Tatsachen scheinen, weil substanzlos, durcheinander hindurch,

Digitized by Google

und namentlich letztere erhalten eine Klarheit, welche in keiner anderen Weise erreicht werden könnte". In einer englischen Zeitung aber hieß es besonders fein, das Schriftchen sei zwar weder geistreich noch witzig, aber das Schlagende der historischen Parallele wirke wie Geist und Witz.

So empfand die Welt damals, in den vierziger Jahren, kurz vor dem Ausbruch der Revolution. In neuerer Zeit dagegen hat sich — vielleicht unter dem Eindruck der überflüssigen Caligula-Satire Quiddes und der bösartigen Anspielungskünste Hardens — das Urteil über den „Julian" zu Ungunsten von Strauß verschoben. Wieder ist es allen voran Treitschke, der in seinem Haß gegen Strauß dieses Versteckspielen und politische Anspielen aufs schärfste verurteilt. Neben der berechtigten Tendenz, aus den Erfahrungen der Vergangenheit ernste Lehren für die Gegenwart zu gewinnen, meint er[1]), „wagte sich auch die unberechtigte des boshaften Anspielens und des versteckten Anwinkens hervor, ein schlechtes Handwerk, das sich mit der Würde der Geschichte nie verträgt". Und als Beispiel dafür führt er die Flugschrift von Strauß an, deren „frostige Witze über den romantischen Dombau des Tempels von Jerusalem oder über Julians altgläubige Kabinettsordres den abgeschmackten Einfall nur noch widerlicher erscheinen ließen". Es ist wahr, wir heute empfinden in solchem indirekt Sagen und Anspielen leicht etwas Hinterlistiges und Perfides. Allein was 1908 mißfällt, war 1847 eine erlaubte und berechtigte, eine geradezu unentbehrliche Waffe im Kampf um die Freiheit und gegen die Reaktion. Die Zensur war eine Macht, das zeigt ja das Schicksal der Straußschen Broschüre in seiner Heimat. Damals durfte und konnte man eben nicht direkt Kritik üben an gekrönten Häuptern und mußte sich daher durch allerlei List und durch Maskentragen schützen gegen die brutale Macht und gegen die Unterdrückung der freien

[1]) Treitschke, a. a. O. fünfter Teil, S. 411.

Digitized by Google

Meinung durch sie. Darauf wies schon der erste Kritiker des Büchleins, Springer, hin, der die Schrift mit den englischen Juniusbriefen kontrastiert und mit Recht fragt: „ein deutscher Junius ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen ganz unmöglich, jeder Federzug stempelte ihn heutzutage zum zehnfachen Majestätsverbrecher: würde irgendeine deutsche Behörde Beschreibungen, wie sie Junius entwirft, gelassen aufnehmen"? Heute ist ein solches Anspielen und Paralleleziehen unnötig und daher keine Heldentat, es kann darin nur ein Mißbrauch der Geschichte gesehen werden. Vor sechzig Jahren war es ein Akt der Notwehr, eine neu erfundene und geschickt gehandhabte und vor allem eine durchaus erlaubte Waffe im Kampfe der Geister.

Die Hauptfrage aber ist eine andere. Der „Julian" ist ein Kunstwerk: ist er als solches gelungen? Oder anders ausgedrückt: war die Parallele ungesucht und schlagend, oder wurde durch sie der Geschichte Gewalt angetan? Persönlich war Strauß als dogmengeschichtlich versierter Theologe ganz naturgemäß und ungesucht zu diesem der Religionsgeschichte entnommenen Vergleich gekommen; und objektiv hat Strauß den römischen Kaiser um seiner Tendenz willen nicht verzeichnet, sondern diesen Neuplatoniker in seinem Windmühlenkampf gegen das siegreiche Neue für eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt durchaus richtig aufgefaßt und dargestellt. Und doch liegt hier eine Schwäche und liegt eine gewisse Ungerechtigkeit — nicht gegen den neuen Romantiker, dem die Satire galt, sondern gegen den wirklichen, echten Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, gegen den historischen Julian. Treffend hat diese von Strauß an dem römischen Kaiser begangene Ungerechtigkeit Theodor Nöldeke so formuliert[1]): „Wenn Strauß Julian mit einem Fürsten der Neuzeit parallelisiert, so ist

[1]) Th. Nöldeke, Über den syrischen Roman von Kaiser Julian. Zeitschr. d. D. morgenländischen Gesellschaft Bd. XXVIII, S. 289.

Digitized by Google

die Ähnlichkeit nach einer Seite hin zwar überraschend, aber auf der andern Seite muß man nicht vergessen, daß der Besieger der Alamannen ein sehr tatkräftiger und umsichtiger Regent war, und da hört die Ähnlichkeit auf!" Allein ganz so schlimm steht es damit doch nicht. Was zu kurz gekommen ist, ist nicht ganz übersehen. Ausdrücklich macht auch Strauß auf solche Züge aufmerksam, durch die sich Julian „von christlichen Romantikern, mit denen er uns bisher gemeinsame Merkmale bot, unterscheidet, ja zu ihnen in einen Gegensatz tritt, der schwerlich zu seinem Nachteil ausschlagen dürfte". Solche Züge sind die kriegerische Tüchtigkeit, die er vom Römertum in sich bewahrt, und zwar gleichsehr als Talent des Feldherrn, als Gabe, sich ein tüchtiges Heer heranzuziehen und Feldzugs- und Schlachtenpläne zu entwerfen, wie als persönliche Tapferkeit des Kriegers; weiter sodann seine damit zusammenhängende körperliche Abhärtung, seine Bedürfnislosigkeit und Mäßigkeit; und endlich ein gewisser politischer Liberalismus, der „freilich affektiert und wirkungslos, aber doch immerhin erfreulicher war, als wenn andererseits die unumschränkte Machtvollkommenheit und der orientalische oder feudalistische Prunk des Königtums romantisch wieder hervorgesucht werden". Vor allem aber, „was Julian romantisch erneuern wollte, war das schöne Griechen-, das gewaltige Römertum": daß das Strauß nicht übersehen hat, zeigt ja der Schluß der Schrift. Dies das Eine; und das andere, daß Strauß nicht eine vollständige Biographie Julians und eine Geschichte seiner Taten schreiben, sondern ihn ausdrücklich nur „von diesem Gesichtspunkte aus", d. h. als neuplatonischen Romantiker auf dem Throne, betrachten wollte. Das muß ebenso erlaubt sein, wie wenn heute Mau[1]) die Religionsphilosophie Julians zum Gegenstand einer besonderen Schrift macht.

[1]) G. Mau, Die Religionsphilosophie Kaiser Julians, 1908.

Digitized by Google

Endlich aber, was man ihm vorwirft, das hat Strauß selbst zugestanden und als berechtigten Tadel anerkannt, in einem aus naheliegenden Gründen nicht veröffentlichen Epigramm auf diese seine Schrift:

Ich hab ihm wohl zu viel getan —
Er zieht die Stirn' in Falten —,
Daß ich ihn solchem Hampelmann
Als Spiegel vorgehalten.

Mit diesem Zugeständnis könnten sich, denke ich, auch diejenigen zufrieden geben, denen es um Julian schade ist und leid tut. Die aber, die die Schrift als solche verwerflich finden, mögen auch das noch bedenken, daß im Jahre ihrer Abfassung die Revolution bereits im Anzug war, man sich also sozusagen schon halb im Kriegszustand befand, wo immer die Waffen die besten sind, die zum Siege führen.

Strauß als Politiker! Aber darum hörte er doch nicht auf, der zu sein, der er, trotz der in der Glaubenslehre erfolgten Absage an einem bestimmten Punkt, noch immer war, ein Schüler Hegels. Auch darauf hat Springer aufmerksam gemacht, wenn er sagt: diese prinzipielle Form der Polemik weise deutlich „auf die Quelle hin, der sie entsprungen, auf die neuere deutsche Philosophie: aus den Individuen schafft Strauß verkörperte Begriffe, gleichsam Kunstgestalten; das breite Detail romantischer Verkehrtheiten nur leise berührend, geht er gleich auf das Prinzip los und überzeugt uns auf einmal und für immer von der Leerheit des luftigen, hohlen Gespenstes". Allein nun die Frage, ob ein solcher „prinzipieller" Politiker zum Eingreifen in die praktische Politik taugt, eine Frage, die auch durch einen zu Anfang der Bewegung von 1848 erschienenen Aufsatz „Der politische und der theologische Liberalismus" nicht gelöst wird. Und doch riß gerade jetzt die Bewegung dieses Jahres Strauß in ihre Strudel unwiderstehlich mit hinein.

Digitized by Google

Der Anstoß dazu kam von außen. Beim Ausbruch der Revolution war Strauß innerlich noch zu sehr mit seiner Ehe und ihrer Auflösung beschäftigt, als daß er sein Schifflein gleich mit vollen Segeln diesen Stürmen hätte preisgeben wollen. Immerhin ist er früher schon im Schwäbischen Merkur in einer Reihe von Leitartikeln mit seiner Meinung hervor- und den Tagesströmungen und Schlagworten jener stürmisch unklaren Zeit tapfer entgegengetreten. Und nun wünschten ihn seine Ludwigsburger Landsleute als ihren Vertreter und Abgeordneten in das Frankfurter Parlament zu schicken, zu dem die Wahlen im April 1848 stattfinden sollten. Ungern nur und zögernd entschloß er sich zur Annahme der Kandidatur, und mit ganzem Herzen ist er nie dabeigewesen. „Bald amüsiert, bald ärgert mich das Ding", schreibt er dem Bruder mitten im Wahlkampf; „der Erfolg ist zweifelhaft, doch jedenfalls der Versuch interessant." So sah er es an, wie Bismarck das Eingehen des Battenbergers auf das bulgarische Abenteuer. Dazu kam, daß sich voraussehen ließ, daß seine alten Gegner, „die Pfaffen und Pietisten" gegen ihn mobil machen würden; und wenn er auch der Stadtbevölkerung seiner Ludwigsburger sicher war, den Ausschlag gab das Land, und hier mußte der Pietismus gegen ihn zum voraus gewonnenes Spiel haben. Auch war sein Gegenkandidat ein ausgesprochener Pietist, Hoffmann, Vorsteher der Rettungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg, den er früher schon als Hauptgegner Vischers in einem seiner Beobachter-Artikel „den Gamin des Pietismus" genannt hatte.

Wie er sich seiner Gegner zu erwehren hatte und sich gegen sie gewehrt hat, das zeigen die Reden, die er im Wahlkampf gehalten und gleich nach der Entscheidung unter dem bezeichnenden Titel: „Sechs theologisch-politische Volksreden" im Druck veröffentlicht hat. Als leibhaftigen Antichrist stellten ihn seine Feinde dem Volke dar und suchten so die Grenzlinie zwischen Politik und Religion zu

Digitized by Google

verwischen und den Politiker Strauß durch religiöse Einwendungen unmöglich zu machen. Tout comme chez nous! möchte man sagen; nur waren es Strauß gegenüber vor allem die Protestanten, die Pietisten und der ihnen affiliierte Teil der württembergischen Geistlichkeit, während er den katholischen Pfarrern das Zeugnis ausstellt, daß sie „in beschämendem Gegensatz zu jenen sich bemühten, ihre Gemeinden durch Beleuchtung dieses Unterschiedes zu beruhigen und zu einer Wahl rein aus politischen Rücksichten zu ermuntern". Deshalb muß er seinen politischen Reden immer auch einen theologischen Teil anfügen, muß vor den Bauern jedesmal zuerst sein religiöses Graubensbekenntnis aufsagen, um die Bedenken und Hetzereien zurückzuweisen, die unter diesem Gesichtspunkt zur Ungebühr gegen ihn ins Feld geführt wurden. Doch entsprach dieses Zusammen auch seinem eigenen Bildungsgang; daher hat er auch ohne solchen Anlaß in dem oben genannten Aufsatz den politischen und den theologischen Liberalismus zusammen behandelt und gemeint, dieser arbeite jenem in die Hände, wenn der Politiker die konfessionelle Spaltung auf seinem Wege vergeblich auszugleichen suche[1]).

Wenn dabei sein Auftreten durchaus maßvoll war und jede Provokation vermied, ohne daß er doch seinen Standpunkt irgendwie verleugnete oder ihm etwas vergab, so war das nicht bloß ein Akt der Klugheit und Wahltaktik, sondern es entfloß seinen eigenen uns nach dieser Seite hin schon bekannten Anschauungen. Hören wir z. B., wie er sich vor den Bürgern und Bauern in Steinheim an der Murr dazu äußert: „Ich habe vor 13 Jahren ein Buch geschrieben, von dem sich alle diese Vorurteile gegen

[1]) Daß er übrigens auch hierin kein Utopist war, zeigt der diesem selben Aufsatz entnommene Satz: „Deutschlands konfessionellen Bruch heilt der Zollverein nicht, und selbst in einem deutschen Reichsparlament, wenn wir eins hätten, wird er noch hemmend fortwirken, falls er nicht anderweit gehoben wäre."

Digitized by Google

mich herdatieren. Von euch werden es die wenigsten gelesen haben, und das war ganz wohl getan; denn — ihr dürft es mir nicht übel nehmen, für die Mehrzahl unter euch war es auch nicht geschrieben. Wenn ein Landwirt unter euch eine Schrift über Ackerbau verfaßt, lasse ich mir's ja auch gefallen, wenn er mir sagt, für mich sei sie nicht geschrieben. Ich hatte für Gelehrte, für Theologen geschrieben. Der Laie, und selbst viele von den höher gebildeten Laien, wissen zu ihrem Glück gar nichts von so manchen Zweifeln, welche den armen Theologen plagen; was soll ihnen also ein Buch, in welchem lediglich von diesen gelehrten Zweifeln gehandelt wird? Mancher von meinen Bekannten unter den Nichttheologen meinte, als Bekannter von mir müsse er auch mein Buch lesen, und äußerte das gegen mich; ich gab ihm zur Antwort: laß es bleiben; du kannst etwas Gescheiteres tun, als ein Buch lesen, das dir vielleicht Skrupel in den Kopf setzt, die du jetzt noch nicht hast; während es umgekehrt bestimmt ist, dem Theologen die Skrupel lösen zu helfen, die er hat. Ihr seht, wie fern mir von jeher der Gedanke lag, jemandem seinen Glauben nehmen zu wollen. Im Gegenteil, ich lasse jeden seines Glaubens leben und verlange nur, daß man auch mich in meiner Überzeugung ungekränkt lasse. Überhaupt, der Religion zu nahe treten zu wollen, war nie meine Meinung. Die Religion ist auch mir ein ehrwürdiger Gegenstand, wie mir alles ehrwürdig und heilig ist, was zu den Kräften, den Anlagen der menschlichen Natur gehört. Zu diesen Grundkräften der menschlichen Natur gehört aber vor allem die Religion. Allein ich glaube, und die Erfahrung, die Geschichte lehrt es mich, daß alle Anlagen der menschlichen Natur in ihrer Äußerung, ihrer Entfaltung der Entartung unterworfen sind. Wie Blumen, wie andere Gewächse mit der Zeit auszuarten pflegen, so auch die Anlagen der menschlichen Natur, und zwar nicht bloß die niederen, die sogenannten sinnlichen Triebe, sondern auch die höheren und edleren. Nicht nur die Liebe wird

Digitized by Google

zur Wollust, der Erwerbstrieb zur Habsucht; nicht nur Vorsicht zur Feigheit, Ehrliebe zum verzehrenden Ehrgeiz, sondern auch der edle Wissensdrang entartet in Grübelei, die Religion in Aberglauben und Fanatismus. Wie das Wasser Kalk absetzt, der Wein Hefen und Weinstein, so hat jede Religion zu jeder Zeit Erzählungen, Legenden abgesetzt, die erbaulich sind, aber nicht wahr, die dem Gemüte wohltun, aber vor dem Verstande nicht bestehen. Diese abzusondern, den edeln Wein der Religion durch eine Art von Ablassen von seinen Hefen zu befreien, ihn dadurch heller, genießbarer, haltbarer zu machen, das und das allein war meine Absicht mit dem so verschrienen Buche. Nun sagen meine Gegner: gut, aber du hast zu viel Abgang gemacht, du hast manches weggegossen, was uns und Tausenden mit uns noch ein erquickender Trank gewesen wäre. Da beginnt dann der Streit über dasjenige, was in der Religion wesentlich und unentbehrlich sei und was nicht; was alle glauben sollen und was einer wohl auch in Abrede ziehen dürfe. Ich sage nun: wesentlich, unerläßlich in der Religion sind die Sprüche: Selig sind, die reines Herzens sind; selig sind die Barmherzigen, die Friedfertigen; richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; liebe deinen Nächsten als dich selbst; liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen — glaubet ihr, ich sei so unsinnig, daß ich diese und ähnliche Sprüche als Hefe weggegossen hätte? Daß einer solche Sprüche in einem feinen Herzen bewahre und im Handeln ausübe, darauf kommt meiner Meinung nach alles an; wer sich an sie hält, der wird ein rechtschaffener Bürger, ein treuer Gatte und Vater, ein dienstfertiger Nachbar, überhaupt ein guter Mensch sein, wenn er auch gegen sämtliche Wundererzählungen der Bibel noch so viele gelehrte Zweifel hätte. Da habt ihr mein aufrichtiges religiöses Glaubensbekenntnis, und ich muß es nun euch überlassen, ob ihr nach diesem mich noch weiter anhören und auch mein politisches Glaubensbekenntnis vernehmen wollt."

Digitized by Google

Angehört haben sie ihn wohl, ihm auch für diese freilich mehr auf den Verstand berechneten als an die Leidenschaft appellierenden Reden zugejubelt, aber geholfen hat ihm dieses Wegräumen „des Steines des religiösen Anstoßes", wie wir gleich sehen werden, nicht. Worin bestand nun aber das politische Kredo des Kandidaten Strauß bei seiner Bewerbung um einen Sitz in der Paulskirche? Freiheit und Einheit! das waren die beiden Ideale, die das deutsche Volk im Jahre 1848 durch eigene Kraft verwirklichen wollte, die beiden Pole, um die die Bewegung jenes großen, tollen Jahres kreiste. Aber beide traten oft in recht unklarer und unvernünftiger Weise und Form in die Erscheinung. Beim ersteren handelte es sich vor allem um die Frage: Monarchie oder Republik? Der Radikalismus, der sich in Revolutionszeiten natürlich am lautesten gebärdet und vorandrängt, entschied sich für die letztere. Strauß dagegen ist Monarchist; er will die Fürsten behalten, will als Württemberger sein Fürstenhaus, „mit dem wir und unsere Vorfahren seit Jahrhunderten Freud und Leid, gute und böse Tage geteilt haben", nicht vertreiben. Aber die Monarchie, die er will, ist die konstitutionelle, in der das Volk durch seine Vertreter sich selbst regieren darf, nicht bloß von oben sich regieren lassen muß. Soll aber diese größere Freiheit nicht auf Sand gebaut sein, so müssen feste Grundlagen geschaffen werden, und diese bestehen vor allem in der Hebung der geistigen und sittlichen Bildung des Volkes, der Schulunterricht muß verbessert, praktischer, menschlicher eingerichtet, vom toten Gedächtniskram immer mehr auf den Zweck der Geistes- und Herzensbildung hingelenkt, der Volkslehrerstand gehoben und für seine saure Arbeit besser belohnt werden. Die Kirche muß vom Staat freigegeben werden, die bürgerlichen Rechte dürfen an kein Glaubensbekenntnis gebunden sein. Ob einer seine Kinder taufen oder beschneiden läßt oder nicht, ob er die katholische Messe besucht oder die protestantische Predigt, oder ob er

Digitized by Google

es vorzieht, sich zu Hause auf seine Weise zu erbauen: wenn er nur die Gebote hält und sich gesagt sein läßt: Du sollst nicht töten, nicht ehebrechen, nicht stehlen usw. —, so soll er unser Bruder und Mitbürger sein, soll wählen und gewählt werden, soll Ämter bekleiden dürfen, jeder wie der andere. Doch was hilft dem Volke die Freiheit, wenn es hungert? wenn es friert? wenn es von jeder Art von Not zu Boden gedrückt wird? Also Erleichterung der Gedrückten durch gerechte Verteilung der Lasten, Anleitung der Arbeiter, durch Assoziation ihr Los sich selbst zu erleichtern. Dieses Prinzip der Assoziation, der verbrüderten Arbeit und gegenseitigen Versorgung, erscheint ihm besonders schön und fruchtbar. Wenn es gereinigt wird von manchen teils schwärmerischen, teils unlauteren Bestandteilen, so beruht auf ihm ein großer Teil unserer Hoffnungen auf eine gedeihliche Entwicklung unserer gesellschaftlichen Zustände. Und wahrhaft prophetisch und in gesundem Sinn sozialpolitisch erklärt er schon damals, mittelst dieses Prinzips können Arbeiter und Taglöhner sich wohlfeilere Kost in gesunden, Wartung und Pflege in kranken Tagen verschaffen; durch Beiträge der Arbeitgeber auf der einen und kleine Lohnabzüge auf der anderen Seite werden sich unter Handreichung des Staates Hilfskassen für kranke und alte Arbeiter gründen lassen. Genau 41 Jahre nachher ist durch das Gesetz über die Invaliditäts- und Altersversicherung erreicht worden, was Strauß klar und nüchtern wie kaum ein anderer damals schon verlangt hat.

Wichtiger aber als die Freiheit erscheint ihm in diesem drängenden Augenblick die Einheit und Einigung des deutschen Volkes. „Trachtet am ersten nach der Einheit", so ruft er den Deutschen zu, „so wird euch das übrige alles zufallen", die Macht nach außen, Freiheit und Wohlstand im Innern. Denn die Wurzel aller Übel, an denen wir bisher krankten, war die Geteiltheit und Zerrissenheit unseres Vaterlandes. Allein eine deutsche Einheit soll es sein, d. h. eine

Digitized by Google

solche, die nicht wie in Frankreich alles zentralisiert und uniformiert, den Fortbestand der deutschen Sonderstaaten und ihrer Eigentümlichkeiten nicht aufhebt. Wir wollen nicht auf die Art Deutsche werden, daß wir aufhörten, Württemberger zu sein. Also über den kleineren Häuptern ein Oberhaupt, über Württemberg, Preußen, Bayern usw. ein einiges Deutsches Reich, eine Bundesmonarchie! Das klingt uns heute selbstverständlich und war doch damals tiefste politische Weisheit, die erst gepredigt werden mußte und im Süden wie im Norden nur von wenigen geglaubt wurde.

Dazu schieden sich hier noch einmal die Wege. Die Großdeutschen mit dem Ruf: das ganze Deutschland soll es sein! wollten Österreich in diesen Bundesstaat mit einschließen und aus ihm das Oberhaupt desselben nehmen. Die Kleindeutschen dagegen hielten es vor allem für nötig, den Dualismus der zwei Großmächte Österreich und Preußen, der die Einheit bisher am stärksten gefährdet oder vielmehr direkt verhindert hatte, zu beseitigen, Österreich mehr oder weniger auszuschließen und Preußen die Führerrolle zuzuweisen. Diese Lösung der deutschen Frage hatte schon 17 Jahre vorher ein anderer Schwabe, Paul Pfizer, in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen", für die einzig rationelle und mögliche erklärt. Strauß bekennt sich ausdrücklich zu diesem seinem Landsmann, „unserem hochverehrten Paul Pfizer" und fordert ganz in seinem Sinn ein einiges Deutsches Reich unter Preußens Führung. Auch das ist heute für uns ein Selbstverständliches geworden, damals aber war das ein ganz besonders Umstrittenes und gerade im Süden ein fast allgemein Perhorresziertes. Man kannte und man liebte Preußen zu wenig, um sich ihm unterordnen zu wollen: darin waren die süddeutschen Demokraten und die süddeutschen Fürsten, allen voran der württembergische König Wilhelm I., unter sich ganz einig. Aber auch für Strauß kam dabei ein Aber, und das hieß Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem Throne Preußens, der als solcher auch ein Gegner des

Digitized by Google

konstitutionellen Prinzips war. Dieser Fürst war ihm in der Seele zuwider. Und dennoch! Strauß war kein Gefühlspolitiker, er trieb keine Politik persönlicher Antipathien oder Sympathien, und so erklärte er in verständiger Selbstüberwindung: „Wenn wir ein Haupt für Deutschland wählen, so wählen wir hoffentlich nicht bloß für heute und morgen, sondern für eine lange Zukunft, also müssen wir über diesen Friedrich Wilhelm IV., der eben jetzt an der Spitze des preußischen Staates steht, weg auf die Reihe seiner Nachfolger hinausblicken. Das können wir in der Tat ohne Gefahr. Je mehr das konstitutionelle Wesen in Deutschland zur Wahrheit wird, desto unschädlicher, desto gleichgültiger werden die fürstlichen Persönlichkeiten." In diesem letzten Punkte hat er sich freilich getäuscht; aber unser Konstitutionalismus ist eben auch teilweise noch Scheinkonstitutionalismus, unsere Minister und Beamten haben unseren Fürsten gegenüber nicht den Mut, „konstitutionell" zu sein, wir alle sind zu byzantinisch, um frei sein zu können. Damals war man tapferer und optimistischer. „Von einem Hansemann, einem Kamphausen", fährt Strauß fort, „als verantwortlichen Ministern in die Mitte genommen, wird Friedrich Wilhelm, selbst wenn er wollte, uns nicht mehr schaden können. Aber ich glaube auch, er wird es nicht wollen. Wer meine literarischen Bestrebungen kennt, der weiß, daß ich kein Verehrer des romantischen Königs bin; aber ich halte ihn — man darf ja jetzt auch von den großen Herren menschlich sprechen — ich halte ihn für keinen schlimmen Charakter. Es ist wahr, er ist in eine böse Schule gegangen, hat verkehrte Begriffe über Würde und Gewalt der Fürsten eingesogen, hat, geistreich wie er ist, diese Begriffe sich poetisch und philosophisch aufgeputzt, mit einer eiteln Hartnäckigkeit an denselben festgehalten und ihnen am Ende — es läßt sich nicht verdecken — ein schreckliches, blutiges Opfer gebracht. Aber er ist ein Mensch des Gefühls und der Einbildungskraft; solche Menschen sind rascher

Digitized by Google

Umschwünge fähig, und so glaube ich, ist er jetzt wirklich umgestimmt und gefällt sich heute ebenso in der Rolle des konstitutionellen Herrschers, wie er sich bis gestern in der des mittelalterlichen Feudalkönigs gefiel". Auch hier hat er Friedrich Wilhelm IV. überschätzt, im Herzen blieb dieser auch als konstitutioneller Monarch der mittelalterliche Feudalkönig, der er gewesen war. Aber item: „daß ihn dies nicht abermals gereue, daß er nicht aufs neue aus der Rolle falle, dafür wird das konstitutionelle System zu sorgen haben, das Fürstenlaunen Schranken setzt. Also, wenn ich eine Stimme in Bezug auf unser künftiges Bundeshaupt abzugeben hätte, so würde ich sie, in voller Übereinstimmung mit unserem hochverehrten Paul Pfizer, Preußen und selbst dem jetzigen König von Preußen geben".

Leider ist Strauß nicht in den Fall gekommen, mit den sogenannten Erbkaiserlichen in der Paulskirche in diesem Sinn seine Stimme abzugeben. Er unterlag seinem pietistisch-konservativen Gegner mit 3365 gegen nahezu 6000 Stimmen. Das Landvolk hatte die aufgeklärtere Stadtbevölkerung durch seine Massen erdrückt.

Die Erregung über die Niederlage war in Ludwigsburg groß, um so größer, je höher während der Wahltage die Wogen der Begeisterung für Strauß gestiegen waren. Das hatte sich namentlich in der Ostermontagsversammlung vom 24. April gezeigt, wo es zwischen Strauß und dem Gegenkandidaten und dessen theologischen Gönnern zu einer dramatisch bewegten Szene gekommen ist, die uns von einem Augenzeugen anschaulich geschildert wird: „Hoffmann redete zuerst, dann trat Strauß auf, von tausendstimmigem Jubel empfangen. Er konnte vor lange andauernden schallenden Hochs fast kaum zum Reden kommen. Als es endlich stille wurde, hielt er seine schöne, ruhige Rede, deren politische Gedanken bereits mitgeteilt sind. Bei jedem schlagenden Wort wurde sie von stürmischem Beifall begleitet. Nach ihm betrat die Kanzel (sic!) Dekan Christlieb von Ludwigs-

Digitized by Google

burg. Es war mir gleich nicht recht wohl bei der Sache; ich erkannte die schiefe Stellung nur allzugut, in welche der sonst beliebte Mann sich brachte. Er begann damit, die Klarheit der Straußschen Rede und die darin ausgesprochenen politischen Glaubensartikel zu loben (Bravo!), er rühmte den eminenten Geist des Redners (Bravo!); aber — (was aber!) er besitzt nicht das Vertrauen des Volks (er besitzt's!). Sie sind nicht das ganze Volk (Wir sind's! Herab!). Strauß hat ein Buch geschrieben, in welchem (Herab! Pietist! Heuchler! Pharisäer!) — und nun begann ein Sturm, von dem Sie sich keine Vorstellung machen können. Vergebens klang die Glocke des Präsidenten, vergebens blieb Christlieb in ruhiger Haltung stehen; das Pfeifen und Geheule nahm auf eine schreckenerregende Weise zu; Sensenmänner umstellten die Tribüne, und der Dekan — mußte herab. Nun kam Helfer Hackh. Man ließ ihn ruhig sprechen, solange er sich im allgemeinen hielt; sowie er hingegen an das verzweifelte „aber" kam, begann der Sturm aufs neue, und auch er mußte — herab. Nun rief alles: Strauß! Strauß! Der Gerufene bestieg die Bühne unter jubelndem Geschrei und begann die ergreifenden Worte: „Meine Freunde! Die Pharisäer traten einmal zum Herrn und fragten ihn: ist's recht, daß man dem Kaiser Zins gebe? Er sprach: weiset mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Groschen dar. Und er sprach zu ihnen: wes ist das Bild und die Überschrift? Sie sprachen zu ihm: des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. So fragen auch unter euch einige: ist's recht, daß man den und den zum Reichstag in Frankfurt sende? Ich frage entgegen: wes ist das Bild und die Überschrift dieses Reichstags? Ihr werdet mir antworten müssen: des Kaisers, d. h. die Bestimmung des Reichstags ist eine politische. Darum sage ich euch: Wählet nach religiösen Rücksichten, wo es sich um die Religion handelt, aber nach politischen, wo es

Digitized by Google

sich um Politik handelt". Als er mit mächtig erhobener Stimme geendigt, brach ein Sonnenstrahl aus den schwarzen Wolken hervor, und unten rief eine Stimme: die Sonne der Wahrheit! Allmächtiger Jubel."

Um so größer war nach der Wahl die Enttäuschung und die Erbitterung der Ludwigsburger, man befürchtete sogar einen Ausbruch der Volksleidenschaft. Wie am Ostermontag Sensenmänner den Dekan hatten in die Mitte nehmen müssen, so mußte jetzt in der Nacht nach der Wahl das Dekanathaus am Marktplatz bewacht und ebenso auch der Salon, auf dem der Sieger Hoffmann wohnte, geschützt werden. Strauß selber hat inmitten dieser Aufregung, am 28. April, dem Abend des entscheidenden Wahltags, noch einmal auf dem Rathausplatz in Ludwigsburg das Wort ergriffen und seine „geliebten Mitbürger" beschworen, sich nicht über die Grenzen des Rechten hinaus fortreißen zu lassen. Auch ihm zulieb sollen sie ruhig bleiben: „daß jener Zürcher Aufstand sich an meinen Namen knüpft, das schändet diesen nicht, weil meine Gegner es waren, die sich an ihrer selbstgewählten Obrigkeit vergriffen: aber wenn es jetzt hier zu augenblicklichen Tätlichkeiten oder bleibenden Zerwürfnissen käme, so würde alle Welt mit Fingern auf mich deuten, weil meine Gönner und Anhänger und damit ich selbst als die Urheber davon gelten würden. Das werdet ihr mir nicht zuleide tun, den Flecken meinem Namen nicht anhängen wollen; denn ihr habt mir bewiesen, daß ich euch wert bin, daß ihr meine Ehre als die eurige betrachtet, wie ich es mir zur Ehre schätze, ein Ludwigsburger Bürgerkind zu sein" [1]). Von dieser Zeit an ist Strauß ein Gegner des direkten Wahlrechts gewesen. Nachdem er den Hergang einer darauf ruhenden Wahl mit angesehen, würde

[1]) Diese Worte und diese ganze Beruhigungsrede von Strauß ist zugleich die beste Antwort auf Hausraths Bemerkung in der „Deutschen Rundschau" (März 1908), daß man nirgends, also auch im Kanton Zürich nicht, Revolutionen mit Rosenwasser und Konfetti mache.

Digitized by Google

er dagegen sprechen, meint er, auch wenn er mittelst desselben durchgedrungen wäre: „je weniger beschränkt das Wahlrecht, je größer mithin die Masse der Wähler, desto notwendiger der indirekte Wahlmodus". Wer so denkt, heißt heute reaktionär; damals war der Liberalismus noch beweglicher, noch nicht so auf Schlagworte eingeschworen wie heute. Strauß war trotz dieser Ansicht von dem Modus der Wahl liberal, nicht reaktionär, die Wahlreden haben uns gezeigt, daß er ein gemäßigter Liberaler etwa im Sinne des älteren guten, freilich nicht in dem des heutigen Nationalliberalismus gewesen ist.

Der Versuch, auf dem großen Schauplatz allgemeiner deutscher Politik eine tätige Rolle zu spielen, war gescheitert. Es ist müßig zu fragen, welche Figur Strauß in der Paulskirche gemacht hätte. Auch hat er seinen Durchfall persönlich nicht allzuschwer genommen und die Kompromotionalen Vischer und Zimmermann ohne Neid nach Frankfurt ziehen lassen. Daher war er auch gegen den Versuch, ihm nachträglich doch noch irgendwo im Badischen einen Platz im Parlament zu verschaffen; auch meinte er: „Zum Maß eines badischen Liberalen fehlen ihm unterschiedliche Zoll". Aber sein Biograph hat bei dieser Gelegenheit doch zu konstatieren, daß ihm wiederum seine alten Gegner, „die Pfaffen und die Pietisten" auch diese weltliche Betätigungsweise mißgönnt und ihm die Ausübung eines politischen Berufs im großen Stil unmöglich gemacht haben. Und nun machen sie ihm zum Vorwurf, daß er keinen Beruf ergriffen habe. Hier wollte er ja einen ergreifen, sie aber ließen es wie einst auf theologischem, so jetzt auf weltlichem Gebiet nicht zu. Denn nicht weil er ihnen politisch zu liberal, sondern ledig-

Gewiß nicht; aber anständige Leute verhindern, auch in einer Republik und während einer Revolution nach Möglichkeit Gemeinheiten und Gewalttätigkeiten. Haben das die Bluntschli und die Alex. Schweizer, die man mir immer wieder entgegenhält, getan? Mir ist davon nichts bekannt. Strauß hat es getan. Das ist der Unterschied.

Digitized by Google

lich weil er der Verfasser des Lebens Jesu war, haben sie seine Kandidatur auf Tod und Leben bekämpft und seine Wahl hintertrieben.

Die Ludwigsburger aber nahmen die Sache schwerer. Das zeigten die „Trauerfeierlichkeiten" wegen des Mißlingens der Wahl; die Brunnen der Stadt wurden mit Trauerweiden und Floren geschmückt, und vom Turm herab erscholl eine „rührende Trauermusik". Und ihre Anhänglichkeit, die „vom General Röder bis zum Schneider Jung, vom Bierbrauer Körner bis zum Metzger Löbelenz ging und Strauß von Herzen wohltat", sollte doch noch zu ihrem Rechte kommen. Als „gute Stadt" hatte Ludwigsburg in die württembergische Kammer einen Abgeordneten für sich, nicht beschwert durch das pietistisch bearbeitete Landvolk des Oberamts, und nicht in direkter Form zu wählen. Diese Wahl fand kurz darauf am 20. Mai 1848 statt, und hier in der indirekten Wahl ging Strauß fast unbestritten — mit 103 gegen 3 Stimmen, bei einer Gesamtzahl von 126 Wählern — als Sieger aus der Urne hervor. Strauß selbst, der von sich sagt, er sei in diesem Augenblick „die Lieblingspuppe" seiner Ludwigsburger, mußte dazu selber wieder auf den Platz. Der Anbruch des Tages wurde durch Musik vom Stadtkirchenturm herab verkündigt, von diesem und vom Rathaus wehten die württembergischen und die schwarz-rot-goldenen Fahnen; die Stadt war angemessen verziert, die Wähler und alle, die sich für seine Wahl interessierten, versammelten sich in festlicher Kleidung morgens um 7½ Uhr und zogen in geschlossenen Reihen vor das Rathaus, wo die Abstimmung unter den Klängen der Musik erfolgte. Sobald den Wählern das günstige Resultat der Abstimmung bekannt wurde, erdröhnten die Freudenschüsse der Kanonen, und der Umzug durch die Stadt begann aufs neue. Strauß wurde an der Post abgeholt und mit Musik ins Haus seines Onkels Ruoff begleitet. Das Mittagessen, an dem 200 Personen

Digitized by Google

teilnahmen und wobei nicht einmal alle Platz fanden, hatte im Waldhornsaal statt. Um 3 Uhr zog man von dort wieder in Prozession und mit Musik in einen Garten, wo man unter Reden und Toasten und allgemeinem Jubel den Abend verbrachte. So schildert das gedruckte Programm und ein Brief von Strauß an seinen Bruder den ereignisreichen Tag. Er mochte sich vorkommen wie Faust am zweiten Ostertag unter dem ihn feiernden Volke draußen vor der Stadt.

Aber auf den Rausch der Freude folgte zunächst bei Strauß selber alsbald der Katzenjammer. Durch eine „Überrumpelung des Gefühls, wie sie ihm leider immer begegnen", hatte er sich bestimmen lassen, von Heilbronn nach Ludwigsburg überzusiedeln. Sofort aber erkannte er, daß ihm dieses Stillesitzen in Ludwigsburg unerträglich sein würde; er nahm den „dummen Streich" zurück und gab nicht nur die Wohnung in Heilbronn, sondern auch das bereits gemietete Logis in Ludwigsburg wieder auf. Seiner inneren Unruhe entsprach in diesem Augenblick nur ein ganz unfixierter Aufenthalt bald da, bald dort. Dabei dachte er zunächst an München, um durch das Studium der dortigen Kunstschätze und durch passenden Umgang sich die nötige Beschäftigung und Zerstreuung zu verschaffen. Diesen Plan führte er Ende Juli aus, im August machte er eine kleine Reise an den Starnberger- und Kochelsee. Aber schon Mitte September mußte er zurück — als Landtagsabgeordneter nach Stuttgart, wo die Kammer am 20. September eröffnet wurde.

Nicht bloß seine Ludwigsburger, im ganzen Lande setzte man große Hoffnungen auf Strauß und seine Tätigkeit im Landtag. Allein dort lagen gerade für ihn die Parteiverhältnisse sehr ungünstig. Die Radikalen waren 1848 wie überall im Süden, so auch hier in Württemberg oben auf und hatten die große Mehrheit. Zu ihnen gehörte Strauß nicht. In Sachen der Freiheit war er

Digitized by Google

viel gemäßigter als sie, und in der deutschen Einheitsfrage im Gegensatz zu den großdeutschen Demokraten Süddeutschlands kleindeutsch und erbkaiserlich, und — für einen Schwaben jener Tage horribile dictu — ein Anhänger Preußens. Die radikale Mehrheit aber stieß ihn auch persönlich durch die geräuschvolle Roheit ihres Auftretens ab, die Reinheit ihrer Absichten war ihm zweifelhaft, er sah bei ihr nur Zerstörungslust, wenig Bauverstand. So stand er als „ein Mann des bürgerlichen Zentrums" in der Mitte und kämpfte bald als Liberaler gegen die aristokratische Rechte, bald als Gemäßigter gegen „die anarchistische Linke". Dadurch geriet er in eine seltsame Gesellschaft. Neben Reyscher [1]), dem er wohl politisch am nächsten stand, gehörte zu dem kleinen Klub dieser Gemäßigten auch sein alter Gegner Wolfgang Menzel und in weiterem Abstand auch der schneidige Professor der katholischen Theologie in Tübingen, Dr. Kuhn, dessen Charakterstärke Strauß mit Hochachtung erfüllte. An Menzel schätzte er den politischen Verstand und die auf früheren Landtagen erworbene parlamentarische Routine. Allein wenn er auch wohl imstande war, „einen Menschen, wenn er ihn mit Augen sah, als einen ganz anderen zu nehmen, als den, den er früher aus Büchern gelesen", so empfand er es doch als eine Ironie, erst befangen, dann artig und schließlich sogar freundlich mit Menzel verkehren zu müssen; und eine wirkliche Ironie des Schicksals war es jedenfalls, daß auf Vorschlag von Strauß „Freund Menzel" zum Vorsitzenden der Fraktion und zum Exerziermeister des kleinen Korps der Gemäßigten in aller parlamentarischen Taktik bestellt wurde.

Daß er nun zusammen mit solchen Männern, die teilweise viel weiter rechts standen als er, für das Ministerium

---

[1]) Aug. Ludwig Reyscher 1802—1880, damals Professor in Tübingen, einer der besonnensten Politiker Württembergs; 1851 verlor er, ein Opfer der Reaktion, seine Professur.

Digitized by Google

Römer ein- und gegen die Radikalen auftreten mußte, war natürlich für ihn selber unbequem, zumal da auf der Linken persönliche Freunde von ihm wie Schnitzer saßen. Für die anderen aber, für Freund sowohl als Feind, war es eine große Enttäuschung.

Nur selten, so in der Sitzung vom 15. November, verdiente er sich den Beifall der Linken. Es handelt sich um den Entwurf eines Gesetzes über die Ablösung der Zehnten. Dazu ergriff Strauß das Wort und erklärte: „es sei ihm von Geistlichen der Diözese Neuenbürg der Auftrag erteilt worden, zu erklären, daß sie zwar durch das Zehntablösungsgesetz hart betroffen werden, daß sie sich aber nicht übertreffen lassen wollen, wenn es gelte, Opfer auf dem Altar des Volks niederzulegen. Auf einen Stand, bei dem solche Gesinnungen zu suchen sind, müsse man Rücksicht nehmen. Der geistliche Stand sei von der neuen Wendung der Dinge nicht begünstigt; er, der Redner, sei nicht berufen, als Ritter für ihn einzustehen, allein wenn man billig sein wolle, müsse man den unvermeidlichen Widerspruch anerkennen, in den die wissenschaftliche Forschung mit dem religiösen Bedürfnis der Gemeinden hierin geraten sei. Statt aber die Geistlichen dabei zu erleichtern, habe man ihnen die Köpfe herumgedreht und die Kehlen heuchlerisch zugeschnürt. Zu der Kommission, die eine Kirchenverfassung entwerfen solle, könne man nur dann Vertrauen haben, wenn zuvor in das Personal des Konsistoriums eine tüchtige Bresche geschossen worden sei. Er wünschte, daß die Zeit schon da wäre, in der, wie Professor Vischer in der Nationalversammlung gesagt habe, die Schulmeister die Erben der Pfarrer geworden sein werden. Er begrüße das vorliegende Gesetz; es werden aber Fälle vorkommen, wo man auf einen Stand gebührende Rücksicht zu nehmen habe, der statt gehoben zu werden, systematisch demoralisiert worden sei.“ Die Prälaten protestierten gegen diesen Angriff auf die Kirchenbehörde, Strauß aber blieb dabei: „über

Digitized by Google

die Weitherzigkeit des Konsistoriums habe das Land gerichtet".

Ebenso kreuzte er die Klinge einmal mit der Ritterbank, als es sich um den Antrag handelte, daß jeder Grundbesitzer auf seinem Eigentum das Jagdrecht solle ausüben dürfen. Er wundere sich, daß in diesem Fall gerade der Adel so energisch für die Freiheit eintrete; leicht möchte etwas hinter dieser Verteidigung stecken, wie hinter dem Eintreten für die Freiheit des Unterrichts so oft der Ultramontanismus stecke. Ihm scheine es, man wolle den kleinen Grundbesitzern die Hasen, den großen aber die Hirsche in die Küche jagen. Als die Ritter daraufhin beleidigt meinten, daß den Jagdberechtigten seit dem Ausbruch der Revolution die Jagdlust vergangen sei, antwortete Strauß spitzig und unter verständnisvoller Heiterkeit des Hauses: das glaube er nicht, es müßte denn nur ein Wunder geschehen sein, an die er bekanntlich nicht glaube.

Schlug er in diesen Fällen nach rechts, so klang es bei weitem schärfer, wenn er der Linken gegenüber die Regierung belobte, daß sie gegen den Preßunfug eingeschritten sei. Sei es doch, als ob aller Haß und Neid, alle Raub- und Zerstörungslust, alles böse Gift, welches bisher durch den Preßzwang niedergehalten war, jetzt in vollem Maß ausgespien werden sollte. Unsere Lokalblätter insbesondere, je schaler und ungesalzener sie früher gewesen, desto giftiger seien sie geworden. Beispielsweise nannte er aus seiner nächsten Nähe ein Heilbronner Blatt „mit seinem frechen Hohn, mit seinem heillosen Wesen, mit seinem neidischen Zähnefletschen, mit seinem tiefen Haß gegen jeden Gebildeten, der über die Masse sich emporgehoben, von dem zynisch ekelhaften Tone solcher Blätter gar nicht zu sprechen. Landeskundig sei, daß die besten Männer, wenn sie gegen solchen Unfug sich erheben, als Aristokraten in den Kot gezogen und mit schmutzigem Wasser überschüttet werden. Den besser denkenden Bürgern

Digitized by Google

mache man den Vorwurf der Passivität; aber gerade dieser Zustand der Presse trage zum großen Teil Schuld an dieser Zurückhaltung, viele fürchten einen Kotwurf mehr als eine Wunde." Er sei nicht Partei, fügte er unter großer Bewegung im Saale hinzu, ihm komme es auf einen Kotwurf mehr oder weniger nicht an, er sei hartschlägig geworden in der Schule, die er durchgemacht habe, in der theologischen.

So war er in der Tat „ein zweischneidiges Schwert", wie ihn ein Redner der Linken nannte. Aber bald sollte es noch weit schlimmer kommen. Am 9. November 1848 war Robert Blum in der Brigittenau zu Wien standrechtlich erschossen worden, — obgleich er sich auf seine Unverletzlichkeit als Mitglied und Abgesandter des Frankfurter Parlaments berufen oder eben weil er als solcher an dem Kampf auf den Barrikaden teilgenommen hatte: darüber war Streit. Ein Sturm der Entrüstung über diese blutige Tat ging durch die Reihen der Radikalen, überall wurden Resolutionen beschlossen, Protestadressen erlassen und Trauergottesdienste abgehalten [1]). Auch in der württembergischen Kammer gingen die Wogen hoch. Seeger beantragte am 16. November eine Adresse an die Nationalversammlung, um Genugtuung zu fordern für das verletzte nationale Gefühl. Gegen diesen ihm unberechtigt dünkenden Enthusiasmus erhob sich Strauß. Er führte aus: Über den Wert des Hingerichteten könne man sehr verschiedener Ansicht sein und doch seine Hinrichtung einstimmig beklagen. Ebenso auch über die Berechtigung der österreichischen Militärbehörde dazu. Die Hinrichtung eines solchen Parteihauptes

[1]) Auch mein Vater, damals Geistlicher in Göppingen, sollte zu einem solchen gezwungen werden. Er war konservativ und erklärte daher: Ja, ich will euch einen Trauergottesdienst für Blum halten, aber ihr werdet von mir hören müssen, daß er mit Recht erschossen worden ist. Daraufhin verzichtete man natürlich auf seine Mitwirkung und warf ihm abends die Fensterscheiben ein. Ihr Klirren ist meine früheste Jugenderinnerung.

Digitized by Google

sei mehr als ein Unrecht, sie sei ein Fehler, indem man dadurch einen Märtyrer der Republik gemacht habe. Insofern müssen Blums Hinrichtung alle die bedauern, welche in der Republik ein verführerisches Irrlicht sehen. Müsse man es doch nun erleben, daß ein Kultus eingeführt, Totenfeiern für ihn verlangt und das alles als Hebel zur Agitation benützt werde. Aber nun ist die Hinrichtung geschehen, was soll da unser Protest noch helfen? Soll er etwa die Würde der Nationalversammlung wahren? Aber war denn Blum als ihr Abgesandter in Wien und nicht vielmehr auf eigene Faust? Amtlich wenigstens war er nicht in Wien. Aber, sagt man, als Vertreter der deutschen Nation ist er wie zu Hause so auch auf Reisen durch das Reichsgesetz geschützt. Das weiß ich wohl, aber wie denn, wenn er sich auf solchen Reisen mit dem befaßt, was mit seiner Eigenschaft als solcher nicht vereinbar ist? wenn er den Abgeordnetenrock ausgezogen und die Bluse des Barrikadenmannes angezogen hat? Ein solcher Mann hat aufgehört, Mitglied der Nationalversammlung zu sein, und wenn er als Freischärler, als Rebellenhäuptling ergriffen wird, so haben die, welche ihn ergreifen, das Recht, ihn zu vernichten. Mit Freischärlern macht man kurzen Prozeß. Während in dieser Kammer über die greuelvolle Ermordung Auerswalds und Lichnowskys [1]) keine Beratung vorgenommen worden, sollen wir ein Urteil fällen über die Hinrichtung Blums, weil diese von den Bevollmächtigten eines souveränen Fürsten, die Ermordung in Frankfurt aber von solchen, die zum souveränen Volke gehören, begangen worden ist! Wenn der Schuß gegen Blum ein Schuß des Despotismus in das Herz der deutschen Freiheit war, ist dann diese nämliche Freiheit in der Person von Lichnowsky und Auerswald nicht in Stücke zerrissen worden? Haben wir damals geschwiegen, so dürfen wir auch jetzt nicht reden; daher bin ich gegen die Adresse."

[1]) Am 18. September 1848 in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Diese Rede rief in der Kammer und weiterhin in der Presse und durch das ganze Land hin in den Kreisen der Linken einen wahren Sturm der Entrüstung gegen Strauß hervor. Man warf ihm eiserne Stirne und Herzlosigkeit vor, worauf er in einer öffentlichen Erklärung kaltblütig meinte, Herzlosigkeit sei in der Politik immer noch besser als Kopflosigkeit. Nicht so ganz gleichmütig nahm er es auf, als nun auch seine Ludwigsburger Mitbürger, die inzwischen vom Strudel fortgerissen radikaler geworden waren, während er derselbe geblieben war, unzufrieden wurden. In einer Adresse mit 90 Unterschriften (bei einer war hinzugefügt: „mit Bedauern"!) gab ihm der vaterländische Verein in Ludwigsburg über die Art, wie er sich in der Ständekammer früher gegen Preßmißbräuche und neuerlich gegen Robert Blum geäußert habe, sein entschiedenes Mißfallen zu erkennen; bei seiner Wahl sei man „von der Ansicht ausgegangen, daß der Mann, der auf einem Gebiete des Geistes als ein so entschiedener, rücksichtsloser Kämpfer für die Forderungen der Vernunft aufgetreten ist, dies wenn auch mit der wahrer Bildung eigenen Mäßigung, so doch nicht minder entschieden und rücksichtslos auf einem anderen Gebiete des Geistes, nämlich dem des Staates, tun werde". Rückgabe des Mandats wurde nicht verlangt, sondern nur das Befremden ausgesprochen, den in kirchlicher Beziehung so destruktiven Mann politisch so über alle Erwartung konservativ zu finden. Strauß wollte daraufhin sein Mandat sofort niederlegen. Allein seine Freunde, vor allem der Tübinger Kuhn, stellten ihm vor, daß der Rücktritt eines Abgeordneten auf eine Mißfallensäußerung der Wähler hin ein übler Vorgang wäre, der, wenn er Nachahmung fände, zu völliger Abhängigkeit der Abgeordneten von ihren Wählern führen müßte. Das leuchtete Strauß ein, und so begnügte er sich, im Schwäbischen Merkur eine Erklärung abzugeben, die so charakteristisch ist für den Mann und seine stolze Art, daß sie hier nicht fehlen darf. Sie lautet:

Digitized by Google

„An den Vaterländischen Verein in Ludwigsburg. Endlich ist mir dessen längst in öffentlichen Blättern angekündigte Erklärung, mit 90 Unterschriften versehen, zugekommen, worin er mir über die Art, wie ich mich in der Ständekammer sowohl früher gegen Preßmißbräuche als neuerlich gegen R. Blum geäußert habe, sein entschiedenes Mißfallen zu erkennen gibt. Was der genannte Verein mit einer solchen Erklärung eigentlich bezweckt, ist mir nicht ganz klar. Meint er, weil er die von mir in den bezeichneten Fragen genommene Stellung mißbilligt, werde nun auch ich sie mißbilligen und bereuen, so irrt er sich. Im Gegenteil, ich habe mein politisches Urteil für mich, das ich so frei bin, selbst gegen die 90 Autoritäten des Vaterländischen Vereins in Ludwigsburg festzuhalten, und ich bin stolz darauf, meine Überzeugung ausgesprochen zu haben ohne Furcht vor der Ungunst des tonangebenden Publikums, die ich mir, wie ich leicht sehen konnte, dadurch zuziehen mußte. Oder hofft der Verein, auf seine Erklärung hin werde ich in mich gehen und meine Stellung in der Kammer ändern, um mich für die Zukunft seines Beifalls würdig zu machen? Da irrt er ebenfalls und könnte wissen, daß er sich irrt. Ich bin von jeher meinen eigenen Weg gegangen, mochte es gefallen oder mißfallen, wem es wollte, und so gedenke ich es auch fernerhin zu halten. So unverbesserlich, wie ich demnach bin, könnte die Erklärung des Vaterländischen Vereins nur dann einen praktischen Zweck erreichen, wenn es ihm gelänge, mich durch dieselbe zur Niederlegung meiner Stelle zu bewegen, worauf auch in der Versammlung am 20. d. ein Antrag gestellt worden ist. Allein so leid es mir tut, so muß ich doch sagen, daß auch hiezu die mir zugefertigte Erklärung nicht hinreicht. An meinem guten Willen sollte es in diesem Stücke gewiß nicht fehlen; ich habe mich um die Abgeordnetenstelle nicht beworben, sondern sie nur auf den dringenden Wunsch meiner Mitbürger übernommen, und ich würde sie, wollte ich meiner Neigung folgen, lieber heute als morgen nieder-

Digitized by Google

legen. Nun ist mir aber der Posten einmal anvertraut, und so darf ich ihn, ohne meine Pflicht zu verletzen, nicht verlassen, solange mich nicht dieselbe Mehrheit, die mir ihn anvertraut hat, desselben wieder entbindet. Wäre daher das mir zugekommene Aktenstück von der Mehrheit der Wähler oder, was ich gleichfalls anerkennen würde, von der Mehrheit der dortigen Bürger unterzeichnet, so würde ich keinen Augenblick anstehen, meine Entlassung zu nehmen. Allein von den 126 Ludwigsburger Wählern haben dasselbe nur 25 unterzeichnet und von der Gesamtheit der Bürger nur 90; da hätte also der Verein erst noch ziemlich viel weitere Unterschriften beizubringen, um mir den Rücktritt möglich zu machen. Nun, vielleicht gibt sich bald ein neuer Anlaß dazu, wenn ich, wie ich im Sinne habe, gerade so fortmache wie bisher. Freilich wenn die Wähler unter den Unterzeichnern an meinem Auftreten in der Kammer solchen Anstoß nehmen, so wundert es mich nur und wird auch andere Leute wundern, daß sie mich gewählt haben. Denn in den Reden, welche zwar meine Wahl nach Frankfurt bezweckten, aber die in den hiesigen Landtag zur Folge hatten, und die zum Glück gedruckt vorliegen, habe ich mich wiederholt so entschieden dahin erklärt, die Freiheit nur mit der Ordnung zu wollen, daß niemand mit Grund erwarten konnte, ich werde über eine wühlerische Presse oder das aufwieglerische Treiben eines deutschen Reichstagsabgeordneten in Wien mich anders aussprechen als ich getan habe. Überhaupt, wer einen bloßen Jaherrn der Tagesmeinung haben wollte, der hätte mich nicht wählen sollen; denn davon bin ich mein Leben lang das Gegenteil gewesen. Wenn sich daher unter der mehrerwähnten Erklärung einer als „getäuschter Wähler" unterschrieben hat, so war der Mann freilich, wie seine Unterschrift zeigt, in einer argen Täuschung befangen; nur kommt sie auf seine Rechnung und nicht auf die meinige. Ich bin mir durchaus treu geblieben und werde es auch ferner bleiben. Gefällt dies dem Vaterländischen Verein nicht, so möge er

Digitized by Google

zweckdienlichere Maßregeln ergreifen, als seine Mißbilligungserklärung war, die ich hiermit gleichgültig beiseite lege.

Stuttgart, den 26. November 1848.

Der Abgeordnete Strauß."

Eine Erwiderung des Ludwigsburger Vereins, der durch diese Antwort voll „Sarkasmus und höhnischem Achselzucken" tief gekränkt war, machte „auf den Mann, der mit eiserner Stirne sich dem Strome der Zeit entgegenstemmte", in der Tat keinen Eindruck. Aber der ganze Handel bestärkte ihn in dem Entschluß, bei passenderer Gelegenheit sein Mandat doch niederzulegen. Und diese Gelegenheit kam bald. Am 20. Dezember verhandelte man über einen Antrag Seeger auf Berufung einer konstituierenden Versammlung. Strauß stimmte dagegen und gab dazu die Erklärung ab: „Wäre er nicht vorher schon entschlossen gewesen, gegen den Antrag zu stimmen, so hätte die mehr als zweideutige Art, wie Seeger zuletzt noch den Begriff einer konstituierenden Versammlung bestimmt habe, ihn in diesem Entschlusse bestärken müssen. Er habe um die Sache in Sätzen und Phrasen herumgeredet, mit welchen er (Strauß) zum Teil kaum einen bestimmten Sinn zu verbinden gewußt habe. Die konstituierende Versammlung solle in der Sache unserer künftigen Verfassung zwar nicht allein zu reden haben, aber das Hauptwort müsse ihr gestattet sein; da der Berichterstatter die Regierung nicht außerhalb des Volkes, das Volk nicht außerhalb der Regierung sehe, so fürchte er nicht, daß eine Kollision zwischen beiden eintreten werde; sollte aber je eine solche zum Ausbruch kommen, so würde sie jedenfalls nicht daher rühren, daß jene Versammlung sich souverän erklärt hätte, sondern daher, daß ein unvolkstümliches Ministerium an die Spitze getreten wäre, usw. Die ganze Zweideutigkeit sei zuletzt in dem Ausdruck zusammengefaßt worden, die konstituierende Versammlung

Digitized by Google

werde wohl im Einklang mit der Regierung, nicht aber in Vereinbarung mit derselben zu handeln haben. Das erinnere an die Erklärung eines anderen Abgeordneten, der versicherte, die staatsrechtliche Kommission habe den Ausdruck, die konstituierende Versammlung werde im Zusammenwirken mit der Regierung die neue Verfassung zu machen haben, eben deswegen gewählt, um die Frage unentschieden zu lassen, ob jene Versammlung für sich allein das Recht habe, eine Verfassung festzustellen, oder ob dies nur in Vereinbarung mit der Regierung zu geschehen habe. Nun bitte ich Sie, m. H., man wählt also den Ausdruck: Zusammenwirken, um damit zu sagen, daß die fragliche Versammlung möglicherweise auch für sich allein wirken könne. Ein solcher Ausdruck ist eine Falle, in diese Falle gehe ich nicht, und darum Nein." Auf den Hinweis Seegers, daß er in der Kommission den Ausdruck „Vereinbarung" vorgeschlagen habe, erwiderte Strauß aufs neue: „er habe im Laufe seiner theologischen Studien die Erfahrung gemacht, so oft ihm vor Worten und Phrasen das Verständnis ausgegangen sei, da sei es allemal nicht richtig gewesen; da wollte man entweder etwas verstecken, was da war, oder etwas vorspiegeln, was abhanden gekommen war. Wie nun in der Rede Seegers Sätze kamen, mit denen er keinen bestimmten Sinn zu verbinden wußte, so habe er auch hier gleich gesehen, daß es sich um etwas handeln müsse, das er nicht leugnen könne und doch auch nicht eingestehen wolle. Übrigens lasse er der Kunstfertigkeit alle Ehre widerfahren, mit der es dem Abgeordneten Seeger gelungen sei, in den Begriff einer konstituierenden Versammlung, welchem der Abgeordnete Mack einen unverfänglichen Sinn unterlegt hatte, einen anderen hineinzueskamotieren. Habe auch er (Strauß) das Kunststück bemerkt, so beweise das nichts gegen seine (Seegers) Kunst, und habe er gleich kein Ja auf seinen Teller gelegt, so sei dies doch von so vielen anderen geschehen, daß Seeger immerhin zufrieden sein könne." Zur Ordnung! scholl es

Digitized by Google

nun von den Bänken der Linken: wir sind keine Taschenspieler! und der Präsident erklärte: Wegen des Ausdrucks „Falle" habe er Strauß nicht zur Ordnung gerufen, weil dieser damit nur seine subjektive Auffassung ausgesprochen habe; was aber den Ausdruck „eskamotieren" betreffe, so frage er den Redner, ob er ihn nicht zurücknehmen wolle? Darauf Strauß: „Ich nehme ihn nicht zurück, sondern beharre darauf. Wenn in einer Adresse gesagt wird, die konstituierende Versammlung habe im Einklang mit der Regierung zu handeln, und hinterher erklärt nicht der Berichterstatter und Verfertiger der Adresse, sondern ein anderer, man habe jenen Ausdruck gewählt, um auch der Ansicht Raum zu lassen, dieselbe Versammlung könne wohl auch für sich allein handeln, so ist ein solcher Ausdruck entweder hinterlistig oder sehr ungeschickt gewählt. Im Einklang mit der Regierung heißt dann soviel als: die Versammlung beschließt; sagt die Regierung zu ihren Beschlüssen ja, so ist es gut; sagt sie nein, so ist es auch gut; man läßt die Regierung stehen und die Beschlüsse gelten doch." Nach dieser Erklärung rief der Präsident den Abgeordneten Strauß wegen der beiden gebrauchten Ausdrücke zur Ordnung. Daraufhin erklärte Strauß noch am selben Tage schriftlich seinen Austritt aus der Kammer, unter Verzicht auf sämtliche ihm für die Zeit seiner Kammertätigkeit zustehenden Diäten („Geiz"?!). Was ihn zu diesem Schritt bestimmt hat, hat er in einer Erklärung an seine Mitbürger in Ludwigsburg öffentlich dargelegt. Auch sie müssen wir hören. Datiert vom 23. Dezember 1848 lautet sie so:

„Wozu ich mich vor vier Wochen für den Fall erboten hatte, daß die Mehrheit von Ihnen sich der Mißfallensäußerung anschließen würde, welche von einer Minderheit gegen den Standpunkt meines ständischen Wirkens gerichtet worden war, das habe ich nun freiwillig getan: ich bin aus der Kammer der Abgeordneten ausgetreten. Nach jenen Vorgängen werden Sie von selbst nicht geglaubt

Digitized by Google

haben, daß meine Austrittserklärung nur in schneller Hitze über den Ordnungsruf des Präsidenten in der letzten Sitzung gegeben worden sei; im Gegenteil: hätte nicht, wie meine Freunde wissen, mein Entschluß zum Rücktritt schon vorher bei mir festgestanden, so würde ich es in jener Sitzung nicht bis zum Bruche haben kommen lassen. Ebensowenig dürfen Sie jedoch glauben, nachwirkender Verdruß über jene Mißfallensadresse aus Ihrer Mitte habe mir mein ständisches Wirken entleidet. Entleidet war es mir allerdings; aber nicht, weil es vielseitig mißfiel, sondern weil ich täglich mehr einsah, in dieser Kammer kein Feld für ersprießliche Wirksamkeit zu finden. Als ich im Frühjahr Ihre Wahl annahm, welche mich durch die Feierlichkeit, die Ihr Wohlwollen für mich derselben gab, jetzt in der Erinnerung doppelt beschämt, da hatte, wie Sie von meiner Fähigkeit, so ich von dem Kreise meiner künftigen Wirksamkeit sanguinische Hoffnungen, welche sich wie gewöhnlich nicht erfüllen sollten. Ich freute mich, in eine Kammer einzutreten, welche, wie ich mir vorstellte, auf der Grundlage dessen, was der deutschen Nation von seiten der Nationalversammlung gegeben werden würde, und im Anschluß an ein aus dem Vertrauen des Volks hervorgegangenes Ministerium, unsere Verhältnisse neu gestalten, die Früchte der französisch-deutschen Revolution im friedlichen Wege der Reform auch unserem engern Vaterlande zuführen werde. Allein, wie in ganz Deutschland, so gibt es auch in Württemberg und zeigten sich bald auch in der Kammer nicht wenige, denen die Revolution des März nur als ein halber Schritt erscheint, die jedes Versuchs friedlicher Umbildung als eines eiteln Flickwerks spotten und einen zweiten gründlichern Umsturz als das einzige Heilmittel in Aussicht stellen, demnach auch unser jetziges Ministerium zwar gern aufkommen sahen, weil es doch wenigstens A sagte, noch lieber jedoch es wieder fort hätten, weil es in ihrem Sinne nicht auch B sagen will. Daher wurden die Arbeiten der Kammer von

Digitized by Google

Anfang an bei jeder Gelegenheit durch Interpellationen unterbrochen; das Ministerium sollte sich wegen jedes ungeduldigen Briefs, der von einem politischen Gefangenen einlief, wegen jedes Wirtshausgeredes über Truppensendungen und Einberufungen verantworten; in der Regel gelang dies zwar so gut, daß am Ende die Interpellanten selbst sich genötigt sahen, dem Ministerium ihr Kompliment zu machen; doch das schreckte sie nicht ab, bei nächster Gelegenheit wiederzukommen. Auch mit der Nationalversammlung in Frankfurt war man von dieser Seite immer weniger zufrieden, je mehr in ihr die gemäßigte Partei die Oberhand bekam. Daher wurde in unserem Ständesaale auch die große Politik zur Hand genommen: die Verhältnisse an der Spree und an der Donau zu bestimmen, wozu man am Main sich zu schwach fühlte, wurden am Nesenbach wiederholte Versuche gemacht. Nach der unbedingten Unterwerfungserklärung in der Antwortsadresse erst Bitten, dann Monitorien, zuletzt eine Verwahrung, die ein wahres Mißtrauensvotum war, und der nur noch die Form zur wirklichen Lossagung von den Beschlüssen der Nationalversammlung fehlte. Dazwischen hinein wurden die Gesetzesvorlagen, welche größtenteils schon im Entwurfe der Regierung das Äußerste bezeichneten, was gewährt werden konnte, ohne bestehende Rechte allzu empfindlich zu verletzen oder der Staatskasse allzu große Ausfälle zu bereiten, — diese Gesetzesentwürfe wurden teils schon von den einseitig zusammengesetzten Kommissionen in einem Sinne begutachtet, teils von der Kammermehrheit mit Zusätzen und Abänderungen angenommen, welche die bedenklichsten Folgen für das öffentliche und Privatwohl in Aussicht stellen. So war es nicht genug, durch das Zehntablösungsgesetz zugunsten einer einzelnen, allerdings der Erleichterung bedürftigen Klasse von Staatsbürgern anderen einzelnen nicht nur, sondern auch frommen Stiftungen und der Staatskasse, mithin der Gesamtheit der Steuerpflichtigen, Millionen

Digitized by Google

an Kapital zu entziehen: man mußte durch willkürliche Erniedrigung des Zinsfußes den Ausfall noch um Hunderttausende vermehren. Es war nicht genug, die Befreiung der Privat- und Staatsdomänen von den Gemeindeabgaben vom nächsten Etatsjahr an aufhören zu lassen: man mußte, um ja nicht im ordentlichen Wege der Gesetzgebung zu bleiben, dem Gesetz rückwirkende Kraft bis zum 1. Juli des nun bald abgelaufenen Jahres geben. Um solches und ähnliches Übermaß zu verhindern, sah ich und meine Gesinnungsgenossen uns oft, obwohl meist vergeblich, genötigt, uns an die Ritter- und Prälatenbank anzuschließen: man hat mir dies zum Vorwurf gemacht, unerachtet es auf der Hand liegt, daß ich mit den Vorrechten und Sonderinteressen dieser Stände keinerlei Sympathien haben kann, sondern nur notgedrungen hie und da ihr Bündnis suchte, weil der moderierenden Elemente unter den bürgerlichen Abgeordneten zu wenige waren und diese täglich mehr zusammenschmelzen. Jede neue Kommissionswahl, fast jede folgende Abstimmung zeigt die steigende Majorität einer Richtung, welche ohne Hemmschuh den Abhang hinunterjagen möchte, in der ausgesprochenen Absicht, den alten Staatswagen umzuwerfen und zu zertrümmern, möge es den Passagieren dabei gehen wie es wolle; einer Richtung, die mit knabenhaftem Mutwillen über jedes Loch jubelte, das ihr in den bisherigen Rechtsboden zu stoßen gelungen war, ohne zu bedenken, auf welchem Boden denn als dem des Rechts und der Achtung vor dem Recht ein künftiger Staat begründet werden solle. Auf solche Weise meistens fruchtlos mit der Minorität zu stimmen und gleichsam nur meine Verwahrung gegen die zustande kommenden Beschlüsse zu Protokoll zu geben, das war eine Stellung, aus der ich ausscheiden zu dürfen glaubte. Ich erkenne wohl, was sich für die Verpflichtung sagen läßt, auch in solchem Falle ohne äußern Erfolg sein Prinzip, und wäre es als der letzte Mann, zu verteidigen. Allein es wird doch alles darauf

Digitized by Google

ankommen, ob einer in der Politik seine Lebensaufgabe erkennt, oder ob ihm auch noch für ein anderes Tätigkeitsgebiet Pflichten obliegen, deren er nur so lang und unter der Bedingung entlassen war, daß er im Augenblick auf dem politischen Felde mehr und ersprießlicher wirken könne. Letzteres ist nun mein Fall: ich betrachte mich in erster Linie als Dienstmann der Literatur, welche mir nur in obiger Voraussetzung auf eine Zeitlang Urlaub gegeben und mich der Politik abgetreten hat, mich aber nun wieder einberuft, da jene Voraussetzung nicht mehr zutrifft. Mag auch im jetzigen Augenblicke der Zeitpunkt für literarische Produktionen noch nicht wiedergekehrt sein, so wird sich doch im stillen manches vorbereiten lassen, was zu seiner Zeit willkommen ans Licht treten mag.

Diese Erklärung über den von mir getanen Schritt hielt ich für notwendig, um nicht von Ihnen mißkannt zu werden, deren Urteil mir niemals gleichgültig sein wird, und deren Wohlwollen ich immer nur schmerzlich entbehren würde.

Strauß."

Kurz vor seinem Ausscheiden aus der Kammer hatte er übrigens noch eine andere politische Stellung abgelehnt, die sich ihm bot. Das Märzministerium Römer wollte ein Regierungsorgan gründen, in dem die Sache des gemäßigten Liberalismus gegen die radikalen Schreier in Kammer, Volksversammlungen und Presse vertreten werden sollte. Die Redaktion dieser Zeitung wurde Strauß angeboten, und zwar auf ausdrücklichen Wunsch des Königs Wilhelm I., der zwar kein Freund seiner theologischen Richtung war, aber sich über den guten Einfluß auf die Ludwigsburger anläßlich seiner Wahl und über sein mannhaftes Auftreten gegen die radikalen Tendenzen in der Kammer herzlich freute. Zu seinem Hofarzt Hardegg sagte er: „Daß er Courage hat, hab' ich immer geglaubt, sonst hätt' er nicht mit den

Digitized by Google

Faffen angebunden“ [1]). Natürlich lehnte Strauß ohne alles Besinnen ab, indem er erklärte, daß ihn der König ebensogut zum Husarenobersten als zum Redakteur einer politischen Zeitung machen könnte. Es war auch eine starke Verkennung seiner politischen Anschauungen und mehr noch seines ganzen Charakters: nicht im Dienst und Auftrag einer Regierung, sondern als unabhängiger Mann ging er — natürlich nicht durch dick und dünn, sondern nur da und nur so weit mit dem Ministerium Römer, als ihn seine persönliche Überzeugung auf diese Seite führte. Der Gedanke hat geradezu etwas Groteskes: Strauß als Königlich württembergischer Staatsanzeiger-Redakteur, zwölf Jahre, nachdem man ihn wie Uhland „sehr gerne“ aus dem württembergischen Staatsdienst hatte ziehen lassen.

Was war es aber, was ihm seine politische Tätigkeit so rasch verleidet hat? In jener oben mitgeteilten Erklärung an seine Ludwigsburger Mitbürger hat er als Grund die Fruchtlosigkeit seines Ankämpfens gegen den Radikalismus in der Kammer und den Ekel über das Treiben desselben angegeben: er hat sie einmal brieflich eine „Räuberhöhle“ genannt. Und gewiß war das ein Grund. Einen zweiten führt er in den literarischen Denkwürdigkeiten an: das Unbehagen über seine mangelhafte Ausrüstung zum Kampf gegen diese radikale Kammermehrheit. Darüber sagt er: „Was ich längst wußte, bekam ich hier peinlich zu erfahren: daß ich kein Redner sei. Von Natur sind wir Schwaben dies durchschnittlich überhaupt nicht; ob ich durch Übung es hätte werden können, steht dahin; aber diese Übung hatte mir gefehlt. Meine kurzgefaßten Predigten als Vikar und Repetent hatte ich aufgeschrieben und dann auswendig gelernt; die Vorlesungen, die ich in Tübingen hielt, wie damals an der württembergischen Universität alle Welt

[1]) So hat Hardegg das Diktum meinem Vater, mit dem er vier Jahre im Seminar zu Schönthal zusammengewesen war, erzählt.

Digitized by Google

abgelesen; der katechetische Unterricht, den ich nacheinander in Religionslehre, alten Sprachen, Philosophie und Theologie zu erteilen hatte, war doch noch lange kein zusammenhängender freier Vortrag gewesen. Wäre ich auf dem Katheder geblieben, hätte auf demselben die Zeiten erlebt, da auch in Süddeutschland die Forderung eines freien Vortrags immer unabweisbarer an den akademischen Lehrer herantrat, gewiß würde auch ich gesucht haben, derselben gerecht zu werden; ob mit Glück, weiß ich freilich nicht. Aber im Herbst 1848 waren es ja bereits 15 Jahre, daß ich vom Katheder entfernt war, und ich hatte das vierzigste Lebensjahr hinter mir. Da hätte jedenfalls eine längere parlamentarische Übung dazu gehört, um aus mir so spät noch einen Redner zu machen. Für jetzt hielt ich es in der Kammer wie einst auf der Kanzel: wollt' ich über einen Gegenstand sprechen, so schrieb und memorierte ich die Rede, die ich dann in der Sitzung hielt. Daß man damit in parlamentarischen Verhandlungen nicht weit kommt, liegt auf der Hand. Die Fähigkeit, auf das, was in der Debatte vorkommt, unmittelbar und aus dem Stegreife zu antworten, und zwar nicht bloß in einzelnen epigrammatischen Bemerkungen — denn diese fehlten mir nicht —, sondern in zusammenhängender Ausführung, ist unerläßlich. Daß sie mir fehlte, setzte mich gegen die seichtesten Gesellen, denen aber diese Gabe zu Gebot stand, in Nachteil und machte meine Situation in die Länge unerträglich."

Also Strauß war nicht schlagfertig, war kein Debatter, er schnitt, wie Schweitzer [1]) sagt, als solcher schlecht ab [2]). Wer so redet und daraus gar rückwärts auf den Mangel

---

[1]) Schweitzer, Von Reimarus zu Wrede, S. 73, 96 und oben Bd. I, S. 254 ff.

[2]) Wie schlagfertig er in Wirklichkeit war, das zeigt die oben (S. 435) mitgeteilte Antwort an Dekan Christlieb bei der Ludwigsburger Wahlversammlung.

Digitized by Google

an Schlagfertigkeit auch in seinen Streitschriften schließt, der kennt die landständische Tätigkeit von Strauß doch wohl nicht durch eigene Einsichtnahme in die Kammerberichte, sondern lediglich aus dieser seiner Selbstbeurteilung, die Hausrath[1]), darin richtiger sehend, eine „allzu bescheidene" nennt. Zunächst weiß ich nicht, ob es ein Fehler und ein Mangel ist, wenn ein Parlamentarier sich auch auf seine Reden genau vorbereitet und auf eine gute Form derselben Wert legt. Ich meine, wirksame Parlamentarier tun das auch heute noch. Jedenfalls aber erwiesen sich gerade dadurch, wie einst die Wahlreden, so jetzt die Parlamentsreden von Strauß durchaus wirksam; und auch wo er einmal sofort zu antworten und aus dem Stegreif zu sprechen hatte, zeigte er sich als des Wortes durchaus mächtig. Daß die Redegewandten selber und besonders die tieferen Naturen nachträglich glauben, nicht Genügendes gesagt und vieles übersehen und vergessen zu haben, ist natürlich: sie sind eben nicht so leicht mit sich zufrieden und machen sich auch nachher noch Gedanken über das, was sie innerlich bewegt hat und was sie noch alles über den Gegenstand hätten sagen können und sollen. Auch der Erfolg seiner Reden spricht gegen jenes Selbsturteil von Strauß: sie fanden Beifall, riefen heftige Erwiderungen der Getroffenen und Angegriffenen hervor und hatten stets das Ohr des Hauses. Und als der Präsident in der Sitzung vom 4. Januar 1849 der Kammer seinen Austritt mitteilte, da wurde dem Bedauern darüber laut Ausdruck gegeben, und viele, auch von der Linken, erhoben sich zum Zeichen des von ihren Sitzen. Wenn ein kühler Kopf und ein tapferes Herz zum guten Redner gehören, so war Strauß einer; denn beides besaß er in hohem Maß. Und was ihm etwa technisch fehlte, das hätte er sicher rasch gelernt und durch die Notwendigkeit des Redens unschwer sich ange-

[1]) Hausrath, D. Fr. Strauß, II, S. 178.

Digitized by Google

eignet: dafür spricht das, was er in drei Monaten als Mitglied der Kammer geleistet hat.

So will auch der zweite Grund nicht verfangen. Woher also jenes tiefgehende Unbehagen über seine landständische Tätigkeit und jene weitgehende Unzufriedenheit mit sich selber? Nicht der Radikalismus seiner Umgebung, nicht der Mangel an Schlagfertigkeit ist daran schuld, sondern — die Frau. Sie lebte mit den Kindern in Stuttgart: ihr zu begegnen schwebte er in beständiger Angst und Aufregung; und umgekehrt durfte er seine Kinder, obwohl am selben Orte mit ihnen lebend, nicht bei sich haben, sie nur ab und zu bei befreundeten Familien sehen. In welcher Stimmung er in jenen Monaten war, das zeigen die wahrhaft grauenvollen Verse:

Ich wollte reisen, nun verreis' ich nicht,
Doch ob ich bleiben werde, weiß ich nicht.
Daß hier ich in der Fremde bin, ist sicher:
Wo meine Heimat sei, das weiß ich nicht.
Ich mein', ich hatt' einmal zwei liebe Kinder:
Ob dies nicht bloß ein Traum sei, weiß ich nicht.
Ein Weib verstieß ich: ob zu Haß die Liebe,
Ob Haß zu Liebe wurde, weiß ich nicht.
Sie sagen, Bücher hätt' ich einst geschrieben:
Ob's Wahrheit oder Spott ist, weiß ich nicht.
Ungläubig, hör' ich, nennen mich die Leute:
Ob ich nicht eher fromm sei, weiß ich nicht.
Nie hab ich vor dem Tode mich gefürchtet:
Ob ich nicht längst gestorben, weiß ich nicht.

Das Schlimmste aber von dem, was er nicht wußte, war: ob zu Haß die Liebe oder ob Haß zu Liebe geworden. Er hatte bis dahin das erste für das einzig Mögliche gehalten. Jetzt, wenn er sie sah — und das ließ sich in dem damals noch so kleinen Stuttgart nicht vermeiden, sie führte es auch wohl absichtlich herbei —, so wollte altes Glücksgefühl wieder aufwachen, sein Herz wappnete sich vergebens mit Haß, die Liebe war noch immer da. Ich glaube, [illegible] Zwiespältigkeit des Gefühls erst erklärt den ganzen

Strauß jener Tage: weil er sie noch immer liebte, deshalb rüttelte und schüttelte er seine Ketten und verfluchte sich und sie, die ihn nicht losließ. Das bezeugen eine ganze Reihe von Gedichten aus der Zeit, am ergreifendsten die Verse, die nach einer Begegnung im Konzertsaal entstanden sind:

Da sitz' ich auf der Gallerie,
Wie es dem Grame ziemt, im Dunkeln;
Im Saale drunten sitzet sie,
Wo viele hundert Kerzen funkeln.

Die Töne flattern durch den Saal,
Wie Vögelchen in Lust und Scherzen:
Ich denk an Dich, Du meine Qual,
Du denkst an mich, ich spür's im Herzen.

Wir lauschen gleicher Harmonie
Mit gleichgestimmten, reinen Sinnen:
Ach, konnten denn die Herzen nie
Den gleichen Schlag und Ton gewinnen?

Doch tief und tiefer sinket schon
Der Geist in träumendes Erinnern,
Vernimmt statt Horn- und Flötenton
Nur noch das Schmerzenslied im Innern.

Die Töne schweigen, und zu Zwei'n
Verlassen Glückliche die Schwelle:
Ich geh' allein, sie geht allein,
Ein jedes nach der öden Zelle.

Und noch ein anderes spricht dafür. Nie ist sein Herz entflammbarer gewesen als in jenen Tagen. Auf der Gebirgsreise im Sommer tut es ihm eine „Seejungfrau" an, und in München schwärmt er für eine „Mohrenfürstin", einen fremden Wundervogel, den ein Sturm in dies Land der trüben Tage hergetragen und von dem nicht bloß in dem bekannten Gedicht[1]), sondern auch in Briefen gelegentlich

[1]) Poetisches Gedenkbuch in den Ges. Schriften, Bd. 12, S. 55.

Digitized by Google

die Rede ist. Er sieht eben Helenen, d. h. in seinem Fall Agnesen in jedem Weibe.

So verworren, so elend war ihm zumute. Und die Quelle alles dieses Elends war in Stuttgart. Wie hätte er es also dort aushalten können? Hier brachen, wie er an Vischer schrieb, die alten Wunden immer neu auf, darum mußte er fort, er floh einfach vor seiner Frau, die er — haßte und liebte zugleich. Deshalb ergriff er die erste beste Gelegenheit, sich frei zu machen und Stuttgart den Rücken zu kehren. Und „mit jeder Station atmete er freier", als er dann endlich am Dreikönigstag 1849 München zufuhr.

So hat ihm nicht der Radikalismus und nicht der Mangel an Schlagfertigkeit die Politik verleidet, sondern sein häuslicher Jammer, oder, wie er natürlich sagt: das unselige Weib hat ihn gezwungen, alles im Stich zu lassen. Darum ist es so bedauerlich, daß er nicht in Frankfurt, sondern in Stuttgart hat Politiker werden müssen: daran waren wie gesagt seine alten Freunde, die Theologen, schuld. Daß er in Stuttgart nicht bei der Fahne bleiben konnte, daran war seine Ehe schuld: die Theologen und das Weib — es ist das alte Lied, das wir immer wiederholen müssen. Die letzte Quelle der Schuld aber lag doch wieder in ihm selber. Er war mimosenhaft empfindlich, habe ich schon einmal gesagt: hier wurde diese Empfindlichkeit zur unerträglichen Qual und machte ihn aufs neue beruflos. Daß das zu bedauern ist, vor allem um seiner selbst willen zu bedauern, liegt auf der Hand. Zu bedauern aber auch um der Sache willen. Politiker, die so klar dachten und so gescheit sprachen, die so mutig auch gegen den Strom zu schwimmen wagten und sich weder durch Gunst von oben noch durch Entrüstungsstürme von unten auch nur um eines Fingers Breite von ihrer Bahn abbringen ließen, gab es im Jahre 1848 nicht allzuviele, und in Schwaben war ihre Zahl noch ganz besonders klein. So begreifen wir, daß ihn doch recht viele mit Bedauern aus der Kammer scheiden

Digitized by Google

sahen. Allein auf der andern Seite hatte er auch wieder recht. In jenen erregten Zeiten war für so viel kühle Besonnenheit in der württembergischen Kammer kein Platz, auch Strauß hätte gegen den Radikalismus nichts auszurichten vermocht, und als dann gleich darauf die Reaktion kam, wäre er nur mit umgekehrter Front doch wieder in Opposition gestanden, ohne etwas erreichen zu können. Vor allem aber — er hatte wirklich anderes, Besseres zu tun: er war „der Schriftsteller, der Poet, den zum Parlamentsmann umzubilden es doch wohl zu spät" — oder sagen wir lieber: zu schade war.

Den Epilog zu dieser politischen Episode gab er in einem Brief vom 24. Februar 1849 an den großdeutsch und demokratisch gesinnten Vischer. Offenbar wollte dieser das persönliche Hauptmotiv für Straußens Fahnenflucht nicht gelten lassen, und darum rechtfertigt sie Strauß, seine und des Freundes Verhältnis zur Politik in eins zusammenfassend, nachträglich noch gewissermaßen aus seiner und aus des Freundes Natur heraus so: „Dacht ich's doch, daß ich bei Dir nicht so leichten Kaufes davonkommen würde. Ich wollte um unsere politische Differenz herumschleichen wie eine Katze, da kommst Du wie ein „Biedermann" und ziehst mich mitten hinein... Daß ich diese Sachen umgehen will und kann, Du aber nicht, das scheint mir einfach daher zu rühren, daß ich mich davon losgemacht habe, Du aber noch darin steckst; daher, daß ich einfach sage: Politik ist uns beiden ein ganz gleich fremdes Feld, Du hast so wenig etwas in Frankfurt zu schaffen als ich in Stuttgart hatte, also gleich von gleich geht auf, — daß ich dieses einräume, sag' ich, Du aber es von Dir nicht einräumst. Du sagst, Du wärest, entfernt vom Schauplatz, zerborsten; das glaube ich, aber es beweist nichts für Deinen Beruf, sondern nur für einen Trieb, deren unvollständige Naturen wie wir manche in sich tragen, die zu keinem fruchtbaren Ziel führen, sondern uns nur äffen. Du habest manche

Digitized by Google

durchsetzen helfen, wie z. B. die Aufhebung der Spielbanken: nun, deswegen brauchtest Du nicht nach Frankfurt zu gehen, die würden sich gewiß nicht länger gehalten haben. Aber das Wehrgesetz — das ist Dein Steckenpferd, worüber ich mir kein Urteil erlaube, weil ich mich hiezu bloß ironisch verhalten kann. Du wirst sagen: wie der Fuchs zur hochhängenden Traube, was ich mir gefallen lassen muß. Du gestehst, daß es Dir in Frankfurt nicht wohl ist, und damit habe ich vollkommen genug; denn ich bleibe auf dem Axiom: wofür einer Beruf hat, in dessen Ausübung ist ihm auch wohl. Daß Du diese Gleichheit zwischen uns nicht einräumst, hat auch darin noch seinen Grund, daß Du mit Neigung, ich gegen dieselbe in die Politik hineingezogen worden bin. Du wolltest mitraten, tratest aus eigenem innerem Antrieb auf; mich schoben andere hinterrücks in die Lanne, die Ludwigsburger packten mich an der schwächsten Seite, an der gemütlichen, und aus dieser Rücksicht gab ich mich zu einer Rolle her, die mir an sich immer fatal erschien. Zur ganz gerechten Strafe für ein solches Handeln aus bloßer Rücksicht schlug dann die gemütliche Stimmung der Ludwigsburger in der Weise um, die mich zur Fortführung der Stelle unfähig machte. Du hingegen kommst mir vor wie ein Mann, der als Maler groß wäre und die erste Stellung einnehmen könnte, — er hat aber eine Marotte für Musik und spielt lieber bei einem Orchester die 6. Violine oder den Triangel, als dort die erste Rolle zu spielen. Ganz gleichartig sind unsere beiden Naturen darin, daß sie künstlerisch-wissenschaftliche sind. Den Unterschied in dieser Einheit möchte ich so ausdrücken, daß Du ein wissenschaftlicher Künstler, ich ein künstlerischer Wissenschafter bin, d. h. Dir ist die Kunst Stoff, den Du wissenschaftlich behandelst, mir ist die Wissenschaft Stoff, den ich künstlerisch zu gestalten strebe. Daraus kann ich für mich gleich ableiten, warum für mich Politik kein Feld ist. Goethe schreibt einmal, ich meine an die Stein, nachdem ihm als Staatsmann manches

Digitized by Google

mißlungen, — nun wolle er sich aber mit nichts mehr befassen, was er nicht so ganz in der Gewalt habe wie ein Gedicht. Das ist's. Wer wird denn auf eine Fläche malen wollen, auf der im nächsten Augenblick andere mit Bärenfüßen herumtreten? Dann kommt das noch allzu Affizible meiner Natur hinzu, kraft dessen mich ein tägliches persönliches Gegenüberstehen mit Menschen, deren Treiben ich hasse und von denen ich weiß, daß sie mich hassen, aufreibt. Machte mich dies überhaupt für politisch-parlamentarisches Wirken zu jeder Zeit untauglich, so kommt für die Politik der Gegenwart noch mein absoluter Widerwillen gegen alles Revolutionäre, die Massen Entfesselnde hinzu. Dieser Widerwille ist sehr natürlich, er ist der Schauder jedes Geschöpfs vor einem Element, in dem es nicht leben kann. Unter russischem Despotismus könnte ich, zwar mit beschnittenen Flügeln, doch noch existieren, aber Massenherrschaft würde mich vernichten. Daher hasse ich, was dahin führt, so sehr, wie ich nie etwas gehaßt habe, weil mir nie etwas mich so absolut Negierendes entgegengetreten war. So sehr nun aber der vernünftige Politiker der Gegenwart auf Bezähmung dieses Elements aus sein muß, so darf er dies doch nur so, wie Mephistopheles: Sei ruhig, freundlich' Element! — er muß nötigenfalls selbst ein wenig drin leben können, darf es nicht, wie ich, schlechterdings perhorreszieren. Hieran nun würde es bei Dir nicht fehlen; es käme Dir das Kriegerische in Deiner Natur zuhilfe; aber im Ergebnis würdest Du gewiß immer zu kurz kommen, weil, wie Du selbst sagst, nur blinde (und unreine) Kräfte den Ausschlag geben. Noch einmal und mit einem Wort: in so unvollständigen und ungleichmäßigen Naturen wie die unsern gibt es Reize, die keinen Beruf anzeigen, keine Frucht versprechen, denen man mithin nicht oder nur sehr mit Maß nachhängen darf."

Daß Vischer diese Auseinandersetzung gut aufnahm, hat Strauß sehr gefreut. „Ich traue der jetzigen Zeit gar nichts Gutes zu in betreff alter Freundschaften", schreibt er ihm

Digitized by Google

am 22. Mai, aus Erfahrungen wie der mit Schnitzer heraus, mit dem ihn die Politik bleibend entzweit hat; „ich fand nun aber zu meinem Troste, daß sie der unsrigen nichts anhaben kann.“ Was er in dem Brief an Vischer zur Erklärung seiner Abneigung gegen die Politik und seines Austritts aus der Kammer sagt, ist durchaus wahr. Die treffliche Analyse seiner künstlerisch-wissenschaftlichen Natur wird sich uns alsbald nur immer mehr bestätigen. Aber die Erklärung ist keine vollständige, weil das Hauptmotiv fehlt: gerade vor dem „kriegerischen“ Freunde mochte er sich schämen, auf „das Weib“ als die wahre Ursache hinzudeuten und ihm seine ganze Wehleidigkeit zu enthüllen; und auch vor sich selbst beschönigte er mit einer gewissen Sophistik durch den Hinweis auf seine Natur, was zuletzt doch nur eine Flucht vor seiner Frau gewesen war.

Und dasselbe tat er in gewissem Sinn auch öffentlich in der Biographie von Christian Märklin: auch sie ist eine Rechtfertigung seiner Fahnenflucht und damit zugleich eine Art Nachspiel nicht nur zu seinen theologischen, sondern auch zu seinen politischen Kämpfen. Im Herbst 1849 erwartete er den Besuch dieses seines besten Freundes mit Kauffmann in München und freute sich darauf. Da kam statt des Erwarteten die Nachricht von seinem in der Frühe des 18. Oktober erfolgten Tode. Seinen besten Freund habe ich Märklin genannt, ich hätte ihn auch seinen guten Genius nennen können. Denn das war ihm dieser Charaktervolle wie in den Stürmen um das Leben Jesu so in den vierziger Jahren bei seinen ehelichen Kämpfen und Leiden gewesen. Vier Wochen vor seinem Tode hat er ihm, als es ein kleines Mißverständnis zu beseitigen galt, geschrieben: „Daß Du Dich genötigt glaubst, mir gegenüber Deine Gesinnung zu rechtfertigen, das tut mir innig leid; sie war und ist mir immer ein Heiligtum, an das ich mit Ehrfurcht fest glaube, und das ich selbst dann nicht wagen würde, durch Verdacht zu verletzen, wenn mir die guten Gründe einer Rede oder Handlung von

Digitized by Google

Dir nicht klar wären." Darum traf ihn auch dieser Verlust, vollends in diesem Augenblick so schwer. Durch ihn war er „mit dem Idealen verknüpft", jetzt ist er „ganz gottsverlassen". Eben habe ich, schreibt er, noch betäubt von dem frischen Schlag, an die Witwe, „eben habe ich am Rande des Bettes, das den Teuren empfangen sollte, den nun der kühle Schoß der Erde umfängt, ihm ein tränenreiches Lebewohl gesagt, ihm für alle die Treue und Liebe gedankt, die er mir seit unserer Jugend erwiesen, und mir selbst eine baldige Nachfolge gewünscht. Sie freilich, verehrteste Freundin, mit Ihren lieben Kindern, haben am meisten verloren; aber kaum minder trifft der Schlag den erlesenen Freundeskreis, der in dem Unvergeßlichen seinen Mittelpunkt, seinen festen sittlichen Kern hatte, von dem uns immer nur Gutes, Reines und Edles kam. Ich insbesondere, seit meinem Heilbronner Aufenthalt ihm noch viel inniger als früher verbunden und jetzt in meiner Verbannung gewohnt, seiner brieflichen Zusprache mich zu erfreuen, — ich insbesondere fühle, daß mit ihm ein Teil von mir selbst, und zwar der beste, edelste, gestorben ist. Wenn etwas Sie trösten kann, so sei es die Gewißheit, daß in uns allen, die den Vollendeten wahrhaft erkannt hatten, sein Andenken lebenslänglich mit den Vorstellungen des Guten und Edeln, der Rechtschaffenheit und Seelenschönheit unzertrennlich verknüpft sein wird." Und alsbald — es war am dritten Tag nach seinem Tode — erklärt er es in diesem Briefe für „seine teure Pflicht, für eine tröstende Aufgabe, dem unvergeßlichen Freunde nach Kräften ein biographisches Denkmal zu setzen, ihm selbst zur Befriedigung, den Freunden zur Erinnerung und allen, die es lesen, ein Hinweis auf dasjenige, was unvergänglich und erhaben über dem Treiben des Tags und dem Gewühle der Interessen und Leidenschaften liegt."

Nicht ohne äußere Hemmungen, wie sie wohl keinem Biographen erspart bleiben und die hier im engen Kreis der schwäbischen Heimat erst recht natürlich waren — die

Hinterbliebenen fürchteten, die nun doppelt, theologisch und politisch, verfehmte Persönlichkeit des Biographen könnte dem Andenken des Toten schaden und Lebendige kompromittieren, — hat er, wieder einmal aus innerem Drang heraus, den „Christian Märklin" als „ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart" geschrieben. Im Lauf des Winters kam die Arbeit um so leichter zustande, je mehr hier das Herz mitarbeitete; aber da es Mühe kostete, dafür einen Verleger zu finden, so erschien das Büchlein erst am Ende des Jahres 1850.

Auf den Inhalt dieser Schrift einzugehen, ist nicht nötig; denn sie war ein Stück Selbstbiographie, ihr Inhalt ist daher von mir zu allem Vorangehenden bisher schon als beste Quelle mitbenützt worden. Was Strauß in Kapitel zwei bis acht von Klosterleben und Universitätsjahren, vom Vikariat und den wissenschaftlichen Reisen, von der Repetentenzeit und von Märklins Schrift über den Pietismus und endlich von ihrem mehrjährigen Zusammenleben in Heilbronn berichtet, das war wirklich so, als ob Strauß ein Stück aus seiner eigenen Lebensgeschichte zu erzählen gehabt hätte. Dagegen war er eben im Begriff, Heilbronn zu verlassen, als Märklins Beteiligung an der politischen Bewegung der Jahre 1848 und 1849 dort anhob: was er im zehnten Kapitel darüber und über seinen Tod berichtet, war also nicht miterlebt. Und war es doch auch. Wie er in den sieben ersten Kapiteln noch einmal die theologischen und religiösen Kämpfe ihrer gemeinsamen Jugendzeit an sich vorüberziehen ließ, so war es hier gegen Ende des Buches der Rückblick auf die Politik und die Abrechnung mit der württembergischen Demokratie. Jenes Blatt, das Strauß bei seiner Kammerrede über die Zügellosigkeit der Presse als Beispiel angeführt hatte, war das in Heilbronn erscheinende „Neckardampfschiff", das bis dahin von kleinlichem Lokalhader gelebt hatte, seit dem 1. April 1848 aber in großer und ganz radi-

Digitized by Google

kaler Politik machte. Es pflanzte die Fahne der Republik auf und lud die Heilbronner ein, die Herweghsche Arbeiterschar, die man damals erwartete, „sittliche Menschen, die in gut geleiteten Vereinen in Frankreich die Prinzipien der Gesittung erhalten hatten", und deren Absicht die Durchführung der Republik in Deutschland sei, brüderlich aufzunehmen. Dagegen verhöhnte es die konstitutionelle Monarchie als alte Lotterfalle und als einen Selbstwiderspruch, so ungereimt wie eine gußeiserne Pelzkappe. Die Scheu, die alleinseligmachende Staatsform der Republik mit Gewalt durchzuführen, wurde als spießbürgerliche Bedenklichkeit lächerlich gemacht, die Verfügungen des Märzministeriums gegen Ruhestörungen im Lande als reaktionäre Maßregeln bitter getadelt und vollends die Unterdrückung des badischen Aufstands mit Hilfe württembergischer Truppen als Eingriff in die Sondersouveränetät eines deutschen Volksstammes strenge verurteilt. Was durch Besitz und Bildung hervorragte, hieß Reaktionär oder Krebsritter in der witzigen Sprache des Blattes; jeder Versuch eines solchen, sich politisch zu betätigen, wurde als nicht länger zu duldende Bevormundung des Volkes dargestellt und als echter Volksmann nur der gelten gelassen, welcher Schürze und Kittel des Arbeiters trug.

Gegen diese Anschauungen trat Märklin auf. Die Republik, erklärte er offen, wäre in diesem Augenblick ein Unglück, dagegen forderte er Kräftigung und Fortbildung der konstitutionellen Staatsform. Das Kühnste aber, was in Heilbronn gesagt werden konnte, war, daß auch er den preußischen Staat für berufen erklärte zur Leitung der Angelegenheiten Deutschlands.

Das war Märklins politisches Glaubensbekenntnis: es entsprach ganz genau dem von Strauß. Und auch das politische Schicksal der beiden war ähnlich genug. Wie die Ludwigsburger in Strauß, so fanden in Heilbronn viele in Märklin den geeignetsten Kandidaten für das Frankfurter Parlament.

Digitized by Google

Nur war sein Gegner kein Pietist wie der von Strauß, sondern der radikale Bierbrauer Hentges, „ein Robert Blum im kleinen, freilich nur in demselben Maßstabe, wie Heilbronn ein Leipzig im kleinen heißen mag“. Aber Märklin brachte es nicht einmal wie Strauß zum Durchfallen. Durch das Dazwischentreten eines dritten Bewerbers, des „Märzstadtschultheißen“ Klett, einer Sache überdrüssig, die ihn in den ungleichen Kampf mit dem Unverstand auf der einen, mit der Intrigue auf der andern Seite verwickelt hatte, zog er noch vor der Entscheidung seine Kandidatur zurück. Natürlich siegte Hentges, der sich übrigens später vernünftiger zeigte, als seine Wähler von ihm vorausgesetzt hatten, die ihm deshalb ihr Mißfallen in Form einer Katzenmusik ausdrückten. Nach solchen Erfahrungen in „der verdorbensten politischen Atmosphäre“ Heilbronns verstand Märklin wie keiner den Entschluß von Strauß, sein Mandat als Landtagsabgeordneter niederzulegen. Zu ihm hatte sich daher auch Strauß zuerst, unmittelbar danach zwischen Weihnachten und Neujahr 1848, geflüchtet: „bei dieser Gelegenheit sahen sich beide Freunde zum letzten Mal.“

So war das Buch eine Abrechnung — wie in seinem ersten Teil mit seinen alten Gegnern, den Theologen, so hier am Schluß mit den neuen Feinden im demokratischen Lager. Wie seine Reden im Jahr 1848, so war auch diese Schrift eine „theologisch-politische“. Es ist aber auch das Intimste und Wärmste, was Strauß geschrieben hat. Es war ja nicht die Geschichte eines Fremden, die da erzählt wurde, sondern die eines guten Kameraden, eines edeln Freundes, mit dem der Verfasser eine gute Lebensstrecke weit gewandert war und mit dem ihm ein Stück von sich selber verloren ging. Und was er erzählte, war ja zum guten Teil Selbsterlebtes: tua res agitur! hieß es, wenn irgend einmal, so hier. Er selbst meinte mit Recht, man sollte dieser Arbeit „ein wenig Herz und ein wenig Kunst anspüren.“ Glück freilich hat er mit dem kleinen feinen Büchlein nicht gehabt. Es war bestimmt,

Digitized by Google

ihm durch alle Stadien, das Niederschreiben ausgenommen, Verdruß zu machen. Schon jene Angst der Familie — „ein Bandwurm weiblicher Rücksichten und Vorurteile" — verdarb ihm, wenn nicht die Stimmung während des Schreibens, so doch die volle Freude am fertig Geschriebenen. Die Schwierigkeit, einen Verleger dafür zu finden — Bassermann in Mannheim übernahm es endlich —, ließ ihn den äußeren Mißerfolg voraussehen; und nachher konnte er mit Goethe sagen:

Mein Lied ertönt der unbekannten Menge.

Diese nahm es kalt und gleichgültig auf. Noch zitterte die politische Erregung in den Gemütern nach, hier aber handelte es sich in der ersten größeren Hälfte nicht um Politisches, sondern um etwas ganz Seitabliegendes, um Weltanschauungsprobleme und um die sogenannte „Pfarrersfrage". Wer interessierte sich 1849 und 1850 dafür? Die Welt schickte sich an, materiell und materialistisch zugleich zu werden, und hier bekam man ein Stück weltverlorenen Idealismus; der aber war seit dem Beginn der Reaktion direkt verpönt, um nicht zu sagen: geradezu verdächtig. Und ein Buch von Strauß, diesem theologischen Revolutionär! Daß er politisch konservativ, d. h. nicht republikanisch oder demokratisch, sondern gemäßigt liberal war, das war vergessen; in der Zeit der Kirchentage und der inneren Mission kannte man ihn nur wieder als den Verfasser des Lebens Jesu, und das war ein revolutionäres Buch gewesen: von Revolutionärem aber wollte das verängstigte deutsche Volk in dieser schlimmen Reaktionszeit überhaupt nichts mehr hören oder lesen; und so ließ es auch den „Christian Märklin" ungelesen. Die Kritiker aber wußten ohnedies nichts mit dem Buche anzufangen. Die politisch Radikalen ärgerten sich über das „schonungslose Gemälde, das er darin von dem Treiben einer hirnlosen Demokratie am Wohnort des Verstorbenen entworfen." Riehl wußte in der Allgemeinen Zeitung nur daraus zu entnehmen, „was bei der württem-

bergischen Klostererziehung herauskomme"; und L. Steub, ein Münchner Literat, mit dem Strauß persönlich verkehrt und dem er das Büchlein selbst geschenkt hatte, schrieb ähnlich so eine Rezension des Inhalts: „Die Beschreibung, die hier ein württembergischer Magister von dem Leben eines anderen württembergischen Magisters gebe, habe für solche, die nicht württembergische Magister seien, viel Ergötzliches."

Das konnte freilich nur in München — „beim Bierglas" — passieren, meint Strauß; und so verleidete ihm dieses törichte Gerede aus seinem Umgangskreis heraus diesen und damit den Aufenthalt in München überhaupt, an dem er im ersten Augenblick wirkliches Gefallen und Behagen gefunden hatte. Hier fand sein wundes Gemüt Trost bei der Kunst, zunächst in Theater und Konzert. Wir kennen ja seit seiner Freundschaft mit Vatke sein Verhältnis zu Mozart und Beethoven, seine Liebe zur Musik hatte sogar die Brücke geschlagen zu seinem Sichverlieben in „die schöne Sängerin"; aber sie erwies sich stark genug, um das Persönliche daran zu überdauern. Die musikalischen Sonette im poetischen Gedenkbuch stammen aus der Münchner Zeit, sie sollten während des Karnevals, „wo in den Sälen die Konzerte schweigen", eine Art Ersatz schaffen, durch sie „wollte er die Muse zu sich herbeschwören, daß sie mit ihm im stillen musiziere". Und neben die Musik treten in München ganz von selbst auch die bildenden Künste, neben die musikalischen Sonette die Epigramme aus der Glyptothek. Der Sinn dafür war ihm spät, zuerst wohl durch seinen Freund Vischer und dessen Reisebriefe aus Italien, dann durch die Sammlungen in Stuttgart erschlossen worden. Jetzt kam er auch zu diesen Künsten in ein näheres Verhältnis. Dabei ist für den neuhumanistisch Gebildeten, der „mit seinem Schönheitssinn im altgriechischen Stil wurzelte", bezeichnend, daß ihn die Antikensammlung der Glyptothek vor allem anzog und entzückte; und —

Digitized by Google

„wer sich am Alten gelabt, trinkt nicht vom Neuen sogleich". Noch kehrte er von Rubens rasch wieder zu den farblos unsinnlichen Marmorbildern zurück. Was ihm diese Kunstwerke bedeuteten, das sagt er uns in dem „Einlaß" heischenden Epigramm am besten selber:

Götter und Göttinnen ihr, ehrwürdige, Helden und Kaiser,
Laßt in den heiligen Raum, den ihr bewohnet, mich ein.
Fremd und gedrückt empfind' ich mich unter den lebenden Menschen:
Marmorne Schatten, bei euch fühl' ich mich wohl und daheim.

Aber auch Menschen fand er in München, nicht bloß solche, mit denen er die Abende am Stammtisch beim köstlichen Münchner Bier — wenn es einmal schlecht ist, klagt er beweglich darüber — verkneipen und verplaudern konnte, sondern auch solche, denen er sich näher anschließen mochte. So vor allem den Orientalisten und Historiker Neumann, damals Professor in München[1]), mit dem er viel spazieren ging und in dessen Familie er auch gerne den Abend verbrachte. Dessen politischer Radikalismus, sein „furor democraticus", reizte ihn freilich zuweilen so, daß er sich ein paar Tage von ihm fernhielt; über den „Märklin" wäre es auch mit ihm beinahe zum Bruch gekommen. Aber der scharfe jüdische Verstand des Mannes war ihm zum Disputieren und Debattieren unentbehrlich; daß sein Geist nicht einrostete, verdanke er, meint er, dem Umgang mit ihm. Und auch mit der gebildeten Hausfrau verkehrte er gerne, abends lasen sich die drei wohl zusammen vor; auch zum Weihnachtsabend war er dort; und dabei bot ihm das kleine Töchterchen Neumanns einen wehmütigen Ersatz für die eigenen Kinder, die noch immer fern von ihm in Stuttgart bei der Mutter waren. Von ihnen bekam er Nachrichten und Grüße durch die getreue Emilie Sigel,

[1]) Karl Friedrich Neumann wurde wie Reyscher in Tübingen ein Opfer der Reaktion und 1852 als zu liberal seiner Profess enthoben; seit 1863 lebte er in Berlin, wo ihn Strauß wiede

Digitized by Google

mit der er eben deshalb wieder in Korrespondenz gekommen war. Und eine große Freude war es, als dann die Kinder selbst auf vier Wochen zu ihm nach München kamen. Fritz bekam die Masern und mußte gepflegt werden, mit Georgine lernte er eifrig, da er fand, daß sie im Stuttgarter Katharinenstift, dieser „Affenanstalt", nicht sonderlich gefördert war. Beim Gehen der beiden ist dann seine Stimmung freilich zwischen Weinen und Knirschen. Es war doch nur „ein Haben gewesen, als hätte man nicht". Und wenn gar noch plötzlich die Mutter in München auftauchte und unter dem Schein von Wiederannäherungsversuchen den Frieden seines Hauses störte, so floh er an den Starnberger See, hinaus in den Frieden der Natur, von der er aus seinem Faust wußte:

Ob er heilig, ob er böse,
Jammert sie der Unglücksmann.

Aber alles das half nichts. Er war, wenn er sich auch gelegentlich aufraffte und zusammennahm, unheilbar verstimmt, „wie ein Sopha, an dem die Federn lahm sind"; für sein eigenes Leben „konnte er keinen Boden, keine Luft, keine Sonne mehr finden"; „mir ist alles genommen". „Wenn wir noch Klöster hätten", seufzte der, den die Welt für einen Antichristen und einen kühlen Verstandesmenschen erklärt hatte; und mehr als einmal entringt sich ihm der Jammerlaut: „Ich wollt', ich läg' unter der Erde." In solcher Stimmung, die freilich „unter Null" war, halfen dann auch Reisen nichts. In Kissingen, wo er 1849 und 1850 mit dem kranken Bruder zusammentraf, „hat er niemand zum Schwärmen"; mit einer Jüdin, die ihm gefällt, „findet er nicht den Rank anzubändeln"; von Landsleuten, die er dort trifft, schreibt er: „so sklavisch und borniert württembergische Naturen sind mir im Ausland zuwider." Besser behagte ihm Weimar, — darüber werden wir bald mehr hören. Auch an Rom dachte er; sein Vetter Ruoff sollte ihn dorthin begleiten. Aber da dieser nicht

Digitized by Google

dazu zu bewegen war, begnügte er sich mit Venedig. Diese Reise zu Anfang des Jahres 1851 war doch nicht so ergebnislos, wie es gelegentlich aus Briefäußerungen herausklingt. Da hören wir freilich, Venedig mache ihm wenig Vergnügen: „kein Wein, kein Wasser, keine Gesellschaft"; auch vermißt er menschlich lebendige Schönheit. Nur die Berührung mit italienischer Kunst will er als Gewinn gelten lassen: eifrig studiert er sie, legt sich historische Tabellen an und resümiert sich endlich dahin: „Tizian bewundere ich, Veronese achte ich hoch, Bellini liebe ich innig." Aus Wien, wo er Laube aufsuchte, vertreiben ihn die Wanzen; in Dresden hat er durch die Galerie glückliche Stunden; aber von Gutzkow, vor dessen „Rittern vom Geist" er Respekt hat, und von Berthold Auerbach, einem seiner einstigen Zuhörer in Tübingen, findet er: „Der Literat in allen diesen Menschen ist eitel, neidisch, klatschsüchtig."

Für Emilie Sigel hat er ein förmliches Tagebuch über diese Reise geschrieben, und dieses lautet nun aus den Eindrücken des Augenblicks heraus doch anders, als solche verstimmten Äußerungen. Ich füge es hier im Wortlaut ein.

Verona, den 8. April 1851.

Mein Versprechen, Ihnen womöglich schon von der Reise aus zu schreiben, war im stillen so gemeint, daß ich dies tun würde, wenn es mir gut gehe. Und da dies bis jetzt mehr, als ich hoffen konnte, der Fall war, so will ich dem freundlichen Schicksal, das es so fügte, meinen Dank dadurch abstatten, daß ich Ihnen erzähle, wie artig es gegen mich gewesen ist. Ich schreibe dies, nachdem ich von einem Gange nach Hause gekommen, auf dem ich das oben abgebildete Denkmal Römischer Größe [1]) mit Andacht in Augenschein genommen, in einer Abendstimmung, so still glücklich wie ich lange keine mehr gehabt habe. Und dieses Glück

[1]) Das Amphitheater zu Verona.

Google

rührt eben daher, daß das Schicksal, oder wie wir das Höhere, über uns Waltende nennen wollen, mir bis jetzt so freundlich gezeigt hat, daß ihm doch noch etwas an mir liegt.

Gleich anfangs hat es mich ganz wie sein Kind behandelt, mir einen Gefallen getan, von dem es selbst am besten wußte, daß er an sich nichts wert war, aber doch auf mich viel Eindruck machen würde.

Ein Hauptzweifel nämlich, der mich über die Route, die ich nehmen wollte, umtrieb, war der, ob ich auf dem Weg nach Verona von der Straße abgehen und den Gardasee besuchen sollte, wohin mich die gerühmte Schönheit seiner Ufer lockte, aber der Mangel einer Postverbindung usw. abschreckte.

Wie ich nun in den Eilwagen steige, treffe ich da einen Sekretär des Königs von Bayern, der zu diesem — an den Gardasee reist.

Ein gutherziger Reisegefährte, wie diese Bayern, selbst die Hofleute sind, war gefunden, und so war mein Entschluß, diesen See zu besuchen, gefaßt.

Reise — Schnee und wieder Schnee, schon zwischen München und dem Starnberger See;

Scharnitz, die Grenze zwischen Österreich und Bayern, tief verschneit, ein Bube von drei Jahren (es ist eine einsame Zollstation) strampft mit Wonne im frischgefallenen Schnee, und sein Hund, gleichfalls extravergnügt, steigt ihm mit den Vorderfüßen von hinten auf die Achseln. Inzwischen und während unsere Pässe visiert werden, stellt sich der Postillon kältehalber an einer Mauer wie ein Spalierbaum in die Sonne. Immer mehr Schnee und Frost, wobei der Sekretär, auch für mich, für Heu und Teppiche sorgt. Selbst nachdem der Brenner, der höchste Gebirgspaß, passiert ist, will die Kälte kaum abnehmen. Ich äußere gegen den Sekretär die Vermutung, daß am Ende alles, was man von der milden Luft Italiens erzählt, Märchen sein möchten, und mache mit ihm aus, wer den andern zuerst mit Grund

Digitized by Google

auf milde italienische Luft aufmerksam mache, dem müsse der andere eine Flasche vom besten Welschtiroler Wein auftischen. In Trient trafen wir mit einem Passagier zusammen, der meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und so gewann mir der gefl. (? verfl. ?) Sekretär die Wette ab, denn nun hatte sich wirklich eine recht liebliche Frühlingsluft eingeschlichen. Jener Passagier war ein alter Karthäuser Mönch, der, aus der Schweiz durch den Umschwung des Freischarenkriegs vertrieben, sich nun in die Karthause bei Pavia zurückzuziehen gedachte. Die kindliche Einfalt des alten Mannes rührte mich, und ich wäre imstande gewesen, hätte ich nicht das Sonderbare gefürchtet, ihn um seinen Segen zu bitten. Im Wagen betete er lange, lange aus seinem Brevier, nachdem er zuvor gefragt hatte, der wievielte heute sei; er war der Meinung, es sei der 23. (März), da doch der 7. April war. Nachdem er aus dem Brevier gebetet, betete er aus dem Herzen, aber darüber schlief er bald ein, und sein Hut, der zum Wagen hinausstürzen wollte, wurde nur durch mich aufgefangen.

Gardasee — hundekalt, grauer Himmel, die Wolken in halber Höhe der umgebenden Berge. Demokratisches Wetter, denn der König von Bayern ist auf dem Schiff, der es gewiß besser gewünscht hätte. Seinen Kammerdiener lerne ich bewundern. Ein alter, grauer Mann, aber jeder Schritt wie vom Tanzmeister, keinen Zahn mehr im Mund, aber doch eine gewisse Grazie im Gesicht. Ganz Aufmerksamkeit, ganz Dienstbeflissenheit, aber auch in der Erniedrigung eine gewisse Würde — Ideal eines Kammerdieners. Daß er einen Tubus um den andern für seinen Herrn aus der Tasche zog, hätte Kauffmann gefreut, weil er da der aufgelegte graue Mann aus dem Peter Schlemihl war. Die Ufer des Sees sind zwar noch ohne frisches Grün, außer ein wenig Gras und Weiden, die jetzt auch bei uns grün sind (auch blühen die Pfirsiche wie bei uns), aber Wälder von Oliven mit ihrem überwinternden grauen und Lorbeer mit ihrem hellen Grün

Digitized by Google

sind zu sehen, und dazwischen die Pflanzungen von Orangen und Zitronen, jetzt noch mit Brettern verdeckt wie unsere Frühbeete. Doch das Liebste, was ich auf dem Gardasee sah, war mir der Kommandant unseres Dampfschiffes, ein österreichischer Leutnant von — 18 Jahren, eine so liebe Knabenjünglingsgestalt, wie sie mich innig rühren können. Nachdem sein Dienst beim König vorbei war, sprach ich ihn italienisch an und er antwortete lieb und natürlich; bald fand sich, daß er ein Deutscher sei, obwohl in Venedig geboren; um so herzlicher unterhielt ich mich mit dem frischen unschuldigen Menschen und hatte die Genugtuung, daß er mir beim Abschied von selbst die Hand reichte und den Wunsch aussprach, mich auf dem Rückweg wieder zu sehen. Ich werde dieses liebenswürdige Menschenbild nie vergessen.

Verona. Zufällige Empfehlung bringt mich in das Gasthaus, wo ich dies schreibe, und der Zufall unserer Ankunftszeit an eine kleine Tafel älterer italienischer Herren, die ich natürlich so wenig kenne, als sie mich. Meine Erwähnung des Amphitheaters, das ich im Hereinfahren gesehen, bringt einen Diskurs auf die Bahn, in welchem diese Herren so viel Sachkenntnis, und besonders einer so viel Geistestiefe verraten, daß ich im Innersten erwärmt, meinem bischen Italienisch alle Schleusen öffne und das Glück habe, daß die Herren aufmerksam auf mich hören und nachher sogar mein Italienisch loben. Jenem einen gebe ich nach Tisch meine Karte und bitte, ihn morgen besuchen zu dürfen; es ergibt sich, er ist Professor der Geschichte an der Universität Padua, auch die anderen lauter Professoren, die Auslese von da, hierher berufen, um die Universität neu ordnen zu helfen. Die Herzlichkeit, mit welcher der Mann den Zufall begrüßt, der ihm meine Bekanntschaft verschafft, die Wärme unserer Unterhaltung, da er auch in politischen Dingen durchaus mit meiner Mittelstellung zusammenstimmt, würde auch Sie erfreut haben, wie mich,

Digitized by Google

der ich nie denken konnte, in Italien Männer zu finden, unter denen ich wie zu Hause wäre.

Am 9., morgens.

Guten Morgen, liebe Emilie; der Frühling kommt — mit einem Landregen. Nicht gut für meinen Kirchgang heute, weil es nämlich ein Kirchengang ist. So muß ich ihn eben mit dem Schirm machen und damit auch diesen Brief auf die Post tragen. Heute abend oder morgen früh geht's nach Vicenza, wo ich auch ca. 1 Tag bleiben werde, dann, ohne Aufenthalt in Padua, nach Venedig, um von da aus einen Abstecher nach Padua zu machen, wenn meine Freunde, die Professoren, wieder dort sein werden, welches in der Charwoche der Fall sein wird.

Padua, den 22. April 1851.

Aus Venedig einen Brief von mir zu erhalten, konnten Sie so bestimmt erwarten, als ich im Sinne hatte, Ihnen von da zu schreiben; und doch, nach einem 10 tägigen Aufenthalt in Venedig, fange ich diesen Brief an Sie nicht dort an, sondern im „goldenen Kreuz" in Padua, wohin ich gestern einen Ausflug unternahm, um diesen Abend noch einmal in die Lagunenstadt zurückzukehren. Denn man wird nicht fertig mit diesem Meerwunder, immer ist noch etwas zu sehen übrig, und je fester man sich vornimmt, niemals mehr in dieses Labyrinth zurückzukommen, desto weniger will man etwas ungesehen zurücklassen. Es ist eine unendlich merkwürdige, aber auch unendlich unbehagliche Stadt. Und darin haben Sie auch den Grund zu suchen, warum ich dort zu keinem Brief an Sie (sonst ohnehin an Niemand) kam, — daß ich nämlich nicht eine einzige behagliche Stunde hatte. Den ganzen Tag rennt und läuft man nach den Sehenswürdigkeiten, die, selbst wenn man die Hauptwege in einer Gondel macht, noch genug Laufens erfordern; dann Abends, statt sich zu einem Glas Wein zu

Digitized by Google

setzen, muß man, um nicht allein zu sein, abermals eine Stunde oder mehr auf dem Marcusplatz auf- und ablaufen, so daß, kommt man endlich gegen 10 Uhr nachts nach Hause, man froh ist, zu Bett gehen zu können. Soll ich in 2 Worten ausdrücken, was einem Ludwigsburger Venedig so unbehaglich macht, so ist es 1. der Mangel an allem Grün, und 2. die engen Gassen, wo jedes Wegfinden, ohne zu fragen, unmöglich ist. Bekanntlich sind die Straßen in Venedig im Durchschnitt so schmal, daß man die Häuser zu beiden Seiten mit ausgestreckten Armen erreichen kann (das Militär marschiert beim Auf-die-Wache-ziehen in Gansreihen auf), und alle 100 Schritt wenden sie sich, man sieht auf keinen Platz, keine Kirche, nach der man sich richten könnte, daher war ich 8 Tage in Venedig, ohne meine vom Marcusplatz gar nicht weit entfernte Wohnung auch nur einmal ungefragt finden zu können.

So weit in Padua. — Diesen Guten Morgen schreibe ich in Venedig, in einem Kaffee, bei einem Glas Cyperwein, womit ich mich nach 4 Kirchenbesuchen zu 4 weiteren stärke. Mein Ziel bei diesem Gange ist hauptsächlich Giovanni Bellini, aber ein anderer, als der Opernbellini, ein Maler des 15. Jahrhunderts, dessen Madonnen und Christkinder einen wie die Wahrheit und Treue selbst ansehen[1]). Guten Morgen, l. Emilie, Mittwoch nach Ostern, ¼ auf 12 Uhr.

Abends in meinem Zimmerchen im Gasthof zur Luna (vor meiner Reise nach Padua wohnte ich in der Aquila d'oro, wo mir die Aussicht zu wenig war); Aussicht in den kleinen Garten des kaiserlichen Palais, weiterhin auf die Lagunen und ein Stück von Venedig. Morgen gedenke ich mein Tagwerk in Venedig zu endigen, und in der Nacht um 12 Uhr nach Triest in See zu gehen, um den Rückweg über Wien zu machen. Heute sah ich unter anderem in einer Kirche

[1]) In einem Brief an Vischer vom 13. Mai 1851 spricht er ausführlicher von seiner Reise „als Kunstreise" (ausgew. Briefe Nr. 264).

Digitized by Google

eine Madonna von einem uralten Maler, der sie als Schutzherrin der Gemeinde dadurch darstellt, daß er sie eine Menge Menschen unter ihren Mantel nehmen läßt. Da dies im Verhältnis zur Madonna lauter kleine Figürchen sind, so scheinen die Kinder diese Madonna als die ihrige zu betrachten, wenigstens war die Kapelle, worin das Bild sich befindet, fast mit lauter knienden Kindern besetzt, welches einen rührenden Eindruck machte. Von einer Freundin habe ich heute auch noch Abschied genommen, die ich mir schnell in Venedig erworben, ihr noch einmal die goldenen Haare gestreichelt und die letzten Liebkosungen mit ihr getauscht. Hoffentlich erraten Sie, daß von einer Katze die Rede ist, die mein Herz erobert hat und gewiß auch das Ihrige erobert haben würde, wenn Sie sie gesehen hätten. Denken Sie sich einen alten Palast, der in ein Magazin von verkäuflichen Raritäten, alten Gemälden, Rokokomöbeln aus den alten Zeiten Venedigs verwandelt ist. Gegen die Straße hat er eine Glastüre mit großen Fenstern, hinter diesen Fenstern sitzt auf einem alten Pult beständig ein großer, roter Kater, der sich, wie ich hineintrat, gleich erhob, sich von mir streicheln ließ und mich durch das ganze Etablissement begleitete. Man erzählte mir, der Eigentümer der Sammlung behaupte, ihm könne nichts gestohlen werden, ohne daß ers erfahre; ich bin geneigt, diese Katze für eine Art von Hausgeist zu halten. Heute nun machte ich bloß der Katze einen Besuch, und die Leute, die mich schon kennen, ließen mich ganz unbeschrien kommen und wieder gehen. Da ich einmal an Schönheiten bin, so sei hier beiläufig bemerkt, daß mich in dieser Hinsicht Venedig ganz getäuscht hat; ich habe hier lediglich nichts gesehen, das mir ans Herz gegangen wäre, dagegen in Padua auf dem Theater das Ideal eines Blumenmädchens (das war ihre Rolle im Stück); sie heißt Anna de Martini (so stand's auf dem Zettel) und schien mir höchstens 16 Jahre alt zu sein; das Profil, das ich liebe, dadurch gemildert, daß die Nase, ob-

Digitized by Google

wohl nach deutschem Maßstab nicht klein, doch nach italienischem eine Neigung zum Stumpfnäschen verriet; allerliebst. Nun muß ich noch einmal auf den Markusplatz kommen, diesen Gesellschaftssaal unter freiem Himmel, von der Größe eines bedeutenden Marktplatzes, durchaus mit Marmorquadern gepflastert, von 3 Seiten mit Palästen und Hallen, auf der 4. durch die Markuskirche geschlossen, die Anfangs dieses Briefs abgebildet ist — (für mich der wunderbarste Bau Venedigs, wie ein aus dem Meer aufgestiegener Nixenpalast). Da geht nun also alles von 7—10, 11 Uhr auf und ab, von den Gaslampen, die rings um den Platz her brennen, beleuchtet, teils unter den Hallen, wo vor den Kaffees besetzte Tische und Stühle stehen, teils auf dem freien Platze selbst; hier treffen sich Bekannte, wie ich z. B. heute den hiesigen deutschen Arzt, dessen Bekanntschaft ich gemacht (gottlob nicht als Patient, obwohl ich gleich anfangs durch Erkältung einen Katarrh bekam), noch einmal zu sprechen hoffe.

Fortsetzung 8½ Uhr im Speisehaus Gallo bei ½ Flasche Ofener Wein. Der Freund in Padua hielt sich trefflich, führte mich überall herum und nahm zärtlichen Abschied. Er hatte mich bis zuletzt nicht für den Dr. St. gehalten; als es sich im Gespräch ergab, gestand er, den hätte er sich anders vorgestellt, und nicht tanto gentile e umano, wie er mich finde. Am meisten gelacht habe ich hier am schrecklichsten Ort, in den alten Kerkern Venedigs, in welche der alte Aufseher sich amtshalber so verliebt hatte, daß er sie als die angenehmsten Logis von der Welt darzustellen suchte. Einen besondern Zahn hatte er auf die Schriftsteller, die so schreckliche Märchen (Lügen, so groß wie der St. Markusplatz, sagte er) über diese Gefängnisse ausgebreitet haben. Die Herren Schriftsteller, sprach er mit Nachdruck, sollen erst kommen und sehen und dann schreiben. Übrigens hat er so unrecht nicht; diese Kerker sind besser als ihr Ruf.

Digitized by Google

Guten Morgen, l. Emilie! d. h. guten Abend, denn es ist bald 5 Uhr (am 24.).

Mein Tagewerk in Venedig ist nun getan, das Billet auf das Dampfschiff gelöst, mit dem ich diese Nacht nach Triest reisen werde. Diesen Morgen war ich noch in der Gondel in einigen Kirchen am äußersten Saume Venedigs, die ich bis dahin noch nicht besucht hatte, aber nicht unbesucht lassen wollte, weil sie Bilder meines teuren Bellini enthalten. Bei der Gelegenheit kam ich durch mehrere der abgelegenen Quartiere der Stadt, wo man deren traurigen Verfall recht sehen kann. Die Häuser, zum Teil ehemalige Paläste, sind mehr als nur halbe Ruinen, ganzen Stockwerken fehlen oft die Fenster; einen Balkon sah ich, dessen Einfassung herabgefallen und durch einen herumgespannten Strick ersetzt war. Vor den 2 Säulen, die Sie hier oben sehen, steht das Dampfschiff, mit dem ich abfahren werde.

Zum Wappentier sollte sich Venedig eigentlich den Taschenkrebs gewählt haben, wie einen solchen eine griechische Stadt Siciliens wirklich auf ihren Münzen führte, während Venedig vornehmer sich den geflügelten Löwen des heiligen Markus erkoren hat. Das eigentliche, lebendige Stadttier aber ist hier, wie gesagt, der Taschenkrebs. Fährt man durch die Kanäle der Stadt, deren Häuser bekanntlich ins Wasser selbst hineingebaut sind, so sitzt unten an den Mauern, wo das Wasser sie bespült, alles so voll von Taschenkrebsen, wie bei uns zu gewissen Zeiten die Fenster mit Fliegen. Auch die Jugend, wie sie bei uns einen Maikäfer am Faden fliegen läßt, so sah ich gleich in den ersten Tagen ein paar Jungen, die einen armen Taschenkrebs am Faden durch die Straßen zogen.

Der Morgen war hier sehr heiß und hell, jetzt ist's ein wenig weiß überlaufen und windig, doch das ist der tägliche Wechsel schon seit mehr als 8 Tagen, und immer sieht man um 10 Uhr wieder die Sterne, und in der Frühe geht die Sonne wieder heiter auf. Und so, hoffe ich, soll mich das

Digitized by Google

Schiff ohne Seekrankheit in die deutsche Heimat zurücktragen, die zwar in Triest noch nicht recht anfängt, doch werde ich, nur nach wenigen Stunden Aufenthalt, von da weiter nach Wien gehen, wohin man den größten Teil des Weges schon Eisenbahnen hat. In Wien gedenke ich hierauf etwa eine Woche zu bleiben, um nach 4 wöchentlicher Abwesenheit in meine Stiefheimat München zurückzukehren. Denn die wahre werde ich wohl mein Leben lang nicht mehr erreichen, und gebe mich schon darein, ich, der reiseunlustigste aller Menschen, zum beständigen Flüchtling und Pilgrim bestimmt zu sein.

Von Wien aus erhalten Sie noch einen Brief von mir; jetzt will ich diesen zu befördern suchen; ich sorge immer, trotz der österreichischen Frankokarten, wovon mir der Postsekretär in Verona sagte, damit sei der Brief frei bis ans Ende der Welt, — müssen Sie doch noch etwas dafür zahlen.

Dresden, den 4. Mai 1851.
(Heller Sonntagmorgen.)

Sie werden sich wundern, teuerste Emilie, daß meine Reisebriefe Wien überschlagen, wo Sie sich, wie ich selbst, gleichfalls einen längeren Aufenthalt gedacht haben werden, und daß Sie nun gar einen von Dresden aus erhalten, wohin ich eigentlich gar nicht im Sinne hatte, meine Reise auszudehnen. Allein das Schicksal verfährt mit Ihrem Freunde nach einer unerbittlich strengen Regel: alles Geistige, alles, was mit seiner literarischen Stellung zusammenhängt, gewährt es ihm vollauf; sein bloßer Name genügt, daß an jedem Orte die gebildetsten, besten Menschen sich beeifern, ihm Dienste zu leisten; eine Fülle von neuen Kunstanschauungen und Ideen strömt ihm zu, ein Schatz, an dem er den ganzen Rest seines Lebens hindurch zu zehren haben wird: — aber alles behagliche Glück anderer Menschenkinder, woran auch er seinen Teil haben möchte, das versagt ihm sein Schicksal mit eiserner, ja höhnischer Folgerichtigkeit. So

Digitized by Google

mußten ihn aus Wien, wo er nach den Mühseligkeiten des fremdartigen Venedigs eine Woche voll Behagens sich versprochen hatte, — sobald das Nötigste gesehen und ein paar literarische Bekanntschaften gemacht waren, nach 4 Tagen die Wanzen wörtlich hinausbeißen (es war nämlich durch einen merkwürdigen Unstern Wien gerade so voll von Fremden, daß in einem wanzenfreien, d. h. neuen Gasthof an kein Unterkommen zu denken war), und nur, um nicht mit diesem Verdruß nach Hause zu kommen, auch weil ich nach so vielem Reiseungemach zweifeln mußte, ob ich so bald wieder zu einer Reise kommen würde, entschloß ich mich, den Besuch Dresdens, den ich eigentlich für den Herbst bestimmt hatte, gleich an die jetzige Reise anzuhängen.

Es ist dies auch ganz gut so, wie ich nun sehe, da der Kreis malerischer Anschauungen, in dem ich mich auf der ganzen Reise bewege, in der hiesigen Galerie seinen würdigsten Abschluß findet. Dieser Galerie wohne ich gegenüber, im Hotel de Saxe, an dem Neumarkt, und bin nun hier zum erstenmal auch mit der Wohnung zufrieden. Die Galerie und ihre Gemälde kann ich Ihnen nicht schildern wollen, ebensowenig die Aussicht von der Elbebrücke oder der Brühlschen Terrasse (und so wenig ich der nur einmal auf der Welt vorhandenen Aussicht vom Markusturm in Venedig in meinem früheren Briefe gedacht habe); nur so viel, daß mich das Studium jener Kunstwerke beglückt, so sehr, daß ich bis jetzt nicht einmal eine literarische Bekanntschaft zu machen gesucht habe, welches ich jedoch heute tun und dem Dichter Gutzkow einen Besuch machen werde.

Auf dieser ganzen letzten Strecke meiner Reise bin ich durch die Heimat meiner Frau gezogen: sie ist in Wien geboren, in Theresienstadt in Böhmen aufgewachsen und hier in Dresden musikalisch gebildet worden; besonders der Anblick von Theresienstadt stimmte mich weich, und

Digitized by Google

ich gab ihm meinen Segen für alles Gute und Böse, das ich daher empfangen.

Unter dem Guten verstehe ich besonders die Kinder; sie sind doch gesund geblieben, und ich darf bei meiner Rückkehr nicht vor übeln Nachrichten bange sein?

Mittags halb zwei. — Soeben komme ich vom Besuch bei Gutzkow zurück, der mich nach Tisch (hier speist man um 2 Uhr) mit seiner Familie zu einer Landpartie in den Plauenschen Grund abholen wird. Der treffliche Mann dachte schon an eine Gesellschaft aller möglichen hier lebenden Schriftsteller und Künstler, die er meinetwegen zusammenrufen wolle, bis ich ihm bedeutete, daß mir der engste Kreis der liebste, und es mir nur um wenige, aber solche Bekanntschaften zu tun sei, die geeignet sind, im Herzen fortzuleben. Auf den Abend ist Don Juan, und so scheinen die bisherigen musikalischen Leiden[1]) dieser meiner Reise einmal einer musikalischen Freude Platz machen zu wollen. Die Sachsen sind ein freundliches, zutrauliches Völkchen. In einem Gartenkonzert auf der Brühlschen Terrasse fragte mich gestern eine alte Dame nach der Uhr, und ich gab ihr mit Vergnügen Auskunft. Aber die Gute glaubte mir auch den Grund schuldig zu sein, warum sie fragte; wir erwarten, setzte sie hinzu, zwei junge Menschen, Lehrlinge in der Salomonsapotheke, die um 7 Uhr zu kommen versprochen haben. Da es ½8 Uhr vorbei war, so wollte die Dame schon die Hoffnung aufgeben; doch beruhigte ich sie durch die Bemerkung, daß sie vielleicht durch Geschäfte über die Zeit aufgehalten worden seien, und siehe da, indem wir noch redeten, kamen die 2 Lehrlinge in der Salomonsapotheke zur Türe des Gartensaals herein.

Am 5., geschwind noch vor Tisch: Für einen Vater, der ein Töchterchen hat, gibt es nichts Rührenderes als ein Bild, das in den von mir besuchten Galerien häufig wiederkehrt: Maria

[1]) Über seine musikalischen Leiden und Freuden auf der Reise s. den Brief an Kauffmann, Ausg. Br. Nr. 263.

Digitized by Google

als kleines Mädchen, wie sie sich dem Tempeldienste widmet. Vor dem Tempel eine hohe Treppe, oben der Hohepriester wartend, die Treppen steigt das blonde Mädchen mit einem Lichtlein in der Hand hinauf, ringsum Volk, das auf das Kind hinsieht. Guten Tag, l. Emilie, ich werde zu Tisch gerufen.

Nach Tisch. — Gestern nachmittag machte ich also die Landpartie mit Gutzkow, Auerbach und deren Frauen; die Gegend ist wirklich recht hübsch; kaum ½ Stunde von der Stadt hat man die romantischsten Berg- und Felspartien. Und alles auf Weg und Stegen voll Menschen, d. h. spazierengehenden Dresdenern. Was anderer Leute Frauen betrifft, so habe ich mir zwar seit meinen eigenen Unfällen zum 11. Gebot gemacht: „Du sollst nicht richten über deines Nächsten Weib, noch sein Kind, — Knecht, — Magd, — Ochsen, — Esel etc.", doch weil Loben nicht zum Richten gehört, so darf ich von Gutzkows junger Frau (er ist seit einem Jahr zum zweitenmal verheiratet) sagen, daß sie eines der lieblichsten Geschöpfe ist, die mir jemals vorgekommen. Sie ist eine Frankfurterin, durchaus frisch und naiv und doch von den gewandtesten Formen.

Den 6., Morgens 9 Uhr, in Erwartung eines Malers, der mich in die Galerie abholen soll. Nun, liebste Emilie, fängt mir sogar das Behagen zu kommen an, aber nun muß auch geschieden sein, — morgen, längstens übermorgen reise ich, und zwar ohne Unterbrechung, nach Hause. Eben die Bekanntschaften, die man an einem solchen Orte macht und die uns den Aufenthalt verschönern, sind es auch, die einen wieder forttreiben: sie opfern einem ihre Zeit, und so würde man ihnen in die Länge lästig. Nun erwarte ich sobald als möglich einen Brief von Ihnen zu erhalten; wenn Sie brav waren, so haben Sie unterdessen bisweilen eine Zeile für mich aufgeschrieben, die Sie nun gleich abschicken können, — und doch bin ich wahrscheinlich immer noch vor Ihrem Briefe zu Haus, der übrigens, wenn er vorher kommt, mir wohl aufgehoben wird.

Digitized by Google

Guten Morgen für heute; später noch eine Zeile, wenn ich den Brief abgehen lasse.

½2 Uhr. Von einem Gang durch die Gemäldegalerie in Begleitung eines Malers und durch die Antikengalerie in Begleitung des Direktors zurückgekehrt, mache ich diesen Brief zum Abgang fertig."

Wie er aber dann nach Hause kam, da war trotz solcher großen und beglückenden Eindrücke die Verstimmung, der er durch die Reise hatte entrinnen wollen, wieder da: wie er sie mit hinausgenommen, so hat er sie auch wieder nach Hause zurückgebracht. Die Wunden waren eben noch zu neu.

Ein kleines Nachspiel dieser Reise war mehr lustig als ärgerlich. Aus Wien hatten ihn, wie er schreibt, schon nach vier Tagen die Wanzen vertrieben. In die Presse aber kam die Nachricht, seine rasche Abreise sei keine freiwillige gewesen, er sei von der k. k. österreichischen Polizei aus Wien ausgewiesen worden. Daß das die demokratische Presse seiner Heimat hämisch glossierte, hat ihn nur in seinem Urteil über sie bestärkt.

Da kommt plötzlich ein Neues in sein Leben. Im Herbst 1851 mußte die Mutter den nunmehr sechsjährigen Sohn dem Vater herausgeben: das war Gerichtsbeschluß. Aber sie fügte freiwillig auch gleich die Tochter hinzu. Was sie dazu bewogen hat, weiß ich nicht. Ich kann mich des Verdachtes nicht erwehren, daß sie es satt hatte, Mutter zu spielen. Bis dahin hatte sie wohl noch gehofft, durch die Kinder zur Wiedervereinigung mit dem Vater zu gelangen. Diese Hoffnung gibt sie jetzt auf, und damit verloren die Kinder für sie an Interesse und Wert. Aber wie gesagt, das ist mein ganz persönlicher Eindruck, mit dem ich ihr vielleicht unrecht tue. Für Strauß aber war damit das Leben „à la Bohêmienne", das so gar nicht zu ihm gepaßt hatte, zu Ende. Er mußte wieder einen Haushalt führen, und als Ort dafür wählte er Weimar, wo es ihm zwei Jahre vorher bei kürzerem Aufenthalt wohl gefallen hatte.

Digitized by Google

Aber ehe wir ihn dahin begleiten, zuvor noch die Frage: was tat er denn in all der Zeit? Was arbeitete er? Und warum suchte, warum fand er nicht in der Arbeit das Allheilmittel, das ihm alles andere, Kunst, Natur und Menschen, versagte? Von einer seiner Arbeiten haben wir ja eben gesprochen, von seinem „Christian Märklin". Und wirklich: Strauß war inzwischen wieder etwas geworden — Biograph. Doch das ist ein weitschichtiges Kapitel, das uns zuerst noch einmal in die vierziger oder gar in die dreißiger Jahre zurück und dann mit einem Ruck weit hinaus bis gegen die sechziger Jahre hin führen wird. Davon muß im Zusammenhang die Rede sein.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Strauß als Biograph.

Wie Strauß zum Biographen wurde? Ich denke, das ist leicht zu verstehen. Das Leben Jesu war freilich keine Biographie, aber doch die Vorarbeit zu einer solchen, wobei nichts darauf ankommt, ob das Resultat dieser Vorarbeit ein positives oder ein negatives war. Biographien schreiben, entsprach aber auch der Natur von Strauß, wie er sie uns selbst öfters, z. B. in dem oben mitgeteilten Brief an Vischer, analysiert hat. Einen „künstlerischen Wissenschafter" hat er sich da genannt, die Biographie aber ist das Werk eines solchen, zu ihr braucht es der Arbeit des Wissenschafters und der Gestaltungskraft des Künstlers. Wenn sich also Strauß richtig charakterisiert hat, so war das sein Fall und sein Feld, biographische Werke mußten ihm besonders liegen und gelingen. Das hat er schon frühe selbst gefühlt und ja deshalb 1842 an Vischer geschrieben: „Weißt Du mir keinen Helden für eine Biographie? So was würde mir nicht übel passen jetzt zu schreiben."

Auf die wissenschaftliche Vorarbeit im Leben Jesu war freilich als dessen genuine und von Anfang an geplante Fortsetzung wieder ein wissenschaftliches Hauptwerk „Die christliche Glaubenslehre" gefolgt. Es konnte aber auch eine künstlerische Biographie Jesu folgen, wie er es im zweiten Leben Jesu mit einer solchen wenigstens versucht hat. Allein noch früher, schon in den dreißiger Jahren, hatte er, neben den kritischen Aufsätzen „Zur Wissenschaft der Nachtseite

Digitized by Google

der Natur" in den Charakteristiken und Kritiken, in den Hallischen Jahrbüchern von 1838 die biographische Skizze von Justinus Kerner erscheinen lassen, worin der Geisterseher, der Dichter und der Mensch gleich sehr zu seinem Rechte kommt, und der nicht nur als Beitrag zur geistigen Entwicklung von Strauß interessiert, sondern auch deswegen so anmutig und erfreulich zu lesen ist, weil sie uns Kerner und seine Freundschaft mit Strauß gewissermaßen „noch in frischer Morgenbeleuchtung zeigt" [1]). Daß sie neben dem Aufsatz „Über Vergängliches und Bleibendes im Christentum" den Friedlichen Blättern einverleibt wurde, gab ihr überdies eine Art von symbolischer Bedeutung. Wenn Strauß mit diesem Mystiker Freund sein und über alles Trennende hinweg sein Freund bleiben konnte, so deutet er damit auf die romantische Ecke in seinem eigenen Gemüt hin und spricht aus, daß es wohl auch andere fromme Mystiker und Wundergläubige mit ihm wagen könnten. Daß sie es dennoch nicht mit ihm gewagt haben, war nicht seine Schuld.

Den Freund der Welt zu zeigen, wie er war, und sich zugleich mit dem so ganz anders Gearteten und Gerichteten innerlich auseinanderzusetzen, war der Zweck dieses Aufsatzes. Um einen Freund und einen von ihm nicht weniger verschiedenen Menschen handelte es sich auch neun Jahre später in dem Nekrolog auf Ludwig Bauer. Dieser ist einer der weniger bekannten schwäbischen Dichter, der hinter Waiblinger und vollends hinter Mörike, in deren Kreis er hineingehört, weit zurücktritt. Als er 1847 starb, benützte Strauß, der in Tübingen und später in Stuttgart gern und viel mit ihm verkehrt hatte, das Erscheinen einer von Freunden herausgegebenen Auswahl Bauerscher Schriften als Gelegenheit, um ihm in einem feinen kleinen Essay ein liebens-

[1]) Ausdruck von Ed. Zeller im Vorwort zum ersten Band der Gesammelten Schriften von Strauß, S. VI

Digitized by Google

würdiges biographisches Denkmal zu setzen, wie es der liebenswürdigen Gestalt des Freundes entsprach. Weil er aber Bauer bei weitem nicht so nahe stand wie Märklin, war es kein so unmittelbarer Herzenserguß wie das Bild, das er von diesem entwarf, sondern wirklich ein kleines Kunstwerk, dem aber das Persönliche doch die nötige Wärme gab; nur war es nicht die Wärme des Schmerzes über den Verlust, sondern die Freude, einem so guten Gesellen im Leben begegnet und eine Strecke weit mit ihm gewandert zu sein. Denn das war Bauer, eine Natur im Sinn jener Klassifizierung der Menschen in Köpfe, Charaktere und Naturen, deren Art durch das Aufgehen im unmittelbaren Sein und Sichgeben charakterisiert ist. Ihrer Empfänglichkeit und Erregbarkeit fehlt die Widerstandskraft gegen den äußeren Eindruck; aber dieser Mangel wurde bei Bauer ersetzt durch die maßvolle Schönheit, die er seiner Griechenbegeisterung und neuhumanistischen Bildung verdankte. Wer ihm im geselligen Kreis gegenübersaß, der mußte gestehen, daß es einen liebenswürdigeren Gesellschafter nicht geben könne; und um so mehr war er das, je anspruchsloser und absichtsloser er war. Er ließ sich einfach gehen, er brauchte nicht zu pumpen, da es ihm von selber floß und dieser natürliche Fluß des Humors seiner Anspruchslosigkeit genügte. „Es war ihm wohl, und so wurde es auch denen wohl, die ihn sprechen hörten und trinken sahen". So war es auch Strauß bei ihm wohl geworden. Was ihm aber vor allem an dieser „Natur" gefiel und imponierte, das war, daß hier auch einmal der Mensch nicht hinter dem Schriftsteller und dieser hinter seinem Buch verschwand: an diesen Normalzustand uns zu erinnern, wo der Mann und sein lebendiges Tun und Reden noch alles war, dazu ist ein Mensch wie Ludwig Bauer in unser papiernes, tintenklecksendes Säkulum hereingestellt; daher der erquickende, herzerhebende Eindruck, den er überall machte, wie die Luft, die aus dem Walde auf das sonnverbrannte Blachfeld herüberweht. In

Digitized by Google

alledem ähnelt Bauer Schubart, nur daß dieser eine vulkanische, Bauer mehr eine neptunische Natur war und sein am Griechentum gebildeter Schönheitssinn ihn vor Verirrungen schützte, gegen die Schubart eine ähnliche Schutzwehr nicht besaß.

So stellte Strauß den Freund — in Ähnlichkeit und Gegensatz — immer wieder mit Schubart zusammen. Natürlich; denn als er den Aufsatz über ihn schrieb, war eine andere, seine erste große Biographie eben ihrer Vollendung nahe. Es war „Christian Friedrich Daniel Schubarts Leben in seinen Briefen".

Äußerlich gab ihm den Anstoß zur Sammlung, Bearbeitung und Herausgabe dieser Briefe sein Freund Vischer, der 110 Stücken Schubartiana auf die Spur gekommen war, die aus der Familie des Dichters Fr. Haug[1]) stammten. Er dachte daran, sie herauszugeben; aber die Arbeit an der Ästhetik hinderte ihn an der Ausführung des Planes, und überdies — er wollte Strauß um jeden Preis wieder an die Arbeit heranbringen, als sich in den unglückseligen vierziger Jahren so gar nichts gestalten wollte. Und so tat er wirklich ein gar gutes Werk an ihm, als er ihm den Ankauf jener Briefe überließ; denn er hatte bemerkt, daß Strauß sich dafür interessierte und sein biographischer Trieb daran erwachte und erstarkte. Durch Schubarts Schwestersohn, einen pensionierten Oberamtmann Hoyer in Ludwigsburg, kamen dann noch 87 weitere Stücke hinzu, und Freund Künzel in Heilbronn, ein eifriger Autographensammler, trieb auch noch etliches auf. Nun konnte Strauß an die Arbeit gehen, die der Hauptsache nach in das Jahr 1847 fällt und ihm wirklich über die schlimme Zeit der Auseinandersetzung mit der Frau einigermaßen hinweggeholfen hat. „Mit der Arbeit

---

[1]) Geb. 1761, gest. 1829; 1807—1817 Redakteur des Morgenblatts; bekannt vor allem durch seine Epigramme.

Digitized by Google

an diesem Schubartsbüchlein habe ich mir das Schmerzensjahr 1847 vertrieben". Erscheinen konnten die zwei Bände dieser Biographie freilich erst im übernächsten Jahr. Nur mit Mühe hatte Strauß durch Varnhagens Vermittlung einen Verleger dafür gefunden, Duncker in Berlin, der sie für 500 Tlr. übernahm, aber in der Revolutionszeit den Druck so schläfrig und mutlos betrieb, daß das Buch erst im Mai 1849 zur Ausgabe gelangte.

Strauß ist hier in erster Linie Herausgeber einer großen zweibändigen Sammlung von Schubartbriefen und Schubartdokumenten: er hatte ihrer nach und nach 317 zusammengebracht. Aus diesen vergilbten Blättern ließ er ein interessantes Stück Menschenleben vor den Augen seiner Leser aufsteigen und sich abspielen. Aber er war nicht bloß Sammler und Herausgeber, er war auch Biograph. Von Abschnitt zu Abschnitt, achtmal, hat er das einförmige Nacheinander der chronologisch geordneten Briefe unterbrochen und selber das Wort ergriffen: es sind „pragmatische Übersichten, in denen er Personen und Ereignisse zu gruppieren und in das rechte Licht zu stellen sich bemüht und zugleich den in der Briefsammlung einigemal unterbrochenen geschichtlichen Faden aus den sonst vorhandenen Mitteln weiterspinnt"; dazu kommt dann noch eine Schlußbetrachtung mit zusammenfassendem Urteil über den Helden des Werkes. Nehmen wir endlich schon hier den Nachtrag von 1857 hinzu: Leben und Schicksal einer gewissen Barbara Streicherin aus Aalen, jener Magd, um derenwillen Schubart seiner Frau untreu geworden war und in Ludwigsburg Schiffbruch litt, wovon uns Strauß in zwölf ganz kurzen Kapiteln im scheinbar größten Ernst und in echt historischer Manier berichtet, wie wenn es sich um eines der interessantesten „Lebensbilder aus der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur" handelte: so erhalten wir ein volles Bild des Menschen und des Schriftstellers. Nur der Musiker Schubart kommt nicht zu seinem Recht,

Digitized by Google

mit ihm sind wir erst neuerdings durch Holzer [1]) bekannt gemacht worden.

Um ein deutsches Dichterleben handelt es sich in dieser Biographie in Briefen, um das Leben eines schwäbischen Dichters aus dem 18. Jahrhundert. Keiner von den Größten und Großen, aber doch ein genialer Mensch, ein echter Stürmer und Dränger, eine vulkanische, titanenhaft wollende Natur; ein Temperaments- und Stimmungsmensch, ein warmherziger Patriot, ein liebenswürdiger Gesellschafter, ein wackerer Zecher und dabei laut und lärmend, oft selbst wild und wüst und roh. Daß ein solcher Mensch es auch als Dichter zu nichts Rechtem brachte, ein verunglücktes und verbummeltes Genie, ein bloßer Improvisator blieb, nimmt nicht wunder. Etwas Größeres zu gestalten hatte er nicht die Energie und nicht die Geduld; wenn er es mit einem Epos oder einem Roman versuchte, versiegte die Stimmung rasch, und über Anfänge kam er dann nicht hinaus. Dagegen stellte er als Lyriker vor allem da seinen Mann, wo ihn Zorn oder Schmerz die rechten Worte finden ließen; und ebenso gelang ihm Religiöses und Humoristisches gelegentlich trefflich. Das Beste leistete er auf dem Felde des Volksliedes; denn das Volk verstand er, in dessen Stimmungen wußte er sich hineinzuversetzen, weil er mit ihm lebte und für die beste Gesellschaft nicht die zu halten pflegte, die sich selber die gute nennt. Heiligem Zorn entsprungen ist sein bekanntestes Gedicht „Die Fürstengruft“:

> Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
> Ehmals die Götzen ihrer Welt.

Wie das und wie überhaupt der Mann und sein Schicksal

[1]) Schubart als Musiker. Von E. Holzer (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte, 2. Bd.), 1905. Die unfreundliche Art, wie H. von Straußens Schubartwerk spricht, hängt teilweise mit der Ansicht zusammen, daß „ihm, im Grunde genommen, der so ganz anders gerichtete Schubart unsympathisch“ gewesen sei. Darüber rede ich nachher.

Digitized by Google

auf Schiller gewirkt hat, ist bekannt. Dem sehnsuchtsvollen Schmerz des auf dem Asperg Gefangenen leiht das herrliche Gedicht „Die Aussicht“ Worte. Voll köstlichen Humors ist der „Zinkenistentrost“:

Wie glücklich ist der Zinkenist,
Der Herr und sein Geselle!
Er kommt, wenn er gestorben ist,
Gewiß nicht in die Hölle:
Denn Gott hält oft ein Freudenfest
Mit auserwählten Christen,
Und weil man da Posaunen bläst,
So braucht man Zinkenisten.

Das religiöse Gedicht „Urquell aller Seligkeiten“ mit dem schönen Vers:

Geber aller guten Gaben!
Festen Glauben möcht' ich haben!
Wie ein Meerfels unbewegt,
Wenn an ihn die Woge schlägt,

ist sogar in die Gesangbücher aufgenommen worden. Den Volksliederton aber traf er doch am besten in seinem „Kaplied“:

Auf, auf, ihr Brüder und seid stark
Der Abschiedstag ist da,

oder in dem „schwäbischen Bauernlied“:

So herzig wie mein Liesel
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Aber er war nicht bloß Lyriker, er war auch Journalist, und hier erst zeigt er ganz, was er kann und was er ist. Zum Zeitungsschreiber war er geboren, und so steht er auf der Höhe seiner selbst doch nur als solcher. In seiner Deutschen Chronik kämpft er mannhaft gegen den Despotismus im Staat und gegen Ultramontanismus und Jesuitismus in der Kirche, da schlug er in Süddeutschland ungewohnte deutschnationale Töne an und fühlte wie Goethe fritzisch, weshalb er, der erste Schwabe, energisch für Preußen eintrat. Seinem

Digitized by Google

deutschen Vaterland aber wünschte er einen Hut voll englischer Freiheit: nur zu bald wäre er für sich mit einem Fingerhut voll zufrieden gewesen.

Die großartigsten und äußerlich glänzendsten Jahre seines Lebens hat Schubart als Organist und Musikdirektor in Ludwigsburg verbracht, die traurigsten in der Nähe von Ludwigsburg als Gefangener des Herzogs Karl von Württemberg auf der Festung Hohenasperg. So lag der Mann und sein Schicksal den beiden Ludwigsburger Freunden, Vischer und Strauß, besonders nahe. In Ludwigsburg war es der zelotische Spezial Zilling, der neidisch war auf seinen Organisten, weil man diesen lieber hörte als die langweiligen Predigten des Herrn Dekan: und da Schubart ein loses Maul hatte und gelegentlich auch der Mode der Freigeisterei huldigte, ohne mit dem Herzen Freigeist zu sein, und überdies sein Lebenswandel, insbesondere das anstößige Verhältnis zu der Barbara Streicherin, öffentliches Ärgernis gab, so gelang es Zilling, seine Absetzung und Landesverweisung durchzusetzen. Also ein Opfer theologischer Engherzigkeit auch dieser von viel anderer Engherzigkeit bedrängte Mann: das mußte Strauß reizen. Und dann drängte sich der Herzog Karl von Württemberg unberufen in sein Schicksal ein und ließ ihn widerrechtlich auf dem Asperg gefangen setzen und durch seinen Oberst Rieger, einen fanatischen Pietisten, Bekehrungs- und Erziehungsexperimente mit dem Ärmsten anstellen. Württembergische Regierungswillkür und pietistischer Fanatismus sah man also hier zusammen an der Arbeit, da konnte Strauß als ein male expertus mitreden. Und was bei solcher kurweisen Anwendung des Christentums auf eine Natur wie die Schubartsche herauskam, das konnte sogar den Verfasser der christlichen Glaubenslehre und den späteren Verfasser des alten und neuen Glaubens interessieren. Er hat es so formuliert: „Den Zwiespalt, das Auseinanderstreben von Geist und Sinnlichkeit konnte und kann das Christentum nicht heilen, weil es ihn nicht bei der Wurzel angreift. Eigent-

Digitized by Google

lich möchte es die Sinnlichkeit ausrotten: da es dies nicht kann, so drückt es ein Auge zu und läßt sie unter der Hand gewähren, sofern sie nur in gewissen Schranken bleibt. Aber das ist auch alles: von Anerkennen und positiv bildendem Eingehen auf dieselbe ist nicht die Rede. Der Christ ist im besten Falle nur ein auf einem gezähmten Tier reitender Engel, kein Mensch aus einem Guß. Eben deswegen bleibt aber immer die Gefahr, daß die gebändigte Bestie sich gelegentlich wieder emanzipiere; wie wir dies bei Schubart nach seiner Befreiung, ja gleich nach der ersten Lüftung seiner Fesseln alsbald erleben. Die natürliche Grundlage des menschlichen Wesens nicht zu unterdrücken, sondern aus sich selbst heraus zu humanisieren, das haben nur die Griechen verstanden. Mit der Wiedererweckung ihrer Schriften und ihres Geistes ist den christlichen Völkern erst wieder der Begriff dieses wahrhaft menschlichen Daseins aufgegangen. An ihnen großgenährt haben unsere beiden klassischen Dichter diese Durchdringung des Natürlichen mit dem Geist, der Sinnlichkeit mit der Sitte, im Leben wie in der Poesie, in den beiden Hauptformen des ruhigen Werdens wie des mächtig erkämpften Sieges dargestellt. In Goethe und Schiller als Dichtern und als Menschen war eben damals erfüllt, was Schubart fehlte, als er, ohne auch nur den Weg dazu gefunden zu haben, seine schicksalsvolle Irrfahrt endigte."

Endlich, es gab in diesem Menschenleben auch Mythisches, und so konnte man auch hier Kritik üben und Mythen zerstören. An das Begräbnis Schubarts (12. Oktober 1791) knüpfte sich eine Sage, die noch Strauß in seinen Knabenjahren hatte erzählen hören: daß der unglückliche Dichter lebendig begraben worden sei; aber als man, durch Scharren und Kratzen aufmerksam gemacht, das Grab geöffnet habe, sei es zu spät gewesen. Die einfache Deutung dieser Sage fiel seinem Biographen, dem feinsinnigen Anatomen alles Mythischen, natürlich nicht schwer. „Tief hatte sich dem

Digitized by Google

schwäbischen Volke der Kontrast eingeprägt, welchen mit dem schranken- und rastlosen Geiste des Dichters dessen langwierige enge Kerkerhaft bildete; es schaute in Schubart ein Leben an, das freiheitsuchend in dumpfer Luft erstickt; er war der Lebendigbegrabene schon auf dem Asperg gewesen und hatte sich auch selber mündlich und schriftlich wiederholt so genannt: jetzt nach seinem Tode wurde die bildliche Anschauung zur sagenhaften Wirklichkeit."

Aber es waren doch nicht bloß solche im äußeren Erleben Schubarts liegende Momente, die Strauß reizten und trieben, sich jahrelang mit ihm zu beschäftigen. Was es war, das ihn an diesem Poeten dritten oder gar vierten Ranges interessierte, wie er, gerade er dazu kam, sein Biograph zu werden, das liegt tiefer; beantworten können wir es aber besser erst, wenn wir gleich auch die beiden nächsten großen Biographien von Strauß dazu nehmen, die von Frischlin und von Hutten. Dagegen sei hier noch bemerkt, was sich eigentlich von selber versteht, daß die Schubartbriefe buchhändlerisch keinen Erfolg hatten. Sie waren wirklich „zur ungünstigsten Stunde" erschienen. Wer hatte 1849 Zeit und Lust, die Briefe eines Poeten aus dem 18. Jahrhundert zu lesen? Und da der Verleger überdies den unklugen Einfall hatte, für die zwei Bände den Preis auf mehr als 5 Taler festzusetzen, so blieb ihm der größte Teil der Auflage liegen und konnte auch durch die spätere Herabsetzung des Preises nicht mehr flott gemacht werden. Und wie nun — wir haben es bereits vorausgenommen — im folgenden Jahr auch der Christian Märklin nicht sonderlich aufgenommen wurde, so wollte sich vor dieser rauhen Temperatur, von der er seine ersten Schößlinge empfangen sah, der neu erwachte schriftstellerische Frühlingstrieb alsbald empfindlich wieder zurückziehen. Allein die tatenlose, die schreckliche Zeit der vierziger Jahre lag nun einmal hinter ihm, und mit dem „man wollte mich nicht mehr lesen, gut, so wollte ich auch nicht mehr schreiben" war es ihm so Ernst doch nicht mehr;

Digitized by Google

der Trieb war nun einmal da, er mußte ihm folgen, er mußte schreiben, ob man ihn lesen wollte oder nicht.

Aber was sollte er schreiben? Von Schubart aus führten zwei Wege weiter. Der eine wieder rückwärts zur Theologie, der andere vorwärts zur weltlichen Biographie. Daß ihm jener erstere nicht gar so fern lag, zeigt der oben zitierte Schluß des Schubart. Vom Christentum war da die Rede und von seinem Verhältnis zum Natürlichen und Sinnlichen: so konnte auf die Kritik der christlichen Glaubenslehre nun eine Kritik der christlichen Sittenlehre folgen. Und wirklich, das war der Plan, als er von Stuttgart nach München flüchtete und sich dort nach Arbeit umschaute. Am 11. Februar 1849 schreibt er darüber dem Bruder: „Ich habe wieder eine wissenschaftliche Arbeit vorgenommen, die gerade so weitaussehend ist, daß, bis sie zustande kommt, vielleicht auch unsere öffentlichen Zustände in Ordnung gebracht und für ein nichtpolitisches Buch wieder Leser vorhanden sein können. Ich möchte nämlich, wenn's gelänge, die christliche Moral ebenso wie die Dogmatik kritisch und historisch bearbeiten, und lese und exzerpiere hierzu jetzt Folianten und Oktavbände; der Stoff ist aber noch viel weitschichtiger als für die Dogmatik." Doch schon am 12. April berichtet er, daß ihm die endlose Vorstudien erfordernde Arbeit an der Moral zu wenig Lust und Befriedigung für den Augenblick gewähre, daher wolle er versuchen, ob ihm — der „Voltaire" kommt in Sicht! — nicht die französischen Enzyklopädisten, und zwar zuerst Diderot, Stoff zu Monographien, gleichsam biographisch-literargeschichtlichen Porträts, darbieten könnten. Allein andere Arbeiten, kleinere Aufsätze über A. W. Schlegel, über Immermann, eine Rezension von Vischers Ästhetik drängten sich voran; dann kam Märklins Tod und die Pflicht, diesem ein biographisches Denkmal zu setzen; und zuletzt noch ein Abschwenken in das Gebiet der Kunst, die „Schnurre" über Beethovens neunte Symphonie, und Aufsätze über

Digitized by Google

Gemäldesammlungen und über Maler. Von dem allem wird noch die Rede sein.

Uns treibt es hier in raschem Sprung vorwärts zu dem nächsten großen Werk, zu der Biographie des Dichters und Philologen Nikodemus Frischlin, die im August 1855 fertig geworden und 1856 erschienen ist. Wie Strauß auf diesen Mann gekommen ist? Durch Schubart. Dieser hat selbst auf Frischlin und seine Ähnlichkeit mit ihm in Wesen und Ergehen hingewiesen.

Wo liegt Frischlin, der Bruder meines Geistes?

fragt er zu der Zeit, wo er auf dem Asperg auch der Bruder seines Schicksals geworden war. Allein auch in der Gegenwart war Frischlin in Schwaben nicht ganz vergessen. Neben Kepler und Schubart hat Justinus Kerner auch ihm in seinen Gedichten ein „Denkmal" gesetzt [1]); und Gustav Schwab wußte in seinem wanderfrischen Buch über die

[1]) Die zwei in Justinus Kerners „Gedichten" zu findenden „Denkmale" lauten:

Frischlin.

Ihn schlossen sie in starre Felsen ein,
Ihn, dem zu eng der Erde weite Lande.
Doch er, voll Kraft, zerbrach den Felsenstein
Und ließ sich abwärts am unsichern Bande.
Da fanden sie im bleichen Mondenschein
Zerschmettert ihn, zerrissen die Gewande.
Weh! Muttererde, daß mit linden Armen
Du ihn nicht auffingst, schützend, voll Erbarmen.

Schubart.

Ihn stießen sie aus frischen Lebensgärten
In dunkle, modernde Gewölbe nieder,
Mit Ketten seine Hände sie beschwerten:
Da stiegen Heil'ge liebend zu ihm nieder
Und wurden fortan Freund' ihm und Gefährten:
So sang begeistert er die frommen Lieder,
Und als den Kerker sie ihm aufgeschlossen,
Schien ihm die Welt von Grau'n und Nacht umflossen.

Digitized by Google

schwäbische Alb[1]) „die Kunde von dem tragischen Ausgang des Dichters an die Trümmer und Felsen Hohenurachs in einer Weise anzuknüpfen, welche zur Wiedererweckung seines Andenkens nicht wenig beigetragen hat". An einen mehr sachlichen Anknüpfungspunkt mag uns der schon zitierte Schluß des Schubart mahnen. Dem Zwiespältigen im Christentum stellte Strauß — seit dem „Julian" — als Neuhumanist immer häufiger das Humane des Griechentums gegenüber und freute sich, daß mit der Wiedererweckung seiner Schriften und seines Geistes durch den älteren Humanismus auch den christlichen Völkern der Begriff eines wahrhaft menschlichen Daseins aufgegangen sei. Das Kritische in seiner Geistesart hat ihn an eine Monographie über einen französischen Enzyklopädisten denken lassen, das Humane und rein Menschliche seines Wesens treibt ihn jetzt tatsächlich zu den Menschen des 16. Jahrhunderts, zu den Humanisten zurück. „Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts" lautet darum der Untertitel seines Buches über Nikodemus Frischlin.

Auch dieser war keiner von den Großen, er war sogar noch unbedeutender als Schubart, ein Epigone des deutschen Humanismus im 16. Jahrhundert, einer aus der Zunft der „Poeten", deren Können vor allem in einer virtuosen Handhabung der lateinischen Sprache und in der federgewandten Anfertigung von formal korrekten, aber inhaltlich oft recht leeren Gedichten und Komödien bestand. Als solcher war er Johannes Sturm, dem Gründer des Straßburger Gymnasiums, das unter dessen Händen zu einer Rhetorenschule werden sollte, näher verwandt als der musica natura Agricolas oder dem feinen und geistreichen Erasmus von Rotter-

[1]) Dieses Buch ragt auch in meine Jugend herein und hat in mir frühe schon den Sinn für die Naturschönheit meiner schwäbischen Heimat wecken helfen.

Digitized by Google

dam. Er war philologischer Lektor in Tübingen; aber da er eine unstete und wenig seßhafte Natur war, so nahm er es — wie es übrigens nach Mohls Schilderung [1]) bei den Tübinger Dozenten noch bis in das 19. Jahrhundert herein Sitte war — mit seinen Pflichten nicht allzu genau und suitisierte und kneipte gelegentlich lieber mit den Studenten, als daß er ihnen regelmäßig Kolleg las. Vor allem aber war er ein streitbarer, fehdelustiger Mann. Daher lebte er mit einzelnen seiner Kollegen, vor allem mit seinem nächsten Fachgenossen, dem Philologen Martin Crusius, aber auch mit dem akademischen Lehrkörper im ganzen, mit Rektor und Senat in ewigem Streit und wußte dabei durch witzige und bösartige Satiren zwar nicht den Erfolg, wohl aber die Lacher stets auf seine Seite zu bringen. So kam er in den Ruf eines übeln Händelsuchers und war infolgedessen natürlich bei den Kollegen und den Würdeträgern der Universität recht wenig beliebt: „sein Geist war ihnen zu überlegen, sein Selbstgefühl zu laut, seine Zunge zu scharf, wohl auch sein Wandel zu wenig geordnet", sagt Strauß. Schlimmer für ihn war sein Zerwürfnis mit dem württembergischen Adel. Im Haus und bei den Gelagen der Edeln und Herren war er ein gern gesehener Gast, freilich in den Augen vieler kaum mehr als ihr Lustigmacher und Hofnarr. Kam er daher einem von ihnen mit seinen Witzen und spitzigen Reden zu krumm, so mußte er auch einmal eine Ohrfeige hinnehmen. Das waren zunächst nur einzelne. Wie nun aber seine Oratio de vita rustica auskam, in der er das Leben der Edelleute im ganzen sehr zu ihren Ungunsten mit dem der Bauern verglich, da erhob sich unter dem ganzen Adel im Lande — und selbst über die Grenzen Schwabens hinaus — gewaltige Aufregung, es kam zu Klagen und Prozessen, zu Attentaten und persönlichen Verunglimpfungen. So vermehrte sich die Zahl seiner einflußreichen Gegner recht

[1]) R. v. Mohl, Lebenserinnerungen, S. 214.

erheblich. Dafür stand er trotz alledem als Hofpoet und „Pfalzgraf“ bei dem Herzog Ludwig von Württemberg, der, auch ein lustiger Zechbruder, bei seinen Gelagen den witzigen Kumpan und bei seinen Hoffesten den gewandten Poeten nicht entbehren mochte, lange Zeit in großer Gunst. Was ihn natürlich in Tübingen nur um so frecher und unleidlicher sich gebärden ließ. Aber seine Aufnahme in die philosophische Fakultät konnte auch der Herzog nicht erzwingen; und solange er ihn auch gegen die Anfeindungen des Adels schützte, schließlich machte es ihm der ungebärdige Mann selber unmöglich, ihm länger die Stange zu halten und Schutz zu gewähren. Er verlor allmählich die Gunst des Herzogs und mußte schließlich sogar die Heimat fliehend verlassen. Nun führte er — auch darin ein echter Nachfahre der humanistischen Poeten — einige Jahre ein schweifendes Abenteurerleben, das ihn nach Laibach und Prag, nach Wittenberg und Braunschweig, nach Straßburg und Frankfurt gebracht hat. Dabei erwarb er sich gelegentlich den Ruf und das Lob eines tüchtigen Pädagogen [1]) und Schulreformers, verdarb sich aber jede Stellung durch seine unselige Händelsucht, die ihn namentlich auch in die innerkonfessionellen Streitigkeiten der Protestanten sich einzumengen trieb. Die Not ließ ihn endlich wieder an den württembergischen Herzog sich wenden; aber als er eine wenig entgegenkommende Antwort erhielt, reizte er durch einen unverschämten Brief („Famosschrift“) an die württembergische Hofkanzlei die herzoglichen Räte und schließlich auch den Herzog selber, der „so lange als eine heitere, erwärmende Sonne in Frischlins Leben hereingeschienen hatte“, so sehr, daß ihn dieser durch einen besonderen Abgesandten aufsuchen, in Mainz verhaften und als Gefangenen auf die Festung Hohenurach verbringen ließ. Ein halbes Jahr blieb

[1]) Dieses Zeugnis hat ihm der berufenste jener Zeit, Joh. Sturm, ausgestellt.

Digitized by Google

er hier eingekerkert. Allein der an ein freies Umherschweifen gewöhnte Mann hielt das Eingeschlossensein weder leiblich noch geistig aus. Er dachte auf Flucht. An der steilsten Stelle der Burg suchte er sich herabzulassen und so der Gefangenschaft zu entrinnen. Doch die zusammengeknüpften Leinwandstreifen reichten nicht bis zur Erde oder rissen, Frischlin stürzte über die Felsen hinab und fand so am 29. November 1590 ein seinem abenteuernden Leben entsprechendes abenteuerliches Ende.

Was war es nun, das Strauß für seine biographische Arbeit gerade nach diesen beiden Helden, Schubart und Frischlin, greifen ließ? so fragen wir wieder. Denn sie gehören zusammen. Die Ideenassoziation ist klar. „An zwei alte Bergfesten des Württemberger Landes", so begann die Vorrede zum Frischlin, „knüpfen sich die Namen unglücklicher Dichter: Schubarts an Hohenasperg, an Hohenurach Nikodemus Frischlins. Landsmännische Neigung hatte mich getrieben, für das Andenken des ersteren etwas zu tun: es lag nahe, auch für das des andern, seines Geistes- und Schicksalsverwandten, ähnliches zu versuchen." Schicksalsgenossen also, widerrechtlich von württembergischen Fürsten gefangen gesetzt beide, gewaltsam aus ihrer Bahn gerissen, nicht ohne eigene Schuld um des allzufreien Gebrauchs willen, den sie von ihrer spitzen Zunge und ihrer scharfen Kritik gemacht hatten: das mußte Strauß als ein auch seinem eigenen Schicksal Verwandtes locken zu einer Ehrenrettung, wie Lessing solche „Rettungen" vorgenommen hatte. Und wie bei Schubart der zelotische Dekan von Ludwigsburg, so mochten ihn bei Frischlin die Gegner aus der philosophischen Fakultät in Tübingen besonders reizen. Also schon im Jahr 1570 hatten sich diese ebenso kleinlich und neidisch und hämisch benommen, wie sie sich 1833 dem Repetenten Strauß gegenüber gezeigt hatte. Wenn er von „dem gemeinen Brodneid und der zunftmäßigen Geistesträgheit" der Tübinger Professoren erzählt oder von „der

Digitized by Google

Angst eines Crusius[1]), im grammatischen und rhetorischen, eines Liebler, im physischen, eines Hailand, im Vorlesungs- und Lehrbüchermonopol beeinträchtigt zu werden", so mochte er mit ironischem Vergnügen an die Sigwart und Eschenmayer und Tafel zurückdenken und wie sich diese einst gegen ihn benommen. Daß er dabei mit keinem Wort die Parallele zieht, zeigt, wie vornehm und wie wenig rachsüchtig er im Grunde doch gewesen ist.

Aber nicht bloß Schicksals-, auch Geistesverwandte waren seine Helden. Sie glichen sich in der gewaltigen Sinnlichkeit und wilden Leidenschaftlichkeit, Temperamentsmenschen waren beide und Sanguiniker durch und durch, Menschen von der Art seines Freundes Bauer, die Strauß mit Goethe „Naturen" nannte. Allein ist es dann nicht erst recht seltsam, daß der fast übergeistige Strauß gerade solche „Naturen" sich zu Helden seiner biographischen Kunst gewählt hat? Darauf antwortet Strauß selber: „Was ich vor allem an einem Menschen verlangte, wenn er mir das rechte biographische Interesse einflößen sollte, war Fleisch und Blut. Ich wollte warme, lebensvolle Persönlichkeiten haben, die mir die menschliche Natur als solche, unverstümmelt und unverkünstelt, zur Anschauung brachten. In dieser Hinsicht waren Schubart und Frischlin unstreitig zwei

[1]) Hermann Fischer meint a. a. O.: „Crusius sei von Strauß in seiner Bedeutung für die Geschichte der Philologie nicht völlig gewürdigt worden". Ich kenne Crusius aus der Geschichte der Pädagogik, die ja damals mit der der Philologie fast zusammenfällt; daher weiß ich, wie sehr ihm Frischlin auf diesem Gebiet überlegen war. Und auch der Philologe B. A. Mystakidès (in der Revue des Études grecques 1898) weiß ihn doch nur als „Philhellenen und Hellenisten" und als einen Vielwisser zu rühmen. Das alles hat ihm auch Strauß gelassen; aber wenn er (S. 56) sagt: „er habe eine Gelehrsamkeit besessen, die nicht nur für den Charakter, sondern selbst für den Geist beinahe unfruchtbar geblieben sei; so weit der Umfang seiner Kenntnisse, so eng ist bei dem Manne Kopf und Herz", so wird das gewiß richtig sein.

Digitized by Google

Prachtexemplare." Doch lag ihm Schubart mehr, nicht nur weil der Genius der Sturm- und Drangperiode, zeitlich näher als der des ausgehenden 16. Jahrhunderts, ihn mehr ansprach, sondern auch deswegen, weil Schubart bei aller Wildheit doch weit liebenswürdiger, weicher und innerlicher und wohl auch, weil er genialer und gehaltvoller und mehr Künstler war als das vorwiegend auf die Form beschränkte Talent Frischlins.

Nun kann man freilich noch einmal fragen, wie sich gerade Strauß, bei dem alles so geordnet und geregelt, alles so geistig sublimiert war, zu diesen vulkanisch rohen und wüsten, zu diesen sinnlich robusten und naiven Kraft- und Genußmenschen hingezogen fühlen konnte? Nicht weil er ihnen verwandt war, wird man zunächst zu sagen haben. Das haben zwar seine Gegner triumphierend verkündigt: „Das sind seine Ideale. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!" [1]), und seine eigene Frau Agnes Schebest hat daraus sogar Waffen gegen ihn geschmiedet und höhnisch auf seine Vorliebe für einen „Lumpen" wie Schubart hingewiesen. Aber so etwas konnten doch nur solche behaupten, die ihn nicht kannten oder nicht kennen wollten. Nein, gerade deswegen hat er sich so liebevoll in das Wesen dieser beiden versenkt, weil sie den Gegensatz zu ihm und damit so etwas wie eine Ergänzung seines Wesens bildeten. Genußsüchtig und genußfreudig haben sie gelebt, sich in den Strom des Lebens hineingestürzt und in vollen Zügen das Leben genossen. Dazu war Strauß nicht robust genug. Er war ein Mann der Ordnung und der haushälterischen Sparsamkeit, wo jene skrupellos darauf loswirtschafteten und chaotisch und vulkanisch sich auslebten, ein reinlicher und schüchterner Anbeter aus der

[1]) So formuliert Kuno Fischer, D. Fr. Strauß als Biograph (Über D. Fr. Strauß, Gesammelte Aufsätze, Heidelberg 1908, S. 32), diese gegnerischen Stimmen.

Digitized by Google

Ferne, wo jene zugriffen und mitnahmen, was gerade kam. So blieb er zaghaft am Ufer des Lebens stehen und wagte sich nicht als kecker Schwimmer mitten in seinen flutenden Strom. Ihm fehlten die kräftigen Organe, mit denen man sich des Lebens bemächtigen, den Becher seiner Freuden ergreifen und bis zur Neige leeren kann. Das lag teilweise an seiner Erziehung im Seminar und Stift, wo man, wie schon gesagt, viel lernt, aber eines nicht lernen kann — leben, und wo man leicht vor der Zeit müde und alt wird. Darum sah Strauß mit einem gewissen leisen Neid auf jene frischen, kecken Gesellen; indem er von ihnen erzählte, konnte er ihr wildes, kraftgenialisches Wesen wenigstens in der Phantasie mit- und nacherleben, dadurch wurden sie ihm interessant und lieb. Aber ich habe allerdings die Meinung, als ob damit nicht alles gesagt sei, und habe daher Lust, nicht bloß Kuno Fischer, sondern auch Strauß selber zu widersprechen und mich nun doch noch auf die Seite seiner Gegner zu schlagen. Strauß hat die Schubart und Frischlin und Hutten allerdings auch deswegen zu Gegenständen seiner biographischen Arbeit gewählt, weil sie ihm wesensverwandt waren. Ja, wenn er der kühle Verstandesmensch gewesen wäre, als der er der Welt gewöhnlich gilt, dann müßte man die Wahl dieser robusten Temperaments- und Sinnenmenschen als Helden seiner Darstellung lediglich aus dem Kontrast gegen diese seine eigene Natur erklären. Aber Strauß war kein bloßer Verstandsmensch, war keine vertrocknete Gelehrtennatur, er war nicht kühl und gefühlsarm, sondern selber durch und durch Temperaments- und Stimmungsmensch, ein Poet wie seine drei Helden, und auch an gesunder Sinnlichkeit hat es ihm nicht gefehlt; sie hat ihm gerade damals, als er so plötzlich wieder auf ein zölibatäres Junggesellenleben zurückgeworfen war, ganz natürlich zu schaffen gemacht. Auch den Becher wußte er unter Freunden wohl zu schwingen, und da ließ er dann seiner spitzen, scharfen Zunge gelegentlich freien Lauf, ein Witzwort, das ihm auf der Zunge lag, hat

Digitized by Google

er sich nicht leicht verkniffen [1]). Und auch an jene Zeit dürfen wir uns hier erinnern, wo die Menschen seine Hand, die er ihnen so sehnsüchtig zum Frieden entgegenstreckte, brutal beiseite schlugen: das hat nicht nur sein leidenschaftliches Gemüt zornig erregt, sondern auch seinem liebebedürftigen, empfindlichen Herzen weh getan bis hinab in seine tiefste Tiefe. Deswegen konnte er seinen vom Schicksal und von Menschen schwer mißhandelten Helden nachfühlen, weil er ja selber ähnliches erlebt hatte. Und nun zu alledem jener leise Neid, weil er war wie die Schubart und Frischlin, und doch nicht zu sein, zu leben wagte, wie sie gelebt, geliebt und genossen haben in vollen Zügen. Zum Leben hat sich Strauß, im Gegensatz zu ihnen und im Unterschied von ihnen, „immer nur sentimentalisch und elegisch verhalten"; aber daran hat er deswegen so schwer getragen, weil er „das natürliche Verlangen nach den Freuden des Lebens" gehabt hat wie sie. Unter diesem Widerspruch seines Wesens hat er gelitten; befreit von diesem Leiden aber hat er sich durch die Schilderung von Menschen, die waren wie er und die doch ihr Leben so ganz anders gelebt haben, als er das seinige gelebt hat. Darum sind die Bilder, die er von ihnen zeichnete, so meisterhaft ausgefallen, Verwandtschaft und Gegensatz zugleich haben daran mitgearbeitet: daher dieses volle Verstehen und dieses künstlerische sich in sie Einfühlen.

Aber ganz war es mit diesem persönlichen Interesse an seinen Helden doch nicht getan, sie mußten daneben noch andere Qualitäten haben, die sie ihm anziehend machten; oder wie er selbst sagt: „sie mußten geistige Interessen zeigen, geistige Taten aufzuweisen haben, und zwar in einer Richtung, die der meinigen verwandt war; sie mußten dem Lichte, der Freiheit zugekehrt, Feinde der

[1]) Aus Heilbronn, Heidelberg, Bonn werden uns solche scharfen Witzworte von ihm erzählt. In Godesberg soll ihm und seinen Begleitern einmal ein solches recht verübelt worden sein und eine unangenehme Szene herbeigeführt haben.

Digitized by Google

Despoten und der Pfaffen sein". Bei Schubart denken wir dabei nicht bloß an seine Kämpfe mit dem protestantischen Zilling und den Jesuiten in Bayern oder an seinen freilich schließlich gebrochenen Widerstand gegen die Bekehrungsversuche des Herzogs Karl und seines frommen Kommandanten Rieger, sondern auch an die nationaldeutsche Gesinnung und Haltung seiner Deutschen Chronik und an sein mannhaftes Eintreten für den Staat Friedrichs des Großen. Und bei Frischlin war es neben seinen Händeln mit einer engherzigen Professorenzunft und einem dummstolzen, brutalen Adel sein Verhältnis zum klassischen Altertum, das ihn anzog: wie dieser Humanist, so besaß auch Strauß eine staunenswerte Belesenheit in den römischen Dichtern und eine virtuose Meisterschaft der Nachahmung — nur nicht wie jener in lateinischen Versen, sondern in deutschen Übersetzungen, wovon uns ja eben der „Frischlin" zahlreiche Proben gibt. Ein Formtalent wie Frischlin war auch Strauß, und ein Humanist war er ohnedies. Dazu nehme man noch einmal die Verwandtschaft des Geschicks von Schubart und Frischlin mit dem von Strauß: — wie sie, war auch er gescheitert in seinem Kampf mit den „Pfaffen", und gefangen wie sie saß auch er, nicht äußerlich, aber in der Schwermutshöhle, auf dem Tränenberg schmachtete auch er und konnte und durfte nicht, was und wie er wollte und was seine Natur forderte und zu fordern berechtigt war; in Fesseln geschlagen und in unwürdige Bande, denen er sich nicht entwinden konnte, beruflos, heimatlos, unstet wandernd von Ort zu Ort — so fühlte er sich ganz in die beiden hinein und ganz mit ihnen in eins zusammen.

Aber wir können Strauß als Biographen nicht gerecht werden, wenn wir nicht sofort auch von seiner dritten großen Biographie, dem „Ulrich von Hutten" reden, an den er sich gleich nach der Vollendung des „Frischlin" machte und der dann 1858 in zwei stattlichen Bänden erschienen ist. Denn was von Schubart und von Frischlin gilt, das gilt ebenso, nur

Digitized by Google

sozusagen auf höherer Stufe und Potenz, auch von Hutten. Von Frischlin zu Hutten — das war ein gerader Weg; von dem Epigonen des deutschen Humanismus zu einem ihrer Protagonisten, von seinen frostigen Komödien zu der welthistorischen Satire der Epistolae obscurorum virorum und ihren Verfassern, das war zugleich ein gewaltiger Aufstieg. In diesem fränkischen Ritter hatte Strauß wirklich einen Helden gefunden, der eines biographischen Meisters würdig war. Und auch hier trat ihm wieder dasselbe entgegen, was ihn dort angezogen: das Temperamentvolle und Feurige, das robust und keck Zugreifende, Sinnenlust und Sinnesfreude, Kampflust und Kampfesmut, und dazu in allem, was er schrieb, der Stempel des Inspirierten und Unmittelbaren, des Ursprünglichen und Genialen. Ein Humanist war Hutten, wie die andern, aber er war zugleich auch ein Ritter, und das hieß ein Kämpfer sein, ein Mann erfüllt von echt germanischem Freiheitsgefühl, daher auch er kühn sich auflehnend gegen „Despoten und Pfaffen". Sein Kampf gegen den Herzog Ulrich von Württemberg als den Mörder seines Vetters Hans gab für Strauß auch hier wieder den spezifisch landsmannschaftlichen Hintergrund, der den Schwaben doch immer zuerst anzog. Seine Flucht aus der Enge des Klosters hinaus in die Weite der Welt, sein Eingreifen in den lustigen Epistelstreit mit den Viri obscuri, den Scholastikern und den Mönchen, sein laut und hell in die deutsche Welt hineinschmetternder Schlachtruf: Los von Rom und römischer Fremdherrschaft! — das alles fand in dem freien Geist und in der nationalen Gesinnung Straußens seinen vollen Widerhall. Und die Verbindung dieses größten deutschen Humanisten mit Luther und seinem damals noch nicht in Dogmen erstarrten Protestantismus, sein Versuch, aus der Reformation eine Revolution werden zu lassen und so in kühnem Ansturm das ganze Deutschland dafür zu gewinnen, brachten auch ihm die Bilder froher Jugendtage, erste Lieb' und Freundschaft,

Digitized by Google

erste Kämpfe und Feindschaften mit herauf — seine erste Liebe, die Theologie, seine eigene revolutionäre Tat, das Leben Jesu, und die ritterlichen Kämpfe der Streitschriften mit den vielen Feinden ringsum. So fehlte es auch hier weder an Gegensatz und Verwandtschaft noch an geistigen Interessen aller Art. Und endlich, es war ein mächtiger Stoff, eine Fülle von Gestalten: Humanisten und Gelehrte, Kaufleute und Geistliche, Ritter und Fürsten, und darunter Menschen wie Erasmus der feine, Franz von Sickingen der kühne und Luther der sie alle überragende große; und eine Fülle und ein Reichtum von Schicksalen, ein Epos und ein Drama zugleich, tragisch der Kampf des Lebensfrohen mit der tückischen Krankheit und tragisch das einsame Sterben auf der Ufnau nach dem Scheitern aller seiner Hoffnungen und Entwürfe.

So war es eine große Aufgabe, die dem Biographen gestellt war. Es ist darum hier zu fragen, ob Strauß einer solchen Aufgabe auch wirklich gewachsen war? und das führt auf die andere Frage zurück: wie er überhaupt dazu kam, Biographien zu schreiben und Biograph zu werden? Zweierlei Aussagen darüber haben wir von Strauß selber, einmal als er von der biographischen wieder zur theologischen Schriftstellerei zurückkehrte, die Anwendung eines ursprünglich an Goethe gerichteten Wortes von Merck auf diese Arbeiten: „solchen Quark mußt Du nicht mehr machen, das können die andern auch"; nur das Theologische sei sein eigentümlicher Beruf und entspreche seinem Genius ganz. Daneben aber, vorher, als er sich dem Biographischen zuwandte, das andere: diese „Abschweifung auf das biographische Gebiet war für mich ein Bedürfnis meiner Natur". Halten wir uns zunächst an dieses letztere. Auch Strauß war ein Poet; darum sind es drei Poeten, deren Biograph er wird. Daß er etwas von einem Dichter an sich hatte, das haben wir — ganz abgesehen von den Versen, die wir gelegentlich von ihm zitiert haben und noch zitieren werden — längst an bemerken müssen, überall da, wo wir von der Stimmung

Digitized by Google

sprachen, ohne die er nicht schreiben konnte. Solches Schreiben und Schaffen aus der Stimmung heraus ist nicht Sache und Art eines Gelehrten, so schafft der Dichter. Aber freilich, trotz der Gedichte, die er in großer Zahl gemacht hat, ein voller und ganzer Dichter war er doch wieder nicht. Das wußte er selber am besten. Deshalb hat er sich einen „künstlerischen Wissenschafter" genannt und seinen geistigen Organismus scherzweise mit dem Vogel verglichen, dessen Namen er trug. „Wenn man sagen wird", heißt es in den Literarischen Denkwürdigkeiten, „die von mir eingestandene Art zu arbeiten, der Einfluß der Stimmung, das Schaffen aus einer Intuition heraus, dann die Freude am Formen und künstlerischen Ausgestalten des Stoffs, alles das sei nicht die Art, wie ein Gelehrter, ein Mann der strengen Wissenschaft zu Werke geht, sondern so mache es ein Poet: so bin ich's nicht, der etwas dagegen einwendet. Und wenn man hinzusetzt, ein Poet sei ich nun aber doch auch nicht, und mich fragt, was ich denn nun also eigentlich und schließlich sei? so werde ich antworten: das ist es eben. Soviel ist gewiß, wie ich 18 Jahre alt war, wenn ich damals das Zeug in mir gefunden hätte zu einem Dichter, so hätten Philosophie und Theologie vor mir gute Ruhe gehabt. Aber so klug war ich doch bald, durch die große Lust mich über die schwache Kraft nicht täuschen zu lassen, und so machte ich mich ernstlich an das wissenschaftliche Studium. Indessen ich konnte es doch immer nur betreiben und so auch später darin produktiv werden nach Maßgabe meiner besonderen Geistesart. Das Stück von einem Poeten, das in mir war, ließ sich nicht hinauswerfen, um so weniger, als es in der Tat die Grundlage bildete, worauf mein ganzer geistiger Organismus aufgebaut war. Es ist spaßhaft, aber ich kann diesen nicht anschaulicher machen, als wenn ich von meinem Namen ausgehe, der hier in der Tat ein Omen ist. Das mir gleichnamige Tier ist ein Vogel, aber kann nicht fliegen; statt der Flügel hat es nur Stummeln, aber diese beflügeln

Digitized by Google

seinen Lauf. So kann ich nicht dichten; aber ich habe nichts, weder Großes noch Kleines, geschrieben, wobei mir der Poet in mir nicht zustatten gekommen wäre. Gewiß war er mir ebenso auch hinderlich; ohne ihn wäre ich sicher ein größerer Gelehrter geworden; aber ein geringerer Schriftsteller geblieben, und so wollen wir uns eben nehmen wie wir sind. Dies ist freilich leichter gesagt als getan. Oft schon habe ich scherzweise gedacht, ich sei wohl im Grunde darum ein so treuer Anhänger von Preußen, weil, wollte man meine Geistesanlage zeichnen, eine Figur herauskommen würde, wie die Preußens auf der Karte (vor den Annexionen von 1866). Ein Stück hier und ein Stück da, und in der Mitte kein rechter Zusammenhang. Das ist so wenig für den einzelnen eine behagliche Begabung, als es für einen Staat eine behagliche Gestaltung ist. Weder dem einen noch dem andern wird es dabei in seiner Haut recht wohl. Darum begreife ich den Annexionstrieb Preußens so gut: er würde mir auch nicht fehlen, wenn man Talente annektieren könnte."

Strauß fehlte es zum Dichter nicht an Gefühl, das die Eindrücke, äußere wie innere, in sich aufnimmt und verarbeitet, wie der Brennspiegel die Sonnenstrahlen konzentriert und potenziert, und damit den Drang erzeugt, das volle Herz durch Mitteilung nach außen zu erleichtern, nicht an der dichterischen Stimmung, die er vielmehr in so vollem Maße besaß, daß er unter ihr wie jeder echte Dichter gelegentlich auch schwer gelitten hat. Was ihm dagegen fehlte, das war die Phantasie als Werkstätte poetischer Empfindung, in der der verdichtete Gefühlsinhalt aufquillt und zu idealen Formen sich gestaltet und dem Dichter seine Personen, ihre Charaktere, Situationen und Konflikte, dem Maler seine Gestalten und Gruppen, dem Musiker seine Melodien und Akkorde entstehen. So wäre er nie imstande gewesen, die kleinste wirkliche Novelle, das einfachste Drama zu erfinden. Die Phantasie wirkte bei ihm höchstens als Gabe der Metapher, des Bildes,

Digitized by Google

mithin nur akzidentiell oder dekorativ. In dieser Art freilich hat sie ihm die bedeutendsten Dienste geleistet. Das war der Schwingenschlag des Straußes, der, ohne ihn vom Boden zu heben, doch seinen Gang beflügelte. Und ein schmales Endchen wirklicher substantieller Erfindungsgabe zeigte sich dabei schließlich doch, die Neigung, bei lebhafter Erörterung, namentlich in Streitschriften, in die dialogische Form zu fallen, Meinung und Gegenmeinung in verschiedenen Personen zu verkörpern: womit man noch einmal Schweitzers [1]) wunderliche Behauptung vergleichen mag, Strauß sei in seinen Streitschriften ein ungeschickter Debatter gewesen.

Dieser Poet nun, der er war, war in den gelehrten Werken, im Leben Jesu und in der Glaubenslehre, natürlich nicht ganz zu seinem Recht gekommen, wenn auch die Gabe der Metapher und — ein letztes Stück dichterischer Begabung — die Fertigkeit der Fingerspitzen, die Gabe, für jede Art von Inhalt ungesucht und ohne viel Besinnen die passende Form, den geeigneten Ton zu finden, selbst diesen wissenschaftlichen Schriften den Stempel des Künstlerischen aufdrückten. Dem gegenüber hat er wohl zuweilen daran gedacht, Romane zu schreiben. Aber er konnte es nicht, es fehlte ihm ja die Freiheit der Erfindung. Da entdeckte er in der Biographie die Form des Romans, wie er ihn schreiben konnte. Hier war gegeben, was der Romanschriftsteller von sich aus frei erfinden muß und was Strauß nicht erfinden konnte, — die Fabel, die Personen mit ihren Charakteren und Schicksalen, ihren Situationen und Konflikten. Was ihm dagegen zu Gebote stand, „die Gabe lebendiger Mitempfindung", lebhafter Vergegenwärtigung, warmen Mitgefühls, plastischer, Gemüt und Phantasie des Lesers anregender Darstellung, das konnte hier natürlich ganz anders als bei jenen theologischen Arbeiten zur Anwendung und zur Geltung kommen. Das

[1]) Schweitzer a. a. O. S. 96.

Digitized by Google

Wort: „Ich kann über niemand schreiben, den ich nicht liebe", hat hier seine Stelle. Weil in seinen Biographien keine Situation geschildert, kein Ereignis erzählt ist, worein er sich nicht lebendig versetzt, die er nicht mit den Personen seiner Erzählung warm und innig durchempfunden hätte, sind sie so glaubhaft und so anschaulich, so anziehend und so liebenswürdig geworden. Und was er im Leben Jesu und in der Glaubenslehre so virtuos geübt hatte, die Fertigkeit der kritischen Sichtung, der geschickten dialektischen Entwicklung und Abwicklung, der durchsichtigen Klarheit und der logischen Gliederung, auch davon war in den Biographien wohl Gebrauch zu machen. So kam in ihnen erst seine „wunderlich zusammengesetzte Natur" ganz zur Geltung, und darum ist er dieser unvergleichliche Meister biographischer Kunst, dieser schriftstellerische Künstler allerersten Ranges geworden.

In dem Wort: „Ich kann über niemand schreiben, den ich nicht liebe", liegt aber freilich auch eine Gefahr, die Gefahr, parteiisch und einseitig zu werden; und ihr erliegt der Biograph leichter als jeder andere. Strauß war davor geschützt durch seinen kritischen Geist und seine unbestechliche Wahrhaftigkeit. Woher wissen wir denn bei Schubart und Frischlin und Hutten alle die Fehler und Flecken, alle die Ausschweifungen und Verirrungen ihres überschäumenden Temperaments und ihrer ungezügelten Sinnlichkeit? Von ihrem Biographen Strauß, der nichts verborgen und vertuscht, nichts abgeschwächt und verschönert hat. Schubarts anstößiges Zusammenleben mit seiner Magd, der Barbara Streicherin von Aalen, Frischlins Ehebruch, der Verlauf der venerischen Krankheit, an der Hutten 15 Jahre lang gelitten hat und schließlich zugrunde gegangen ist, — wer hat darüber offener und unumwundener gesprochen als Strauß? Mit Recht sagt daher Kuno Fischer [1]) mit Beziehung

[1]) Kuno Fischer a. a. O. S. 35.

Digitized by Google

auf die Hutten-Biographie: „Es ist nicht wahr, daß die Liebe blind ist, d. h. die blinde Liebe ist blind, die wahre sieht mit durchdringenden Augen."

Zum Biographen im großen Stil gehört dann weiter, daß er nicht nur Künstler und Poet, sondern daß er auch Historiker ist. Als solcher hatte sich Strauß im Leben Jesu, etwa so wie Schwegler in seiner römischen Geschichte, d. h. wesentlich kritisch zersetzend, in der Glaubenslehre dagegen ganz modern entwicklungsgeschichtlich betätigt. Zugleich zeigt sich darin, daß er der Glaubenslehre ein Leben Jesu vorangehen ließ, vom ersten Spatenstich seiner Arbeit an seine Vorliebe für das Individuelle und Lebendige in der Geschichte. Daß daraus dort, bei Jesus, kein positives Lebensbild geworden ist, daran war nicht er, sondern waren die Quellen schuld. Aber dann kam in den „Friedlichen Blättern" schon ein solches Positives nach, das fein und mit Liebe gezeichnete Bild von Justinus Kerner und seinem Haus; es kam jener Aufsatz über Daub und Schleiermacher, der es nicht nur mit ihren Systemen dogmengeschichtlich, sondern mit einer scharf umrissenen Zeichnung und Parallele ihrer Persönlichkeiten zu tun hatte. Gerade da sieht man, wie für Strauß hinter dem Unpersönlichen der Lehre und der Weltanschauung stets das Persönliche und das Menschliche das Interessanteste gewesen ist, und wie er von Anfang an verstanden hat, dasselbe porträtähnlich herauszuarbeiten. Auch im Julian ist es ein Mensch oder sind es zwei Menschen, der romantische Cäsar und der romantische Preußenkönig, deren Bild er, diesmal freilich nicht ohne Tendenz, aber darum doch historisch richtig entwirft. Und dann endlich die eigentlichen Biographien: noch unsicher und skizzenhaft, weil bloß als Umrahmung der Briefe, der „Schubart"; voll Liebe das Genrebild „Märklin"; und zuletzt, nach diesen Vorübungen, die großen Meisterwerke „Frischlin" und „Hutten", wozu wir hier schon als drittes und letztes den „Voltaire" stellen müssen. In ihnen steht

Digitized by Google

Strauß auch historisch auf voller Höhe. Freilich ein geschulter Historiker war er nicht. Daher machten ihm die gelehrten Vorarbeiten, recht mühsame und zeitraubende Vorarbeiten, bei Frischlin mit seiner entsetzlichen Handschrift und ebenso bei Hutten, dessen Werke damals noch nicht in einer Gesamtausgabe leicht zugänglich und dessen Briefe wenigstens teilweise noch aus dem Manuskript zu entziffern waren, — dieses Stoffsammeln und Excerpieren machte ihm darum viel Mühe, er nennt sich selber dafür nicht „findig" genug. Und jedenfalls war ihm dieses gelehrte Tun weit weniger genußreich, als die künstlerische Ausarbeitung und Gestaltung des gesammelten Stoffes, woran er deshalb immer erst ging, wenn er mit jenem ganz fertig war. Aber trotzdem hat er sich auch jener gelehrten Arbeit gewissenhaft unterzogen und sich darin allmählich immer besser zurechtgefunden; auch ist ihm ein Mangel oder eine Unterlassung nach dieser Seite hin niemals vorgeworfen oder nachgewiesen worden. Wissenschaftlich, gelehrt-historisch beherrschte er seinen Gegenstand vollständig, nur subjektiv, in der fehlenden Freude an solcher Gelehrtenarbeit und in dem Genuß, mit dem er nach ihrer Erledigung an das Formen und Gestalten ging, sieht man, daß er zuerst Künstler und nur um des Zweckes willen auch Historiker war. Und doch hängt ein — Mangel dürfen wir nicht sagen, aber ein bestimmter Zug seines biographischen Schaffens recht charakteristisch mit dieser seiner Geistesart und Arbeitsweise zusammen. Der Huttenbiographie fehlt, was wir zunächst erwarten, fast fordern möchten, der breit und satt ausgemalte Hintergrund des ganzen Renaissance- und Reformationszeitalters, von dem sich die Gestalt des Helden abhebt und in den sie sich auch wieder einzufügen, gelegentlich unterzutauchen hat. Und beim „Frischlin" kann man, soweit es sich um seine Tätigkeit als Rektor in Laibach oder in Braunschweig und um seine grammatischen Kämpfe und Reformpläne handelt, ein Bild von dem uns heute aus der Geschichte der Pädagogik bekannten Schulbetrieb jener Zeit im

Digitized by Google

allgemeinen und großen wirklich vermissen; Frischlins Können und die Bedeutung seiner Arbeiten würden dadurch erst ihr volles und ihr richtiges Gewicht bekommen haben. Die Huttenbiographie ist, ebenso wie der „Frischlin" und später der „Voltaire", durchaus individualistisch, alles dreht sich um den einen und konzentriert sich in dem einen, eine Milieuschilderung ist es nicht. Das hängt, wie gesagt, damit zusammen, daß Strauß von Haus aus kein Historiker, sondern seiner Begabung und Neigung nach eher etwas wie ein Romanschriftsteller war; ein Romanschriftsteller nicht in der Art Zolas, sondern in der Art Goethes im Wilhelm Meister. Strauß interessierte das Psychologisch-Menschliche mehr als das Milieu, es interessierte ihn eigentlich ausschließlich. Und das führt uns noch auf ein zweites. Strauß gehört mit seiner ganzen Denk- und Seinsweise dem individualistischen Zeitalter an, in das er hineingeboren und hineingewachsen war, wirklich noch dem Zeitalter Goethes, wie dieser uns in Wilhelm Meisters Lehrjahren die Entwicklungs- und Erziehungsgeschichte eines Individuums erzählt hat, und dem Zeitalter des Neuhumanismus, der durchaus individualistisch und aristokratisch war. In die neuhumanistische Welt- und Lebensanschauung ist Strauß schon durch seinen Lehrer Kern in Blaubeuren eingeführt worden, an Goethe hat er sich gebildet und diesen daher auch früher schon gegen die törichten Angriffe eines Bildungsphilisters wie Menzel verteidigt, und Wilhelm Meisters Lehrjahre sind für ihn als Biographen immer vorbildlich gewesen. Nicht die Wanderjahre: diese sind sozialistisch. Aber damit war Goethe seiner Zeit vorangeeilt; das soziale Zeitalter war in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts erst langsam im Anzug und Werden, und der einsame und ganz nur auf sich gestellte Strauß war darum keine soziale, sondern eine ganz individualistische Natur, obwohl wir auch davon später einen Abzug werden machen müssen.

Digitized by Google

Aber wenn bei Frischlin infolge dieser individualistischen Art der Darstellung das Bild etwas einsilbig und dünn ausgefallen ist, obgleich das Tübinger Milieu und das gelehrte Zunftwesen an dem Schicksal des einen doch recht klar herauskommt: bei Hutten jedenfalls wie später bei Voltaire war dieses Einzelleben reich genug und reichte darum auch vollständig aus zu einer Schilderung für sich, ja es war reich genug, um von diesem einen Punkt aus zugleich auch das nötige Licht auf das Ganze zu werfen, auf die Zeit und Welt, in der Hutten mitten inne stand. Nicht nur die Freunde Crotus Rubianus, Eoban Hesse, Mutianus Rufus und späterhin Franz von Sickingen, selbst wieder Individuen von besonderer Art, lernen wir zum Greifen deutlich kennen: auch die großen Bewegungen der Zeit, der Humanismus und seine Kämpfe mit einer schal und barbarisch gewordenen Scholastik, die nationalen gravamina der Deutschen gegen Rom, die beginnende Reformation und Luthers alle überragende Größe, sie alle treten uns an der Gestalt Huttens, an seinen Kämpfen, seinen Schriften, seinen Schicksalen klar vor Augen. Hutten ist eben groß und bedeutend genug, so daß in ihm seine ganze Zeit sich malt und abspiegelt; in ihm laufen die Fäden und die geistigen Strömungen jener gewaltigen Sturm- und Drangperiode unseres Volkes wie in einem Brennpunkt alle zusammen, wir brauchen sie nicht noch besonders uns ausspinnen und ausziehen zu lassen, in ihm sind sie alle wie konzentriert und werden darum auch allen sichtbar und verständlich. So ergänzt sich sozusagen von innen heraus, was von außen angesehen etwa fehlt.

Darum ist aber auch die Huttenbiographie ein so gutes und, entsprechend der Größe ihres Gegenstandes und seiner Zeit, ein so machtvolles Buch geworden. Daß die Arbeit gut war, bewies diesmal auch die Aufnahme. Frischlin hatte nur ein spärliches Echo gefunden; aber das überraschte Strauß nicht und verdroß ihn nicht. Das war Kaviar fürs Volk, ein Stück Gelehrten- und Universitäts-

Digitized by Google

geschichte, also trotz des glänzenden Stils und der künstlerischen Gestaltung des Stoffes kein Buch, das auf weite Leserkreise berechnet war und sich Hoffnung machen konnte. Ganz anders der Hutten. 1857 war in Deutschland eine böse Zeit, die politische Reaktion noch in voller Blüte, Einheit und Freiheit scheinbar ferner als je. „Es waren die Jahre, da Germania nach einer erschöpfenden Fehlgeburt in tiefer Schwäche lag, da die großen und kleinen Dränger ihrer von neuem Meister geworden waren, da übermütige Nachbarn sie verhöhnten, da selbst jene schwarzen Vögel, als wäre sie schon eine Leiche, herangeflogen kamen und sie krächzend umschwärmten. Es war die Zeit der Konkordate, jener Knechtungsverträge mit Rom, von denen, nachdem Österreich vorangegangen, auch die übrigen Staaten des südlichen Deutschlands sich bedroht sahen." In diesem Augenblick kam zur guten Stunde der Ruf: ist denn kein Hutten da? und weil unter den Lebenden keiner war, unternahm es Strauß, das Bild des Verstorbenen zu erneuern und ihn dem deutschen Volke vorbildlich[1]) vor Augen zu stellen. Und sein Unternehmen war nicht umsonst, es kam sogar in diesem Augenblick eben recht. 1859 war es mit der Reaktion zu Ende, es folgte in Preußen die Ära Wilhelms I. und in Deutschland 1866 und 1870 die Ära Bismarcks, es kamen,

[1]) Ich habe absichtlich das Wort „vorbildlich" in diese dem Vorwort zur zweiten Auflage des Straußschen Hutten entnommene Stelle eingefügt, um dabei an eine recht merkwürdige Bemerkung Fr. Paulsens in seiner „Geschichte des gelehrten Unterrichts", 2. Aufl. I, 1896, zu erinnern. In jener fast gar mit Janssen und Denifle wetteifernden Schilderung des humanistischen Zeitalters heißt es S. 86: „Befremdlich bleibt, wie Strauß den fränkischen Ritter, der, an elender Krankheit dahinsiechend, allezeit ohne Geld im Beutel, aber voll großartiger Ansprüche umherzog und mit lateinischen Versen die Liberalität von geistlichen und weltlichen Herren stimulierte, als Vorkämpfer deutscher Freiheit und Bildung dem deutschen Volke hinstellen konnte. — Aber er hat Rom angegriffen. — Ich denke doch, daß es besserer Waffen und besserer Männer im Kampf für deutsche

Digitized by Google

kaum daß zehn Jahre um waren, Kaiser und Reich. So verstand diesmal das deutsche Volk Strauß und was er mit seinem Helden gewollt hatte. Es fand in dem Zorneifer des fränkischen Ritters gegen das licht- und freiheitfeindliche Rom und in dessen Mahnung an seine Deutschen, einig und selbstbewußt zusammenzustehen gegen den Übermut der Fremden, ein Wort zu rechter Zeit. Zwar eine zweite Auflage erlebte das Buch erst vierzehn Jahre später: die Auflage war zu stark genommen worden und die Form des Buches durch die vielen lateinischen Quellenstellen noch immer eine zu gelehrte; deshalb ließ Strauß 1871 den Ritter durch solches Gepäck weniger beschwert seinen zweiten Ausritt antreten. Aber gleich bei seinem ersten Erscheinen kam ihm doch von vielen Seiten ein freundlicher Widerhall entgegen: „das Buch ist, als es im Sommer 1857 herauskam, mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden", sagt er selber. Jetzt hatte Strauß das Ohr seines Volkes, man freute sich an der schönen Form und an dem freien Geist, der sie belebte, man freute sich des Ritters und lobte seinen Biographen. Das war für Strauß ein ungewohntes Erlebnis. Er, der Ausgestoßene und Verfehmte, der fast schon Vergessene, war rehabilitiert und mehr als das, er war ein beliebter Schriftsteller, ein gerne gehörter Rufer im Streit, einer der Führer und Vorkämpfer seines deutschen Volkes geworden. Das mußte ihm nach langer böser Zeit tief innerlich wohltun: „es wäre Affektation, wenn ich das leugnen wollte", hat er in seiner allerletzten Schrift noch bekannt. Zu dem Glück-

---

Freiheit und Bildung bedurfte und noch alle Tage bedarf." Paulsen ahnte damals noch nicht, daß er bald darauf selber genötigt sein werde, als philosophus militans „Rom anzugreifen" und sich gegen seine Ansprüche für deutsche Freiheit und Bildung zu wehren. Ich finde überhaupt in den kurzen Schlußbemerkungen von Strauß in seinem Hutten S. 530 ff (Ges. Schriften Bd. 7) mehr geschichtliches Verständnis für das Verhältnis des Humanismus zur Reformation als in allem, was Paulsen darüber geschrieben hat.

Digitized by Google

losen kam das Glück, oder vielmehr, es war schon vorher, schon während und durch die Arbeit am Hutten bei ihm eingekehrt. Denn wir wissen schon, wenn bei Strauß ein Werk abgeschlossen war, dann folgte allemal erst eine Periode der Verstimmung oder, wie er einmal sagt, „der Lebensstockung".

Doch ehe wir zu solchem Persönlichen weiter- oder vielmehr zurückgehen, müssen wir in diesem Zusammenhang neben den drei oder vier großen Biographien, die Strauß etwa ein Jahrzehnt hindurch beschäftigt haben, noch einer Reihe kleinerer biographischer Skizzen gedenken, wie sie, da und dort erschienen, 1862 in einer ersten, 1866 in einer zweiten Sammlung „Kleiner Schriften" vereinigt worden sind. Von dem 1839 erschienenen Essai über Justinus Kerner war schon mehrfach die Rede, und ebenso ist des Nekrologs auf Ludwig Bauer als eines Vorspiels zum Christian Märklin bereits gedacht. 1849 folgen die beiden Aufsätze über August Wilhelm Schlegel und Karl Immermann, für Brockhaus' „Gegenwart" bestimmt. Schlegel hatte Strauß auf seiner Rheinreise im Jahr 1838 persönlich kennen gelernt. Köstlich schildert er den Besuch bei dem eiteln Mann. „Es war im Herbst des Jahres 1838, als der Verfasser, eingeführt durch seinen Landsmann Rehfues[1]), zu Bonn in A. W. Schlegels Besuchzimmer trat, erfüllt von all der Hochachtung, welche des Mannes Verdienste um die deutsche Literatur jedem einflößen müssen, der sie in ihrem Umfange kennt und nach ihrem Gewicht zu schätzen versteht. Vom Armoir blickte des Bewohners Marmorbüste nieder und hinter ihr noch ein in Öl gemaltes Bildnis desselben hervor, während er selbst in brauner, jugendlich lockiger Perücke, in blauem Frack und grauen faltigen Pantalons, mit munterer, fast frivoler Beweglichkeit uns entgegentrat

[1]) Philipp Joseph Rehfues war Kurator der Universität Bonn von 1819—1842.

Digitized by Google

und den Fremdling freundlich willkommen hieß. Da wir unterbrochen wurden, so lud er diesen ein, ihn abends noch einmal zu besuchen. Am französischen Kamin, in welchem ein lieblich duftendes Feuer loderte, saß jetzt ein altes Männchen, im Schlafrock ohne Perücke, das kahle Haupt mit einem schwarzseidenen Mützchen bedeckt. Um so mehr sollte nun aber seine geistige Toilette überraschen. Aus dem speziellen Fache des Verfassers brachte er eine Masse von Notizen und Problemen hervor, zum Teil als Fragen an diesen, worauf aber keine Antwort abgewartet, sondern alsbald zu andern und wieder andern Gegenständen übergesprungen wurde. An einen zusammenhängenden Gedankengang von seiner Seite oder an eine wechselseitige Unterhaltung, in welcher beide Teile sich menschlich näher hätten kommen können, war nicht zu denken, und der so seltsam umgewirbelte Gast hatte sich von einem wahren Schwindel zu erholen, als er sich, aus dem Hause getreten, wieder auf der nächtlichen Straße befand. Solange er frisch ist, verstimmt ein solcher Eindruck immer und trübt das Bild, das man sich von einem merkwürdigen Manne entworfen hatte, den man bisher nur gleichsam von seiner unsterblichen Seite kannte und nun auch von der sterblichen kennen gelernt hat: doch gleicht sich dies bei demjenigen, der von den Verdiensten eines solchen Mannes eine klare Erkenntnis hat, bald wieder aus." Und darum folgt nun auf diese anschauliche Schilderung des eiteln Alten eine feinsinnige Charakteristik des Schriftstellers und eine gerecht abwägende Würdigung dessen, was er für Sprache, Literatur und Bildung des deutschen Volkes geleistet hat. Es gehört vor Hayms großem Werk zum Besten, was bis dahin über die romantische Schule gesagt worden war, und war zugleich so etwas wie eine Abrechnung Straußens mit seiner eigenen romantischen Erstlingsperiode.

Immermann hat Strauß nicht persönlich gekannt; aber die anschauliche Schilderung seiner Persönlichkeit fand er im

Digitized by Google

„Münchhausen", und das Biographische über seine Jugend konnte er seinen leider unvollendet gebliebenen „Memorabilien" entnehmen. So geht auch hier dem Literarhistorischen und Kritischen ein Bild des Menschen voran, der ihm diesmal besser gefiel als der Schriftsteller und Dichter. Was er über die beiden Hauptwerke — die Epigonen und den Münchhausen — sagt, ist trefflich. Der verfehlte Schluß des ersteren ist ihm nur wieder ein Zeichen der „romantischen Krankheit, gleichsam einer Selbstzerstörungslust, entspringend aus dem geheimen Zweifel des Poeten an der Realität seiner Schöpfungen". Der Münchhausen ist — und das hat sich ja inzwischen durchaus bewahrheitet — „seinem einen Bestandteil nach ebenso gewiß totgeboren, als nach dem andern — der Schilderung des Oberhofs und der knorrigen Eiche, seines westfälischen Hofschulzen — unsterblich". Wenn er aber etwa mit dem Dichter Immermann allzu scharf ins Gericht gegangen sein sollte, den Menschen, den Charakter, seine tüchtige und kräftige Persönlichkeit hat er gewiß nicht verkannt.

Zu Ludwig Timotheus Spittler führten ihn der Hauch Lessingischen Geistes, den er in ihm fand, und die landsmannschaftliche Vorliebe. Spittler war ja „ein württembergischer Theologe, natürlich also aus dem in solchem Falle unvermeidlichen Tübinger Stift". Zugleich interessierte ihn, gleich nach der Vollendung des Hutten im Jahr 1857, dieser bedeutendste schwäbische Historiker als solcher und als freigesinnter Politiker; seine schiefe Stellung unter dem absolutistischen König Friedrich von Württemberg füllte überdies eine Lücke aus zwischen dem Herzog Karl, der ihm durch Schubart nahegetreten war, und dem König Wilhelm I., unter dem er selbst zu leiden gehabt und von dem er nach seinem Tode im Jahre 1864 ein nicht eben geschmeicheltes, aber durchaus gerechtes Bild entworfen hat.

Und Landsleute waren auch die Maler, von denen uns Strauß in einer Reihe von Aufsätzen erzählt. Die Ge-

Digitized by Google

mäldesammlung des Freiherrn von Üxküll in Karlsruhe, die er 1853 kennen gelernt hatte, führte ihn auf die deutsche Malerei um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert. Aus dem Nachlaß Üxkülls gab er Joseph Kochs Gedanken über ältere und neuere Malerei heraus, soweit sie sich für den Druck eigneten, und kam dann weiter zu Üxkülls Freund, dem 1852 verstorbenen Historienmaler Eberhard Wächter, der freilich in Rom nach schlechter romantischer Sitte Konvertit geworden war, dessen Hauptwerke aber, sein Hiob und sein Sokrates, nicht romantisch, sondern durchaus klassisch gedacht und empfunden sind; der letztere ist mir in meinem Arbeitszimmer noch heute ein lieber Freund. Der Aufsatz über ihn war zugleich ein Nekrolog auf den eben (1852) gestorbenen. Neben ihm (und Carstens) steht dann weiter, als „einer der Erneuerer der deutschen Malerei", Gottlieb Schick, der uns heute von Wilhelm v. Humboldts römischem Aufenthalt her bekannter ist, als er es damals war [1]). Die schwäbische Heimat auf den von ihr schlecht Behandelten und allzu schnell Vergessenen hinzuweisen, sollte der Aufsatz „Zur Lebensgeschichte des Malers Gottlieb Schick" dienen. Nehmen wir dazu noch die Miszellen, „der Bildhauer Isopi und die Wappentiere vor dem Stuttgarter Schloß" und „den musikalischen Brief eines beschränkten Kopfes über Beethovens neunte Symphonie und ihre Bewunderer", von dem noch zu reden sein wird, so sehen wir, wie es nicht bloß die Literatur und ihre Geschichte, sondern die Kunst überhaupt ist, die Strauß interessiert, sehen aber auch, wie es — abgesehen von dem musikalischen Brief — auch hier fast durchweg das Biographische war, das seine Feder dafür in Bewegung setzte. Überall sucht er hinter dem Kunstwerk den Menschen,

[1]) Sein Bild von Adelheid und Gabriele von Humboldt aus dem Jahre 1809 steht an der Spitze der Biographie Gabriele von Bülows.

Digitized by Google

und wenn er ihn gefunden hat, redet er mehr von ihm als von seinen Werken. Und wieder ist es das Humanistische oder Klassizistische und das Schwäbische, was ihm die Themata stellt und ihn zum Schreiben reizt.

Erinnern wir hier auch noch einmal an den Aufsatz „zum Andenken an meine gute Mutter" (1858) und nehmen die zwei Leichenreden (auf Dr. Sicherer 1861 und seinen Bruder Wilhelm 1863) hinzu, die in den Kleinen Schriften mit Aufnahme fanden, so gilt von der zweiten Sammlung noch mehr als von der ersten, was Strauß im Vorwort zu dieser über das bunte Allerlei, das hier versammelt war, schreibt: „Nun weiß ich wohl, daß man die Herausgabe einer derartigen Sammlung bei Leibesleben einem Autor eigentlich verübelt. Er soll warten, ob man nach seinem Tode der Mühe Wert finden wird, eine solche zu veranstalten. Dagegen will ich im allgemeinen hier nicht disputieren, sondern nur angeben, was mich veranlaßt, solange nicht zu warten. Dem Schriftsteller mag es noch so sehr um die Sachen zu tun sein, über welche er schreibt: hat er einmal ein Vierteljahrhundert lang geschrieben, so wünscht er billig, vom Publikum auch sich selbst nicht mehr schief und einseitig beurteilt zu sehen. Welche Veranlassung hiezu in seinen frühesten Werken lag (obwohl immer nur für solche, deren Blick nicht unter die Oberfläche von Büchern und Geistern drang), verkennt der Verfasser des Lebens Jesu nicht. Aber sogar noch neuestens aus Anlaß seiner Hutten-Biographie sind ihm öffentliche Urteile über seine Geistesart zu Gesichte gekommen, die ihm durch ihr Fehlschießen Spaß gemacht, zugleich aber auch den Seufzer ausgepreßt haben: Ich wollt', ich wäre der reine Verstand, wofür ich euch gelte, so wäre mir manches Ungemach im Leben erspart geblieben! Ein zwangloses Allerlei vermischter Schriften zeigt den Verfasser nun doch wohl von mehreren Seiten als ein in einer bestimmten Richtung verfaßtes Werk, und kann dazu beitragen, das abstrakte Gespenst einer einseitigen Vorstellung von ihm,

Digitized by Google

das ihm nachgerade unbequem geworden, zu verscheuchen." Und von der neuen Folge sagt er 1866 ähnlich: „Eine bunte Gesellschaft! wird beim Überblick dieses Inhalts mancher kopfschüttelnd ausrufen. Allein ich wollte einmal mein ganzes Orchester vorführen, d. h. von den verschiedenen Instrumenten, die ich zum Trost oder zur Kurzweil nach und nach erlernt, auf jedem ein Stückchen zum besten geben. Vom Piccolo darf man kein Adagio verlangen; aber der Tag hat mehr als zwölf Stunden, das Leben unzählige Lagen und Stimmungen: und da ist es manchmal gar nicht übel, wenn man nicht bloß ein Instrument und eine Leier zu spielen weiß." Aber geholfen hat ihm die Vielseitigkeit und Buntheit, die Liebenswürdigkeit und Grazie, die er in seinen Kleinen Schriften zeigte, nicht allzuviel; wohl galt er der Welt hinfort als ein großer Schriftsteller, aber der Verfasser des Lebens Jesu blieb er ihr dennoch, und erst, als lange nach seinem Tode die ausgewählten Briefe erschienen, hat das große Publikum gemerkt, daß Strauß doch nicht „der kalte herzlose Rechenmeister sei, der unbarmherzig mit den Heiligtümern verfuhr, die dem Frommen am Herzen liegen" [1]), sondern ein feiner, liebenswürdiger Mensch mit einem warmen Empfinden für allerlei Schönes und Gutes und Großes in Kunst und Menschenwelt.

So hat sich denn auch der Mythus, der sich an sein Wanderleben in der Zeit seiner biographischen Arbeiten geknüpft hat, nur allzulang erhalten, noch Samuel Eck [2]) hält daran fest: ein zweiter Ahasver habe Strauß in dieser Zeit ein — „fast" setzt Eck sich vorsichtig salvierend hinzu: da sind „die Ganzen" doch tapferer! — „ein fast unstetes Wanderleben geführt, nirgends konnte er — „recht" sagt Eck! — festwurzeln", nirgends fand er Ruhe. Und während Hausrath unbefangen anerkennt, daß wir aus den Briefen —

[1]) Ad. Hausrath in der Besprechung der ausgewählten Briefe, Protest. Kirchenzeitung, Jahrg. 1896, Nr. 3.

[2]) Samuel Eck, David Friedrich Strauß, 1899, S. 154.

Digitized by Google

sehr im Gegensatz zu solchen Vorstellungen — „einen gewissenhaften Familienvater kennen lernen, der nach Heidelberg zieht, weil da für seine Tochter ein passendes Institut aufgefunden ist, der aber den Aufenthalt in Heidelberg, wo er die innigsten Freundschaften geschlossen hat, mit Heilbronn vertauscht, weil er für seinen Sohn die schwäbische Schule der badischen vorzieht", rechnet Eck drei Jahre nachher diese „Sorge um die Erziehung seiner beiden Kinder" noch „fast" gar mit zu den — ich weiß nicht, ob Sünden oder Strafen des unsteten Mannes.

Ein Wanderleben war es allerdings, das Strauß in den fünfziger Jahren geführt hat, wir wissen aber auch bereits die Gründe, die ihn aus der schwäbischen Heimat fortgetrieben haben, wo es ihm allein ganz wohl war, und wo er mit allen seinen Interessen und menschlichen Beziehungen allein „recht" festwurzelte. In München haben wir ihn verlassen. Dorthin sollten im November 1851 die Kinder kommen. Um ihretwillen mußte ein eigenes Hauswesen eingerichtet und mußte eine Dame ins Haus genommen werden, die ihm die Kinder erziehen half. Als seine Ehe ins Wanken gekommen war und die Trennung erst halb, dann ganz ins Werk gesetzt wurde, da hatte fürs erste die treue Karoline genügt. Von ihr muß in einer Biographie von Strauß auch gesprochen worden. Karoline Gerber, geboren am 28. Oktober 1798 als Tochter eines Sattlers in Brackenheim, war schon bei der Großmutter von Strauß, der Witwe des Kaufmanns Ruoff in Ludwigsburg, im Dienst gewesen und hatte diese verpflegt, seit 1824 war sie dann Magd bei der Tante von Strauß, Friederike Strauß. Im gleichen Hause waren die beiden Brüder Strauß herangewachsen, und so hatte sich schon zwischen den Knaben und der vertrauten Dienerin der Familie eine gegenseitige Anhänglichkeit herausgebildet, die sich im Lauf der Jahre immer mehr vertiefte. Auch bei der Pflege der Eltern von Strauß, als diese auf dem Totenbett lagen, hat sie sich um-

Digitized by Google

sichtig und fleißig betätigt. Nach dem Tod der Mutter besorgte sie, noch immer im Dienst der Tante stehend, Strauß die Wäsche bis zu seiner Verheiratung. Auch die Tante hat sie bis zu deren Tod im Jahre 1846 gepflegt. Hinfort mehr selbständig wollte sie sich jedesmal den Gliedern der Familie Strauß widmen, die sie brauchten. So sollte sie eben zu dem erkrankten Wilhelm nach Köln gehen, als sie Strauß bei der Trennung von seiner Frau zur Pflege der mutterlosen Kinder zu sich rief. Damit begründete Strauß auch dem Gericht gegenüber sein Verlangen, die Kinder behalten zu dürfen. Damals hat ihr auch der Oheim Ruoff bezeugt, daß zärtliche Anhänglichkeit an die Kinder und treueste Versorgung von ihr zu erwarten sei [1]). Aber nun, wo es sich nicht bloß um Pflegen und Aufziehen, sondern um wirkliche Erziehung handelte, genügte natürlich die treue Magd nicht mehr, Strauß mußte eine gebildete Frau ins Haus nehmen, und da traf er es mit Fräulein Eb für längere Zeit sehr gut; er rühmt — bezeichnenderweise — vor allem ihre Friedfertigkeit! Es ist für ihn ein rechter Kummer gewesen, als sie schon 1852, um sich zu verheiraten, ihn wieder verlassen hat.

Aber wo sollte er sich mit diesem Haushalt ansiedeln? München schien ihm dazu nicht geeignet, und so versuchte er es zuerst mit Weimar. Dort hatte er kurz zuvor unter der Führung seines Freundes Adolf Schöll, den er von Tübingen her kannte und der jetzt Direktor der Kunstanstalten in Weimar war, unvergeßliche Tage verlebt. So zogen ihn die Nähe dieses befreundeten Hauses und noch mehr die klassischen Stätten Weimars mit der Fülle ihrer Erinnerungen auch jetzt wieder dorthin. Allein es war ein Mißgriff. Das ist mir erst dieser Tage, als ich wieder einmal

[1]) Das Voranstehende ist größtenteils wörtlich einem Zeugnis entnommen, das Kaufmann Ruoff in Ludwigsburg am 6. März 1847 der Karoline Gerber ausgestellt hat (aufbewahrt im Schiller-Museum zu Marbach).

Digitized by Google

zu diesem unserem deutschen Mekka gewallfahrtet bin, so recht klar geworden. Strauß war Schwabe durch und durch. Kurz vor Weimar beginnen die Windmühlen, in Weimar bekommt man, wenn man vom Süden her kommt, zum erstenmal gesalzene Butter, — d. h. Weimar ist Norddeutschland. Und Weimar mutet einen noch heute so philisterhaft und kleinstädtisch, so unbehaglich und hofrätlich an: wie muß es erst damals dort gewesen sein! So fühlte sich der von München herkommende Süddeutsche dort recht in der Fremde, namentlich in den ersten Wochen, ehe die Kinder mit der Haushälterin nachkamen. Kein Wein, kein Bier, die Freunde Teetrinker! so klagt er dem Bruder; die Wohnung malpropre und unbequem. Doch bald „entdeckt er ein bayrisches Bier, freilich dreimal so teuer als in seiner Heimat und nicht halb so gut; allein man gewöhnt's". Und der Bruder schickt Rheinwein. Zum Versuchen desselben lud Strauß fünf Hofräte ein: er fand allgemeinen Beifall, aber „einem der teuren Männer soll er die Nacht und den ganzen folgenden Tag viel zu schaffen gemacht haben! Überhaupt die vielen Hofräte in Weimar! Einen Hofrat kann man daran erkennen, daß er in den Schloßzimmern den Hut abnimmt, in den Kirchen aber ihn aufbehält"! Und zu haben sind sie in Gesellschaft nie ohne die Weiber, „welche mir im allgemeinen eine fatale Zugabe sind". Freilich so ganz schlimm war es auch damit nicht. Er hatte ja den „herzensguten" Schöll, der sich ihm als wahren Freund erwies und ihm mit seiner Familie alles erdenkliche Gute antat. Sauppe, der damals Gymnasialdirektor in Weimar war, stellte ihm seine schöne philologische Bibliothek zu Gebot, und so las er einmal wieder eifrig Klassiker, darunter auch solche, die man sonst weniger liest, wie Vellejus. Auch musikalisch waren seine Gefühle gemischt. „Gestern habe ich", erzählt er der Schwägerin, „bei Liszt, der hier Kapellmeister ist, einem Violinquartett beigewohnt und mich dabei von der russischen Fürstin Wittgenstein, die er nächstes Früh-

Digitized by Google

jahr heiraten wird, anrauchen lassen — was will man mehr? Das Quartett ist gut, nur sind die Leute etwas rapplig durch einen allerneuesten Komponisten namens Wagner, der sich hier aufgehalten hat, so daß ihnen Beethoven selbst noch nicht toll genug ist, wenigstens spielen sie seine spätesten, krausesten Sachen am liebsten. Meine bescheidene Anfrage an Violino I-°, einen gescheiten, ganz jungen Virtuosen, ob denn auch der alte Haydn noch bei ihnen ankommen dürfe, führte dann doch ein Gespräch herbei, dessen Ende war, daß er mir ungebeten versprach, nächsten Sonntag solle ich ein Haydnsches Quartett von ihnen hören." Zu den öffentlichen Quartettvorstellungen „schickten ihm die Herren als großem Musikgönner ein Freibillett, was ihm eine Verlegenheit ist". Und so blieb in Weimar das Beste doch immer der Umgang mit seinen Kindern. Er hat „viel zu tun, ihnen im Unterricht nachzuhelfen; da dauert ihn keine Zeit, die er hierauf verwendet; da weiß man doch, an wen man sie wendet, was man beim Bücherschreiben nicht weiß". Und so ist er mit ihnen „fortwährend wohlauf und guter Dinge, wie seit Jahren nicht". Das einzig Unangenehme sind die Briefe, die sie mit der Mutter zu wechseln haben und die ein Anwachsen bei ihm immer wieder verhindern.

So schwankt das Zünglein der Wage für Weimar hin und her; schließlich geben aber doch die Kinder den Ausschlag gegen das Bleiben. „Es ist erstaunlich, was die Kleinstaaterei hier fühlbar ist, lauter verrotteter Schlendrian, so bei Handwerksleuten wie in Lehranstalten." Bis zum zehnten Jahre müßte Fritz in einem kleinen Privatinstitut unterrichtet werden, das ihm nicht genügt, und so denkt er einen Augenblick an eine Übersiedlung nach Jena, wo ein sehr gerühmtes Institut (das Stoysche) ist. Aber schließlich lockt ihn — für seine Kinder und um ihretwillen Köln. Hier finden sie im Hause des Onkels Wilhelm Verwandte und eine zweite Heimat, die ihnen das Vaterhaus doch nur halb bieten konnte, und finden gleich-

Digitized by Google

altrige Spielgenossen und Schulkameraden. Davon verspricht er sich für sie und sich viel Freude. Zwei Jahre, vom Sommer 1852 bis Herbst 1854, hat er dort gelebt. Da für diese Zeit die Briefe an den Bruder pausieren, so fehlt uns der Einblick in die Intimitäten seines häuslichen Lebens in Köln. Wohl hat er sich aber dort nicht gefühlt. Der Bruder war viel krank, und die katholische Handelsstadt bot Strauß außer in musikalischer Beziehung wenig Anregung; er fand weder die Natur noch die Menschen, die er brauchte, und auch die für seine Arbeit nötigen Bücher konnte er sich nur von außen verschaffen [1]). Auch suchte er gerade damals für neue Arbeit tastend erst nach Stoffen. Einen Augenblick dachte er an ein Lebensbild des alten Rationalisten Paulus, der 1851 gestorben war und dessen Biographie aus der Feder seines Schwiegersohns, des Philosophieprofessors Freiherrn von Reichlin-Meldegg Strauß — ich setze dafür einen parlamentarischen Ausdruck — wenig befriedigte. Erst im Jahre 1854 fand sein tastender Fuß festen Grund, der Furor biographicus packte ihn, die Arbeit am „Frischlin" begann. Eine ganze Kiste mit Frischlinschen Briefen und sonstigen auf ihn sich beziehenden Akten kam vom Stuttgarter Archiv, und bald „steckt

[1]) In den Literarischen Denkwürdigkeiten heißt es über den Kölner Aufenthalt: Hier „hatte ich meinen guten Bruder, hatte seine Familie, seine Freunde; aber mein Verkehr mit ihm war teils durch sein Geschäft, teils durch seine Kränklichkeit sehr gehemmt; ein literarischer Umgang fehlte mir, und weder die Art der Stadt und Gegend noch das Leben und Treiben der Bevölkerung konnte mir behagen. Dazu kam Not mit der Haushaltung. Die erste Haushälterin, mit der ich und noch mehr die Kinder wohl versorgt gewesen, fand nach Jahresfrist Gelegenheit zu heiraten; die zweite aber, obwohl mir von bester Hand (Emilie Sigel) empfohlen, zeigte sich erst als unzulänglich, in der Folge als wirklich schlecht. Das waren keine Verhältnisse, den stockenden literarischen Produktionstrieb in neuen Fluß zu bringen. Ich blieb in meiner Verbitterung; es entstand nichts, bereitete sich nichts vor. Die einzige Seite, von der ich mich in Köln angeregt fand, war die Musik".

Digitized by Google

er bis über die Ohren darin". Da ihm aber auch die Schulen in Köln nicht zusagten, so denkt er darauf die Kinder anderswo unterzubringen. Auf einer Reise nach Württemberg kommt er nach Öhringen, wo sein Freund Fischer als Stadtpfarrer lebt. Hier verhandelt er mit Präzeptor Preuner, dessen Haus ihm jener sehr empfohlen hatte, über die Aufnahme seines Fritz. Und nun beschließt er auch die Tochter in ein Institut zu geben. Er geht nach Mannheim, wo sein Freund Hetsch und sein Verleger Bassermann ihn beraten. Aber Dittenberger, ein Schwiegersohn Daubs, damals Hofprediger in Weimar, früher Stadtpfarrer in Heidelberg, gab für dieses den Ausschlag. Er empfahl ihm ein dortiges Institut, an dem er zehn Jahre lang selbst und nach ihm Pfarrer Zittel (d. ä.) Unterricht gegeben hatte und das an solider Bildung keinem nachstehe. Vorsteherin war ein Fräulein Heidel. Da Strauß seinem Kinde „die schöne Natur von Heidelberg doch lieber gönnen mochte als das öde Mannheim mit seinem Kalkwasser und seinen Wanzen", so brachte er Georgine dorthin. Aber wohin dann mit sich selber? Erst dachte er an Ludwigsburg, wo Karoline, auch wenn sie nicht zu ihm zog, die Oberaufsicht über seinen Haushalt übernehmen konnte. Allein die Aussicht, dann beide Kinder in der Ferne zu haben, war ihm nicht mehr erträglich; und so zog auch er nach Heidelberg, wo er sich täglich am Wachsen und Gedeihen der Tochter freuen und sie allsonntäglich ganz bei sich haben konnte. So hatte er ohne die Beschwernis eigener Menage und ohne direkte Erziehungssorgen wenigstens das eine der Kinder um sich. Das zweite, was ihn zu dieser Wahl bestimmte, war die Natur: darüber bedarf es für Heidelberg keines Wortes. Seine Briefe zeigen, wie er die Spaziergelegenheit benützt, sich am Wald im Winter, am Erwachen der Natur im Frühjahr gefreut und ihr Leben in vollen Zügen mitgelebt und mitgenossen hat. Zum dritten war es die Bibliothek und war es überhaupt die gelehrte Luft der Universitätsstadt, die dem wieder produktiv gewordenen Schriftsteller den

Digitized by Google

nötigen Stoff und die gewünschte Anregung zuführten. Ganz anders als in Köln konnte hier der „Frischlin" gefördert und zu Ende gebracht und der Plan zum „Hutten" gefaßt und durchgeführt werden.

Diese drei Dinge zusammen, das Sorgen und Sorgendürfen für andere, das Ausruhen von der Unrast des Lebens am Busen der alleinen ewigen Natur, und die täglich fortschreitende Arbeit, haben Strauß in Heidelberg mehr und mehr gesunden und die Wunde, die die vierziger Jahre ihm geschlagen hatten, langsam verheilen lassen. Dazu kam aber noch eines, nicht das Letzte: der Umgang mit bedeutenden Menschen, die ihn verstanden, ihn durch ihre Hochschätzung aufrichteten, in lebhaftem Gedankenaustausch aus dem scheinbar erkalteten Stein neue Funken herauszulocken wußten und durch ihre warme menschliche Teilnahme und Freundschaft auch seinem Herzen wohltaten. Von Weimar aus, vor der Übersiedelung nach Köln, hatte er dem Bruder geschrieben: „Um die Menschen ist mir's weniger, die brauche ich leider gar nicht mehr oder weiß sie nicht mehr zu brauchen. Ich bin hier außer mit Schölls mit niemand öfter zusammengekommen. Ich kann jetzt jedermann entbehren, in dieser Beziehung bringt das Behagen mit meinen Kindern den neuen Widerspruch in meine Existenz, daß es mich von der Welt vollends ablöst, mit der ich doch, den Kindern zulieb, eher wieder etwas mehr in Verkehr kommen sollte." Das wird nun in Heidelberg mit einem Schlag anders. Hier findet Strauß Menschen, hier wird er wieder gesellig. Auch die schwäbische Schwerfälligkeit hat er hier vollends abgelegt und ist der Mann mit den feinen Umgangsformen geworden, als der er mir in der Erinnerung lebt.

Mitte Oktober 1854 war Strauß in Heidelberg eingetroffen, am 6. November schon berichtet er dem Bruder: „Bekanntschaften habe ich über dem fatalen Wohnungsuchen noch wenig gemacht, hauptsächlich mit dem Dr. Fischer, einem Dozenten der Philosophie, dem die Pfaffen kürzlich das

Digitized by Google

Lesen gelegt haben. Er gefällt mir recht wohl und ist 1½ Tage mit mir wegen Wohnungen herumgelaufen.“ Es ist Kuno Fischer, der Exprivatdozent, dem allerdings kürzlich erst in Heidelberg auf der „Pfaffen“ Betreiben hin die Venia legendi entzogen worden war. Was ihm dieser und der Umgang mit ihm gewesen ist, darüber lassen wir ihn am besten selbst reden. In den „Literarischen Denkwürdigkeiten“ heißt es: „Einer der ersten Besuche, die ich machte, war bei Dr. Kuno Fischer, der damals als Privatdozent, dem aber das Lesen untersagt worden war, am Orte lebte. Ich hatte vor einigen Jahren einen Aufsatz von ihm über L. Feuerbach gelesen, der mir als das Beste erscheinen wollte, was bis dahin zu dessen Beurteilung gesagt war; und jetzt war er ja vermöge des Interdikts, das infolge theologischer Denunziation auf ihm ruhte, gewissermaßen ein Kollege von mir. Ich fand einen noch sehr jungen Mann mit hellblondem Haar und Schnurrbart, schnell und scharf in seiner Rede, und norddeutsch-stramm in seinem Auftreten. So grell der Gegensatz war, den dies zu meiner Natur und Art bildete, so kam er mir doch gleich von Anfang an mit so viel Hochschätzung und Zuneigung entgegen, daß ich mich vertraulich zu ihm hingezogen fühlte. Es mir in seinem Kreise behaglich zu machen, trug nach näherem Bekanntwerden auch seine Frau bei, von französischer Herkunft, aber in Deutschland erzogen und so zart und gemütvoll, daß sie dem Deutschen durchaus als Landsmännin erschien. Auch meine Tochter, und wenn er in Ferien kam, mein Sohn fanden in der Familie Fischer, zu der noch ein munteres Töchterchen von etwa zwei Jahren gehörte, die freundlichste Aufnahme, und so bildete sich ein Verhältnis, das, wenn auch längst durch Ortsentfernung gehemmt, doch mich und, wie ich hoffe, meine Kinder durchs Leben begleiten wird.“ Aber auch bei der Arbeit, der Fertigstellung des „Frischlin“, zeigte Kuno Fischer „eine ebenso unerwartete als unschätzbare Freundesgabe. Von dem schroff

Digitized by Google

und eigenartig erscheinenden Manne, der vollauf mit eigenen Werken und Entwürfen beschäftigt war, die noch dazu einem ganz andern Gebiet als meine damalige Arbeit angehörten, konnte ich bei seiner Gesinnung gegen mich wohl freundliche Teilnahme an dem, was mich eben beschäftigte, aber nicht dieses liebevolle Eingehen auch in das Einzelste erwarten, wie ich es bei ihm fand. Mich mit Fischer über einen Punkt, den ich gerade unter Händen hatte, zu besprechen, gab mir die entschiedenste Förderung. Mit bewundernswerter Leichtigkeit wußte er sich in die Sache, wie ich sie ihm vortrug, zu versetzen; eine Aufgabe, an der ich mich zerarbeitete, ward alsbald auch die seinige, und er machte im Gespräch gemeinsam mit mir Versuche, sie zu lösen. Dazu kam noch eines, was seinen Umgang so belebend für mich machte. Mein Selbstvertrauen, wie mein Lebensgefühl überhaupt, war nie besonders stark gewesen; damals war es, infolge des langen Mißwachses auf seiten meiner literarischen Tätigkeit zu tiefer Schwäche herabgesunken. Seit meinem Rücktritt aus dem theologischen Felde hatte ich nichts Durchschlagendes, nichts, woran ich mir hätte bewußt werden können, daß meine Kraft noch ungeschwächt sei, geschrieben. Fischer brachte mir eine Hochschätzung — nicht bloß meiner früheren schriftstellerischen Leistungen, sondern meiner lebendigen geistigen Potenz entgegen, die mich, weil sie von einem selbst so geistvollen Menschen ausging, im Innersten aufrichtete und nicht wenig dazu beitrug, meiner Schriftstellerei einen frischen Aufschwung zu geben... Zwischen Fischer und mir bildete bei allen Gegensätzen der Natur und der Geistesrichtung die gemeinsame philosophische Bildung, insbesondere der Durchgang durch das Hegelsche System, einen Boden, auf dem wir uns immer wieder fanden, eine Voraussetzung, aus welcher heraus wir uns zum voraus schon verstanden.“ So wurde die Freundschaft immer enger, die Freunde Straußens wurden auch Freunde von Fischer, namentlich an Rapp und seinem

Digitized by Google

Pfarrhaus, in das ihn Strauß einführte, hatte dieser seine helle Freude. Darum war es für Strauß „nicht bloß ein Verlust, sondern ein Unglück", als Fischer im Frühjahr 1857 Heidelberg verließ und dem Ruf nach Jena folgte, der ihn wieder in den akademischen Sattel gehoben hat, auf dem er dann so meisterhaft zu reiten verstand. Wie ein Ersatz für seine persönliche Gegenwart, die Strauß nun entbehren mußte, war es, daß Fischer vom Hutten bis zum Voltaire die Hauptwerke von Strauß öffentlich besprochen [1]) und dem deutschen Volk klar gemacht hat, was es an Strauß vor allem als Biographen besaß. Daß er dabei in und neben dem Schriftsteller auch den Menschen, den er ja freilich intim persönlich kannte, der Welt vor Augen stellte, empfand Strauß als ein seltenes Glück; er fühlte, daß ihm Fischer damit eine Entschädigung hat geben wollen für so manche Verkennung, die ihm im Leben widerfahren war [2]).

Nicht so vertraut wie mit Fischer, aber doch in „vertraulichem Umgang" nahe genug stand Strauß Gervinus. Mit seinen Schriften war er lange schon bekannt. Von seiner Geschichte der deutschen Dichtung, seinem Shakespeare und seiner Schrift über die Deutschkatholiken ist in den

[1]) Diese Aufsätze von Kuno Fischer über Strauß sind nun von Hugo Falkenheim gesammelt erschienen in der schon mehrmals erwähnten Schrift „Über David Friedrich Strauß. Gesammelte Aufsätze von Kuno Fischer". Heidelberg 1908.

[2]) In dem schönen Gedicht „An Kuno Fischer" bei dessen Berufung nach Jena heißt es über ihr Heidelberger Zusammensein:

Mein Schifflein schwamm die gleiche Bahn,
Es kam dem Deinigen zur Seite,
Erwünscht war beiden das Geleite:
So zog man nachbarlich voran.

Es waren Tage voll Genuß,
Man grüßte sich am frühen Morgen,
Vergaß im Redetausch die Sorgen,
In Zukunftsplanen den Verdruß.

Digitized by Google

Briefen an Vischer und Rapp seit 1842 öfters und stets mit viel Zustimmung die Rede. Nun lernt er ihn auch persönlich kennen, und alsbald wird ihm neben Fischer die Bekanntschaft mit Gervinus die merkwürdigste und liebste; je näher er ihm kommt, desto achtungs- und liebenswerter erscheint er ihm. Zuerst entdecken sie ihre musikalische, dann auch ihre theologische Übereinstimmung, nur daß Gervinus eine politischere Natur ist als er. Und das kam sofort auch dem Hutten zugut, bei dem sich ja die von Gervinus verlangte Wendung vom Literaten zum Politiker tatsächlich vollzogen hat. Auch das rege Interesse Straußens an der Geschichte und ihren Vertretern in Deutschland, das wir in den Briefen jener Zeit bemerken, wird auf ihn zurückzuführen sein. Doch lassen wir auch über dieses Verhältnis Strauß selber reden: „Ich war", heißt es in den literarischen Denkwürdigkeiten, „seinem epochemachenden Werk über die deutsche Nationalliteratur soviel Belehrung schuldig geworden, hatte mich später an seiner Schrift über den vereinigten Landtag in Preußen, wie an der vorzugsweise von ihm geleiteten Deutschen Zeitung so erbaut, meine Hochachtung vor ihm war so groß, daß mich verlangte, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Allein es geschah nicht ohne eine gewisse Scheu. Bei aller Geisteshöhe war er mir immer zugleich als eine herbe Natur erschienen; und wie weit in religiösen Dingen sein Freisinn ging, war mir infolge einiger Bemerkungen über die neuere theologische Kritik in seiner Literaturgeschichte zweifelhaft. Wie überraschte mich daher die freundliche, gemütliche Aufnahme, die ich bei ihm fand, und die mein Inneres so aufschloß, daß ich nach einer halben Stunde mit der Überzeugung von ihm ging, auch hier ein Verhältnis auf die Dauer angeknüpft zu haben. Auch mit Frau Gervinus, die, bei mancher Seltsamkeit in ihrem Wesen, doch durch den redlichen Ernst ihres geistigen Strebens und das aufrichtige Wohlwollen ihres Herzens mir bald lieb wurde,

Digitized by Google

ergab sich ein angenehmer Verkehr; während meine Kinder, bei der Kinderlosigkeit des Paares, hier weniger Ansprache, obwohl stets freundliche Aufnahme fanden." Freilich ein Aber war auch für ihn dabei. „So hoch ich ihn um seines Seelenadels willen verehrte, soviel ich auch, besonders in Beurteilung politischer Verhältnisse, von ihm gelernt hatte und noch ferner lernte, so sehr auch in vielen wichtigen Punkten unsere Ansichten zusammenstimmten: im ganzen war doch sein Standpunkt ein anderer, seine Art, die Dinge anzufassen und zu schätzen, eine andere. Er war, wenn ich es mit einem kurzen Worte ausdrücken soll, durchaus ein sozial-politischer, ich durchaus ein ästhetisch-künstlerischer Mensch. Er schwärmte für Shakespeare und Händel, wie ich Goethe und Mozart verehrte; aber was er in jenen schätzte, war doch weniger das Musikalische oder Poetische selbst, als die sittlichen Ideen, die er in ihren Werken mittelst jener Formen wirksam fand, das Dorische sozusagen in dem Genius beider Männer, wogegen ihm das Ionische und Attische in Mozart und Goethe bereits als Erschlaffung und Entartung erschien. Am meisten trafen wir noch in unserer Verehrung für Lessing zusammen; aber auch hier, wenn ich, wenigstens für den jugendlichen Lessing, von einer gewissen Fechterbravour, einer Liebhaberei für dialektische Virtuosenstücke sprach, begegnete ich auf seiner Seite einer Unbedingtheit der Bewunderung, die sich in betreff Shakespeares zu starrer Orthodoxie steigerte. Es wurde über diese Punkte besonders im Anfang unserer Bekanntschaft viel zwischen uns gestritten, wobei ich oft lebhafter wurde als schicklich war, während Gervinus immer gleich freundlich und langmütig, freilich auch unerschüttert bei seiner Meinung blieb." Auch ihn führte er seinen alten Freunden zu. An Pfingsten 1855 kam er mit Gervinus, Fischer und Mohl nach Auerbach an der Bergstraße, wo sich von Marburg her Zellers und von Tübingen Baur mit seinem Sohn einfanden: „gleichsam ein Kongreß der philosophisch-kriti-

Digitized by Google

schen und historischen Richtung"; auch der Plan einer wissenschaftlichen Zeitschrift wurde hier erwogen, an der die Versammelten alle teilnehmen wollten; schade, daß er nicht verwirklicht worden ist.

Der dritte endlich, zu dem sich in Heidelberg ein genaueres Verhältnis bildete, war Dr. Locher, dessen Bekanntschaft Strauß durch Fischer machte. „Noch in München", erzählt er, „hatte ich einmal in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung einen Artikel über dortige Theater- und Musikzustände gelesen, der mir so wohl gefiel, daß ich mich nach dem Verfasser erkundigte. Es wurde mir ein Dr. Locher genannt, der vor kurzem noch in München gelebt habe. Ich fand ihn jetzt in Heidelberg und gewann ihn bald sehr lieb. Kind reicher Eltern, war er, nach deren frühem Tode sein eigener Herr, auf Universitäten gegangen, hatte sich aber hier mehr von Kunst und schöner Literatur als von einer Fakultätswissenschaft angezogen gefühlt. Besonders dem Theater hatte er seine Neigung zugewandt, und wohlgebaut und von angenehmen Manieren wie er war, bald auf Liebhabertheatern Glück gemacht. In Heidelberg war er durch Kuno Fischers hinreißenden Vortrag für philosophische Studien gewonnen worden und bereitete sich damals vor, sich als Privatdozent der Ästhetik daselbst zu habilitieren. Eine schöne und geistvolle Frau stand ihm zur Seite, und drei anmutige Kinder belebten das Hauswesen. Eine mehrtägige Pfingstreise, die ich mit ihm, Fischer und Gervinus in die Pfalz machte, gehört zu den angenehmsten Erinnerungen meines Heidelberger Lebens. Insbesondere zwischen Kuno Fischer und mir bildete Locher eine wohltätige Vermittlung. Fischer, von Haus aus scharf, damals noch durch die erfahrene Unbill frisch gereizt, gab sich bisweilen in einer Art, die meinem weicheren und gleichfalls reizbaren Naturell empfindlich war; da war denn eine milde, feine, freundliche Natur wie Locher unschätzbar, um die Gegensätze auszugleichen, Verstimmungen nicht aufkommen

Digitized by Google

zu lassen. Als er im Herbst 1855, von seinem Vorhaben sich zu habilitieren auf einmal abspringend, Heidelberg verließ, empfand ich dies als schweren Verlust, der mir auch nicht ersetzt worden ist.“ Rapp gegenüber nennt er ihn einen „hochgebildeten und guten Menschen“.

Mit den beiden jüngeren Freunden Fischer und Locher kam er auch beim Bier zusammen, er rühmte sich sie zum Kneipen verführt oder vielmehr „erzogen“ zu haben. An den zwei gewöhnlichen Kneipabenden nahmen außerdem noch teil ein Landschaftsmaler Fries, der mit Vischer in Rom gewesen war, ein Kaufmann Bielefeld aus Hamburg, der sich nach weiten Reisen in Heidelberg zur Ruhe gesetzt hatte und deutsche Literatur bei Fischer studierte, endlich ein sizilianischer Principe Radali, der aber ein guter blonder Deutscher war, dessen Vater ein sizilianisches Prinzipat geerbt hatte. Endlich ist unter den näheren Bekannten noch Julius Meyer, der spätere Galeriedirektor in Berlin, zu nennen, mit dem ihn ästhetische Interessen zusammenführten und dem er über die Heidelberger Zeit hinaus freundschaftlich verbunden blieb. Sehr warm schreibt er über ihn: „Es ist ein Mensch von ebenso schöner allgemeiner als gründlicher Fachbildung, einem ebenso weltmännisch nobeln als innig gemütlichen Wesen, mir mit der Ergebenheit halb eines Sohnes, halb eines jüngeren Bruders zugetan und mir vor allen meinen jüngeren Freunden wert“.

Auch mit Häusser, dem kneipfrohen Pfälzer, verkehrte er; zu Schlosser wurde er zum Essen geladen, aber noch lieber war es ihm, wenn er sich mit dem ehrwürdigen Patriarchen auf seinem Studierzimmer unterhalten konnte; Robert Mohl, den Landsmann von Tübingen her, lernte er erst hier kennen; selbst zum Chemiker Bunsen ergaben sich Beziehungen. Zittel habe ich unter seinen Bekannten schon genannt. Mit diesem weiteren Kreis, „den besten Männern von Heidelberg“, kam er — auf sein Betreiben — jede Woche Montags bei einem Bäcker zusammen, der guten Wein und

Digitized by Google

ein eigenes Zimmer für solche Gesellschaften hatte. Daß es hier an Geist und Witz, an fröhlichen und scharfen Worten nicht gefehlt hat, läßt sich denken; daher haben es nicht bloß „die Frommen" dem Stadtpfarrer Zittel schwer verdacht, daß er allwöchentlich mit dem Leben-Jesu-Strauß zusammensaß und seine „gotteslästerlichen" Reden mit anhörte. Dagegen wird die Bekanntschaft mit dem Ritter Josias von Bunsen, der ja damals auch in Heidelberg lebte, keine zu nahe gewesen sein, zumal dessen „ganze geschwätzige Anmaßlichkeit" Strauß widerwärtig war.

Auch nach auswärts streckten sich seine Fühlfäden. Im nahen Mannheim war Hetsch Musikdirektor, mit dem Strauß einst im Stift zusammengewesen war. Man erneuerte die alte Freundschaft, verstand sich in gleichgestimmten musikalischen Interessen und Sympathien und besuchte sich fleißig herüber und hinüber, allein oder mit Freund Rapp, wenn dieser nach Heidelberg kam.

Die Arbeit am Hutten aber führte ihn von den Heidelbergern zu den Bonnern. Während Strauß sich dem fränkischen Ritter zuwandte, war längst schon Professor Eduard Böcking in Bonn damit beschäftigt, die Werke Huttens zu sammeln und ihre Herausgabe vorzubereiten. Durch Gervinus wurden die beiden Huttenfreunde zunächst brieflich zusammengeführt. Liebenswürdig stellte Böcking Strauß seinen reichen literarischen Apparat für die Huttenausgabe zur Verfügung; eifrig gingen Briefe mit Fragen und Antworten hin und her, und schließlich lud ihn Böcking im Sommer 1856 zu sich nach Bonn. Es war zunächst eine literarische Bekanntschaft, wobei Strauß mehr der Empfangende war. Er rühmt, wie ungemein er durch das Durchsprechen des Gegenstands mit Böcking gefördert worden sei und daß er eigentlich erst durch ihn einen Begriff bekommen habe, was an gründlicher Urkundenforschung und diplomatischer Genauigkeit zu einer solchen Arbeit gehöre. Aus der literarischen wurde aber auch hier bald eine persön-

Digitized by Google

liche Freundschaft. Strauß war Böckings Gast in Bonn und fühlte sich, in seinem Hause wohl aufgenommen, überaus behaglich. Auch die Bekanntschaft mit Otto Jahn, Dahlmann und anderen Bonner Gelehrten hat Böcking vermittelt. Daß die Freundschaft mit ihm später einen übeln Stoß bekam, da sich Böcking durch die Besprechung des zweiten Bandes seiner Huttenausgabe durch Strauß schwer gekränkt fühlte und das Band in einem recht unguten Brief brüsk durchschnitt, war nicht Straußens Schuld. Die Rezension, als Fortsetzung einer höchst lobenden und anerkennenden Besprechung des ersten Bandes gedacht, hatte absolut nichts Verletzendes [1]). Böcking war offenbar dadurch ge-

[1]) Über die erste Rezension, die vielleicht schon den Grund zu der Mißstimmung Böckings gelegt hat und auch nicht ohne eine ganz kleine, aber durchaus scherzhaft gemeinte Spitze gewesen ist, schreibt Strauß seinem Bruder am 24. März 1859: „Ich habe diese Woche eine angenehme Arbeit gehabt. Böcking hat mir den ersten Band der Werke Huttens in seiner Ausgabe geschenkt und den Wunsch geäußert, daß ich denselben anzeigen solle. Nun ist seine Arbeit vortrefflich, und doch mußte ich, um mich bei dem alten Cerberus in Respekt zu setzen, ihm auch etwas am Zeuge zu flicken suchen, zumal er in seiner Anzeige meines Hutten mich doch etwas geschulmeistert hatte. Denn im Grunde halten Leute seiner Art unser einen doch nur für einen Belletristen. Ich mußte ihm also zeigen, daß, so sehr er auch in diesem Fache Meister ist, ich doch auch über Hilfsquellen gebiete, die mir es möglich machen, ihm hie und da etwas aufzuraten zu geben. Ich legte meine Arbeit Gervinus vor, der sie mir ganz vergnügt zurückbrachte.“ Über die Anzeige des zweiten Bandes dagegen schreibt er dem Bruder im September 1859 ganz harmlos: „Vor wenigen Tagen kam Freund Böcking (nach Heidelberg) und brachte mir die Aushängebogen des zweiten Bandes von Huttens Werken mit dem Wunsch, daß ich denselben anzeigen solle; wir waren recht kordial zusammen. Diesmal hat sich aber der Alte so vorgesehen, daß ich in seiner Arbeit fast keine Nachlese zu machen finde; hätte er nicht einmal den Garten Gethsemane für den Paradiesgarten angesehen, so gäbe es gar keinen Spaß.“ Es fand sich dann freilich noch einiges mehr; namentlich die Art, wie Böcking Erasmus beurteilte — „er führe einen moralischen Vernichtungskrieg gegen

Digitized by Google

reizt, daß Strauß allmählich aus der Rolle des Empfangenden und Lernenden in die des Gebenden und Lehrenden hineingewachsen war und daß die leichtere Arbeit des Biographen von der Welt höher gewertet wurde, als seine mühsame Sammlung der Huttenschen Werke. Dieser Unmut kam dann an falscher Stelle zum Ausbruch. Einen Augenblick verlor auch Strauß bei diesem unvermuteten Überfall die Ruhe. Aber er ist es dann doch gewesen, der bei einem Trauerfall in Böckings Familie die unterbrochene Korrespondenz wieder aufnahm und zunächst äußerlich den Frieden wieder herstellte. Bei Besuchen im Hause seiner Tochter in Bonn hat sich das Verhältnis später auch innerlich wiederhergestellt. Die Nachricht von seinem Tode am 3. Mai 1870 war ihm schmerzlich. „Er wird mir, so oft ich nach Bonn komme, sehr fehlen", schrieb er der Tochter.

Es war eine Nemesis eigener Art, daß fast zur selben Zeit Strauß seinerseits durch eine Besprechung seines „Hutten" schwer gekränkt wurde. Rudolf Haym hatte 1858 für die von ihm neugegründeten „Preußischen Jahrbücher" Strauß in Heidelberg persönlich als Mitarbeiter geworben, und dieser hatte ihm auch sofort für das zweite Heft den prächtigen Essai über Spittler geliefert. Nun sollte Vischer in den Jahrbüchern den Straußischen „Hutten" anzeigen. Doch das lehnte Haym ab, da er diesen selber besprechen wollte. Schon das verstimmte Strauß. Als aber dann der Aufsatz Hayms, noch im ersten Jahrgang der Jahrbücher, erschien, verstimmte ihn auch der Inhalt,

---

ihn", meint Strauß —, mußte er zurückweisen. Der Ton aber war wie in der ersten so auch hier durchaus freundlich. Die Anzeige des ersten Bandes erschien in den „Grenzboten", Bd. I, 2. S. 240 ff. 1859; die zweite ebendort Bd. II, 4. S. 245 ff. — Die Briefe von Strauß an Böcking liegen auf der Straßburger Bibliothek; sie haben für einen Huttenforscher noch immer ihren Wert.

Digitized by Google

daß der Rezensent, wie Haym meint[1]), „an seine theologische Vergangenheit erinnert und seine biographische Methode nicht in allen Stücken gebilligt habe“: er hatte sie „allzu mikroskopisch und philologisch“ genannt. Das hat ihm Strauß nicht verziehen, und so war sein erster Beitrag auch sein letzter.

1854 bis 1861 hat Strauß in Heidelberg gelebt. Diese sechs Jahre sind — er wußte es auch selber — die glücklichsten in der zweiten Hälfte seines Lebens gewesen. Sie haben ihn über den toten Punkt der Lebensstockung hinweggehoben und ihm neues Leben gebracht. Äußerlich sah er sich der Plackerei mit einer schlecht versehenen eigenen Haushaltung enthoben. Die Tochter, die er Sonntags bei Tisch hatte und die auch sonst Spaziergänge und kleine Landpartien mit ihm machen durfte, sah er vier Jahre lang in trefflicher Obhut an seiner Seite heranwachsen, den Sohn wußte er in Öhringen erst bei Preuners, dann bei Bogers (die Frau war Frieda Rapp, die Tochter seines Freundes) wohl versorgt. Zu den alten Freunden kamen in Heidelberg neue hinzu[2]), die ihm

[1]) Aus meinem Leben. Erinnerungen von Rudolf Haym, 1902, S. 264 ff. Wenn Haym hier von der „partikularistischen Gruppe“ derer um Strauß redet, so kann das nur landsmannschaftlich, nicht politisch gemeint sein; sonst wäre es falsch. Strauß war kein Partikularist.

[2]) Gegenüber einer Bemerkung Hausraths in der Deutschen Rundschau, März 1908, daß „nur ganz hervorragende Nichtschwaben wie Kuno Fischer und Gervinus zu ähnlich engem Verkehr wie die alten Studienfreunde zugelassen worden seien“, weise ich darauf hin, daß Strauß neben den alten Genossen aus der Blaubeurer und Tübinger Zeit, die natürlich Schwaben waren, sich außerhalb Württembergs doch nicht bloß jene zwei, sondern noch eine ganze Anzahl von näheren und nächsten Freunden gewonnen hat; ich nenne Wilhelm Vatke in Berlin, Neumann in München, Adolf Schöll in Weimar, Locher und Meyer in Heidelberg, Böcking in Bonn. Damit fällt der Vorwurf einer gewissen Ausschließlichkeit dahin, falls es ein Vorwurf sein soll. Denn wer von uns hat mehr „Freunde“? Daß ihrer in Heidelberg nicht noch mehrere geworden sind, daran waren übrigens auch die damaligen

Digitized by Google

menschlich und wissenschaftlich wohltaten, bedeutende Menschen aller Art. Ihnen zuliebe gab er seine weltscheue Einsamkeit auf und verkehrte nun wieder wie in der „Kneipe" so in den Familien seiner Freunde viel und gern und entwickelte und offenbarte seine geselligen Talente des Witzes und Humors und der fröhlichen Laune, die ihm einst in Blaubeuren und Tübingen die Herzen seiner Altersgenossen gewonnen hatten. Daß sein Witz schärfer, sein Humor schwerblütiger und bitterer war als in jener harmlosen Jugendzeit, das freilich ließ sich nach alledem, was dazwischen lag, nicht ändern. Ganz besonders aber weckte der Heidelberger Aufenthalt in ihm die Arbeitslust und die lange stockende Produktivität. Hier war er in wissenschaftlicher Luft, alles um ihn her arbeitete und schrieb, das steckte an. Und dazu kam die Ermutigung der Freunde, die ihm Selbstvertrauen gab, und die vielfache geistige Anregung, wie sie in einer Universitätsstadt ganz von selbst sich einstellt. Bei Fischer fand er liebevolles Eingehen und entschiedene Förderung, bei Gervinus volles Verständnis und tatkräftige Unterstützung für die Gegenstände seines Schaffens. So konnte er genesen und so ist er in Heidel-

unerquicklichen Parteiverhältnisse an der Universität schuld, die Strauß von Anfang an störend in den Weg traten. „Zu meinem Bedauern", schreibt er gleich im November 1854 an Zeller, „fand ich, daß die Männer freierer Richtung hier in zwei Lager gespalten sind: Moleschott mit Hagen und dem tollen Kapp sind Ultrafeuerbachianer und politisch Radikale, die an Gervinus usw. kein gutes Haar lassen: dagegen bildet dieser mit Häusser, Fischer u. a. eine gemäßigte Partei." Verkehren konnte er daher nur mit einem dieser Kreise, und da schloß er sich dem Häusserschen an. — Aus dem im Text Mitgeteilten geht übrigens auch hervor, was es mit der anderen Behauptung Hausraths auf sich hat, Strauß habe in Heidelberg „still und zurückgezogen" gelebt. So still und zurückgezogen, wie mit wenigen Ausnahmen alle deutschen Gelehrten in kleinen Universitätsstädten zu leben pflegen, nicht weniger, aber auch kaum mehr. Ich würde eher sagen, er habe in Heidelberg aufgehört, so still und zurückgezogen zu leben wie bis dahin.

Digitized by Google

berg genesen, ist wieder in die Welt hineingewachsen, der er entfremdet war, und hat sich wieder zu den speziellen Aufgaben zurückgefunden, die ihm seine Begabung, sein Studiengang und seine persönliche Neigung nahelegten. In Heidelberg ist er der große Biograph geworden, als den wir ihn in diesem Kapitel kennen gelernt haben, der „Frischlin“ und der „Hutten“ sind während seines dortigen Aufenthalts erschienen. Hier hat sich aber daneben auch, langsam und einstweilen noch unvermerkt fast, seine Rückkehr zur Theologie angebahnt.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Die Rückkehr zur Theologie.

Der Hutten war fertig: was nun? Da taucht ein Plan auf, der allerdings zunächst mehr von außen an Strauß herangetreten zu sein scheint, der Gedanke einer — Lutherbiographie. Es lag ja sachlich nahe genug, von Hutten auf Luther zu kommen, über den Strauß in der Biographie seines Ritters so verständnisvoll und begeistert gesprochen hatte. Man denke nur an jene von ihm geschilderte Szene zwischen Hutten und Sickingen — eine der schönsten in der Geschichte unseres Volkes: „Am gastlichen Tische der Ebernburg sitzen in den Winterabenden zwei deutsche Ritter in Gesprächen über die deutscheste Angelegenheit; der eine Flüchtling, der andere sein mächtiger Beschützer: aber der Flüchtling, der Jüngere ist der Lehrer, der Ältere schämt sich des Lernens nicht, wie der ritterliche Lehrer selbst neidlos dem größeren Meister, dem Mönch zu Wittenberg, sich unterordnet". Vor allem aber war es doch Gervinus, der ihm aus seiner Verehrung Luthers heraus und in der Überzeugung, daß eben jetzt durch ein aus dem rechten Gesichtspunkte geschriebenes Werk über den großen deutschen Reformator viel gewirkt werden könnte, diesen Gedanken nahe legte. Kuno Fischer war schon weg, er würde ihm, meint Strauß, so wie er ihn kannte, schwerlich zu dem Unternehmen zugeredet haben. So machte er sich denn ans Werk, fing aber mit Zwingli und seinen Briefen an, die den schweizerischen Reformator noch ganz auf humanistischem

Digitized by Google

Boden zeigten, um so um den Kern der Sache herumzugehen, „wie die Katze um den heißen Brei“; denn vom Theologischen wollte er vorerst noch nichts wissen. An Luther reizte ihn also zunächst nur die große historische Persönlichkeit und daneben das rein Menschliche. Luther war, darin mit Schubart vergleichbar, ein Temperaments- und Kraftmann, und so war es wieder Gegensatz und Ähnlichkeit zugleich, die derbe Bauernnatur dieses heroischen Willensmenschen mit seiner von Haus aus starken und erst künstlich und mühsam gebändigten Sinnlichkeit, seiner über alle melancholischen Anwandlungen immer wieder sieghaften Frohnatur und seiner im gegebenen Augenblick robust zugreifenden Tatkraft und Energie. Und als Befreier seiner Deutschen, um seines im Fanfarenton in sein Volk hineingerufenen „Los von Rom“ willen war er natürlich auch Strauß von Herzen teuer und ein Gegenstand freudiger Bewunderung. Darum liebte er ihn, so hätte er wohl über ihn schreiben können. Aber über eines kam er nicht weg, an dieses Eine mochte er damals noch nicht wieder heran, es war das Theologische; oder genauer gesagt: das Irrationale in Luthers Sündenbewußtsein und Rechtfertigungsglauben, sein Glaube, daß er und alle Menschen für sich grundverdorben, der ewigen Verdammnis verfallen wären und nur durch das Blut Christi und den Glauben an dessen Kraft davor bewahrt und erlöst werden können. Ein Mann, dessen Kern dieses Bewußtsein bildet, war ihm seit seinem Bruch mit der Theologie so fremd, so unverständlich geworden, daß er ihn nicht zum Helden einer biographischen Darstellung machen mochte; es fehlte ihm für diese Seite in Luther die Sympathie, es fehlte ihm in diesem Augenblick sogar die Toleranz dafür; er fand sie einfach unsinnig, widrig, abscheulich. So war er eine Zeitlang von Zweifelsqualen hin- und hergerissen, wie das am deutlichsten aus einem ganz an die „wägelnde“ Art Vischers erinnernden Brief an Rapp vom 19. November 1857 hervorgeht. „Ich

Digitized by Google

habe für Luther zu lesen angefangen... Um nun aber Luther zu begreifen, muß man seine Rechtfertigungslehre und die inneren Kämpfe, die ihn dazu führten, sich deutlich machen, sich in dieselben hineinleben. Letzteres ist nicht leicht, wenigstens mir nicht. Zunächst sind mir diese Gemütszustände widrig, und das Resultat derselben, die Rechtfertigungslehre, erscheint als Unsinn. Nun sag' ich mir aber: diese Geschichten haben die Welt umgestaltet; auch du mit allem, was dir von Überzeugungen teuer ist, stehst darauf; kann also kein bloßer Unsinn sein; dringe unter die Oberfläche und grabe dem Sinn nach. Gut, ich tu's und übersetze mir jene Anfechtungen und deren Lösung in meine Sprache; aber verfälsche ich sie damit nicht? sind das noch Luthers Zustände? Luthers Auskunft? Und doch muß es eine Vermittlung geben, durch welche, mittelst einer Reihe von = und wieder =, Luthers Gesetz und Evangelium in Kants kategorischen Imperativ und Schillers ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts ausmündet. Du siehst, an welchem Knoten ich mich zerarbeite. Darum denke ich also: laß du Luther Luther sein und schreibe „Deutsche Dichterleben von Klopstock bis Schiller"; da wirst du mehr Plaisier davon haben; ist auch leichter. Leichter! eben das wirft mich dann wieder der andern Aufgabe zu, die mich durch ihre Schwierigkeit reizt. O Rapp, was hast Du für einen närrischen Freund! Zum Glück ist er einmal nicht geboren, das ist schon hieraus klar. Wozu denn? Ja, wenn wir das wüßten!"

Schließlich gab er aber den Plan doch auf. Vielleicht haben wir Grund, das zu bedauern, trotz des theologischen Defekts, der in einer damals geschriebenen Lutherbiographie von Strauß jedenfalls sich spürbar gemacht hätte. Der Mensch Luther wäre sicher gut herausgekommen und ein Kunstwerk wäre es auch geworden. Aber — „ich kann über niemand schreiben, den ich nicht liebe", und Luther liebte er in diesem Augenblick nicht, wenigstens nicht den ganzen, er war ihm zu

Digitized by Google

theologisch. Aber gearbeitet mußte werden. So entstand zwischenhinein der Aufsatz über Spittler, der ihm viel Genuß gewährte — „ich habe lange nichts mit solcher Liebe gearbeitet." Doch das war eine Kleinigkeit; ein Größeres sollte werden, und so wandte er sich nun dem andern Plane zu, von dem er Rapp geschrieben, dem Plan, eine Reihe deutscher Dichterleben von Klopstock bis Schiller zu schreiben. Gerade das hatte Gervinus mit seinem Zureden zu Luther verhindern wollen, da er der Ansicht war, mit der schönwissenschaftlichen Ära sei es für Deutschland zu Ende, dafür sei eine Zeit der Tat und des politischen Handelns gekommen, worin er ja am Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre so unrecht nicht hatte. Allein Strauß ließ sich durch solche Bedenken, die ihm als einem „ästhetisch-künstlerischen" Menschen durchaus fern lagen, nun, nachdem der Gedanke an Luther aufgegeben war, nicht abhalten. So etwas lag ihm, dazu hatte er längst schon Neigung und Lust, auch war er durch seine Lektüre und seine Studien dazu wohl vorbereitet.

Sein Absehen ging auf drei Paare: Klopstock-Wieland; Lessing-Herder; Goethe-Schiller, und war ein rein literarisches und ästhetisches. Er wollte „anschaulich machen, wie teils innerhalb der Paare jedesmal der zweite Mann die Ergänzung des ersten war, teils die Paare unter sich in der Art eine Stufenleiter bildeten, daß, nachdem das erste Paar durch das zweite beseitigt und der Grund tiefer gelegt ist, in dem dritten sich das erste in höherer und reicherer Weise wiederholt. Von der französischen Konventionspoesie losgerissen, eröffnet sich die deutsche Dichtung der Neuzeit, wie billig, mit dem höchsten Idealismus in Klopstock, dessen Fleischlosigkeit aber einen Gegensatz wie die Wielandsche Sinnlichkeit, die auch alsbald wieder nach den französischen Mustern zurückgreift, notwendig fordert. Während vor Lessing hierauf weder Klopstocks hohle Idealität noch Wielands niedriger Realismus bestehen, sofern er auf Shake-

Digitized by Google

speare als das Muster und auf den recht verstandenen Aristoteles als den Gesetzgeber einer höheren, volleren Kunst verweist, und für das Drama nach diesen Grundsätzen gearbeitete Musterstücke selbst liefert: wird seine verstandesscharfe Kritik durch Herders Gefühligkeit und nachschaffende Einbildungskraft ergänzt, der seinerseits die Schätze der Volks- und Völkerpoesie für uns erschließt. Und indem nun alle Hoffnungen und Verheißungen für die deutsche Dichtung in Goethe sich überschwänglich erfüllen, läßt er doch an seiner Seite noch für einen Schiller Raum, der, in gewissem Sinn ein größerer Klopstock, ihm — man darf freilich nicht sagen: als einem höheren Wieland, aber doch wieder als der Idealist dem Realisten gegenübertritt. Näher zugesehen übrigens sind es doch nur zwei, nicht drei Rangstufen, worein diese zugführenden Genien sich ordnen. Gerade die Hälfte von ihnen, mit dem dritten Paare nämlich auch einen Mann des zweiten, hat das deutsche Volk als Klassiker im engsten Sinne in den Olymp des modernen Geistes erhoben. Und merkwürdig, wie in diesem neuen Olymp noch immer jene Typen gelten, welche die plastische Phantasie des Griechenvolkes in dem alten als die Urbilder der verschiedenartigen menschlichen Trefflichkeit aufgestellt hat. Oder denken wir uns nicht unwillkürlich in unserem deutschen Dichterhimmel Goethe als den ruhigthronenden, alles überschauenden Vater Zeus; Schiller als den kühn vorschreitenden Apollon, auf dessen Schulter der Köcher klingt; Lessing aber (wie ihn der formende Künstler auch unbewußt dargestellt hat) als

des Atlas beredten Enkel,
Der die rohen Sitten der neuen Menschheit
Klug durch Sprache bildete, samt der edlen
Schule des Ringkampfs?"

Das war der großangelegte Plan, wie ihn Strauß in dem Vorwort zu dem zweiten Band der Kleinen Schriften selber entwickelt

Digitized by Google

hat; und hier können wir ohne alles „vielleicht" sagen: Schade, daß er nicht ausgeführt worden ist.

Von den sechsen waren ihm nur drei, Lessing, Goethe und Schiller, wirklich sympathisch, beginnen mußte er mit einem, den er jedenfalls nicht durchaus liebte. Zwar hatte er Klopstocks Messias in früher Jugend mit Begeisterung gelesen, und der Held dieses Epos und die neue Mythologie, in die derselbe hier noch einmal eingesponnen war, lagen dem Verfasser des Lebens Jesu nicht allzufern. Überdies hatten ihm einzelne der Klopstockischen Oden später noch Bewunderung eingeflößt, und der selbstbewußte, vornehme Zug im Wesen des Dichters imponierte ihm auch menschlich. Aber wenn dann hier schon Hindernisse und Hemmungen eintraten, war gerade für Klopstock die Sympathie doch nicht groß und nicht nachhaltig genug, um sie zu überwinden. Und eine solche Hemmung kam: der Hamburger Archivar Lappenberg verweigerte Strauß die Mitteilung der ungedruckten Briefe Klopstocks an Fanny, und ohne sie glaubte Strauß, ob mit Recht oder Unrecht, nicht weiter machen zu können. So blieb das Leben Klopstocks und damit das ganze Unternehmen unvollendet. Immerhin haben wir zwei Abschnitte davon, den großen Anfang „Klopstocks Jugendgeschichte" bis zu seinem Aufenthalt in Zürich und das kleine Kabinettstückchen „Klopstock und der Markgraf Friedrich von Baden". Nehmen wir dazu noch den 1861 in Heilbronn zugunsten der deutschen Flotte gehaltenen Vortrag über „Lessings Nathan den Weisen" und die Abschnitte über Lessing, Goethe und Schiller im „alten und neuen Glauben", so dürfen wir wie gesagt mit Grund bedauern, daß dieser umfassende Plan nicht ausgeführt worden ist. Wie ihm selbst bei Öffnung des bestäubten Pakets mit der Überschrift „Klopstock, opus imperfectum", so weht auch uns beim Lesen dieser Klopstockischen Jugendgeschichte „die reine tauige Morgenluft der ersten Werdezeit unserer neudeutschen Dichtung entgegen", und wir begreifen, daß

Digitized by Google

er diesen Genuß durch Aufnahme der Arbeit in die „Kleinen Schriften" auch andern gönnen wollte. Die Verehrung für den idealen Sinn, den edlen Stolz, das feurige Vaterlandsgefühl Klopstocks gibt ihr den nötigen Schwung und die erfreuliche Wärme; und das sinnenfreudige Lebensgefühl, das Klopstock in Zürich menschlich und dichterisch betätigt hatte, lag schließlich doch auf derselben Linie wie bei Schubart, Frischlin und Hutten. In jenem Vortrag über den Nathan aber spüren wir das Kongeniale, das Strauß mit Lessing verband, den Gleichklang der Seelen in der Darlegung der Grundgedanken dieses hohen Liedes der Duldung und geistigen Freiheit, dieser humanen Predigt vom Kommen eines wahren Gottesreiches auf Erden. Aber auch die ästhetische Analyse des Dramas ist ein Meisterstück. In ihr haben wir eine reife Frucht seiner langjährigen Beschäftigung mit deutscher Literatur, von der wir in der Streitschrift gegen Menzel die erste Probe kennen gelernt haben. Strauß ist kein Fanatiker der Methode gewesen, wie so viele unserer heutigen Literarhistoriker; ihm war der Dichter kein Bündel oder Produkt von überall her zusammengesuchten Parallelstellen, sondern eine Individualität und Persönlichkeit, die er nach- und einfühlend zu verstehen suchte. Und in der Kritik operierte er mit ganz bestimmten ästhetischen Maßstäben, die er an den Alten und vor allem an Goethe sich erarbeitet hatte. Hier war daher auch ein Punkt, wo er mit Vischer nicht durchaus Hand in Hand gehen konnte. Zwar daß dieser den zweiten Teil des Faust tief unter den ersten stellte, das war seit seinem Kampf mit Menzel[1]) auch seine Meinung. Aber der nörgelnde, scharfe Ton, mit dem Vischer Goethe zuweilen meisterte, schien ihm pietätlos; auch fürchtete er für die Ästhetik des Freundes, wenn dieser an Goethe irre werden sollte. Übrigens hat Strauß auch den neuen und neuesten unter

[1]) s. oben I, S. 241 f.

Digitized by Google

den Dichtern seine Aufmerksamkeit geschenkt und ist auch ihnen mit selbständigem und oft recht scharfem Urteil entgegengetreten. Selbst Freunden wie Kerner oder Mörike, den er als Lyriker gleich hinter Goethe stellte, dessen „Hutzelmännlein" ihm aber wegen des allzu romantischen Schlusses recht wenig behagte. So ist es ein wirklicher Verlust, daß wir von diesem Teil seiner Lebensarbeit nur Bruchstücke haben[1]). Was ihm diese ästhetische Arbeit innerlich bedeutete, das werden wir aus seinem letzten Buch erfahren.

Und nun erhob sich, als die Arbeit an den Dichterleben ins Stocken geraten war, aufs neue für den in Heidelberg dem Schaffen und Produzieren Zurückgewonnenen die Frage: was nun? Die Antwort hieß: zurück zur Theologie!

Noch 1858 hatte Kuno Fischer[2]) geschrieben: „Man weiß, in welchen Aufruhr Strauß durch sein Leben Jesu und seine Dogmatik unsere theologische Welt versetzt hat, und daß er selbst freiwillig eben diese theologische Welt verließ, nachdem er den Feuerregen seiner Kritik über sie ausgeschüttet. Er ist ausgewandert wie Lot, ohne sich umzusehen. Einige haben gehofft, die meisten gefürchtet, daß er auf den verlassenen Schauplatz noch einmal zurückkehren werde, aber beide haben sich getäuscht, und es scheint, daß sich die aufgeschreckten Wächter wieder ruhig niederlegen können. Strauß wird sie nicht mehr wecken." Dafür konnte er sich auf Strauß selber berufen; noch am 30. Mai 1858 schrieb dieser an Rapp, er lasse sich von Ludwigsburg den Rest seiner theologischen Bibliothek schicken, um sie — zu verkaufen: „ich lese sie gewiß nicht

[1]) Das Beste, feine Analysen von Dichtungen, oft bis ins Einzelnste gehend, findet sich vielfach in Briefen, namentlich an Rapp; die in der Deutschen Revue 1894 veröffentlichen Stücke aus seinem Nachlaß sind Kleinigkeiten; doch sind die für den Rappischen Familienkreis bestimmten Gedanken über Schillers Wallenstein recht fein.

[2]) a. a. O. S. 16 f.

Digitized by Google

mehr". So wenig dachte er also noch damals an eine Rückkehr in die theologische Welt. Und dennoch war jene Prophezeiung Fischers, daß Strauß die Theologen nicht mehr wecken werde, falsch, die Rückkehr in ihr Land stand unmittelbar bevor.

Aber wenn man näher und schärfer zusieht, war denn Strauß nicht alle die Zeit her bei der Theologie geblieben? Nach der Glaubenslehre war zuerst der „Julian" gekommen, in dem es sich doch klärlich um eine Auseinandersetzung mit Religion und Kirche wie im 4. so im 19. Jahrhundert gehandelt hatte: Julian gehört auch heute noch in die Religionsgeschichte und Religionsphilosophie. Darauf folgte das politische Jahr; da zeigt ja schon die Abhandlung über den politischen und den theologischen Liberalismus und der Titel seiner Volksreden — „theologisch-politische" —, daß er bei seiner Hinwendung zur Politik Theologe geblieben ist. Und auch den Biographen interessieren doch immer auch, um nicht zu sagen: immer zuerst die theologisch-religiösen Dinge und die Stellungnahme seiner Helden zu ihnen. Den Christian Märklin, diese Schilderung seiner eigenen theologischen Vergangenheit mit ihren äußeren und inneren Kämpfen, darf man ja nur nennen: auch er ist „theologisch-politisch". Aber auch im „Schubart" geht es bei dem Helden ohne äußere und innere Kämpfe mit den alten Feinden nicht ab: man denke an seine Mißhandlung durch den Zeloten Zilling in Ludwigsburg oder an die Bekehrungsversuche, durch die der pietistische Oberst Rieger auf dem Asperg seinem Genius Gewalt antat, und denke an Schubarts Kampf gegen die Jesuiten in Bayern. Frischlin mischte sich — freilich auf der falschen Seite — als Schildträger Andreäs und Osianders in die theologischen Streitigkeiten zwischen Pappus und dem liberal denkenden Johannes Sturm in Straßburg; sonst ist er ein Träger jenes protestantischen Humanismus, dessen Ideal die Ineinanderarbeitung der antiken und der christlichen Kultur war.

Digitized by Google

Endlich der fränkische Ritter mit seinem Schlachtruf gegen Dunkelmänner und Pfaffen, mit seinem Los von Rom und seiner Bundesgenossenschaft mit Luther. Von ihm wäre Strauß mit einer Biographie Luthers, auch wenn er ihn „weniger theologisch als historisch im größten Sinne" gefaßt hätte, auf dem kürzesten Wege zur Theologie zurückgekommen. Allein sie blieb ungeschrieben, weil ihm Luther damals zu theologisch war. Dafür ging er an die deutschen Dichter und arbeitete sich — nun gerade in den theologischsten von ihnen, in den Sänger des Messias hinein und griff von Lessing gerade das Stück heraus, das seinen theologischen Feldzug gegen den Hauptpastor in Hamburg zum Abschluß brachte und von seiner alten Kanzel, dem Theater, herab eine humane Religion schönen sittlichen Menschentums verkündigte. So bricht die theologische Unterströmung überall durch, und wenn auch nicht mitten drin, so bewegt sich Strauß doch in allen seinen größeren Schriften auf theologischer Peripherie, und zwar nicht jenseits, sondern diesseits der Grenze.

Aber immerhin, es waren lauter weltliche, profane Schriften, nur der Einschlag war theologisch. Erst mit dem Jahre 1860 kehrt er zur Theologie als Wissenschaft, und zwar zu seinem ersten Arbeitsfeld, zu dem Leben Jesu zurück. Den Anlaß dazu gab ein äußerer Anstoß, wenn auch die innere Neigung daneben nicht fehlt. Reden wir zunächst von jenem.

Im Herbst 1857 und 1858 hatte Strauß mit seinen beiden Kindern schöne Sommer- und Ferienwochen in Unter-Münkheim verlebt, einem fränkischen Dorfe bei Hall, wo sein Freund Rapp seit 1853 Pfarrer war. Die Straußschen wohnten nicht im Pfarrhaus, sondern im Wirtshaus, aber täglich war man mit der Pfarrfamilie zusammen und ging bei ihr ein und aus. Auch besuchte Strauß allsonntäglich mit seinen Kindern die Kirche und hörte sich die Predigt des Freundes an, der ihm einst die Traurede gehalten hatte.

Digitized by Google

So war zu Anstoß und Ärgernis kein Anlaß und kein Grund. Trotzdem wurde solches, vielleicht von außen her, in die Gemeinde hineingetragen und Rapp bei der Behörde wegen seines Verkehrs mit Strauß denunziert. Der vorgesetzte Prälat, Mehring in Hall, ließ sich auf die Sache ein. Freilich kein Wunder, wenn man den Mann und seine Art kennt. Strauß hat ihn — wie ich aus eigener Beobachtung heraus bestätigen kann, ganz richtig so charakterisiert: „Dieser Prälat Mehring ist eine der eigentümlich widerwärtigen Gestalten, wie sie in unserer Zeit mehr als in jeder früheren, vermöge der so verschiedenen Kräfte und Richtungen, die in ihr durcheinander gären, möglich sind. Eine dürre, asketische Natur, querköpfig und eigensinnig, findet, nachdem sie sich schon in eine gläubige Theologie einstudiert und an geistlichem Wirken, wohl auch Herrschen, Geschmack gefunden hat, an philosophischen Studien Gefallen, ja traut sich gar besonderen Beruf für die Spekulation zu, aber nur in der Richtung, sie der Kirche dienstbar zu machen. Indem so in hergebrachter Art, nur eigentümlich verschroben nach der Natur des Mannes, Theologie und Philosophie wechselseitig gefälscht, bald die Vernunft, bald die Schrift verdreht und vergewaltigt werden, bildet sich ein bitterer Haß gegen eine mittlerweile aufgekommene Richtung aus, deren Eigentümlichkeit es eben ist, die Sinnlosigkeit und Unlauterkeit solcher Vermittlungsversuche schonungslos ins Licht zu stellen; und dieser Haß richtet sich ganz besonders gegen jeden Versuch, innerhalb derjenigen Kirche, unter deren Lenker der philosophierende Prälat gehört, einer solchen Einsicht Zugang zu verschaffen. Zufrieden jedoch, wenn nur dieses geistliche Palladium, der Glaube, wie er sich denselben zurecht gemacht hat und zur Aufrechterhaltung eines Kirchenverbandes für hinreichend ansieht, gewahrt ist, hat der Mann namentlich in politischer Hinsicht, schon aus Widerspruchsgeist, mancherlei liberale, ja selbst radikale Ideen, ist für Abschaffung der Todesstrafe, scheut sich über-

Digitized by Google

haupt nicht, wie dies von jeher die Art der rechten Hierarchen war, gelegentlich auch der Regierung zu widersprechen und dadurch von der übrigen Prälatenbank in der Kammer eine, wenn man will, rühmliche Ausnahme zu machen." Natürlich war einem solchen Mann Strauß ganz besonders verhaßt und widerwärtig, und so zog er als Vorgesetzter Rapp auf jene Denunziation hin amtlich zur Rechenschaft und verwies ihm seinen intimen Verkehr mit Strauß. Dieser empfand das wie einen Schlag ins Gesicht, wie ein über ihn verhängtes geistliches Interdikt und fand es mit Recht empörend und ungeheuerlich, daß man von geistlicher Seite mit täppischer Hand störend und hemmend in seine persönlichsten Beziehungen hineingreifen wollte. „Er hatte nicht geglaubt, daß ihn die Pfaffen noch einmal in Harnisch bringen können"; nun war es doch geschehen. Am nächsten wäre es für Strauß gelegen, diesen plumpen Eingriff vor der Öffentlichkeit — in einem Sendschreiben an den Prälaten Mehring, das bereits geschrieben war und im „Beobachter" erscheinen sollte — gebührend zu charakterisieren und zurückzuweisen. Allein die Rücksicht auf Rapp, der nun einmal Pfarrer im Sprengel Mehrings war, ließ das als untunlich erscheinen. Strauß wandte sich daher mit einer Beschwerde an den Justizminister von Wächter-Spittler, mit dem er durch seinen Aufsatz über Ludwig Timotheus Spittler in Beziehung gekommen war. Dieser aber überwies die Sache an den zuständigen Kultusminister, und der gab sie zur Ermittlung des Tatbestands weiter an den damaligen Präsidenten des Konsistoriums, den klugen und vorsichtigen Herrn von Köstlin. Dieser ersuchte am 24. November 1858 Mehring um Auskunft. „Von dem Herrn Justizminister v. Wächter, welcher dermalen mit Dr. Strauß zu Heidelberg wegen einer literarischen Angelegenheit in Korrespondenz steht, ist unserem Herrn Departementschef und durch diesen mir ein Schreiben des Strauß an jenen mitgeteilt worden, worin derselbe sich beklagt, daß ihm der Umgang mit seinen würt-

Digitized by Google

tembergischen Jugendfreunden, die er seinem Bildungsgang zufolge vorzugsweise unter der Geistlichkeit zähle, erschwert werde, und als Beleg anführt: der Pfarrer Rapp zu Münkheim, in dessen Familie er seine aus der Pension getretene Tochter zu ihrer häuslichen Ausbildung auf einige Jahre untergebracht und deshalb sowohl im vorigen als im laufenden Jahr einige Wochen zu Münkheim im Gasthaus wohnend sich aufgehalten habe, sei von E. Hochwürden darüber zur Rede gestellt, namentlich über etwaige propagandistische Zwecke, die Strauß dort verfolge, befragt und warnend darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Behörde gegen Bewegungen, die dadurch veranlaßt werden möchten, einzuschreiten wissen werde. Auch habe der Dekan Wullen[1]) den Pfarrer ermahnt, seinen Kredit bei der Behörde und seine Beförderungsaussichten nicht der Freundschaft mit Strauß zum Opfer zu bringen, und ihm zugleich mitgeteilt, daß er, der Dekan, den Herrn Prälaten zu dem von diesem getanen Schritt veranlaßt habe, wozu die Äußerung eines Münkheimer Bürgers gegen einen Herrn von Hall, daß Strauß und Rapp miteinander der Teufelsklinge[2]) zu spazieren, den Anlaß gegeben habe. Außerdem behauptet Strauß, daß an seinen Freund, Stadtpfarrer Fischer zu Öhringen, wo er wegen seines dort die Schule besuchenden Sohnes manchmal sich aufhalte, von E. Hochwürden die Frage gelangt sei, ob er es nicht angemessen finde, dem Umgang mit Strauß zu entsagen. Der Herr Departementschef und ich sind der Ansicht, unseren von Herrn v. Wächter gewünschten Rat über die an Strauß,

---

[1]) Wullen, als Dekan in Hall Rapps nächster Vorgesetzter, war ein Kompromotionale meines Vaters, also einen Jahrgang vor Strauß voraus und vier Jahre mit diesem in Tübingen zusammen. Die Rolle, die er in dieser Sache gespielt hat, ist nicht ganz klar.

[2]) Offenbar war der Name des Orts, dem sie zuspazierten, ein besonders bezeichnender und in den Augen der Denunzianten besonders gravierender Umstand!

Digitized by Google

der Wächters Verwendung nachsucht, zu gebende Antwort mit irgendeiner Sicherheit in betreff der Tatsachen, auf welche Strauß seine Klage stützt, ohne eine zuvor von E. Hochwürden über dieselben erhaltene Äußerung nicht erteilen zu können. Deshalb und in Betracht des Interesses, das der befragte Vorgang für die Kirchenleitung hat, erlaube ich mir, E. Hochwürden um diese Äußerung ergebenst zu bitten."...

Die Antwort Mehrings auf diesen Brief, die umgehend — am 26. November — erfolgte, lautet (im Konzept) so: „Auf E. Hochwohlgeb. geneigte Anfrage vom 24. d. M. beehre ich mich zu erwidern, daß allerdings aus Anlaß der Visitation des Dekanats Hall mir Dekan Wullen die Mitteilung machte, daß Dr. Strauß sich oft längere Zeit in Münkheim aufhalte und daß dies bei der Gemeinde Mißstimmung errege. Darauf war es natürlich meine Pflicht, bei dem Durchgang mit Pfarrer Rapp diese Sache zu erwähnen und ihn auf das Mißliche eines solchen vertrauten Umgangs mit einem Manne, der seinen Ruhm durch völlige Leugnung der geschichtlichen Grundlage des Christentums begründet hat, aufmerksam zu machen. Pfarrer Rapp zog die Mißstimmung der Gemeinde entschieden in Abrede, da Strauß im Wirtshaus wohne. Als er meine Entgegnung, daß die Gemeinde wohl wissen könne, daß in ganz Münkheim kein anderer Mann sei, um dessen willen sich Strauß dort aufhalte, als er, der Pfarrer, nicht gelten lassen wollte, blieb mir nichts anderes übrig, als ihm zu sagen, daß ich meine Nachricht von Dekan Wullen habe. Hierauf erwiderte Pfarerr Rapp, darüber wundere er sich sehr, da Dekan Wullen jüngst erst selbst in Münkheim gewesen sei, um dem Dr. Strauß seinen Besuch zu machen, und es der Zufall gewollt habe, daß dieser schon abgereist gewesen. Dies die eine Tatsache. Was den Stadtpfarrer Fischer in Öhringen anbelangt, so habe ich allerdings auch diesem bei der früheren (nicht letzten) Visitation, also ungefähr vor einem Jahre,

Digitized by Google

über sein vertrautes und für die christlich Denkenden in der Gemeinde anstößiges Verhältnis zu Strauß Vorstellungen gemacht. Das letztemal habe ich es um deswillen nicht wiederholt, weil ich nichts mehr von dem Umgang hörte, sonst würde ich nicht ermangelt haben, abermals zu tun, was meines Amtes ist. Was Dr. Strauß von propagandistischen Zwecken, die ich ihm in Münkheim zutraue, und von den Maßregeln der Behörde dagegen, die ich in Aussicht gestellt, erwähnt, das muß entweder seine oder Pfarrer Rapps Phantasie sein. Denn vor allem hatte ich von solchem Treiben lediglich nichts gehört und glaube ich nicht, daß Strauß in Münkheim für seinen gelehrten Unglauben viele Hörer finde. Endlich aber wäre eine solche Tätigkeit eine Sache für die Polizei, so daß das mich nicht berührt; E. H. haben schon oft genug Zeuge sein können, wie mir alle und jede Vermischung des Polizeilichen und des Kirchlichen widerstrebt. Wohl aber habe ich Pfarrer Rapp darauf aufmerksam gemacht, wie ich jedem Ehrenmann zutraue, daß er, wenn er als Theologe den Standpunkt des Dr. Strauß teile, von seinem Amt als Prediger des Evangeliums zurückzutreten seine Forderung fühlen (?) werde. Das indessen unterliegt wohl keinem Zweifel, daß, wenn es in der Gemeinde ruchbar werden würde, daß Pfarrer Rapp in näherem Verhältnis zu Strauß stehe, dies nicht nur seine Wirksamkeit sehr gefährdend ist, sondern in einer Gemeinde wie Münkheim, die in Parteien zerrissen viele Emanzipationslustige unter sich zählt, in einer Gemeinde, die in den unruhigen Zeiten ihre Rolle kräftig gespielt hat, von doppelt bedenklichen Folgen sein kann. Merkwürdig ist es, daß Dr. Strauß die Freunde in dieser Gegend weit mehr zu frequentieren scheint als die in Altwürttemberg, wo er doch nach dem Magisterbuch auch nicht wenige haben sollte. Sollte er etwa denken, daß die Gemeinden dieser Gegend solches Ärgernis mehr vertragen können? Seine Tochter ist wenigstens, wie mir Pfarrer Rapp sagte, erst seit dem letzten Besuch in

Digitized by Google

Münkheim und wurde dort nur mit Widerstreben aufgenommen."

Auf dieses Schreiben hin wurde Straußens Beschwerde „mit vornehmer Blasiertheit" abgelehnt. Mehr als dieses kurze Wort aus den „Literarischen Denkwürdigkeiten" vermag ich über den Ausgang des häßlichen Handels nicht mitzuteilen. Das hängt so zusammen. Württembergischer Kultusminister oder genauer Departementschef des Kirchen- und Schulwesens war seit 1856 Gustav Rümelin. Auch Stiftler und ein Schüler Gustav Binders in Schöntal, den er als Minister alsbald in den Studienrat gerufen hat, war er Strauß als freigesinnter Mann bekannt, mit seiner politischen Haltung in der Paulskirche zu Frankfurt, von wo er die Sache der Erbkaiserlichen im Schwäbischen Merkur gescheit und tapfer vertreten hatte, sympathisierte er ohnedies. Und so hatte er über sein Ministerwerden im April 1856 an Rapp zwar ohne Enthusiasmus, aber doch nicht unfreundlich geschrieben: „Das Ministerium Rümelin wird wohl nicht viel Gutes stiften, doch aber vielleicht manches Schlimme verhindern. Verfolgungen, wie sie früher gegen Dich geübt, werden sie unter ihm doch nicht anzustellen wagen." Allein es kam anders. Rümelin war von König Wilhelm I. berufen worden, um das geplante Konkordat mit Rom zustande zu bringen; daß er sich dazu hergab, machte seinem Verstand oder seinem Charakter keine Ehre; daß er darüber gefallen ist, weil der Landtag die Konvention verwarf, kam als gerechte Strafe über ihn, die er auch als solche hingenommen hat. In die Aufregung über den Abschluß des Konkordats mitten hinein fiel das Erscheinen des „Hutten"; in der Vorrede finden sich scharfe Worte von Strauß über Konkordate. Ebenso spielte er im Essai über Spittler darauf an. Er zitierte zunächst eine Äußerung dieses Historikers: „In der Lage, in der wir mit dem Papste sind und von jeher waren, hat man sich vor nichts mehr zu hüten als vor einem ordentlichen Vertrage"; und fügte

Digitized by Google

dann seinerseits hinzu: „Geht es doch heute in Deutschland zu, als wären solche Wahrheiten nie erkannt, solche Sätze nie geschrieben worden, die unsere Fürsten sich jeden Morgen, wie jener Perserkönig, aufs neue zurufen lassen müßten.“ Er wird recht haben, wenn er annimmt, daß solche Warnungen Rümelin baß verdrossen, namentlich die letzteren, die in den Preußischen Jahrbüchern eine Stelle fanden und hier weit verbreitet und viel beachtet wurden, und daß der Minister in der Verstimmung darüber jene Beschwerde im November 1858 mit vornehmer Blasiertheit abgewiesen habe. Daß gleich darnach Rapp mit seinen Münkheimer Bauern wegen seines freigeistigen Religionsunterrichtes in der Schule in Konflikt kam — er hatte die Auferstehung Christi eine alte Sage genannt —, war für das Ministerium und für den Prälaten nachträglich so etwas wie eine Rechtfertigung ihres Verfahrens. Ein Zusammenhang bestand jedoch nicht. Dagegen spricht für einen solchen zwischen der Kritik des Konkordates und der Abweisung der Straußischen Klage das Fehlen der Akten über diesen Vorgang in der Registratur des Kultministeriums. Es waren welche da, sie sind aber 1877 dem damaligen Staatsminister v. Geßler behufs Übermittlung an Staatsrat v. Rümelin in Tübingen übergeben worden; zurückgekommen sind sie von diesem nicht wieder. Und da sie auch in Rümelins Nachlaß nicht aufzufinden waren, so wird man mit der Vermutung kaum fehlgehen, daß sie von ihm beseitigt worden seien. Auch das Motiv dazu ist leicht erkennbar. Es war kurz nach dem Erscheinen seiner „Reden und Aufsätze“, in denen sich eine Besprechung des letzten Buches von Strauß findet, von der man sagen könnte, daß auch sie den Eindruck „vornehmer Blasiertheit“ mache. Da mochte er fürchten, daß später einmal ein Freund von Strauß diese Akten gegen ihn als Waffe schwingen könnte; das suchte er zu verhindern, indem er sie zurückbehielt — recht zum Zeichen, daß hier ein Unrecht geschehen

Digitized by Google

war, an das erinnert zu werden ihm peinlich war. Aber auch Strauß ist nicht ohne Schuld an unserem Nicht-mehr-wissen, weil er den Bescheid Rümelins nicht sorgfältiger aufbewahrt hat. Daß er in der Zeit und seit der Zeit, in der um seinetwillen so mit seinem Freund Rapp verfahren und Briefe wie der von Mehring geschrieben wurden, häufig von „Pfaffen" redet und der Groll und Haß gegen die Theologen in alter Stärke wieder aufwachte, wer dürfte sich darüber wundern? wer wollte ihn darob schelten? Weil er den einen Mehring nicht züchtigen durfte, sollten sie nun alle büßen, und sollte der verantwortliche Minister, der an der Spitze des Kirchenwesens stand und ihm für jene Unbill keine Genugtuung gegeben hatte, noch einmal vor die Klinge.

Strauß übersetzte und erläuterte eben, als Nachtrag zu der Huttenbiographie, Gespräche von Ulrich von Hutten, die als deren dritter Teil 1860 erschienen sind. Die Gespräche stammen aus Huttens letzter Zeit, in der er sich der Reformation zugewandt hatte, es sind reformatorische Streitschriften, Kriegsmanifeste gegen die Knechtung der Deutschen durch Rom; und es sind Gespräche — Hutten war eine dialogische Natur. Daß auch Strauß eine solche war, wissen wir: es war ihm von jeher natürlich, bei lebhaften Erörterungen, namentlich in Streitschriften, in die dialogische Form zu fallen und Meinung und Gegenmeinung in verschiedenen Personen zu verkörpern. Da ihm somit die Form des Gesprächs lag und er ein Meister der Sprache war und von seiner Schulzeit her bis herein in sein reifes Alter Freude hatte an der Kunst des Übersetzens und sich darin stets fortübte, so mußte es ihm mit den Huttengesprächen gelingen: sie lesen sich denn auch leicht und flott und frisch wie die Originale selber. In dieser Übersetzung reformationsgeschichtlich wichtiger Schriften lag nicht weniger, aber auch nicht mehr Theologisches als in der Huttenbiographie selbst; die Rückkehr auf den theologischen Kampfplatz zeigte sich, wie dies Kuno Fischer in seiner Besprechung der Dialoge unter Zurücknahme

Digitized by Google

seiner früheren Äußerung alsbald hervorhob, nicht sowohl in ihnen, als vielmehr in der Vorrede zu dem Buch. Hier kommt Strauß zuerst auf den Katholizismus unserer Tage zu reden und zeigt, wie vieles Hutten in ihm tief unter dem finden würde, was man zu seiner Zeit erwarten durfte. Wenn man ihm gesagt hätte, daß die römische Hierarchie nach mehr als dreihundert Jahren noch fortbestehen, daß auch dann noch halb Deutschland in religiösen Dingen sein Heil von jenen Bergen her erwarten würde, über die ihm seit Jahrhunderten soviel Unheil und Verderben gekommen war, hätte er es nicht geglaubt. Mit der geistigen Knechtung, die Deutschland von Rom erleidet und sich gefallen läßt, ist es so wenig besser geworden, daß diese geistliche Herrschsucht, dieser Haß gegen die Geistesfreiheit und Bildung der Völker, gegen die selbständige und politische Entwicklung der Staaten mit dem unaufhaltsamen Fortschritt auf diesen Gebieten nur grimmiger und giftiger geworden ist. Zu sehen bekäme Hutten heute, wie das von hell denkenden und männlich wollenden Vorfahren gelockerte Band jetzt die Nachkommen sich mit freiem Willen nur immer enger um die Hälse schnüren. Ein Ding wie das österreichische Konkordat würde ihn sogar von einem Abkömmling Ferdinands in Erstaunen setzen. Wie aber vollends nach solchem Vorgang die protestantischen Fürsten südwestdeutscher Staaten Lust bekommen konnten, ihre katholischen Untertanen nach dem Muster des österreichischen zu beglücken, ist ein ungelöstes Rätsel. Das geht doch über alles Maß und wäre der schärfsten Huttenschen Satire wert, wenn in einem Zeitpunkt, da Petri Stuhl seinem vorgeblichen Nachfolger unter dem Leibe wankt (1860), die Deutschen ihm Konkordate entgegenbrächten, deren sich die Päpste des 16. Jahrhunderts gefreut haben würden.

Aber auch wir Protestanten dürfen nicht meinen, Hutten würde mit uns zufrieden sein. „So gewiß er auf eine protestantische Kirche hingearbeitet hat, so zweifel-

Digitized by Google

haft ist, ob er in der unseren, wie sie jetzt ist, die erkennen würde, die ihm im Sinne lag. Ja, ich weiß nicht, ob sein Unwille, den er der römischen Kirche gegenüber empfinden würde, weil sie nicht anders geworden, nicht noch viel heftiger gegen die unsrige entbrennen müßte, da sie so ganz anders geworden ist, als er von ihr hoffen zu dürfen glaubte. An ihr würde er zu rügen haben, was allemal das Schlimmste ist, daß sie sich selbst untreu geworden sei, ihr eigenes Prinzip verleugnet habe. Daß es dahin mit ihr kam, hätte der Ritter möglicherweise selbst noch erleben können, denn es kam leider sehr früh: aber auch heute würde er noch nicht finden, daß sie im großen und ganzen ihr Prinzip wiedergefunden habe." Zu der Schillerfeier des vorigen Jahres (1859) haben die Frommen äußerst sauer gesehen, und selbst einer der Gebildeten und Süßredenden unter ihnen (Gerok in Stuttgart) glaubte sich zu dem Ausruf bemüßigt: Hinweg mit aller Menschenvergötterung in wie außer der Kirche! „Nun wir außerhalb", sagt Strauß spottend, „können ihn versichern, daß nie einer von uns daran gedacht hat oder denken wird, weder dem alten Hauptmann Schiller zugunsten eines höheren Wesens die Vaterschaft an seinem Sohne abzusprechen, noch den Rezepten, die dieser als Regimentsmedikus verschrieb, eine totenerweckende Kraft beizulegen, noch den Umstand, daß über dem Begräbnis des Dichters bis heute ein Geheimnis ruht, zu der Vermutung zu benützen, er sei wohl bei lebendigem Leib in himmlische Regionen erhoben worden." Und nun geht es an die Theologie, wie sie sich unter der Einwirkung des religiösen Aufschwungs der Romantik vor allem durch Schleiermacher, der „ebenso klug wie fromm, vielleicht auch noch etwas klüger als fromm" war, gebildet hat. Er charakterisiert sie so: „Von seiten der wissenschaftlichen Theologie war die Auflösung der bisherigen Glaubenslehre, samt deren vermeintlich historischer Grundlage in der biblischen, insbesondere evangelischen Geschichte mit einer Schärfe und Bündigkeit vollzogen,

Digitized by Google

deren sich kein Urteilsfähiger erwehren konnte. Von der anderen Seite kamen Natur- und Geschichtsforschung diesen Ergebnissen bestätigend, ja sie fordernd entgegen. Und endlich war das alles längst über die abgeschlossenen Kreise hinaus ruchbar und im Zusammenwirken mit den Schriften unserer neueren Klassiker zur allgemeinen Bildungsatmosphäre der Zeit geworden, die auf jeden, der sich nicht gewaltsam abschloß, unwiderstehlich eindrang. Was sollte nun die Theologie tun? Das Rätsel der Sphinx war gelöst, aber in den Abgrund springen mochte sie nicht. Wir sind weit entfernt, ihr dies zu verargen; nur über die guten Thebaner müssen wir uns wundern, daß sie sich all den Spuk gefallen ließen und noch immer gefallen lassen, den die alte seitdem angestellt hat. Denn all ihr Bemühen ging von jetzt an dahin, die Welt und am Ende gar auch sich selbst glauben zu machen, es sei mit nichten aus mit ihr, sie vielmehr immer noch ein gutes Haus, und die Gerüchte von ihrem Bankrott nur von leichtfertigen Buben ausgesprengt. Kurz, sie gebärdete sich wie ein Kaufmann, der sich vom unvermeidlichen Ruin in der letzten Stunde noch zu retten sucht: sie schwindelte, nahm Anleihen auf, wo man ihr noch borgte, und verwirrte dadurch ihre Angelegenheiten nur um so mehr.“ Am Beispiel Ewalds hat er das Spiel der theologischen Rettungs- und Vermittlungsversuche jener Tage, in denen die sogenannte Vermittlungstheologie wahre Orgien der Unklarheit und Halbheit feierte, ebenso scharf wie wahr dargetan. Von dieser Richtung galt, was er, damit Späteres jetzt schon antizipierend, weiterhin schreibt: „Von keiner Seite sagt man gerne das letzte aufrichtige Wort. Und warum denn nicht? Ist es doch unter allen nur einigermaßen Gebildeten und Denkenden längst ein offenes Geheimnis, daß keiner mehr an das kirchliche Dogma glaubt. Zu glauben glaubt, das räume ich ein; aber wirklich glaubt, das leugne ich. Für keinen mehr ist das apostolische Symbolum oder die Augsburgische Konfession

Digitized by Google

ein angemessener Ausdruck seines religiösen Bewußtseins. Keiner glaubt mehr an irgendeines der neutestamentlichen Wunder von der übernatürlichen Empfängnis an bis zur Himmelfahrt. Entweder er erklärt sie sich natürlich, oder er faßt sie als Legenden. Wozu also die Winkelzüge? Wozu die Heuchelei vor anderen und vor sich selbst? Ist es des Menschen in seinem Verhältnis zur Religion würdig, sich ihr gegenüber wie ein feiger und tückischer Sklave mit halben Worten und leeren Ausflüchten zu behelfen? Warum nicht offen mit der Sprache herausgehen? Warum nicht gegenseitig bekennen, daß man in den biblischen Geschichten nur noch Dichtung und Wahrheit, in den kirchlichen Dogmen nur noch bedeutsame Symbole anerkennen kann, daß man aber dem sittlichen Gehalt des Christentums, dem Charakter seines Stifters (soweit unter dem Wundergehäuse, in das seine ersten Lebensbeschreiber ihn gesteckt haben, die menschliche Gestalt noch zu erkennen ist) mit unveränderter Verehrung zugetan bleibt? Doch ob wir uns dann wohl noch Christen heißen dürfen? Ich weiß es nicht; aber kommt es denn auf den Namen an? Das weiß ich, daß wir dann erst wieder wahr, redlich und unverschroben, also bessere Menschen sein werden als bisher. Auch Protestanten werden wir bleiben, ja dann erst rechte Protestanten sein."

So geharnischt erschien Strauß wieder auf seinem alten Kriegsschauplatz: das war ein Kriegsmanifest an die kirchlichen Strömungen und an die Theologie seiner Zeit, eine schmetternde Fanfare hinein in die dumpfe Atmosphäre voll feiger Vertuschung und erbärmlicher Verlogenheit. Um sich darauf vorzubereiten, las Strauß in jenen Tagen eifrig — Kirchenzeitungen. Nach dem Wort „pectus facit disertum" oder nach einem Wort über Hutten, daß der Zorn die Hebamme seines Geistes gewesen sei, war es eine wuchtige, machtvolle Kundgebung, er fühlte sich wieder einmal inspiriert und schrieb daher wie ein Inspirierter diese Sätze in einem Zuge nieder. Dem entsprechend

Digitized by Google

machten sie auch gewaltigen Eindruck, der beste Zeuge dafür ist — Rümelin, der keinen Grund hatte, Freude darüber zu empfinden, und doch ehrlich bekannte, die Vorrede zu den Huttengesprächen sei das Beste, was Strauß jemals geschrieben habe. Und sie wirkt auch heute, fünfzig Jahre nach ihrer Entstehung, frisch, wie auf unsere Zeit zugeschnitten; obwohl lange vor dem Syllabus des neunten und des zehnten Pius in Rom und vor der päpstlichen Unfehlbarkeitserklärung geschrieben, trifft sie die römische Herrschsucht und die römische Unduldsamkeit gegen Geistesfreiheit und moderne Bildung heute wie damals; und auf protestantischer Seite ist es, wie wenn Strauß alle die „Fälle", mit denen Preußen seither die Blätter der Kirchengeschichte, nicht zu seinem Ruhme, bedeckt hat, vorausgesehen hätte; und was er damals von der Vermittlungstheologie seiner Zeit oder vom theologischen Studium und den Versuchen, die Jugend um jeden Preis bei der „lumpigen und zerstückelten Fahne zu erhalten", gesagt hat, das gilt mutatis mutandis von der Ritschlschen Theologie und von der Erziehung unserer theologischen Jugend auch jetzt noch.

Daß es aber nicht bloß ein in augenblicklicher Stimmung des Zornes unternommener Streifzug, sondern wirklich eine Rückkehr war, das zeigt der Schluß des Manifestes, und wie er hier auf sein Leben Jesu — das längst widerlegte, wie es unter den Theologen von ihm hieß — zu sprechen kommt. „Eben in diesen Tagen", schreibt er im Mai 1860, „ist es ein Vierteljahrhundert, daß mein Leben Jesu zum erstenmal in die Welt ausgegangen ist. Die Theologen werden das 25jährige Jubiläum dieses Buches schwerlich feiern wollen, unerachtet es mehr als einem von ihnen erst zu allerlei hübschen Gedanken, dann zu Amt und Würden verholfen hat. Aber gar mancher bessere Mensch in allen Landen, der von dem Studium dieses Buches seine geistige Befreiung datiert, ist mir, das weiß ich, lebenslänglich dankbar dafür

Digitized by Google

und macht so, ohne daran zu denken, im stillen die Feier mit. Ich selbst sogar könnte meinem Buche grollen, denn es hat mir (von Rechts wegen! rufen die Frommen) viel Böses getan. Es hat mich von der öffentlichen Lehrtätigkeit ausgeschlossen, zu der ich Lust, vielleicht auch Talent besaß; es hat mich aus natürlichen Verhältnissen herausgerissen und in unnatürliche hineingetrieben; es hat meinen Lebensgang einsam gemacht. Und doch, bedenke ich, was aus mir geworden wäre, wenn ich das Wort, das mir auf die Seele gelegt war, verschwiegen, wenn ich die Zweifel, die in mir arbeiteten, unterdrückt hätte: dann segne ich das Buch, das mich zwar äußerlich schwer beschädigt, aber die innere Gesundheit des Geistes und Gemüts mir, und ich darf mich dessen getrösten, auch manchem andern noch, erhalten hat. Und so bezeuge ich ihm denn zu seinem Ehrentag, daß es geschrieben ist aus reinem Drang, in ehrlicher Absicht, ohne Leidenschaft und ohne Nebenzwecke, und daß ich allen seinen Gegnern wünschen möchte, sie wären, als sie dagegen schrieben, ebenso frei von Nebenabsichten und Fanatismus gewesen. Ich bezeuge ihm ferner, daß es nicht widerlegt, sondern nur fortgebildet worden ist, und daß, wenn es jetzt wenig mehr gelesen wird, dies daher kommt, daß es von der Zeitbildung aufgesogen, in alle Adern der heutigen Wissenschaft eingedrungen ist. Ich bezeuge ihm endlich, daß die ganzen 25 Jahre her über die Gegenstände, von denen es handelt, keine Zeile von Bedeutung geschrieben worden ist, in der sein Einfluß nicht zu erkennen wäre."

So stolz durfte er reden, denn was er von seinem Buch sagte, war wahr und ist es noch heute. Mit diesem Schluß der gewaltigen Rede — denn eine Rede an das deutsche Volk ist diese Vorrede zu den Gesprächen von Ulrich von Hutten — hat Strauß den Kampf mit seinen alten Feinden wieder aufgenommen, er war wieder in der Heimat seines Geistes, bei der Theologie angekommen.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Das Leben Jesu für das deutsche Volk.

Die Vorrede zu den Huttengesprächen hat Strauß noch in Heidelberg geschrieben. Eben jetzt aber rüstete er sich zu einem neuen Ortswechsel. In Heidelberg war es einsam um ihn her geworden: erst Kuno Fischer, dann Julius Meyer, der ihm seit Fischers Wegzug nahe gekommen war, verließen den Ort. Und nun mußte er auch Georgine, die das Heidelsche Institut absolviert hatte, weggeben. Sie sollte im Rappischen Hause in Münkheim Familienleben und Haushaltung kennen lernen. Leider erwies sich das als ein Mißgriff. Das Mädchen konnte zu Frau Rapp, diese sich zu dem Mädchen kein Herz fassen, und Frieda, die „Perle" und der gute Engel des Rappschen Hauses, hatte sich kurz vorher mit Professor Boger in Öhringen verheiratet. Es ist dies eine starke Belastungsprobe für die Freundschaft zwischen Rapp und Strauß gewesen; daß sie darüber nicht in die Brüche ging, es kaum vorübergehend zu einer Trübung des Verhältnisses gekommen ist, ist ein ehrendes Zeugnis für beide. Und wie wenig Strauß an einen Bruch dachte, geht am besten daraus hervor, daß er, als es in Münkheim gar nicht gehen wollte, Georgine zu der Tochter Rapps in das Bogersche Haus nach Öhringen brachte. Auch seinen Fritz nahm er von Preuner weg, dem er vielfachen Dank schuldete, und gab ihn bei Boger in Pension. Außerdem hielt sein Freund, Stadtpfarrer Fischer in Öhringen, seine Hand über die beiden Kinde

Digitized by Google

und ließ sie freundschaftlich bei sich ein- und ausgehen. Er hat Fritz und die Söhne des Bruders Wilhelm, Bernhard und Emil, dort auch konfirmiert. Denn daran dachte Strauß nicht, seine Kinder durch Unterlassung der kirchlichen Bräuche in eine Ausnahme- und damit in eine schiefe Stellung zu bringen; dazu hat ein Vater, so wie die Dinge bei uns liegen, kein Recht. Nur sorgte er in Heidelberg durch die Wahl Zittels, in Öhringen durch Fischer, daß die religiöse Unterweisung, die ihnen zuteil wurde, in freiem Geist an sie herantrat. Wie menschlich Strauß solche kirchlichen Zeremonien faßte, zeigt das für den Konfirmationstag der Tochter bestimmte Erinnerungsblatt „zum Andenken an meine gute Mutter", und zeigen die schönen Verse zur Konfirmation seines Neffen Bernhard, die ebenso auch dem Sohne gelten könnten:

Laß die Kinder kindlich spielen,
Sei ein Jüngling, werde Mann,
Strebe nach den höchsten Zielen,
Schließe dich den Besten an.
Im Gewühl des Erdenlebens
Halte Leib und Seele rein,
Und die Krone deines Strebens
Sei: ein edler Mensch zu sein!

Nun fehlten aber in dem Lyzeum (= Progymnasium) in Öhringen die drei oberen Klassen, und so mußte Fritz im Herbst 1860 in eine Vollanstalt übergehen. Der Bruder Wilhelm war inzwischen nach Darmstadt übergesiedelt, daher dachte Strauß auch seinerseits daran, mit den Kindern dorthin zu ziehen. Allein die Erwägung, daß sein Sohn später doch wohl in seiner württembergischen Heimat sein Leben werde verbringen wollen, wies ihn auf eine Schule in der alten Heimat hin; und da er Georginens wegen im Sommer 1859 das Soolbad Wimpfen aufsuchte und dorthin von dem nahen Heilbronn herüber alte und neue Gräßlesfreunde, Sicherer, Künzel, Professor Finckh und andere, zum

Digitized by Google

Besuche kamen, so lockten die alten Erinnerungen dorthin. Mit den bei David Gräßle verkehrenden Genossen war Strauß übrigens auch durch das Schwabbacher[1]) Fest in Verbindung geblieben, das Dr. Sicherer 1847 gestiftet hatte und bei dem es stets ganz besonders fröhlich und festlich herging; Strauß hat, wenn irgend möglich, auch in den Jahren der „Verbannung" aus Württemberg, regelmäßig daran teilgenommen. Eine Wohnung in Heilbronn war auch bald gefunden. Die treue Karoline sollte den Haushalt einrichten, die junge Georgine ihn führen, und Fritz das Heilbronner Gymnasium besuchen.

Freilich erhoben sich gegen diesen Plan auch allerlei Bedenken und Hindernisse. Gervinus suchte Strauß in Heidelberg festzuhalten. Mit Beseler, Häusser und Jolly zusammen wollte er die Deutsche Zeitung, die vor 1848 eine so große Rolle im politischen Leben Deutschlands gespielt hatte, wieder ins Leben rufen und Strauß sollte, entweder allein oder zusammen mit Kuno Fischer und Eduard Zeller, die Redaktion des literarischen Beiblattes übernehmen. Allein auch jetzt wieder wie 1848 in Stuttgart — eine Zeitung zu redigieren war nicht seine Sache; und schließlich scheiterte das Unternehmen überhaupt. Aber auch Heilbronn selber machte ihm als Aufenthaltsort Bedenken. Vor allem fürchtete er die Nähe Stuttgarts, wo noch immer die Schebest wohnte und von wo sie so leicht herüberkommen und sich den Zutritt zu seinen Kindern erschleichen oder erzwingen konnte. Wie alte Erinnerungen, so wachten leicht auch alte Beziehungen und alter Klatsch wieder auf; neue Pläne, zur Ehescheidung zu gelangen, scheiterten wie bisher so auch jetzt wieder. Und wie er schon im Umzug nach Heilbronn begriffen war, erfuhr er, daß Professor Eyth von Schönthal Rektor am Heilbronner Gymnasium werden solle. Nicht nur weil dieser ein schlechter Pädagoge war, erschrak Strauß darüber, sondern

[1]) Schwabbach ein Dorf im Oberamt Weinsberg, nicht allzu fern von Heilbronn.

Digitized by Google

vor allem, weil er in ihm einen „muckerischen" Gegner[1]) sehen zu müssen glaubte, dem er seinen Sohn nicht anvertrauen und dem er auch persönlich nicht begegnen mochte. Doch die Angst war überflüssig. Nicht ohne Freund Binders Zutun ist Eyth in Schönthal geblieben und so in den Jahren 1860—1864 mein Lehrer und „der redliche Finckh" als Rektor des Gymnasiums in Heilbronn im Winter 1868/1869 mein Vorgesetzter geworden. So habe ich die beiden gekannt und gebe Strauß ganz recht in seinem Urteil über Finckh und zur Hälfte recht auch in dem über Eyth: ein schlechter Lehrer ist dieser gewesen, gewiß, aber dem hatten wir, seine Schüler, es zu danken, daß sein ästhetisierender Pietismus keine Macht über uns gewinnen konnte[2]).

Endlich aber das Schlimmste. Strauß war immer schon kurzsichtig gewesen. Da hatte die Arbeit am Frischlin, der eine fast unleserliche Handschrift besaß — „eine heillosere Hand hat nicht leicht ein Gelehrter geschrieben" —, vollends verheerend gewirkt und ihm seine Augen ganz gründlich ruiniert. Das lastete mehrere Jahre schwer auf seinem Gemüt, hat ihn auch vielfach menschenscheu und im Verkehr zurückhaltend und linkisch gemacht. Da kam,

[1]) Strauß kannte Eyth vom Stift, kannte ihn aber auch von einer Schrift her („Klassiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen"), worin Eyth die Schuld an der sittlichen Verdorbenheit unter unsern Gebildeten der Klassikerlektüre in den niederen Gelehrtenschulen zuschrieb und sie daher durch ein modernes, in klassischem Latein und Griechisch geschriebenes, aber mit christlichem Inhalt gefülltes Lesebuch ersetzen wollte. Dagegen hatte C. Hirzel eine Schrift geschrieben, welche Strauß mit vieler Zustimmung und scharf satirisch besprochen hatte. Diese Rezension hat in den Charakteristiken und Kritiken von 1839, S. 454—459 eine Stelle gefunden.

[2]) Und auch als Lehrer hat uns Eyth Gutes getan. Um sich im Griechischen die Vorbereitung zu sparen, las er uns — als „Exkurs zur Antigone" — die Briefe seines Sohnes Max Eyth vor, wie sie damals frisch aus Ägypten bei dem Vater einliefen. Dadurch hat er uns in eine fremde Welt einen Blick tun lassen, die uns weltabgeschiedenen Seminaristen sonst ganz verschlossen geblieben wäre.

Digitized by Google

gerade als er Heidelberg verlassen wollte, Anfang September 1860 Professor Graefe, der berühmte Berliner Augenarzt, dorthin. Strauß benützte die Gelegenheit und konsultierte ihn. Graefe riet wegen des durch die Kurzsichtigkeit hervorgebrachten Schielens und Doppeltsehens zu einer Operation und empfahl dafür einen Arzt in Darmstadt. Da hier Strauß bei dem Bruder wohnen konnte, griff er eilends zu. Die Operation brachte aber die gewünschte Hilfe nicht oder nur halb. Allein er ließ nun nicht mehr nach, sondern eilte zu Graefe nach Berlin, wo er von Ende Oktober bis Ende November [1]), größtenteils in der Augenklinik, verbracht hat. Er wurde unter großer Angst — „sein Grausen vor einer Operation war immer ungeheuer gewesen" — von Graefe selbst operiert, mit dem Erfolg, daß er hinfort bei etlicher Schonung „mit seinen Augen zufrieden sein konnte"; nur durfte er noch längere Zeit nicht bei Licht lesen, was ihm bei der Kürze der Wintertage sehr schwer fiel. Von Berlin hatte er bei diesem Aufenthalt natürlich wenig. Ein Trost war ihm die Anwesenheit von Gervinus und Frau und die Assistenz Vatkes, der den Ängstlichen fast mit Gewalt in den Operationssaal zurückbrachte und sich in diesen Tagen überhaupt wieder recht als Freund bewährte. Auch ein schwäbischer Landsmann, Professor Adolf Helfferich, ein ehemaliger Hörer von Strauß in der Tübinger Zeit, nahm sich seiner an. Wenn dieser konstatierte, daß er Strauß „weniger menschenscheu als früher" gefunden habe, so bestätigt das nur, was wir oben über die Wirkung des Heidelberger Aufenthalts gesagt haben.

So mußte der Umzug und die Neueinrichtung des Hauses in Heilbronn in seiner Abwesenheit von Georgine mit Hilfe Karolinens besorgt, und als er endlich kam, noch einmal „die ganze Haushaltung umgeändert" und die Bücher

[1]) Die Datierung des Briefes an Kuno Fischer, Ausgew. Briefe Nr. 409: Heilbronn, den 8. November 1860, kann nicht richtig sein; am 7. November ist Strauß in Berlin operiert worden und erst am 23. November von dort abgereist.

Digitized by Google

erst jetzt ausgepackt und aufgestellt werden. Das Behagen stellte sich daher nur langsam ein. Auch an das Zusammenleben mit den Kindern und an das Getriebe des Haushalts mußte sich Strauß erst wieder gewöhnen. Aber die alten und neuen Bekannten in Heilbronn kamen ihm und seinen Kindern ungemein freundlich entgegen. Sein Vortrag über Lessings Nathan, den er im nächsten Winter (Dezember 1861) zugunsten einer deutschen Flotte unter Preußens Führung hielt, sollte eine Art Probepfeil sein; und die Probe fiel gut aus: jedermann war davon erbaut, und damit sozusagen offiziell der Friede geschlossen zwischen ihm und Heilbronn, das er in seinem „Märklin" um seiner ultrademokratischen Haltung willen im Jahre 1848 so heftig gescholten hatte. Dafür hatte auch er in dem Vortrag jeden politischen und religiösen Anstoß zu vermeiden gesucht. Im Haus ging es, da eine ordentliche Magd der jugendlichen Haustochter zur Seite stand und Karoline ab und zu nach dem Rechten sah, gut. Georgine war in Geschäften, Klavierspielen, Tanzen und Schlittenfahren vergnügt, der Sohn besuchte das Gymnasium, dessen Lehrer tüchtig waren, gern. Mit der Tochter ging er ins Theater, wo „der alte Schauspieldirektor" Jakob Winter, die sehr schwach gewordene Stimme abgerechnet, immer noch recht gut spielte. Zu dessen 50jährigem Wirken als Direktor hat Strauß einen artigen Gratulationsartikel geschrieben, der dem alten Mann große Freude und bei der Jubelvorstellung ein volles Haus verschafft hat. Nach seinem Tode im Jahr 1865 hat er ihm dann auch noch einen Nachruf im Schwäbischen Merkur gewidmet.

Aber auch nach auswärts wurden die alten Beziehungen von Heilbronn aus wieder aufgenommen oder weitergepflegt. Freilich entging auch Strauß dem Los des Älterwerdenden nicht, alte Freunde starben. Sogleich nach der Übersiedelung nach Heilbronn am 2. Dezember 1860 Baur in Tübingen, mit dem er noch jüngst von Heidelberg aus an der Berg-

Digitized by Google

straße zusammengekommen war. Er wäre gerne zur Beerdigung nach Tübingen geeilt; aber da die Feier doch vorzugsweise eine akademische war, wollte er sich nicht zudrängen. An den Schwiegersohn Zeller schrieb er noch vor dem Leichenbegängnis: „Die Trauerkunde ist mir schmerzlich erschütternd, wenn auch nach dem, was die Zeitungen gemeldet hatten, nicht überraschend gewesen. Der Schlag trifft uns alle um so härter, je schneller er eingetreten ist; aber für den Entschlafenen selbst müssen wir eben dies als ein Glück, eine freundliche Fügung des Schicksals betrachten. Der Gewaltige im Leben sollte den Feinden nicht im langen Kampfe einer unterliegenden Natur schwach gezeigt werden; er sollte in voller Manneskraft, vom beginnenden Alter nur eben ehrwürdig angehaucht, in der Erinnerung fortleben. Was die Angehörigen, die Freunde an ihm verloren haben, fühlen und wissen diese; was der Welt mit ihm genommen ist, werden viele ahnen, manche auch zum Teil begreifen, ganz und voll empfinden und ermessen werden es jetzt nur die wenigen, die sein Geist dazu erzogen hat, es zu können. Aber die Zeit wird kommen, da man in den weitesten Kreisen verstehen wird, wie mit ihm der letzte große Theologe zu Grabe gegangen". Aber auch öffentlich hat er in der zu Frankfurt erscheinenden „Zeit", deren Mitarbeiter er auf Häussers Aufforderung geworden war, ein Wort voll Anerkennung und Verehrung über ihn und seine Bedeutung für die deutsche Theologie gesprochen. Die Hauptstellen des Artikels lauten:

„Über den Mann, dessen Namen wir diesem Artikel vorgesetzt haben, sind seit seinem Hingang von verschiedenen Seiten her Lebensnachrichten und Erinnerungsworte veröffentlicht worden, die, bei aller sonstigen Abweichung der Standpunkte doch in dem Ergebnis zusammentreffen, daß in ihm einer der Stammhalter deutscher Wissenschaft, ein Gelehrter im echten und großen Stil zu Grabe gegangen sei... Die treue Auskaufung der Zeit, das völlige Aufgehen

Digitized by Google

in der Wissenschaft, die strenge Gewissenhaftigkeit im Amt und jeder Lebensbeziehung, das allmähliche, aber sichere Vorwärtsschreiten in der Erkenntnis, die Vereinigung kritisch umstürzender mit neubegründender Tätigkeit, dann die Anspruchslosigkeit nach außen bei dem reichen inneren Gehalt: alle diese Züge in dem Bilde des großen deutschen Theologen erinnern an die entsprechenden in dem des großen deutschen Philosophen... Zu diesen großen Produzenten im Reiche des Gedankens gehörte Baur. Er förderte das Erz aus den Schachten seines Wissens, schmelzte und sichtete es an der mächtigen Flamme seines Geistes und lieferte die vollwichtigen Barren, die dann andere für das Bedürfnis des Marktes ausprägen und wohl auch legieren mochten... Zwar war er zunächst theologischer Geschichtsforscher und als solcher der Ergründung der Vergangenheit zugewendet. Aber was er Vergangenes zutage förderte, schloß die gegenwärtigsten Konsequenzen in sich... Er war Historiker und betonte es gerne, daß sein Standpunkt nur der geschichtliche sei. Er suchte den Glauben an die Übernatürlichkeit des Schriftinhalts nicht dadurch zu erschüttern, daß er das Irrige in demselben nachwies, sondern dadurch, daß er zeigte, wie es bei der Entstehung der Schriften, der Ausbildung der Lehren und Erzählungen des Neuen Testaments so ganz natürlich zugegangen. In der Aufgabe, die er sich stellte, die Entstehung des Christentums geschichtlich zu begreifen, war die Ausscheidung alles Übernatürlichen von selbst enthalten... Sein Gedächtnisredner in Tübingen (Landerer) berichtet uns aus Baurs letzten Jahren den Ausspruch von ihm: die Überzeugung werde immer allgemeiner, daß das Christentum auch ohne die Masse von Dogmen, die man seit alter Zeit in demselben nachschleppe, in seinem universellen, von allem Glaubenszwang befreiten Geiste als Prinzip des Lebens wirken könne. Unmöglich konnte ja dem tiefblickenden Forscher verborgen bleiben, wohin der Zersetzungsprozeß, in welchem

Digitized by Google

die Elemente des Christentums seit hundert Jahren begriffen sind, am Ende wird führen müssen. Aber erfreulich und tröstlich ist es doch, die Stimme des Gelehrten aus dem einsamen Schachte der Wissenschaft dasselbe verkündigen zu hören, was das Verlangen so vieler im Gedränge des heutigen Lebens ist: daß die Bürde unglaublich und unerträglich gewordener Dogmen von den Schultern genommen und das Christentum dadurch wieder zum sanften Joch und zur leichten Last der Gläubigen gemacht werden müsse, daß es wie ehedem nichts als ein reines Herz, festen Glauben an die Macht des Guten und unbedingte Hingabe in seinen Dienst von den Menschen verlange." Über die — nur zu lang geratene und für den Anlaß etwas zu kritisch gehaltene — Rede Landerers bei der akademischen Gedächtnisfeier zu Ehren Baurs in der Aula zu Tübingen am 7. Februar 1861 hat sich Strauß übrigens auch privatim befriedigt ausgesprochen.

Im Sommer 1861 starb Freund Sicherer in Baden-Baden: ihm hielt Strauß auf den Wunsch der Gräßlesgesellschaft nach der Beerdigung in seinem Salon die Gedächtnisrede, die zeigt, daß auch der profane Leichenredner das rechte Wort zur Würdigung eines Toten finden kann. Und am 21. Februar 1862 starb im nahen Weinsberg „Papa Kerner". Strauß konnte, weil selber an Grippe erkrankt, dem Begräbnis nicht beiwohnen, hat dann aber für den Schwäbischen Merkur den Nekrolog geschrieben. Freilich nicht gerne. Es warnte ihn die Aufnahme einer Rezension, die er auf Kerners Verlangen 1841 über die neue Ausgabe von dessen Dichtungen geschrieben und Kerner vor dem Druck zugeschickt hatte. Dieser, der keinen Tadel leiden mochte, schrieb darauf einen verstimmten Brief, und die Besprechung blieb ungedruckt. Jetzt konnte die Kritik doch noch zu Wort kommen. Denn bei aller Liebe und Verehrung hatte Strauß doch an dem Geisterwesen nicht bloß, sondern auch an den Gedichten Kerners manche Ausstellung zu machen; und so erregte

Digitized by Google

denn auch, was er sagte, bei den Angehörigen, denen er übrigens das Manuskript ebenfalls vorher zur Durchsicht zugesandt hatte, eine kleine Verstimmung, die in Theobald Kerners Buch „Das Kernerhaus und seine Gäste" in dessen bösartiger Weise deutlich zum Ausdruck gekommen ist. Uns Unbefangenen und Unbeteiligten will der Nekrolog durchaus gerecht, lieb und warm vorkommen. Man nehme nur den schönen Schluß: „.. desto glücklicher preisen wir uns, daß wir ihm persönlich nahe stehen durften, desto teurer und heiliger bleibt uns sein Andenken als lebendige Mahnung, in den Kämpfen und Gegensätzen des Lebens der Duldung nicht zu vergessen, im Streite nur den Frieden zu suchen, und den Haß nie Meister werden zu lassen über das Eine, was Menschen menschlich und gottähnlich macht, die Liebe." So gute Gedanken brachte ihm die Erinnerung an diesen ältesten seiner Freunde.

Neben solchen Verlusten hatte Strauß freilich auch einen Gewinn zu verzeichnen — die größere Nähe Zellers, der 1862 von Marburg nach Heidelberg berufen wurde. Dabei kam er jedoch zunächst in einen peinlichen inneren Konflikt. Daß Zeller die erledigte Professur in Heidelberg erhalten werde, stand ihm alsbald fest und erfüllte ihn mit Freude — für Zeller selbst, für die Sache und für sich; denn die Entfernung Heidelbergs von Heilbronn ist ja nur klein. Da tauchte der Plan auf, Kuno Fischer aus Jena zu berufen: das wäre für diesen eine Genugtuung und ein deutliches Symbol für den Umschwung der Dinge in Baden gewesen. Und nun, wie stand er zu den beiden? Zeller sein alter Freund; der Scherz über „den Papierreisenden", das Semikolon, das sich Zeller zur Verbesserung seines taillenlosen Stils zu häufigerem Gebrauche anbietet, zeigte noch eben, was diese alten Freunde gegeneinander wagen und voneinander vertragen konnten. Was ihm auf der anderen Seite Kuno Fischer war, wissen wir ohnedies. Offen und wahr wie immer, schreibt Strauß in dieser Situation

Digitized by Google

an Fischer: „Es ist für uns Freunde nicht ohne Peinliches, daß die Wahl gerade zwischen Ihnen und Zeller steht, und ich bin gewiß, auch jedem von Ihnen beiden wird der Erfolg nur die halbe Freude machen, solange nicht auch der andere auf den ihm gebührenden Posten gestellt ist. Was insbesondere mich betrifft, so kennen Sie meine alte Freundschaft für Zeller, aber die Versicherung kann ich Ihnen aus aufrichtigem Herzen geben, daß ich mit keinem selbst meiner ältesten Freunde so gerne wieder vereinigt wäre als mit Ihnen, da mich noch keiner so geistig verjüngt und erfrischt hat.“ So stand er also zwischen zwei Feuern. Daß auch diese Belastungsprobe ausgehalten wurde, ist ein glänzender Beweis für die Freundschaft mit Zeller sowohl als mit Fischer und für den Takt, den Strauß in der Sache gezeigt hat. Als Zeller den Sieg davontrug, gratulierte er sich zu dem Näherrücken des alten Freundes und machte mit Kuno Fischer eine kleine Reise ins Württembergische, um ihm die Schwäbische Alb und das Stift in Tübingen zu zeigen und ihn mit leiser Hand aus seiner Verstimmung heraus auf andere Gedanken zu bringen: es waren erfreuliche, angenehme Tage, wenn auch Fischers „Bitterkeit über die Schlußwendung seiner Heidelberger Berufungsangelegenheit“ bisweilen einen Schatten hineinwarf.

Aber die Hauptsache war für Strauß wie einst in Heidelberg so nun in Heilbronn die Arbeit. Die Augen hielten stand, sie hinderten ihn wenigstens nicht, wenn sie auch immer berücksichtigt werden mußten; nur die Bibliothek fehlte, da mußten Stuttgart und Tübingen aushelfen. Auf welchem Felde diese Arbeit lag, wissen wir seit der Vorrede zu den Huttengesprächen: auf dem theologischen. Dort war er am Schluß auf sein Leben Jesu zu sprechen gekommen, das 1860 sein 25jähriges Jubiläum feierte. Das Buch war vergriffen, nur 15 Exemplare von der vierten Auflage waren bei Osiander noch auf Lager. Aber auch von der Dogmatik war der erste Band ganz verkauft, vom zweiten allerdings

Digitized by Google

noch 120 Exemplare übrig. Daher faßt er geradeso wie das erstemal beides zusammen ins Auge, eine Neubearbeitung beider Bücher wird geplant. „So hätte ich denn," schreibt er im August 1860 dem Bruder, „wo nicht für lebenslänglich, doch so lang mein bißchen Augenlicht noch währen wird, Arbeit genug." Der Plan zum Leben Jesu fürs deutsche Volk entsteht gleichzeitig mit dem zum alten und neuen Glauben. Der Bruder hätte lieber gesehen, wenn Strauß mit dem letzteren begonnen hätte; ihm selbst aber lag — das zeigt jener Schluß der Vorrede zu den Huttengesprächen — das erstere näher: „die Dogmatik muß jedenfalls dem anderen nachstehen". Und alsbald gestaltet sich ihm nun der Plan im einzelnen. An und für sich wäre es möglich gewesen, nur eine neue, fünfte Auflage des alten Lebens Jesu mit Eintragung des Probehaltigen aus den neueren Forschungen zu machen. Aber lieber etwas ganz Neues und Anderes, eine Arbeit aus einem Guß. Diese soll sich in drei Stücken von dem früheren Leben Jesu unterscheiden: 1. alle seitherigen Forschungen berücksichtigen, 2. synthetisch, statt wie die frühere analytisch, verfahren, und 3. für alle Gebildeten bestimmt sein, folglich vieles gelehrten Ballastes sich entschlagen und viel kürzer werden. Noch in Heidelberg hatte er mit der Materialiensammlung angefangen, er hoffte sogar auf den Winter 1860/1861 zur Ausarbeitung zu kommen. Allein der Umzug und das Augenleiden traten hemmend dazwischen; und als er die Vorarbeiten wieder aufnahm — zu Anfang des Jahres 1861, da mußte er erfahren, wie sie leider immer mehr ins Breite wuchsen, indem eine ungeheure Literatur, „ungeheure Bündel Stroh mit wenig Körnern durchzudreschen" waren. Dabei kam er natürlich auch wieder auf den Anfänger der ganzen Leben-Jesu-Forschung, auf Reimarus, zurück und „verwickelte sich dabei in eine Studie über diesen". Es war zugleich eine Flucht aus dem schier ziel- und resultatlosen Lesen und Exzerpieren „theologischer Scharteken", eine Er-

Digitized by Google

holung seines Magens, den er sich „durch die Lektüre von all dem schalen apologetischen Gebräu verdorben hatte, welches die neutestamentliche Kritik inzwischen so reichlich zu Markte gebracht" hatte. Und weil ihm der Trunk aus dem Vollen, d. h. aus Reimarus gut getan hatte, wollte er auch andern den Genuß desselben verschaffen. Er hatte sich das Manuskript aus Hamburg schicken lassen und es mit steigendem Interesse gelesen. Es war bisher immer nur in Bruchstücken erschienen; er selbst hatte es sich schon 1844 zur Veröffentlichung zu verschaffen gesucht; damals war ihm aber ein anderer zuvorgekommen, der jedoch wieder nur Teile davon in Niedners Zeitschrift für historische Theologie hatte drucken lassen. Es war, als ob man nie über Fragmente hinaus zur Kenntnis des Ganzen kommen sollte. Diesem Zustand wollte Strauß ein Ende machen. Doch das ganze Werk herauszugeben, daran hinderte ihn der Zustand seiner Augen, denen er das viele Kollationieren und Korrigieren doch noch nicht zumuten durfte. Aber auch eine sachliche Erwägung. Als Ganzes herausgegeben, würde es schwerlich viele Leser gefunden haben, da es in Standpunkt und Haltung, in Anschauungs- und Ausdrucksweise unserer Zeit doch allzu fremd geworden war. So beschränkte er sich darauf, einen Auszug — freilich was Strauß unter Auszügen verstand —, ein darstellendes Ganzes daraus zu machen und so der Dolmetscher und Mittelsmann des alten Reimarus für unsere Zeit zu werden. Er „wollte den Zeitgenossen anschaulich machen, wer der Mann gewesen, wie er gedacht, was er erstrebt hat. Er wollte den Hochmut der Theologen dämpfen, die ihm mit dem Einwurfe, daß das alles längst widerlegt sei, das Wort abzuschneiden Lust haben möchten. Er wollte dem Anstoß vorbeugen, den bei redlichen Leuten die Härte seiner Urteile über heilig gehaltene Personen und Sachen erregen könnte". Das leistete er in der Schrift „Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes", die

Digitized by Google

1861 erschien und heute einen Halbband der gesammelten Schriften füllt. Durch die Art der Darstellung erreichte er es, daß er „den Ausblick auf den heutigen Stand der biblischen Kritik eröffnete, auf welchem das Schroffe und Einseitige der Reimarusschen Ansichten sich ebenso von selbst gemildert und ergänzt, wie der Kern derselben sich als unverlierbare Wahrheit erprobt hat".

Albert Schweitzer meint in seiner Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, Strauß habe Reimarus nicht richtig gewürdigt. Das hängt mit seinem eschatologischen Standpunkt zusammen: da er alles nur auf diesen hin und in dieser Beleuchtung ansieht und wertet, so nennt er das Werk von Reimarus deshalb „die großartigste Leistung in der Leben-Jesu-Forschung überhaupt", weil dieser zuerst die Vorstellungswelt Jesu historisch, d. h. als eschatologische Weltanschauung, erfaßt habe [1]). Wir umgekehrt werden Strauß darum loben, daß er Reimarus nicht in diesem einseitigen Lichte gesehen, sondern ihn viel allgemeiner und großzügiger aufgefaßt und darum historisch richtig dargestellt und gewürdigt hat. Und es wäre ja auch wunderbar, wenn dem nicht so wäre. Reimarus — Lessing — Strauß: das sind drei so kongeniale Menschen, daß sie — ich möchte fast sagen: jedesmal der Spätere den oder die Vorangehenden verstanden haben m u ß. Reimarus wurzelt ganz im Zeitalter und Geist der Aufklärung und in der sie tragenden Wolffischen Philosophie; Lessing ist der Aufklärer, der die Aufklärung überwindet, weil er historischer ist als sie; auch Strauß ist Aufklärer, vielleicht im 19. Jahrhundert der stolzeste Vertreter der Aufklärung; aber er ist zugleich ein Sohn des 19. Jahrhunderts mit seiner Romantik und seinem Historismus und mit der Philosophie Hegels, die weit fähiger ist als die Wolffsche, „in die fremde Eigentümlichkeit geschichtlicher

[1]) A. S c h w e i t z e r, Von Reimarus zu Wrede, S. 22.

Digitized by Google

Gegenstände einzugehen, sich in die Gemüts- und Bildungszustände fremder Völker und Zeiten zu versetzen und mit ihren Objekten liberal und sachgemäß zu verfahren“[1]). In dieser Schule war Strauß erzogen[2]), darum konnte er auch Reimarus verstehen und ihm gerecht werden und konnte ihn zugleich überwinden, indem er den Begriff des Mythus an die Stelle der Reimarusschen Kategorie eines Gaukelwerks und Betrugs gesetzt hat. Also nicht mißverstanden hat Strauß Reimarus, sondern in seiner ganzen Bedeutung erfaßt, wenn er von ihm sagt, sein Standpunkt sei in dem der heutigen Religionswissenschaft „aufgehoben“ in jenem Hegelschen Doppelsinn des Worts, wonach das Aufheben nicht bloß ein Abtun, sondern auch ein Aufbewahren ist. Und nicht nur in seiner Verneinung habe er recht behalten, auch die bessere Bejahung, welche die weitere Entwicklung der Theologie an die Stelle der seinigen gesetzt, die mythische Auffassung der biblischen Geschichten habe er schon vorbereiten helfen. Uns aber leistet die bei aller Gedrängtheit eingehende und überaus feinsinnige Analyse des umfangreichen Reimarus-Werkes den unschätzbaren Dienst, daß wir durch sie auf die bequemste Art mit dem noch immer schwer zugänglichen Buche in seinem ganzen Bestande bekannt gemacht worden sind.

Noch in einer andern Beziehung zeigt sich der historische Sinn von Strauß am Schluß dieser Schrift, wenn er hier

---

[1]) Kuno Fischer, a. a. O. S. 91.

[2]) Über das Verhältnis von Strauß zur Hegelschen Philosophie urteilt Kuno Fischer a. a. O. S. 90, unter Vergleich mit dem von Reimarus zu Wolff, treffend so: „Wie Reimarus unter den Wolffianern seinerzeit der klarste Kopf, der beste Stilist, das am meisten kritische Talent und zugleich einer der positiv Gelehrtesten ist, so gelten dieselben Eigenschaften in hervorstechender Weise unter den Hegelianern von Strauß. Doch hier müssen wir bemerken, daß Reimarus von der Wolffschen Schule viel enger und schulmäßiger abhängt als Strauß von der Hegelschen, und daß wir in diesem Punkte auf der Seite des letzteren eine doppelte Überlegenheit entdecken.“

Digitized by Google

als den Grundfehler des 19. Jahrhunderts die romantische Überschwänglichkeit bezeichnet, mit der es sich von dem 18. losgesagt und sich durch die Verleugnung der Aufklärung um die Frucht großer und herrlicher Anstrengungen gebracht habe. Strauß war einst selber von der Romantik ausgegangen, durch Justinus Kerner war er einen Augenblick tief in sie verstrickt gewesen. Davon hatte er sich längst frei gemacht; aber je geistesheller und freier es in ihm wurde, desto mehr war seine Vorliebe wie für Reimarus und Lessing so für die ganze Welt der Aufklärung gewachsen. Der Aufsatz über „Brockes und Reimarus" zeigt, wie er in ihr heimisch geworden ist und wie gründlich und fein er sie versteht. Dabei kommt auch Voltaire immer mehr in Sicht. Die Klarheit aller dieser großen Aufklärer des 18. Jahrhunderts stellt er turmhoch über die romantischen Nebel, von denen das 19. in seinen Anfängen umhüllt gewesen ist und aus denen es sich nur mühsam und bis zu dieser Stunde noch nicht ganz ins Helle und Klare und Freie herausgekämpft hat.

Und nun ging es nach dieser Unterbrechung wieder zu den Vorarbeiten für das Leben Jesu. Nicht eben mit Enthusiasmus. Strauß las und las, und doch schien ihm außer Baur und seiner Schüler Arbeiten fast nichts Erhebliches zur Sache erschienen zu sein. Und überdies fiel es ihm schwer, seine ganze Phantasie wieder so wie ehedem mit diesen Stoffen zu erfüllen, nachdem er solange dem theologischen Gebiet entfremdet gewesen war. Dagegen kommt die Klage, er fühle das Alter und die mindere Beweglichkeit und Übersichtskraft des Geistes, damals noch viel zu frühe. Es war vielmehr die unerfreuliche Zeit des Sammelns, das ihm Mühe machte. Wie er im Oktober 1862 an die Ausarbeitung geht, da ist er wieder in seinem Element, und die Arbeit geht nun, wenn auch nicht schnell, so doch stetig voran. Wenn er einmal das Geschriebene im Zusammenhang überliest, ist er nicht unzufrieden damit.

Digitized by Google

Da kamen noch in letzter Stunde vor Abschluß des Werks zwei Hemmungen, von denen die zweite den Abschluß geradezu zu verhindern drohte. Die erste war eine rein persönliche, der Tod seines Bruders Wilhelm.

Vor mir liegen die vielen hundert Briefe, die Strauß diesem Bruder geschrieben hat, der erste ein gemeinsames Schreiben von Vater, Mutter und ihm vom 5. Oktober 1832, der letzte vom Tage seines Todes, dem 21. Februar 1863, eine Erkundigung nach dem Befinden des schwer Leidenden. Was haben die beiden in dieser 30jährigen Korrespondenz nicht einander mitgeteilt und beredet an Freud und Leid, an Schicksalen und Sorgen, an Arbeiten und Erfolgen! Auch zuweilen sich gezankt und gestritten, aber immer schnell wieder sich vertragen, in warmer Bruderliebe einander zugetan, stets bereit, einander zu fördern und zu helfen, zu trösten und aufzurichten, jeder des andern bester Freund und guter Kamerad, treuester Berater und sicherster Halt. Anfangs hat Strauß dem Bruder für sein Geschäft durch Einlagen von Kapital ausgeholfen, bis dieses zu einem blühenden und ertragreichen geworden war; dafür hat ihn der Bruder bei der Verwaltung seines Vermögens mit Rat und Tat unterstützt und ihm allerlei Geschäftliches abgenommen. Die Erziehung der Neffen läßt sich Strauß angelegen sein wie die der eigenen Kinder, dafür finden diese im Haus des Onkels stets willkommene Aufnahme und etwas wie eine zweite, oft gar die einzige Heimat. In den vierziger Jahren waren Strauß für seine Nöte bei dem klugen Geschäftsmann, der zugleich ein warmes Herz für ihn hatte, volles Verständnis, guter Rat und treue Hilfe stets bereit; ich habe den Eindruck, wenn damals einer hätte helfen können, so wäre es Wilhelm gewesen; wenn auch seine Vermittlung die Straußsche Ehe nicht zurechtbiegen konnte, nun so sieht man auch daraus, daß der Konflikt ein unlöslicher gewesen ist. Aber über alles fand Strauß bei ihm auch ein geneigtes Ohr, ein verständnisvolles Echo und wohltuende

Digitized by Google

Aufmunterung für seine Arbeiten, eine erfreuliche Geistesgemeinschaft, bei der natürlich vorwiegend er der Gebende, der Bruder der Empfangende und Empfängliche war; in Gesinnung und freier Anschauung aber waren sie einander durchaus gleich. Gerade von dieser Seite her war auch immer wieder die Aufforderung gekommen, Strauß solle von den biographischen Seitenschritten zur Theologie zurückkehren. Wie freute sich daher der Bruder, als sich dieser Wunsch erfüllte, die Rückkehr sich wirklich vollzog! Nur schade, daß er ihre Früchte nicht mehr erleben durfte, vor allem nicht den alten und neuen Glauben; denn zu einem solchen Ganzen und Zusammenfassenden hat er den Bruder immer wieder gedrängt. Er wollte nicht noch einmal ein rein gelehrtes und vorwiegend kritisches und negatives Werk von ihm haben, sondern forderte, er solle „der alten christlichen Weltanschauung in allen ihren Teilen und Folgerungen, vom Gottes- und Weltbegriff bis auf die Lehren von Lebensgenuß und Sitte hinaus die moderne, natürliche oder philosophische entgegenstellen und dies in einer Form und Sprache, die für alle verständlich und ergreifend wäre", — also genau das, was Strauß zehn Jahre später in seinem letzten Buch geleistet hat. Einstweilen hatte er sich auch mit der in Aussicht gestellten Abschlagszahlung des neuen Lebens Jesu zufrieden erklärt, freilich nur in der Voraussetzung, daß es eben bloß eine solche sei. An dem Fortschreiten der Arbeit nahm er dann den regsten Anteil, freute sich darüber und darauf und mahnte immer aufs neue zu rüstigem Weiterarbeiten. Aber die Vollendung sollte er nicht mehr erleben. Ein langes, schweres Herzleiden hatte ihn vor der Zeit zum Aufgeben seines Geschäftes, einer Zuckerraffinerie in Köln genötigt; doch mag auch die Schwierigkeit, die diesem Zweig der Industrie der Übergang vom Rohr- zum Rübenzucker bereitete, zu diesem Entschlusse mit beigetragen haben. Seit 1860 lebte er mit den Seinigen zurückgezogen in Darmstadt. Drei Jahre darnach erlag er jenem tückischen

Digitized by Google

Leiden. Im Kreis der Familie hat ihm Strauß am Morgen des 24. Februar, unmittelbar nach der Beerdigung, jene „Leichenrede" gehalten, die neben den Worten auf die Mutter ein so schönes Denkmal verwandtschaftlicher Pietät darstellt. Was der Bruder ihm gewesen, faßt er hier in die Worte zusammen: „Daß er mir in jeder Lebensnot eine Zuflucht war, in jedem Sturme ich mich an ihn, das scheinbar geknickte Rohr, das aber eine starke Eiche war, halten konnte, in jedem Zweifelsfalle bei ihm den treuesten und weisesten Rat fand, das ist zwar viel, doch noch lange nicht alles. Wie selten stehen zwei Brüder, von denen der eine ein Geschäftsmann ist, der andere Gelehrter, über das Blut- und Freundschaftsverhältnis hinaus auch in wirklich innerlichem Zusammenhang! Und wie war dies bei uns beiden von jeher der Fall. Meine wissenschaftlichen Bestrebungen hat keiner meiner gelehrtesten Freunde tiefer verstanden, gründlicher gewürdigt. Für das, was ich schrieb, war mir kein Leser ohne Ausnahme wichtiger als er. Sein Urteil war zwar freilich immer das des Bruders, ach! des auch sonst so nachsichtsvollen Bruders; aber immer konnte ich mir doch genau daraus entnehmen, ob ihn etwas im Innersten berührt hatte oder nicht, und nur, wenn sie diese Probe bestanden hatte, war ich mit einer Arbeit zufrieden. Dieser Leser, dieser Freund und Ratgeber wird mir von jetzt an fehlen, wie uns allen, in welchem Grade und welcher Art von Verwandtschaft und Freundschaft wir zu ihm gestanden haben mögen, sein treues Herz, sein heller Blick, sein fester, unerschütterlicher Wille fehlen wird". So fehlte er ihm denn auch sofort bei und nach der Vollendung seines neuen Buches, dort als treibender Förderer, hier als einsichtigster Beurteiler desselben. Wie er diese Hemmung durch Objektivierung seiner Gefühle in der Widmung des Lebens Jesu überwunden hat, werden wir gleich sehen. Hier füge ich nur noch hinzu, daß er der Witwe und ihren Kindern durch treues Festhalten an der Verbindung mit ihnen zu vergelten suchte,

Digitized by Google

was der Dahingegangene ihm gewesen war. Die Briefe an die Schwägerin erstrecken sich vom 28. Februar 1863 bis zum 27. November 1873 in ununterbrochener Kette zahlreich fort, und kaum minder zahlreich sind in den späteren Jahren die an den Neffen Emil, den bekannten Bonner Buchhändler [1]), mit dem er zuletzt auch noch in Geschäftsverbindung getreten ist.

Gefährlicher für die Vollendung des Lebens Jesu als diese rein persönliche Hemmung war eine zweite sachliche, — das Erscheinen des Lebens Jesu von dem Franzosen Ernst Renan im Sommer 1863 und die Aufnahme, die dieses Buch in Frankreich nicht nur, sondern in weiten Kreisen auch über die Grenzen Frankreichs hinaus in Deutschland fand. Man hat gesagt, Strauß haben die Lorbeeren Renans nicht ruhen lassen, deshalb habe er das zweite Leben Jesu geschrieben. Genau das Gegenteil ist wahr. Als es erschien mit dem beispiellosen Erfolg von acht Auflagen in drei Monaten, da mußte er sich fragen, ob neben diesem „Volksbuch" das seinige bestehen könne. Und wirklich dachte er einen Augenblick daran, sein fast fertiges Werk unvollendet und unveröffentlicht zu lassen. Allein bald erkannte er, bei aller Anerkennung für „das viele Gute in dem Buch", daß hier etwas ganz anderes vorliege, als er geben konnte und wollte, kein aus den Quellen heraus gearbeitetes Werk, sondern ein geistreich schimmernder, sentimental angehauchter Roman, der an den Quellen eine rein subjektive Geschmackskritik übte und sich durch die unkritische Vorliebe für das Johannes-Evangelium von vornherein um jede Möglichkeit historischer Wahrheit und Treue brachte. Und es war ein spezifisch französisches Buch, von einem Franzosen für Franzosen geschrieben [2]), das zeigt schon die Widmung à l'âme pure de sa sœur Henriette morte à

[1]) Über ihn siehe das schöne Buch „Emil Strauß, ein deutscher Buchhändler am Rheine", von O. von Hase. 1907.

[2]) Sehr gut weist das A. Schweitzer nach a. a. O. S. 179—191.

Digitized by Google

Byblos, le 24. Septembre 1861. Für das deutsche Volk war jedenfalls ein ganz anderes Leben Jesu nötig. So nahm Strauß trotz aller Anerkennung, um nicht zu sagen: trotz einer gewissen Überschätzung der Vorzüge Renans, seine Arbeit wieder auf, und als dann im März 1864 sein „Leben Jesu, für das deutsche Volk bearbeitet" erschien, da reichte er in der Vorrede dem Franzosen über den Rhein hinüber freundschaftlich die Hand. „Man mag an diesem schnell berühmt gewordenen Buche aussetzen, soviel man will", heißt es da, „ein Buch, das, kaum hervorgetreten, bereits von ich weiß nicht wieviel Bischöfen und von der römischen Kurie selbst verdammt worden ist, muß notwendig ein Buch von Verdienst sein. Es hat seine Fehler, aber nur einen Grundfehler (die Voraussetzung der Echtheit des Johannes-Evangeliums); und von diesem gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß der geistvolle Verfasser ihn noch erkennen und darnach seine Arbeit verbessern wird. Was uns außerdem als Fehler erscheinen mag, sind zum Teil Eigenschaften, die dem Buch in seiner Heimat als Vorzüge angerechnet werden und seiner Wirksamkeit Vorschub tun; wie umgekehrt manches, wodurch der Verfasser des gegenwärtigen Werkes die Zufriedenheit seiner Landsleute zu verdienen hofft, jenseits des Rheins mißfallen oder doch langweilen würde. Ich habe das Leben Jesu von Renan, das erschien, wie das meinige nahezu vollendet war, als ein Zeichen des allerwärts sich regenden gleichen Bedürfnisses mit Freude begrüßt und bei näherer Ansicht mit Achtung aufgenommen; von meinem Wege abbringen konnte es mich nicht; aber ein Buch für Deutsche geschrieben zu haben in dem vollen Sinne, wie er eines für Franzosen geschrieben hat, ist alles, was ich wünsche."

Für „das deutsche Volk" hatte Strauß diesmal das Leben Jesu bearbeitet, d. h. nicht für die theologische Zunft oder wie er bei der ersten Mitteilung davon an den Bruder kurz nach dem Rappschen Handel drastisch schreibt: „mit

Digitized by Google

Umgehung des verächtlichen Theologenpacks"; aber doch auch nicht für das Volk im weitesten Sinn, sondern wie er selbst sagt: „für Gebildete aller Stände". Und was für Leser er sich wünschte, das zeigt die Widmung an den Bruder, die Ende 1862 entworfen und für den Lebenden bestimmt, nun als Nachruf an einen Verstorbenen dem Werke vorangeschickt wurde. Sie im Wortlaut meinem Buche einzuverleiben ist mir geradezu Bedürfnis, aber auch sachlich darf sie nicht fehlen.

„Lieber Bruder! So alt meine Schriftstellerei nächstens ist, so ist doch, von ein paar Sendschreiben abgesehen, dies das erste Buch, das ich jemanden zueigne. Gönner habe ich nie weder gehabt noch gesucht; meine Lehrer, nachdem ich mit meiner Erstlingsarbeit Anstoß erregt hatte, beeilten sich, der Wahrheit gemäß zu versichern, daß ich das, was ich wußte, nicht von ihnen gelernt habe; meinen Freunden und Studiengenossen aber sah ich aus der bloßen Kunde ihrer Freundschaft mit mir, soweit sie nicht vorzogen (was auch vorkam), diese den Verhältnissen zum Opfer zu bringen, besonders in unserer Heimat Württemberg soviel Ungelegenheit, Zurücksetzung und Verdächtigung erwachsen, daß es Gewissenssache war, sie nicht durch ein öffentliches Denkmal unserer Verbindung noch mehr auszusetzen. Du, lieber Bruder, bist unabhängig, hast Dich (das ist der Segen des Gewerbes) um die Gunst oder Ungunst geistlicher und weltlicher Oberen nicht zu kümmern, Dir kann es nichts schaden, wenn Dein Name vor einer Schrift von mir zu lesen ist. Zugleich hast Du aber, neben dem, was Du dem Bruder warst, wie Du ihm in so mancher schwierigen Lebenslage als treue Stütze zur Seite standst, auch dem Schriftsteller von jeher in einer Person alles dasjenige geleistet, was einem solchen von Gönnern, Lehrern und Freunden geleistet werden kann. Du hast mich ermuntert und, was mehr ist, Du hast mich verstanden; Du hast meinen oft gesunkenen Mut gehoben, aber auch meinen

Digitized by Google

bisweilen auf andere Felder abschweifenden Sinn bei der Sache, der ich mich ursprünglich gewidmet hatte, festgehalten; bei Abfassung dieser Schrift insbesondere hast Du mir von Anfang an im Sinne gelegen, und kein Blatt derselben ist zustande gekommen, ohne daß das Bestreben, Dir genug zu tun, so zu schreiben, wie ich wußte, daß Du es für Bedürfnis unserer Zeit haltest, mir Antrieb und Leitstern gewesen wäre. Und hier trifft die Widmung dieses Buches mit der auf dem Titel ausgesprochenen Bestimmung desselben zusammen. Indem ich es dem Bruder widme, denke ich mir diesen als einen Mann aus dem deutschen Volk; und indem ich es dem deutschen Volk bestimme, setze ich voraus, daß unter diesem viele Männer seien, die dem Bruder gleichen. Ich meine viele, die, unbefriedigt vom Erwerb, auch geistigen Dingen nachtrachten; die nach arbeitsvollen Tagen in ernster Lektüre ihre beste Erholung finden; die den seltenen Mut haben, um den Bau der hergebrachten Meinung und der kirchlichen Satzung unbekümmert, über des Menschen wichtigste Angelegenheit auf eigene Hand nachzudenken, und die noch seltenere Einsicht, auch den politischen Fortschritt, wenigstens in Deutschland, nicht eher für gesichert zu halten, als bis für die Befreiung der Geister von dem religiösen Wahn, für rein humane Bildung des Volkes gesorgt ist. Ob eine Weltansicht, die mit Ablehnung aller übernatürlichen Hilfsquellen den Menschen auf sich selbst und die natürliche Ordnung der Dinge stellt, sich auch wirklich fürs Volk und fürs Leben eigne, ob sie imstande sei, den Menschen nicht nur im Glück in der richtigen Bahn, sondern auch im Unglück aufrecht zu erhalten, dies insbesondere nach der letzteren Seite zu erproben hast Du, lieber Bruder, nur allzuviele Gelegenheit gehabt. Du hast einem langjährigen Körperleiden ohne fremde Krücken, einzig auf das gestützt, was Du als Mensch und Glied dieser geist- und gotterfüllten Welt bist und wissen kannst, mannhaft

Digitized by Google

widerstanden, Du hast unter Umständen, die den Gläubigsten hätten kleingläubig machen können, Mut und Fassung behalten; Du hast selbst in solchen Augenblicken, wo jede Lebenshoffnung erloschen war, niemals der Versuchung nachgegeben, durch Anlehen beim Jenseits Dich zu täuschen. Möge Dir nach so harter Prüfung ein freundlicher Lebensabend beschieden sein; möge dieses Buch Deiner Nachsicht genügen und diese Widmung Dir nicht mißfallen; an ihr aber unsere Kinder und einst unsere Enkel noch erkennen, in welcher innigen Geistesgemeinschaft ihre Väter gestanden, in welchem Glauben sie, ob auch nicht heilig, doch wenigstens ehrlich gelebt haben, und wenn nicht selig, doch hoffentlich ruhig gestorben sind" [1]).

Darin freilich hat sich Strauß getäuscht, daß dieses Leben Jesu ein Volksbuch werden werde: nicht einmal

[1]) Der Kontrast zwischen den beiden Widmungen — der Straußens an den Bruder und der Renans an die Schwester — ist zu charakteristisch, als daß ich nicht auch die letztere wenigstens anmerkungsweise zum Vergleich hier zum Abdruck bringen möchte. Sie heißt: „Te souviens-tu, du sein de Dieu où tu reposes, de ces longues journées de Ghazir, où, seul avec toi, j'écrivais ces pages inspirées par les lieux que nous avions visités ensemble? Silencieuse à côté de moi, tu relisais chaque feuille, et la recopiais sitôt écrite, pendant que la mer, les villages, les ravins, les montagnes se déroulaient à nos pieds. Quand l'accablante lumière avait fait place à l'innombrable armée des étoiles, tes questions fines et délicates, tes doutes discrets, me ramenaient à l'objet sublime de nos communes pensées. Tu me dis un jour que ce livre-ci tu l'aimerais, d'abord parce qu'il avait été fait avec toi, et aussi parce qu'il te plaisait. Si parfois tu craignais pour lui les étroits jugements de l'homme frivole, toujours tu fus persuadée que les âmes vraiment religieuses finiraient par s'y plaire. Au milieu de ces douces méditations, la mort nous frappa tous les deux de son aile; le sommeil de la fièvre nous prit à la même heure; je me réveillai seul! .. Tu dors maintenant dans la terre d'Adonis, près de la sainte Byblos et des eaux sacrées où les femmes des mystères antiques venaient mêler leurs larmes. Révèle-moi, o bon génie, à moi que tu aimais, ces vérités qui dominent la mort, empêchent de la craindre et la font presque aimer."

Digitized by Google

in dem Sinn, in dem er unter dem Volk die Gebildeten verstand, traf das zu. Entweder es gab nicht so viele im Volk der Deutschen, die dem Bruder glichen, oder — Strauß hatte den Ton doch um eine Note zu hoch genommen. Und so war es — deshalb, weil es zugleich eine Auseinandersetzung werden sollte mit dem, was seit dem letzten Erscheinen des ersten Lebens Jesu auf diesem Gebiete geleistet worden war. Das aber war Gelehrtenarbeit und für das Volk, wenigstens für die Durchschnittsgebildeten desselben, eine zu schwer verdauliche Kost. Das Buch war das Werk eines Theologen und in erster Linie für Theologen: so leicht ließen sich diese in dieser Frage doch nicht „umgehen" und ausschalten.

Der Auseinandersetzung mit den Arbeiten seiner Vorgänger ist die „Einleitung", der erste, in den gesammelten Werken 200 Seiten umfassende Teil des Buches gewidmet. Sie beschäftigt sich zunächst mit den verschiedenen Bearbeitungen des Lebens Jesu von Heß (1768) — Reimarus war ja eine eigene Schrift gewidmet, von ihm brauchte hier nicht noch einmal gehandelt zu werden — von Heß bis zu Keim [1]) und Renan. Das war in nuce das, was neuerdings Albert Schweitzer in einem besonderen, großen Werk „Von Reimarus bis Wrede" behandelt hat. Darauf folgt die Untersuchung über die Evangelien als Quellen des Lebens Jesu, die etwa 130 Seiten einnimmt. Sie hatte man im ersten Leben Jesu — wir haben gesehen, wie weit mit Recht — vermißt. Inzwischen hatten Baur und seine Schule durch ihre Arbeiten diese Lücke ausgefüllt, dazu mußte Strauß Stellung nehmen. Nun hatten aber diese Untersuchungen der Tübinger, wie schon des öfteren erwähnt, ja nur bestätigt, was Strauß im ersten Leben Jesu mehr nur divinatorisch angenommen und vorausgesetzt, als im einzelnen

[1]) Keim's „Geschichte Jesu von Nazara" war übrigens damals noch nicht erschienen, sondern erst die „gehaltvolle" kleine Schrift über „Die menschliche Entwicklung Jesu Christi" 1861.

Digitized by Google

begründet und bewiesen hatte: den durchaus unhistorischen Charakter des Johannesevangeliums, den vor allem Baur selbst in so glänzender Weise bis zur Evidenz sicher festgestellt hatte, und die zeitliche und Wertpriorität des Matthäusevangeliums vor Markus und Lukas. So war es nur natürlich, daß Strauß an den ihm von Anfang an feststehenden und nun von den Tübinger Freunden so erfreulich nachgewiesenen Ergebnissen auch jetzt wieder festhielt und sie durch eigene Nachprüfung bestätigt fand. Nun war aber inzwischen die zweite Annahme, die der Priorität des Matthäus ernstlich in Frage gestellt durch die Markushypothese, die zwar immer auch schon dagewesen war, aber neuerdings doch ganz anders wissenschaftlich fundamentiert mit den Aufstellungen der Tübinger ernsthaft um die Vorherrschaft stritt. Freilich haftete ihr in jenem Augenblick noch ein Element an, das sie Strauß von vornherein wenig empfehlenswert, geradezu verdächtig machen mußte: sie war apologetisch gemeint und als die Hypothese der sogenannten Vermittlungstheologie ausdrücklich der der Tübinger entgegengestellt worden. Allein die wissenschaftliche Arbeit hat ihren eigenen Weg und betätigt an ihren Werkzeugen ihre eigene Kraft. Das zeigt sich auch an dieser Hypothese. Männer wie Weizsäcker und Holtzmann, die im Gegensatz und Kampf gegen die Tübinger Schule ihre theologische Laufbahn begonnen und im Zusammenhang damit jene Hypothese vertreten hatten, durften und dürfen sich heute als würdige Thronerben und echte Nachfolger Baurs betrachten. In tiefdringender gelehrter Arbeit und in demselben wissenschaftlich freien Geist wie Baur haben sie jene apologetische Tendenz allmählich fallen lassen und die Markushypothese von ihr völlig freigemacht, so daß diese sich heute neben der Matthäushypothese nicht nur als wissenschaftlich gleichberechtigt behaupten, sondern — das ist das Resultat einer vierzig- bis fünfzigjährigen mühsamen Arbeit — sich als ihr überlegen fühlen darf. Allein dabei ist man doch auch

Digitized by Google

darüber heute einig, daß der Markus oder richtiger der Urmarkus nicht die einzige älteste Quelle für das Leben Jesu sei, sondern daß ihm eine Redequelle, die unter dem Namen des Matthäus ging, gleichwertig zur Seite zu stellen sei. Hausrath in seinem neuesten Buch[1]) stellt das Spruchbuch der zweiten Grundschrift, der historischen, sogar ausdrücklich voran. So erschienen auch Strauß wie beim ersten Leben Jesu, die Reden wichtiger und wertvoller als die Berichte über Taten und Geschehnisse, die doch auch im Markus schon durch Sagen wunderhaft entstellt, mythisch, also unhistorisch waren. Auch deshalb blieb er dem Matthäus treu und trat den „Markuslöwen", wie er sie später spottend genannt hat, schroff abweisend gegenüber. Wir werden alsbald sehen, wie er auch jetzt wieder, und diesmal schlimmer als das erste Mal, durch diese Einseitigkeit in der Quellenfrage seiner Darstellung des Lebens Jesu Eintrag getan hat. Es hing aber noch mit einem anderen zusammen. Strauß hatte sich neunzehn Jahre lang aus der Kontinuität der theologischen Arbeit ausgeschaltet, hatte sich zeitweise verschworen, keine theologischen Bücher mehr zu lesen und zuletzt noch sogar daran gedacht, die, die er selbst besaß, zu verkaufen. Nun mußte er sich nach- und in die Theologie wieder einarbeiten, als er so plötzlich zu ihr zurückkehrte; und das war keine leichte Sache. Ein Leser allerersten Ranges ist ja Strauß immer gewesen, und so las er sich auch jetzt mit Bienenfleiß in die Evangelienliteratur herein. Aber gerade in dieser Zeit legte sein Augenleiden seinem Leseeifer Fesseln an, und schließlich läßt sich in zwei oder drei Jahren doch nicht alles nachholen, was man in neunzehn versäumt und ignoriert hat. Und endlich, am apologetischen Gebräu hatte er sich den Magen verdorben, mehr als einmal war er nahe daran, alles Theologische

[1]) Adolf Hausrath, Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller 1908, I, S. 173 ff. — Übrigens vgl. zu dieser Frage auch noch einmal das früher schon I, S. 167 ff. Gesagte.

Digitized by Google

wieder beiseite zu werfen; ohne Enthusiasmus, teilweise sogar voll Verachtung für das, was er zu studieren hatte, lehnte er es ab, davon zu lernen, und kehrte immer am liebsten wieder zu den vertrauten Gedankengängen Baurs und seiner Tübinger Genossen zurück. So konnten die Gegner in dem gelehrten Rüstzeug diesmal gelegentlich etwas vermissen und ihm nicht ganz ohne Grund eine gewisse Voreingenommenheit in der Evangelienfrage vorwerfen. Und vielleicht werden sie es auch mir als Voreingenommenheit und Ausfluß meiner Vorliebe für meinen Helden auslegen, wenn ich, nachdem ich das zugegeben habe, nun doch auf der anderen Seite betone, wie staunenswert rasch und wie staunenswert gründlich Strauß doch in der Hauptsache nachgearbeitet und sich alsbald wieder in die allervorderste Reihe der Leben-Jesu-Forscher durchgearbeitet hat. Auch jetzt wieder stehen viele auf seinen Schultern und triumphieren, daß sie ein paar Millimeter weiter sehen und ein paar Milligramm mehr wissen als er.

In einem dritten kürzeren Abschnitt der Einleitung werden dann noch „etliche Vorbegriffe zu der folgenden Untersuchung" festgestellt. Das Wunder wird abgelehnt und vor allem wieder der Begriff des Mythus als der Hebel der ganzen Untersuchung eindeutig bestimmt. Es ist schon früher bemerkt worden, daß Strauß durch Baurs Nachweisung bewußter und tendenziöser Erdichtung und der Rolle, die diese bei der Bildung der Evangelien gespielt, sich veranlaßt gesehen habe, den Begriff des Mythus in diesem Sinn auszudehnen; dazu hält er sich deshalb und dann für befugt, wenn und weil die christliche Gemeinde diese Tendenzdichtungen akzeptiert und sie als einen Bestandteil ihres Glaubens diesem einverleibt hat. Er formuliert dies so[1]): „Ich habe in dieser neuen Bearbeitung des Lebens Jesu,

[1]) Diese schon einmal (I, 143f.) zitierte Stelle muß hier in ihrem Zusammenhang noch einmal wiederholt werden.

Digitized by Google

hauptsächlich infolge von Baurs Nachweisungen, der Annahme bewußter und absichtlicher Dichtung weit mehr Raum als früher zugestanden; darum aber die Bezeichnung zu ändern, habe ich keine Ursache gefunden. Auf die Frage vielmehr, ob auch bewußte Erdichtungen eines einzelnen füglich Mythen zu nennen seien, muß ich auch nach allem seither darüber Verhandelten noch immer antworten: in allewege, sobald sie Glauben gefunden haben und in die Sage eines Volkes oder einer Religionspartei übergegangen sind; was dann immer zugleich beweist, daß sie von ihrem Urheber nicht bloß nach eigenen Einfällen, sondern im Zusammenhang mit dem Bewußtsein einer Mehrheit gebildet waren. Jede unhistorische Erzählung, wie auch immer entstanden, in welcher eine religiöse Gemeinschaft einen Bestandteil ihrer heiligen Grundlage, weil einen absoluten Ausdruck ihrer konstitutiven Empfindungen und Vorstellungen erkennt, ist ein Mythus; und wenn die griechische Mythologie ein Interesse haben mag, von diesem weiteren Mythusbegriff einen engeren zu unterscheiden, der bewußte Erdichtung ausschließt, so hat umgekehrt die kritische Theologie der sogenannten gläubigen gegenüber ein Interesse, alle diejenigen evangelischen Erzählungen, denen sie nur ideale Bedeutung zuerkennt, unter dem gemeinschaftlichen Begriff des Mythus zusammenzufassen." Ich wüßte nicht, was an dieser Begriffsbestimmung, die übrigens mit dem schon in der vierten Auflage des alten Lebens Jesu darüber Gesagten im wesentlichen übereinstimmt, auszusetzen wäre; es wird auch mit ihr, soviel ich sehe, von der kritischen Evangelienforschung seither durchweg bewußt oder unbewußt operiert.

Aber noch etwas galt es bei dieser Gelegenheit auch vor der Öffentlichkeit ins reine zu bringen, sein Verhältnis zu Baur, über dessen epochemachende Untersuchungen natürlich zu sprechen war. Schweitzer hat ganz recht gesehen, wenn er aus einigen Äußerungen von Strauß ei

Digitized by Google

gewisse „Gereiztheit gegen seinen alten Lehrer“ heraus-liest [1]). Die persönlichen Begegnungen mit Baur in dessen letzten Lebensjahren und dann sein Tod hatten ausgleichend und versöhnend gewirkt. Das zeigen die Äußerungen kurz nach seinem Tode, die wir schon kennen. Nun aber war bei der Arbeit am Leben Jesu, wo Strauß natürlich immer wieder dessen Untersuchungen hatte beiziehen müssen, der Unmut und Groll über die Art, wie ihn dieser in seinen Schriften behandelt hatte, wieder neu in ihm aufgestiegen; in seinen Briefen finden sich zum Teil recht starke Ausbrüche desselben. Diesen Unmut halte ich für durchaus gerechtfertigt und bewundere vielmehr die Maßhaltung, die Strauß öffentlich in seiner Abwehr gezeigt hat. Freilich traute er sich zunächst selbst nicht ganz und unterbreitete daher die auf Baur bezüglichen Stellen dem Urteil Zellers. „Mit der Art“, schreibt er diesem am 28. November 1863, „wie ich sein Werk über Johannes einführe, wirst Du zufrieden sein; wo ich mich abwehrend zu ihm verhalte, habe ich mich bestrebt, zwischen dieser notgedrungenen Abwehr und der Liebe und Verehrung, die ich für ihn habe, die Mittellinie zu finden. Du darfst aber“, fügt er hinzu, „und ich bitte Dich darum, auch hier alles streichen, was Dir nicht gefällt; ich erkenne Dich zwischen dem Vater und dem Freund unbedingt als den gerechten Schiedsrichter an.“ Also hat Zeller, was in dem Buch von Strauß über Baur zu lesen ist, als billig und gerecht angesehen, und dabei, denke ich, können auch wir uns beruhigen, wenn wir nun hören, was er denn eigentlich schreibt. Stellen wie die, wo er fragt, „ob nicht auch Baur in den Abweichungen des einen Evangelisten von dem andern bisweilen tendenziöse Absicht gesucht habe, wo nur Ungenauigkeit, Willkür oder Zufall im Spiele war, und nicht, wenn sein Vorgänger (d. h. Strauß) von den drei

[1]) Schweitzer a. a. O. S. 194.

Digitized by Google

ersten Evangelien aus das vierte mitunter noch zu harmlos genommen haben mag, ihm das Umgekehrte begegnet sei, weil er sich seine Vorstellung von den Evangelien an dem vierten gebildet hatte, die drei ersten für absichtsvoller und berechneter zu nehmen, als sie zu nehmen sind", — solche Stellen gehen über den Rahmen streng sachlicher Diskussion zwischen zwei Gleichberechtigten nicht hinaus. Schärfer klingt der Schluß des Abschnitts über die drei ersten Evangelien: „So bereitwillig ich anerkenne, daß in allen diesen (vorher besprochenen) Stücken Baur zu bestimmteren Ergebnissen fortgeschritten ist, daß seine Untersuchungen eine notwendige Ergänzung, in einzelnen Punkten wohl auch Berichtigung der meinigen gewesen sind, so augenscheinlich ist es, daß er damit nur fortgesetzt hat, was ich angefangen, nicht vorgenommen, was ich unterlassen hatte. Wenn er mir vorwarf, ich habe eine Kritik der evangelischen Geschichte gegeben ohne eine Kritik der Evangelien, so könnte ich ihm mit demselben Recht oder Unrecht das Umgekehrte vorwerfen, eine Kritik der Evangelien gegeben zu haben ohne eine Kritik der evangelischen Geschichte. Wenigstens können die allgemeinen Andeutungen, worauf er sich in letzterer Hinsicht beschränkt hat, unmöglich genügen, vielmehr erwächst gerade aus seinen Leistungen für die Evangelienkritik die Aufgabe, nun auch die evangelische Geschichte selbst einer neuen eingehenden Kritik zu unterwerfen". Aber daß der Ton auch an dieser Stelle die Grenzen berechtigter Ab- und Notwehr — Strauß war ja der mit Namen Angegriffene — nicht überschreitet, muß jeder zugeben, der weiß, was wissenschaftlich debattieren heißt. Und daneben nun auch das andere, wie Strauß die Verdienste Baurs um die Evangelienkritik, vor allem um den Nachweis der Ungeschichtlichkeit des Johannesevangeliums, anerkennt. Da heißt es: „Diesen Kampf aufgenommen und auf eine Weise durchgefochten zu haben, wie noch selten kritische Kämpfe durchgefochten worden sind, ist der un-

Digitized by Google

vergängliche Ruhm des verewigten Dr. Baur. Manche Waffe hatte er von seinen Vorgängern entlehnt, aber manche auch selbst neu gefertigt, und alle hat er mit Geschick, Nachdruck und Beharrlichkeit so lange geführt, bis der Kampf zwar nicht vor den Richterstühlen der Theologen, aber vor dem der Wissenschaft zugunsten der Kritik entschieden war." Ich denke, nach diesem versöhnlichen Schlußwort können wir den Fall Baur-Strauß definitiv verlassen.

Auf die Einleitung folgt im ersten Buch „Das Leben Jesu im geschichtlichen Umriß", im zweiten größeren „Die mythische Geschichte Jesu in ihrer Entstehung und Ausbildung". Diese Disposition hat man getadelt, Schweitzer [1]) nennt sie sogar „die denkbar unglücklichste: zuerst also reißt Strauß den Efeu und die blühenden Schlinggewächse vom Baum herunter, der nun in zerfressener und vermoderter Rinde dasteht; dann heftet er das Abgewelkte wieder an den Stamm und schildert die Art, Herkunft und das Wachstum jeder einzelnen Gattung". Diese Vorwürfe sind, wie ich glaube, nicht berechtigt. Es war ja doch derselbe Mann, der das erste Leben Jesu geschrieben und sich in diesem analytisch, durch Kritik des Berichteten, den Weg zu dem mutmaßlich historischen Kern der Geschichte Jesu gebahnt hatte. Diese war damals nicht als einheitliche und zusammenhängende zur Darstellung gekommen, nur in Andeutungen, etwa am Schluß der einzelnen Kapitel bruchstückweise vorgetragen worden. So durfte er jetzt nur zusammenfassen, den Andeutungen der Evangelien über das Natürliche und Menschliche in ihm nur so weit nachgehen, um wenigstens in ungefähren Umrissen angeben zu können, was Jesus war und was er wollte. Das war voranzustellen,

[1]) Schweitzer a. a. O. S. 192 f. und ähnlich Rothe bei Hausrath II, 490. Umgekehrt sagt Kuno Fischer a. a. O. S. 110 gerade mit Beziehung auf die Komposition des Lebens Jesu: „Strauß ist ein Meister im Ordnen"!

Digitized by Google

und dann sollte im zweiten Teil weitergegangen und gezeigt werden, wie die ungeschichtlichen Erzählungen über ihn aufgekommen seien und sich allmählich immer weiter ausgebildet haben. „Als die erste Wirkung dessen, was Jesus war, werden wir den in seinen Jüngern entstandenen Glauben an seine Auferstehung erkennen, damit aber die Vorstellung von ihm in eine Temperatur versetzt finden, wo sie im üppigsten Wachstum zahlreiche unhistorische Schößlinge, einen immer wunderhafter als den andern, treiben mußte. Der gottbegeisterte Davidssohn wird zum vaterlos erzeugten Gottessohn, der Gottessohn zum fleischgewordenen Schöpferwort; der menschenfreundliche Wunderarzt wird zum Totenerwecker, zum unumschränkten Herrn über die Natur und ihre Gesetze; der weise Volkslehrer, der den Menschen ins Herz schauende Prophet wird zum Allwissenden, zu Gottes anderem Ich; der in seiner Auferstehung zu Gott Eingegangene ist auch von Gott ausgegangen, ist im Anfang bei Gott gewesen, und sein Erdendasein war nur eine kurze Episode, durch welche er sein ewiges Sein bei Gott zum Besten der Menschen unterbrach. Diesem Gang der Sache, d. h. der allmählichen Entwicklung der Vorstellungen von Jesu, der Bereicherung seiner Lebensgeschichte mit immer mehr idealen Zügen wird unsere Kritik diesmal Schritt für Schritt nachgehen, zuerst die Ansätze des Unhistorischen bemerklich machen, dann nacheinander zeigen, wie sich über jeder Schicht allemal wieder eine neue gebildet hat, wie jede dieser Schichten nur der Niederschlag der jeweiligen Vorstellungen der Zeit und des Kreises, innerhalb deren sie sich bildete, gewesen ist, bis endlich mit dem johanneischen Evangelium ein Ruhepunkt eintrat, über welchen hinaus eine weitere Steigerung und zugleich Vergeistigung nicht mehr möglich, aber auch nicht Bedürfnis war." Diesen „synthetischen" Gang, wie er es richtig nennt, dieses dem Gang der Sache selbst folgen finde ich durchaus berechtigt und möglich und namentlich auch didak-

Digitized by Google

tisch geschickt. Der Forscher für sich geht freilich den umgekehrten Weg von außen nach innen, im ersten Leben Jesu ist ihn auch Strauß gegangen, der Darsteller, der ans „Volk" sich wendende Schriftsteller dagegen führt ganz angemessen von innen, vom historischen Kern nach außen, zu der um sie her gelagerten Schale von Sagen und Legenden. Genau so ist auch Hausrath in seiner „populären Bearbeitung seiner Vorlesungen über Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller" verfahren, recht zum Zeichen, daß dies für ein Leben Jesu fürs Volk die geeignetste Anordnung ist. Und ebenso geben wir in der Geschichte der Philosophie wohl alle bei der Darstellung des Pythagoreismus zunächst das, was von Pythagoras historisch feststeht oder festzustehen scheint; erst wenn wir an den Neupythagoreismus kommen, erzählen wir, was in der Sage aus diesem Wunder- und Märchenmann geworden ist, und niemand wird uns darob schelten und diesen Gang der Darstellung den denkbar unglücklichsten nennen. Was man tadeln könnte, ist höchstens das, daß Strauß nicht ganz konsequent geblieben ist, sondern die doch schon der Sage angehörigen Berichte über die Auferstehung und die Christuserscheinungen in das erste Buch aufgenommen hat, statt sie dem zweiten, der mythischen Geschichte gewidmeten Buch zuzuweisen. Er rechtfertigt dies so: „Von der Auferstehung Jesu haben wir bei ihrer historischen Wichtigkeit, da ohne den Glauben an sie eine christliche Gemeinde schwerlich zusammengetreten sein würde, schon im ersten Buch ausführlich handeln müssen. Wir haben die Frage, was wohl das Tatsächliche an derselben sei, d. h. wie der Glaube daran unter den Jüngern Jesu zustande gekommen sein möge, zu beantworten gesucht." Aber just das, wie der Glaube unter den Jüngern zustande gekommen sei, ist die Frage nicht des Lebens Jesu im ersten, sondern seiner mythischen Geschichte im zweiten Buch und gehört deswegen hierher und nicht schon in jenes.

Digitized by Google

Es rächt sich diese Vorwegnahme auch dadurch, daß er auf die Mythengruppe von der Auferstehung und Himmelfahrt im zweiten Buch doch noch einmal zurückkommen und so einzelnes wiederholen, vor allem aber daß er diese Gruppe in zwei Hälften auseinanderreißen mußte.

Alles das gilt unter einer Voraussetzung: daß sich das Leben Jesu wirklich „im historischen Umriß" darstellen läßt. Das führt auf die Frage, wie es Strauß mit jenem Positiven im ersten Buch seines neuen Lebens Jesu gelungen sei. Aber zuvor ein anderes. Wie war denn Strauß überhaupt zu dem Versuch gekommen, ein solches positives Jesusbild schaffen und geben zu wollen? Noch klang ihm die zuerst von Gustav Binder gestellte[1]) und seitdem immer wiederholte Einrede in die Ohren: was denn nach all dem Kritisieren Historisches noch übrig bleibe? Damals hatte Strauß die Forderung eines bestimmteren Bildes von der Persönlichkeit Jesu abgelehnt. Aber nur „für jetzt". Inzwischen war er der große Biograph geworden und hatte am Schubart und Frischlin und Hutten gelernt, aus vergilbten Blättern heraus trotz vieler Lücken lebensvolle Bilder, Menschen mit Fleisch und Blut erstehen zu lassen. Warum sollte er, was er dort mit so viel Geschick und Glück geübt und gelernt hatte, nicht auch auf den gewaltigen Stoff des Lebens Jesu anwenden und versuchen, aus den zwar nicht vergilbten, aber von Anfang an durch Sage und Tendenz übermalten und entstellten Blättern auch von diesem eine wirkliche Biographie, ein nicht bloß negativ zersetzendes, sondern ein kritisch geläutertes positives Leben Jesu herzustellen? Diese Aufgabe mußte den Biographen reizen, der er inzwischen geworden war. Es war eine schwere, aber war es eine unmögliche und unlösbare Aufgabe? Es galt den Versuch. Und nun also die Frage: ist er gelungen?

Wir haben früher schon gehört, daß heute Theologen wie Holtzmann jedenfalls von der subjektiven Unmöglich-

[1]) S. oben I, S. 170 ff.

Digitized by Google

keit seines Gelingens überzeugt sind, wenn sie auch vorsichtig die objektive dahingestellt sein lassen; Hausrath[1]) verneint auch diese: „um ein Leben Jesu zu schreiben nach den Forderungen der Geschichtswissenschaft, dazu sind unsere Quellen nicht reichlich genug und zu wenig durchsichtig." Und ebenso hat acht Jahre nach dem Leben Jesu fürs Volk Strauß die objektive Unmöglichkeit konstatiert und damit die Position vom Jahre 1864 wieder zurückgenommen, er hat erklärt: der Jesus der Geschichte ist lediglich ein Problem. Aber so groß war die Differenz zwischen 1864 und 1872 doch nicht, wie er das im Nachwort zum alten und neuen Glauben mit Recht hervorgehoben hat. Auch mitten im Versuch des Lebens Jesu selber war er sich der Schwierigkeit und der Unzulänglichkeit des Versuches wohl bewußt, so wenn er sagt: „das Ganze bleibt in gewissem Sinn doch immer nur ein Gewebe von Vermutungen", oder klagt: „über wenige große Männer der Geschichte sind wir so ungenügend unterrichtet". So warnt ihn gewissermaßen sein eigenes Daimonion vor diesem biographischen Abenteuer, die stille Überzeugung, daß eigentlich doch alle darauf verwandte Mühe vergeblich sei, hat er umsonst in sich bekämpft. Daher schrieb er dieses erste Buch auch nur mit halbem Herzen, ohne die richtige Stimmung dafür; und darum mußte bei der Art seiner Schriftstellerei, die so ganz von der Stimmung abhängig war, der Versuch vor allem für ihn selber unbefriedigend und mußte bei seiner Ehrlichkeit das Bild lückenhaft, blaß und schattenhaft ausfallen. Und das um so mehr, als er in der Hauptsache das Matthäusevangelium und seinen Aufriß des Lebens Jesu sich zur Vorlage nahm. Freilich so groß, wie manche Markusfreunde meinen, ist der Unterschied nicht, da sich Gewisses hier so wenig ergibt wie dort. Aber Ansätze wenigstens und Andeutungen für eine pragmatische

[1]) Hausrath in der Vorrede zu seinem „Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller" I, S. X.

Digitized by Google

Entwicklung des religiösen Bewußtseins und im Bewußtsein Jesu finden wir bei Markus doch[1]), während sie bei Mätthäus untereinander geworfen und bis zur Unkenntlichkeit verwischt sind. Daher kann ein Biograph, der sich an diesen hält, von vornherein schon keine Biographie, keine zusammenhängende Geschichte des Lebens Jesu zustande bringen. Und so hat denn auch Strauß mehrfach nur gewisse zusammengehörige Hauptfragen: das Verhältnis Jesu zum mosaischen Gesetz, seine Stellung zu den Nichtisraeliten, sein Verhältnis zur Messiasidee, Schauplatz und Dauer seiner öffentlichen Tätigkeit, seine Lehrart, seine Wunder, seine Jünger, seine Reise nach Jerusalem und sein Ende je in besonderen Abschnitten abgehandelt und damit schon äußerlich auf Zusammenhang und Kontinuität, auf das durchgehende Ziehen von Entwicklungslinien verzichtet. Ein abgerundetes Lebensbild Jesu, das niemand, auch der Markushypothetiker nicht geben kann, eine Biographie Jesu erhalten wir also auch von Strauß nicht.

Neuerdings aber hat man vor allem noch ein anderes an diesem zweiten Leben Jesu ausgesetzt: daß Strauß, bestimmt und beeinflußt durch die geistige Atmosphäre und die religiösen Horizonte der sechziger Jahre, nur „den liberalen Jesus" gezeichnet habe, wie viele andere vor, neben und nach ihm, so daß dieses neue Buch eben nur eines geworden sei unter vielen, nicht wie das erste, eines vor allen. Das ist natürlich nur dann ein Vorwurf, wenn dieses liberale Jesusbild falsch ist. Und gerade das wird von Schweitzer[2]) nicht nur behauptet, sondern nach seiner Art auch alsbald ins Maßlose übertrieben, wenn er das eine Mal sagt: „Eigentlich fehlt dem Strauß des zweiten Lebens Jesu das Recht zur Kritik des die Geschichte umbildenden

[1]) Auch dagegen ist Hausrath a. a. O. skeptisch: „Als ob wir eine Ahnung hätten, wie in solchen Häuptern die Gedanken sich bewegen"!

[2]) Schweitzer a. a. O. S. 195, 197.

Digitized by Google

Evangeliums, denn er selbst tut nichts anderes, als den synoptischen Jesus ins Geistige deuten; er geht dabei so gewaltsam zu Werke, daß man sich fragt, wie weit er es eigentlich mit gutem Gewissen tut"; und ein anderes Mal: „Durch diese gewalttätige Vergeistigung des synoptischen Jesus ist das Straußische Bild eigentlich viel ungeschichtlicher als das Renans... So ist er in der ungeschickten Geschichtsmeisterung größer als der in Geschichtsmache geschickte Rivale". Und warum das? Weil er das Eschatologische, das er im ersten Leben Jesu als das hervorragendste Element der Ideenwelt Jesu anerkannt und in einzelnen hingeworfenen Gedanken grandios zur Geltung gebracht habe, inzwischen vergessen und aufgegeben habe. Daß das über das erste Leben Jesu Behauptete nicht richtig ist, habe ich schon früher gezeigt[1]): ein Eschatologiker war Strauß auch damals nicht. Aber abgesehen davon, wie steht es mit der Sache selbst, d. h. mit seiner Ansicht vom Eschatologischen im Bewußtsein Jesu hier im Leben Jesu für das Volk? Der Schweitzersche Vorwurf ist nicht neu, gleich nach dem Erscheinen seines Buches hat man bemängelt, daß Strauß das Eschatologische, den Wiederkunftsgedanken in Jesus übersehen oder doch nicht genügend betont habe; so Wilhelm Lang in einer Besprechung des Buches in den „Grenzboten" und Zeller in der Sybelschen historischen Zeitschrift. Darauf schreibt Strauß am 16. Oktober 1864 an Lang: „Daß wir unsere okzidentalische Vorstellungsart nicht in die Orientalenwelt, der auch die neutestamentlichen Persönlichkeiten noch angehören, hineintragen dürfen, habe auch ich mir beständig vorgesagt; aber der Brocken mit der Wiederkunft war mir zu stark, ich habe ihn nicht herunterbringen können. Zellers Vergleichung mit dem Unsterblichkeitsglauben unserer Zeitgenossen kann ich nicht gelten lassen; es handelt sich um die ungeheure Ausnahme,

[1]) S. oben I, S. 176 f

Digitized by Google

die in der Wiederkunftsidee liegt. Ich finde in den früheren Reden Jesu, namentlich der Bergpredigt, einen so rationellen Zug, daß ich ihm immer noch jene Idee nicht recht zutrauen kann, die in meinen Augen dem Wahnsinn ganz nahe steht. Sie lassen freilich in Hinsicht der inneren Klarheit und Ruhe mit Jesu später eine Veränderung vorgehen; wobei aber das Zusammentreffen mit Renans Darstellung gewiß Sie selbst beunruhigen wird." So bleibt er bei dem, was er im Abschnitt über die messianische Wiederkunft gesagt hat: „Dergleichen von sich selbst erwarten, ist noch etwas ganz anderes, als es im allgemeinen nur erwarten, und wer es von sich und für sich erwartet, der will uns nicht allein als Schwärmer erscheinen, sondern wir sehen auch eine unerlaubte Selbstüberhebung darin, wenn ein Mensch (und nur von einem solchen reden wir hier durchaus) sich einfallen läßt, sich so von allen übrigen auszunehmen, daß er sich ihnen als künftigen Richter gegenüberstellt; wobei insbesondere Jesus ganz vergessen haben müßte, wie er einst das Prädikat gut als ein Gott allein zukommendes abgelehnt hatte." Wer Schweitzers eschatologisches Jesusbild kennt, der wird Strauß recht geben müssen: das ist nicht die Ideenwelt eines gesunden, sondern eines pathologischen, geisteskranken Menschen. Strauß hat acht Jahre später diesen „Brocken" allerdings doch noch verschluckt und im alten und neuen Glauben eben darum das Schwärmerische [1])

[1]) Übrigens hat er das Wort „Schwärmer" gerade um dieses eschatologischen Gedankenkreises willen schon im ersten Leben Jesu, 1. Aufl., I, S. 494, zu brauchen sich nicht gescheut. Es heißt da: „Wer diese Ansicht von dem Hintergrunde des messianischen Planes Jesu bloß deswegen scheut, weil er durch dieselbe Jesum zum Schwärmer zu machen glaubt, der bedenke, wie genau diese Hoffnungen den langgehegten Messiasbegriffen der Juden entsprochen, und wie leicht auf dem supranaturalistischen Boden jener Zeit und in dem abgeschlossenen Kreise der jüdischen Nation eine für sich abenteuerliche Vorstellung, wenn sie nur Nationalvorstellung war und sonst wahre und großartige Seiten bot, auch einen besonnenen Mann in sich hineinziehen konnte."

Digitized by Google

in Jesus stärker betont; welche Konsequenzen er aber daraus gezogen hat, werden wir dann auch hören. Die „konsequent eschatologische Anschauung" würde er aber selbst damals als eine Einseitigkeit abgelehnt haben, weil sie ihm eben nur den halben, nicht den ganzen Jesus verständlich gemacht hätte. Auch das Helle und Rationelle, das Humane und Menschliche, das Heitere und Ungebrochene, das Hellenische oder modern ausgedrückt: das Apollinische gehört mit zu Jesu Natur und Wesen: das bezeugen die Quellen doch neben dem Eschatologischen ebenso deutlich: warum sollte man ihnen darin den Glauben versagen, wenn man den Brocken mit der Wiederkunft so kritiklos verschluckt? Solchen Stellen muß die rein eschatologische Konstruktion des Lebens Jesu üble Gewalt antun, Schweitzer hat ihnen solche angetan. Strauß dagegen hat schon den Gedanken, daß in Jesus ein Bruch stattgefunden habe und er durch schwere innere Kämpfe hindurchgegangen sei, im Leben Jesu für das Volk abgelehnt; davon, meinte er, müßten doch „die Narben für alle Zeiten, etwas Hartes, Herbes, Düsteres in ihm nachgeblieben sein", und davon finde sich in seiner Art und in seinen Reden keine Spur; er sei vielmehr als „eine schöne Natur von Haus aus" zu denken.

Daß Strauß Jesus damit nicht ganz gerecht geworden ist, halte auch ich für wahrscheinlich. Er hat der orientalischen Vorstellungsart doch zu wenig Konzessionen gemacht und hat über jener hellen Seite die dunkle, das Genial-Dämonische oder wiederum modern ausgedrückt, die dionysi-

---

Man beachte, wie nach dieser Stelle die abenteuerliche Vorstellung eines in den Wolken des Himmels zum Gerichte kommenden Menschensohnes nur als „Nationalvorstellung" den sonst „besonnenen" Jesus „in sich hineinziehen" konnte und durchaus nur den „Hintergrund" seines messianischen Bewußtseins bildete. Eschatologiker ist Strauß eben auch damals nicht gewesen. Vgl. übrigens dazu jetzt auch Hausrath a. a. O. I S. 73 ff.

Digitized by Google

sche Unterströmung in Jesus offenbar nicht genügend anerkannt. Das ist ein Mangel seines damaligen Jesusbildes. Dieses ist wirklich zu hell ausgefallen, das Rationelle und Ideelle, das Humane und Apollinische dominiert, in der Vergeistigung ist des Guten zu viel getan. Freilich hat sich Strauß dadurch auch von der psychologischen Ungeheuerlichkeit fern- und freigehalten, die uns die modernen Eschatologiker zumuten möchten und zumuten müssen: in jenem Hellen und Humanen, das nach den Quellen eben doch auch da war, nur das zu sehen, was sie „Interimsethik" nennen, womit es Jesus also gar nicht sonderlich ernst sein konnte und das darum diese Theologen auch gar nicht sonderlich hoch stellen können. Nein, auch damit war es Jesus voller Ernst, mit diesem aus der Enge des Judentums in die Weite einer Welt hinausschreitenden Geistigen und Vergeistigten, und das wurde gleich nach seinem Tode in seiner Stiftung Hauptsache und Kern: damit und nicht mit jenem eschatologischen Düster und Dunkel hat seine Sache die Welt gewonnen und die Welt erobert. Darum hat Strauß recht, es als ein wahrscheinlich — denn über ein „wahrscheinlich" kommen wir nirgends hinaus, auch das Eschatologische ist nur wahrscheinlich — er hat recht, es als ein in ihm wahrscheinlich Vorhandenes stark zu betonen und in den Vordergrund zu stellen. Aber das andere, das Dunkle und Bodenständige, das Nationale und zeitlich Beschränkte, das Chaotische und Mystische war — wahrscheinlich — auch da, und das von seinem damaligen Jesusbild fast ganz ausgeschlossen zu haben, war ein Mangel des Buches, wie es das Mangelhafte in dem liberalen Jesusbild überhaupt ist. Nur freilich, wie wir die beiden Elemente in einem Bilde zu vereinigen haben, das weiß niemand. Nicht weil es zwei sich widersprechende Seiten sind: jeder große Mensch ist widerspruchsvoll, nur die ganz Trivialen und Banalen sind widerspruchsfrei und ohne irrationalen Rest; sondern deswegen, weil die Quellen gerade

Digitized by Google

das Eschatologische ganz besonders kontaminiert und mit früherer und späterer Apokalyptik vermengt und beschwert haben und uns nur ein unvermitteltes Nebeneinander zeigen, über die psychologische Vermittlung und Vereinbarkeit aber keinen irgendwie genügenden Aufschluß, nicht einmal Anhaltspunkte dafür geben. Der Jesus der Geschichte ist eben lediglich ein Problem. Diesen Satz von Strauß haben die Wrede und die Schweitzer vollauf bestätigt.

Man hat jenen Mangel in dem Straußschen Lebensbild übrigens auch darin begründet gefunden, daß Strauß keine religiöse Natur gewesen sei und schon deshalb einen Religionsstifter nicht habe verstehen können. Noch einmal: als ob ihn auch der Frömmste aus historisch so schlechten Quellen herausholen und nachzeichnen könnte. Wer von all den Frommen alter und neuer Zeit hat uns denn ein Lebensbild Jesu geschaffen, das vor der Wissenschaft standhalten kann? Wenn Frömmigkeit das ist, womit ein haltbares Leben Jesu geschrieben werden kann, so ist kein Verfasser eines Lebens Jesu — fromm gewesen. Und dann: keine religiöse Persönlichkeit! Doch lassen wir das, es kommt uns hier noch einmal zu früh. Wahr ist nur, daß Strauß den Standpunkt der „Friedlichen Blätter", wonach Jesus innerhalb des religiösen Gebietes und damit überhaupt das Höchste erreicht habe, worüber keine Zukunft je hinauskommen könne, daß er diesen Standpunkt allerdings inzwischen preisgegeben hat. „Jeder sittlich hervorragende Mensch, jeder große Denker, der das handelnde Wesen des Menschen zum Gegenstande seines Forschens machte, hat in engeren oder weiteren Kreisen geholfen, die Idee menschlicher Vollkommenheit zu berichtigen, zu ergänzen, weiterzubilden." Damit stellt er Jesus hinein in einen weiten Kreis von Genossen; aber, fügt er hinzu, „unter diesen Fortbildnern des Menschenideals steht Jesus in erster Linie. Er hat Züge in dasselbe eingeführt, die ihm vorher fehlten oder doch unentwickelt geblieben waren; andere beschränkt, die seiner allgemeinen

Digitized by Google

Gültigkeit im Wege standen; hat demselben durch die religiöse Fassung, die er ihm gab, eine höhere Weihe, durch die Verkörperung in seiner eigenen Person die lebendigste Wärme gegeben, während die Religionsgesellschaft, die von ihm ausging, diesem Ideale die weiteste Verbreitung unter der Menschheit verschaffte". Daß das Worte sind, die Straußens „Unfähigkeit, religiöse Charaktere zu verstehen" [1]), beweisen, kann ich nicht sehen. Die Leute der christlichen Welt möchten ja freilich uns „Ungläubige" immer wieder auf unsere Legitimation hin prüfen und uns das Recht, in religiösen Fragen mitzureden, am liebsten wegen mangelnder Legitimationspapiere entziehen. Aber einer von ihnen, Max Reischle [2]), hat doch gemeint, daß es für den Religionsphilosophen und Religionshistoriker genüge, die religiösen Erlebnisse anderer „hypothetisch nachzuerleben". Und dieses verständnisvolle Einleben in andere sollte Strauß, dem Biographen von Schubart oder Frischlin oder Hutten, hier bei Jesus ganz gefehlt haben? Das glaube, wer mag. Wernle hat unlängst in der theologischen Literaturzeitung [3]) gesagt: „Wir haben uns längst daran gewöhnt, daß jeder Jesusdarsteller bei aller kritischen Vorsicht uns das gibt, was er nach seiner besonderen Gabe an Jesus heraushört und sieht." Das wird auch für Strauß gelten. Er liebte das Humane, das Helle und Rationale, er liebte es auch an Jesus, und weil er über niemand schreiben konnte, den er nicht liebte, so hörte und sah er eben diese Seite an ihm, die er liebte, heraus und rückte sie in den Vordergrund. So wurde es freilich kein Lebensbild, das alle befriedigt hätte. Aber das gilt von allen andern Lebensbildern Jesu genau ebenso. Und der Grund davon ist doch immer wieder in den Quellen zu suchen, die eine wirkliche Biographie

[1]) Eck a. a. O. S. 205.

[2]) Max Reischle, Die Frage nach dem Wesen der Religion. 1889.

[3]) Nr. 19 des laufenden Jahrgangs (1908) vom 12. September. Ähnlich auch Hausrath a. a. O. I, S. XII.

Digitized by Google

Jesu zu einem Ding der Unmöglichkeit machen. An dieser Unlösbarkeit der Aufgabe ist eben auch Strauß gescheitert.

Aber noch fehlt uns der dritte Teil des Werkes, die mythische Geschichte Jesu in ihrer Entstehung und Ausbildung. Das war seine alte Domäne, nichts anderes als eine Rekapitulation der Arbeit des ersten Lebens Jesu. Deswegen fühlte er sich hier ganz wieder in seinem Element. Wenn er bis zu den Erzählungen vom Tode Jesu sein Fuhrwerk — in der stillen Überzeugung, daß seine Arbeit bis dahin doch eigentlich vergeblich gewesen sei — nur mühsam und langsam bergauf geschoben hatte, so fand er sich nun auf der Höhe. Schon innerhalb des ersten Buches, mit der Auferstehungsgeschichte senkte sich die Straße, von da ab rollte sein Wägelein rasch und lustig bergab; und er hat ganz recht, wenn er meint, es müßte seltsam zugegangen sein, wenn man hier die muntere Stimmung des Verfassers nicht auch seiner Schreibart angemerkt hätte. Wie spielend wird er der apologetischen Künsteleien und Flunkereien Herr, mit denen man ja gerade auch seinem früheren Werk gegenüber den Brand hatte löschen und das bedrohte Gebäude hatte retten wollen. Je mehr er sich an solchen Schriften den Magen verdorben hatte, desto mehr war es ihm nun eine Lust, diese theologischen Apologeten zu zausen und sich mit ihnen zu raufen. Der alte Kampfesmut war wieder in ihm erwacht. Man höre nur ein Beispiel, die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus. Da heißt es: „Maßgebend ist auch hier für die neuere Theologenschaft die Haltung Schleiermachers gewesen. Die beiden Toten, von deren Erweckung durch Jesus uns die Synoptiker erzählen, hatte Schleiermacher ohne weiteres als Scheintote gefaßt. Aber Lazarus lag schon den vierten Tag im Grabe. Da konnte freilich die Verwesung bereits ihren Anfang genommen haben. Aber sie mußte es nicht, meint Schleiermacher; die Äußerung der Martha sei lediglich ihre Vermutung. Jedenfalls schreibe Jesus dieses Wunder nicht sich als eigne Tat zu, wie man es freilich

Digitized by Google

auch nicht denken könne, ohne durch einen solchen schöpferischen Akt seine menschliche Lebenseinheit zu zerreißen; sondern er erbitte es von Gott und verdanke es diesem als dessen unmittelbare Tat. Was heißt nun das in ehrlichem Deutsch? Auch Lazarus ist, obwohl der Fall bei der längeren Zeit, die er schon in der Gruft gelegen hatte, ein minder gewöhnlicher war, bloß scheintot gewesen, und daß gerade Jesus die Veranlassung seiner Wiederbelebung wurde, war ein Zufall, in welchem die höhere Fügung nicht zu verkennen ist. Jetzt begreifen wir erst, wie Schleiermacher sagen konnte, die Geschichte von Lazarus habe keinen großen didaktischen Wert. So wie er sie faßt, hat sie vielmehr gar keinen. Auf das Nähere, wie der johanneischen Erzählung zufolge Jesus sich bei der Sache benahm, hat sich Schleiermacher klüglich nicht eingelassen. Und doch muß man notwendig fragen: wenn es nur der Zufall war, nur die unwahrscheinliche Möglichkeit, daß der schon vier Tage begrabene Lazarus vielleicht bloß scheintot sein könnte, worauf Jesus rechnete, wie konnte er schon in der Entfernung, wie noch am Grabe selbst Reden führen, die als leeres Geflunker erscheinen, wenn nicht die Gewißheit, seinen Freund den Seinigen lebendig wiedergeben zu können, dahinter stand? Man müsse, sagt (Alex.) Schweizer, die ganze pragmatische und psychische Lage Jesu in Betracht ziehen. Er war in jenem Zeitpunkt, nachdem er vor den Verfolgungen der Machthaber in Jerusalem nach Peräa gewichen war, in gedrückterer Lage als jemals vorher. Dabei war sein messianisches Bewußtsein ungeschwächt. Was mußte da das Ergebnis sein? [1]) Die zuversichtlichste Hoffnung, antwortet

[1]) Anmerkung von Strauß: „Das sind Potenzen", setzt Schweizer mit deutlicher Beziehung auf den gegenwärtigen Verfasser hinzu, „welche ein Leben Jesu auffinden und als Schlüssel zum Verständnis einzelner Taten benutzen muß, ehe es den Namen eines Lebens Jesu verdienen will." Sehr wohl, erwidert der Verfasser, wenn erst die angeblichen Taten kritisch festgestellt sind. Vorher, der bloßen Legende gegenüber, ist der psychologische Pragmatismus übel angebracht.

Digitized by Google

Schweizer, daß ihn Gott in solcher Lage nicht im Stiche lassen werde. „Demjenigen", erläutert Hase (denn es wäscht hier immer eine Hand die andere), „vor dem Jairus' Tochter aus ihrem Scheintod erwacht war, mochte der Wunsch zur Ahnung oder in seiner Bedrängnis zum kühnen Vertrauen werden, daß hier, wo seine individuelle Neigung mit der Verherrlichung des Gottesreichs zusammenfiel, Gott sein Gebet um das Leben dessen, den er liebte, erhören werde." Entspricht alsdann, fährt wieder Schweizer fort, solcher Zuversicht ein äußeres Ereignis, das an sich kein eigentliches Wunder ist, so entsteht dennoch ein Wunder, nämlich das des gerechtfertigten Gottvertrauens. So ist hier das Wunder nicht die Wiederkehr des nur zurückgetretenen Lebens an sich, sondern das Zusammentreffen derselben mit Jesu Zuversicht und der Eröffnung des Felsengrabs auf seinen Befehl. Warum soll denn, schließt der ästhetisch gebildete Theologe, im Leben Jesu nicht wenigstens einigemal ein auffallender Erfolg seiner kühnen Zuversicht entsprochen haben, wenn doch etwas jenem Dichterworte zugrunde liegt: Es gibt im Menschenleben Augenblicke usw.? Das ist die rechte Höhe, wenn die Theologie sich mit modernen Dichterfedern putzt, die sie dann sicher allemal unrecht anbringt. So bedenkt sie hier nicht, wie übel dem Helden, der jene Worte spricht, die falsche Anwendung der darin enthaltenen Wahrheit bekommt. Der erste, der ihm am anderen Morgen mit einem Liebeszeichen entgegenkomme, hatte er willkürlich bei sich festgesetzt, müsse sein treuester Freund sein: und gerade der wurde sein Verräter. Der Freund, den er gestorben fand, müsse, so wahr Gott ihn nicht im Stich lassen könne, nicht wirklich tot sein, sondern auf seinen Ruf ins Leben zurückkehren, das hätte sich Jesus hier in den Kopf gesetzt, und einem so rasenden Einfall hätte der Erfolg entsprechen sollen. Eine solche Erklärung, bemerkt Ebrard mit vollem Recht, wonach der Herr auf die vermessenste Weise Gott versucht haben würde, enthalte

Digitized by Google

zehnmal mehr Unbegreiflichkeiten, als zwanzig Kritiker in dem evangelischen Bericht zu finden vermögen. Dies ist nur zu wenig gesagt; es hätte vielmehr gesagt werden müssen, sie schände Jesum so sehr, wie nur jemals Naturalisten und Spötter ihn geschändet haben."

Daß die so Getroffenen, unter denen an anderen Stellen namentlich Ewald schlecht wegkommt, das Buch wie mit Gift und Galle getränkt empfanden, war ihr gutes Recht. Wir unbeteiligten Zuschauer aber werden davon nichts bemerken, sondern vielmehr konstatieren müssen, daß Logik, gesunder Menschenverstand und gute Laune hier sieghafte Schlachten geschlagen haben. Überall zeigt sich die alte Souveränität und der alte Scharfsinn in der Aufdeckung von Schwierigkeiten bei den Berichterstattern und in dem Nachweis der Unverträglichkeit ihrer Angaben und der Unhaltbarkeit ihrer Ausgleichung durch die Theologen. Was Wellhausen als der Berufensten einer dem alten Leben Jesu nachrühmt[1]), gilt ebenso auch von diesem dritten Buch des späteren: „Es ist ein synoptischer Kommentar zu den vier Evangelien. Strauß zeigt sich darin als höchst sorgfältigen Exegeten, mit dem sich wenige messen können. Und vor allem glänzt er durch die nicht leichte und jetzt ziemlich selten gewordene Kunst zu referieren; es gibt nichts Besseres als seine Übersichten über die Berichte der verschiedenen Evangelisten, mit der klaren Nachzeichnung der Linien und der treffenden Hervorhebung der Punkte, worauf es bei der Vergleichung ankommt. Er läßt sich Zeit und bricht nichts über das Knie. In der Kritik ist er sehr ausführlich und bei der Auseinandersetzung mit Gegnern, selbst mit gering geschätzten, äußerst gewissenhaft; jeden Anflug von Frivolität sucht er zu vermeiden." Oder sollte man auch jetzt wieder oder jetzt noch seinen Spott über die Geschichte vom Einzug in Jerusalem

[1]) J. Wellhausen, Strauß' Leben Jesu, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 24. März 1908.

Digitized by Google

und vom Reiten Jesu auf zwei Eseln für frivol halten wollen, wenn er schreibt: „Wenn Matthäus erzählt, die beiden von Jesu nach Bethphage gesandten Jünger haben nach seiner Anweisung von da eine Eselin mit ihrem Füllen gebracht, auf beide Tiere ihre Kleider gebreitet und Jesum darauf gesetzt, so steht uns, wenn wir uns denken sollen, wie Jesus auf den beiden Tieren zugleich geritten sei, der Verstand still und kommt nicht eher wieder in Gang, als bis wir die von dem Evangelisten zitierte Stelle des Zacharias genauer ansehen"? Zugleich zeigt uns dieses Zitat, wie er, wie im ersten Leben Jesu, durchaus an richtiger Stelle für die Erklärung solcher Erzählungen alttestamentliche Parallelen, hier ein mißverstandenes Prophetenwort, verwendet. Der alte Schlüssel funktionierte noch immer und wurde womöglich noch virtuoser und graziöser und zugleich mit mehr Zurückhaltung und Differenzierung gehandhabt als das erstemal.

So verdankt die neutestamentliche Forschung und Kritik auch dem zweiten Leben Jesu von Strauß eine Fülle von Licht und Belehrung im einzelnen. Man sehe nur zu, wie oft es zitiert und mit Zustimmung zitiert und wie oft es ohne Erwähnung benützt wird. Aber die Wirkung des Buches im ganzen war trotz alledem keine durchschlagende und epochemachende, kurz gesagt deswegen nicht, weil es in der Einleitung auf den Schultern der Baurschen Schule stand und wenn auch frei und selbständig, doch nicht original ihre Resultate wiederholte; im zweiten Teil (dem ersten Buch) die unlösbare Aufgabe einer positiven Darstellung auch seinerseits nicht lösen konnte; und endlich weil im dritten Teil das Beste schon 29 Jahre zuvor von Strauß selbst vorweggenommen und gesagt war; wer nicht genauer zusah, konnte den Eindruck bekommen, als ob er sich wiederhole. Es ist eines der besten Leben Jesu, die wir haben, aber nicht mehr; es ist wirklich eines unter vielen.

Strauß war mit diesem Buch wieder ganz in seinem, dem theologischen Fahrwasser, nun läßt er sein Schifflein

Digitized by Google

flott darin weiter schwimmen. Da war es ein eigentümliches Zusammentreffen, daß im selben Jahr wie sein Leben Jesu endlich auch die Vorlesungen Schleiermachers über das Leben Jesu, von Rütenik herausgegeben, im Druck erschienen. Gewiß hat Strauß recht, wenn er meint: „Wäre nicht im Jahre nach Schleiermachers Tode mein Leben Jesu herausgekommen, so würde das seinige nicht so lange im Versteck gehalten worden sein. Bis zu diesem Zeitpunkte wäre es von der theologischen Welt wie ein Heiland empfangen worden, aber für die Wunden, die jenes Werk der bisherigen Theologie schlug, hatte das Schleiermachersche weder Heilkraut noch Verband, ja es zeigte seinen Urheber vielfach mitschuldig an dem Unheil, das, von ihm tropfenweise eingelassen, jetzt seiner Vorsichtsmaßregeln spottend in Strömen hereingebrochen war.“ Aber ihm kam es in diesem Augenblick nicht zu spät. Wohl hatte er Nachschriften von diesen Vorlesungen Schleiermachers schon vor der ersten und so auch jetzt wieder bei der neuen Bearbeitung desselben Gegenstandes vor sich gehabt, sie benützt und vor allem scharf dagegen polemisiert, wie wir oben an einem Beispiel gesehen haben. Aber eben jetzt, wo er mit seinem Leben Jesu fertig war, kam ihm dieses Erscheinen vor der Öffentlichkeit doch ganz besonders erwünscht. Es mochten doch manche dieses Benützen von Nachschriften und das Urteilen darüber anstößig gefunden und gesagt haben, mit ungedruckten Heften zu kämpfen, sei leicht, da könne man übergehen, was man nicht zu widerlegen wisse, ohne daß eine Kontrolle möglich sei. Und überdies, wie er seinem Leben Jesu die Auseinandersetzung mit dem ältesten seiner deutschen Vorgänger, mit Reimarus, vorausgeschickt hatte, so fühlte er doppelt das Bedürfnis, sich nun auch mit dem großen Theologen des neunzehnten Jahrhunderts, der zuletzt noch, unmittelbar vor dem Erscheinen seines ersten Werkes, in den Vorlesungen vom Jahre 1832 zu dem Gegenstand das Wort genommen hatte, in einer besonderen Schrift auseinander-

Digitized by Google

zusetzen. Und so sehen wir ihn denn im Herbst 1864 mit einer ausführlichen Kritik desselben beschäftigt, die als Broschüre erscheinen sollte. „Es war mir", schreibt er an W. Lang, „allzu einladend, mich mit dem interessanten Buch Schritt für Schritt auseinander zu setzen und dabei eine Menge wichtiger Punkte noch ausdrücklicher als in meinem Buche zu erläutern." Er hatte sich dazu durch die Lektüre der vier Bände Schleiermacherscher Briefe vorbereitet und dabei noch einmal seine Stellung zu ihm einer Revision unterzogen. Das Resultat war, daß er „daraus teils überhaupt einen großen Respekt vor des Mannes eminenter Geisteskraft und Charakterstärke, teils die Überzeugung gewann, daß seine religiöse Stellung im allgemeinen wirkliche Idiosynkrasie war; was natürlich nicht ausschließt, daß er im einzelnen oft sich und andere wenigstens mit halbem Wissen täuschte". Jener Respekt hielt ihn aber um so weniger ab, an seinem nunmehr erschienenen Leben Jesu die schärfste Kritik zu üben, als diese Vorlesungen nicht auf der vollen Höhe des Schleiermacherschen Geistes standen und diesen in starker Abhängigkeit und in engstem Zusammenhang mit dem Rationalismus zeigen. Die Schrift erschien zu Anfang des Jahres 1865 unter dem Titel „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte".

Nachdem Strauß zuerst gezeigt, daß Herr Rütenik nicht der Mann gewesen sei, um „einen Tänzer in voller Bewegung zu photographieren", ein freies und befreiendes Verfahren mit dem ihm vorliegenden Vorlesungsmaterial von ihm also nicht zu erwarten sei, geht er Schleiermacher selbst zu Leibe. Dreierlei ist es, was er an seiner Bearbeitung des Lebens Jesu auszusetzen hat. Erstens daß Schleiermacher an der Echtheit des Johannesevangeliums festhält und sich damit seine Darstellung vom Leben des Jesus der Geschichte unnötig erschwert, eine solche geradezu unmöglich macht. Der zweite Vorwurf ist, Schleiermacher sei hier über den Rationalismus mit seinen exegetischen Vergewaltigungskünsten nicht hinaus-

Digitized by Google

gekommen oder doch immer wieder in ihn zurückgefallen; von der Paulusschen Schrifterklärung sei die seinige, soweit sie das Wunderhafte in der Schrift angeht, nur durch etwas mehr Geist und Feinheit unterschieden, und an Hauptpunkten wie der Auferstehungsgeschichte verschwinde auch dieser Unterschied bis zum Unmerklichen. Eben an diesen Hauptpunkten der evangelischen Geschichte weist er dies im einzelnen nach, besonders eingehend und schlagend an der Auferstehungsgeschichte, der gegenüber Schleiermacher ein unklares Schwanken zwischen Ebionitismus und Doketismus, zwischen vollkommener Natürlichkeit und mysteriösem Gespensterspuk doch nicht überwunden habe. Aber das ebionitisch Natürliche schlage vor, und dabei sehe er sich „von den Bahrdtisch-Venturinischen [1]) Fratzen immer wieder angegrinst." Diese rationalistische Deutung neutestamentlicher Erzählungen hatte Strauß schon in seinem Aufsatz von 1839 über „Schleiermacher und Daub" dem großen Berliner Theologen unter Berufung auf seine Schrift über Lukas zum Vorwurf machen können; jetzt führt er diesen Nachweis durch das Ganze durch. So wurde die Schrift über den Jesus der Geschichte nachträglich noch einmal zu einer gründlichen Auseinandersetzung mit dem alten Gegner von 1835. Wir erinnern uns, unter den Streitschriften der dreißiger Jahre fehlte eine — gegen den Rationalismus; jetzt kommt sie nachträglich doch noch, es ist die Kritik des Schleiermacherschen Lebens Jesu. Aber Schleiermacher war nicht bloß rationalistischer Exeget, er war auch Dogmatiker. Und da weist ihm nun Strauß zum dritten nach, wie er mit den Voraussetzungen seiner Glaubenslehre und speziell seiner mehr an Kant und Spinoza als an Hegel orientierten Christologie an die Geschichte herantritt und ihre Kategorien in sie hineinträgt.

[1]) Bahrdt das enfant terrible der deutschen Aufklärung; Venturinis natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth (1800) nach Schweitzer a. a. O. S. 47 noch heute Quelle für alle Leben-Jesu-Romane.

Digitized by Google

„Meine Philosophie", hat Schleiermacher einmal gesagt, „und meine Dogmatik sind fest entschlossen, sich nicht zu widersprechen; aber eben deshalb wollen beide auch niemals fertig sein, und solange ich denken kann, haben sie immer gegenseitig aneinander gestimmt und sich auch immer mehr angenähert." Fest entschlossen, sich als Dogmatiker nicht zu widersprechen, konnte er sich freilich als Historiker nirgends auf den Standpunkt der reinen, voraussetzungslosen Wissenschaft stellen, am wenigsten in der Darstellung des Lebens Jesu. Von dem Begriff der Unsündlichkeit und Urbildlichkeit, der stetigen Kräftigkeit des Gottesbewußtseins als einem „eigentlichen" Sein Gottes in Christo ging er aus; in Christus als dem Gegenstand unseres Glaubens sollte, seiner vollständigen Menschheit unbeschadet, ganz anders als in allen übrigen Menschen das Gottesbewußtsein in jedem Augenblick seines Lebens das schlechthin Bestimmende, das sinnliche Bewußtsein durchaus das widerstandslos Beherrschte gewesen sein. Durch diese Formeln sollte der Jesus der Geschichte mit dem Christus des Glaubens in eins gesetzt, ergänzt und korrigiert und so Wissenschaft und Glauben, Geschichte und Dogma miteinander vereinigt und aufeinander „gestimmt" werden. Das ist jenes Schweben und Oszillieren zwischen zwei unvereinbaren Standpunkten, die aber — es ist das bei diesem seltenen Menschen das Merkwürdigste — in ihm wirklich vereinigt waren und geradezu „die ganze Fülle seines irdischen Lebens ausmachten". Er war, wie er an Jacobi schrieb, „mit dem Verstand ein Philosoph und mit dem Gefühle ganz ein Frommer"; das konnte schon der Redner über die Religion sagen; der Verfasser der Glaubenslehre fügt noch hinzu: „und zwar als solcher ein Christ". So entsprach jenes Schweben und Oszillieren freilich durchaus den zwei Seiten in Schleiermachers Natur. Oder anders ausgedrückt: er war in der Christologie Supranaturalist, in der Kritik und Exegese Rationalist. Er fühlte diesen Widerspruch, er ahnte die Gefahr,

Digitized by Google

die darin lag; daher die emsige, fast ängstliche Geschäftigkeit seines an Hilfsquellen so reichen Geistes, zwischen beiden Teilen Frieden zu stiften, den geglaubten Christus dem Denken annehmbar, das Denken wenigstens in diesem einen Punkte dem Glauben fügsam zu machen, wobei es ihm, bei allem Ernst im allgemeinen, auf etwas Sophisterei im einzelnen nicht ankam. Es war ein unvergleichliches Virtuosenkunststück, dieser Tanz zwischen den Eiern des Glaubens und den Messern der Philosophie. Allein von zwei so verschiedenen Standpunkten aus, dem gläubig-dogmatischen einerseits, dem wissenschaftlich-kritischen andererseits, ein haltbares Bild von Jesus, ein einheitliches Ganzes zu gestalten, dazu war auch seine Kunst zu schwach. Er hatte zu Anfang seines Lebens Jesu versprochen, ohne dogmatische Voraussetzungen zu Werke gehen zu wollen; aber er hielt nicht Wort, er hat sich zwar von manchen, aber nicht von allen Fesseln des kirchlichen Vorurteils freigemacht. „Wenn die rechtgläubigen Theologen vor ihm den Gefährten des Odysseus glichen, die sich gegen die Sirenenstimmen der Kritik die Ohren verklebten, so hat er sich zwar diese offen gehalten, dafür aber sich mit Schiffstauen an dem Maste des Christusglaubens anbinden lassen, um unbeschädigt an dem gefährlichen Eiland vorüberzukommen.“ Daß „das ganze Märchen von den Sirenen nur Einflüsterung der alten Zauberin Kirke war“, hat er nicht gesehen, sagt Strauß hübsch. Oder ohne Bild: „Der ideale wie der dogmatische Christus auf der einen und der geschichtliche Jesus von Nazareth auf der anderen Seite sind unwiederbringlich geschieden.“ Das ergibt sich deshalb aus dem Leben Jesu von Schleiermacher, weil darin Geschiedenes verbunden, Unvereinbares vereinigt werden sollte, und weil dieser Versuch, der ihm noch am ehesten hätte gelingen können, gerade ihm mißlungen ist. Wenn er es nicht leisten konnte, wem sollte es dann gelungen sein oder in Zukunft gelingen? Ich glaube nicht, daß mit alledem zuviel gesagt oder Schleier

Digitized by Google

macher irgendwie Unrecht getan ist. Ich meine im Gegenteil, richtiger und treffender sei Schleiermacher kaum je gezeichnet worden als hier; zumal wenn man noch aus dem Eingang der Schrift die glänzende Schilderung seines Katheder- und Kanzelvortrags hinzunimmt, wie ihn Strauß, jetzt aus der Erinnerung heraus und teilweise unter Vergleich mit der Baurschen Vortragsweise, mit mehr Zustimmung und billiger noch als einst unter dem ersten frischen Eindruck charakterisiert.

Der Schrift über Schleiermacher hat Strauß als Beilage einen Artikel aus der Nationalzeitung vom 21. September 1864 angehängt: „Der Schenkelsche Handel in Baden". Durch ihn wurde er alsbald in neue heftige Kämpfe mit den Theologen verwickelt und in den gerade jetzt entbrannten Streit um ein anderes, ebenfalls 1864 erschienenes Leben Jesu von Dr. Daniel Schenkel, großherzoglich badischem Kirchenrat und Professor der Theologie in Heidelberg, hineingezogen. Wir haben darüber ausführlich zu reden, weil daraus noch einmal eine Schrift von Strauß „Die Halben und die Ganzen. Eine Streitschrift gegen die Herren Doktoren Schenkel und Hengstenberg" hervorgegangen ist.

Schenkels „Charakterbild Jesu" hatte zunächst in Baden unter der Geistlichkeit Beunruhigung erregt. Ein heftiger Agitationssturm erhob sich dagegen. 117 badische Geistliche unterzeichneten einen Protest, worin sie klagten, daß der Verfasser durch grundstürzende Irrlehren der Kirche ein Ärgernis gegeben und sich deshalb unfähig gemacht habe, ein Amt in der evangelischen Landeskirche zu bekleiden, namentlich als Direktor des Heidelberger Predigerseminars die künftigen Geistlichen für den Kirchendienst vorzubereiten; daher verlangten sie ausdrücklich, daß Schenkel dieser seiner Stelle als Direktor des Predigerseminars enthoben werden möge. Diese Agitation war von Berlin her angefacht worden und setzte sich auch über die Grenzen

Digitized by Google

Badens hinaus in Pfarrversammlungen aller Art fort [1]). Dagegen scharten sich die Männer des kurz zuvor im September 1863 auf Anregung Schenkels gegründeten Protestantenvereins um diesen ihren Herrn und Meister. Auf der Durlacher Konferenz von 1864 traten die liberalen Badener Theologen tapfer für ihn ein, in besonders eindrucksvoller Weise Holtzmann, damals außerordentlicher Professor in Heidelberg. Und wacker hielt sich auch der Oberkirchenrat in Karlsruhe, der in seiner Sitzung vom 17. August 1864 die Petition der 117 zurückwies und nicht nur persönlich zugunsten Schenkels entschied, sondern auch nachdrücklich die in ihm angegriffene Freiheit theologischer Forschung und Lehre wahrte [2]).

Über das Schenkelsche Buch und die sich daran anknüpfende Bewegung veröffentlichte nun Strauß in der Nationalzeitung jenen schon genannten Artikel und nahm darin ganz entschieden Stellung — gegen Schenkel. Zwar freute auch er sich über den Ausgang der Sache als einen

---

[1]) Auch in der Diözese meines Vaters ist der Antrag auf eine Kundgebung gegen Schenkel gestellt worden. Mein Vater fragte, wieviele der Anwesenden und ob auch nur der Antragsteller selber das Buch Schenkels gelesen haben. Als alle, auch der Antragsteller, erklären mußten, daß sie das Buch nicht selber kennen, sondern nur das, was darüber geschrieben worden, schämten sich doch viele, und der Antrag wurde mit großer Mehrheit verworfen. Meistens aber ging es anders.

[2]) Wie der berühmte Erlaß des badischen Kirchenrats zustande gekommen ist, erzählt dramatisch Hausrath, Richard Rothe und seine Freunde, II, S. 499 ff. Schlimm ist, was er dabei auf S. 503 von Rothe selbst berichtet. Dieser war verstimmt, daß man seinen Entwurf verstümmelt und durch überflüssige Zusätze erweitert hatte. Er gab seinem Unmut in seinen Briefen nachträglich Ausdruck, stimmte dann aber doch Schenkel, der auch unzufrieden war, öffentlich aber seine vollste Zufriedenheit mit dem oberkirchenrätlichen Erlaß erklärte, „ganz bei, daß wir denselben dem großen Publikum gegenüber in günstigem Sinne auslegen müssen"! Wenn das geschah am grünen Holz dessen, den sie den Heiligen des Protestantenvereins genannt haben Politik in der Religion verdirbt doch immer den Charakter.

Digitized by Google

Sieg, den das Prinzip der Lehrfreiheit in einem Teil der protestantischen Kirche errungen hatte. Aber er fragte, ob gerade die Schenkelsche Schrift es verdient habe, in solcher Art verfochten zu werden, und ob es ein günstiges Licht auf die Kämpfer werfe, daß dieses Buch und sein Verfasser sie zu solchem Kampfe begeistert haben. Strauß verneint diese Frage wegen der Halbheit und Zweideutigkeit des Schenkelschen Standpunkts. Oder Halbheit ist ein ungenauer Ausdruck dafür, meint er: „Herr Schenkel, sollte ich sagen, ist zu drei Vierteilen auf seiten der Kritik, aber ein Viertel findet er geraten dem Glauben noch einzuräumen." Und das, fügt er hinzu, „ist seinen Anhängern, überhaupt dem aufgeklärten Mittelschlag (dem Philister, würde ich sagen, wenn es nicht unhöflich wäre), eben recht. Man will sich nicht mehr beengt wissen durch die Schranken des strengen Kirchenglaubens, man wünscht bequemen Raum für seine wohlerworbene Verstandesbildung; im übrigen aber will man an dem bestehenden Kirchenwesen nicht rütteln, will seine Predigt über das Evangelium am Sonntag, seinen christlichen Festzyklus, sein Abendmahl nicht verlieren. Beides hofft man an der Hand eines Mannes wie Schenkel zu erreichen." Und nun der Schluß des Artikels, eine Fanfare, ein Keulenschlag: „Die Freiheit und das Himmelreich, singt der alte E. M. Arndt, gewinnen keine Halben. Aber das Erdreich besitzen sie, und wer, vor allem in religiösen Dingen, halb und für die Halben schreibt, der ist sicher, zahlreiche Anhänger zu finden, die, falls ihm die Ganzen von der einen oder andern Seite etwas anhaben wollen, sich wohl auch als begeisterte Kämpfer um ihn scharen. Von den sieben Schwaben sagt man, sie seien mit starker Wehr und großer Furcht gegen ein Ungeheuer ausgezogen, das sich zuletzt als ein Hase erwies: von den siebenhundert Durlachern wird man dereinst sagen, daß sie sich ritterlich geschlagen haben, um ein Banner nicht in Feindeshand fallen zu lassen, das in Wirklichkeit ein geflickter Waschlappen war."

Digitized by Google

Dieser Artikel erregte natürlich das größte Aufsehen und unter den Liberalen Badens einen Sturm der Entrüstung. Strauß war ihnen in den Rücken gefallen, so meint noch heute Hausrath, und habe ihnen damit den Kampf erschwert; denn nun haben sich Minister und Beamte in Baden hinter ihn gesteckt und gesagt: Strauß sagt ja auch, daß die Schenkelsche Theologie doch nur eine halbe Geschichte sei.

Für uns aber erhebt sich die Frage: wie kam Strauß zu diesem Eingreifen und zu dem auffallend scharfen Ton gegen Schenkel? Seine badischen Gegner meinten im ersten Zorn, es sei so etwas wie Neid gewesen, weil diesmal nicht sein, sondern das Leben Jesu eines anderen das größere Aufsehen und einen solchen Sturm erregt habe. In diesem Sinn sagt auch Hausrath: „Daß der Schenkelstreit die Aufmerksamkeit von seinem neuen Leben Jesu völlig ablenkte, ärgerte ihn, da er auf einen ähnlichen Erfolg wie den seines ersten Buchs gerechnet hatte." Er beruft sich dafür sogar auf Eduard Zeller, der schrieb: „Strauß nahm es als eine persönliche Beleidigung auf, daß Schenkels Charakterbild Jesu in öffentlichen Besprechungen mit seinem Buche auf eine Linie gestellt wurde." Das ist ganz richtig, wenn wir es nur, so wie es Zeller gemeint hat, aus der subjektiv-persönlichen zugleich auch in die objektiv-sachliche Sphäre erheben. Ehrlich und wahrhaftig sein, offen mit der Sprache herausgehen und Farbe bekennen, das hat Strauß sein Leben lang geübt, dazu wollte er die Theologie, wenigstens die wissenschaftliche, zwingen. Nun mußte er sehen, wie hier ein Halber und ganz Zweideutiger, ein Unehrlicher und Unwahrhaftiger den Erfolg hatte, daß man sich um ihn scharte und ihn auf den Schild hob. Darin sah er an einem flagranten Beispiel wieder einmal sein Lebenswerk gefährdet, sah, wie die Verschwommenheit und Zweizüngigkeit in der Theologie nach wie vor ihr Wesen treiben durfte und gerade auf dem Gebiete trieb, das durch zweimalige ernste und ernsthafte

Digitized by Google

wissenschaftliche Arbeit nun einmal das seinige geworden war. Das verdroß, das empörte ihn, und daher trat er, ohne Furcht und ohne Rücksicht zum furchtbaren Schlage ausholend, diesen Kämpfern um einen geflickten Waschlappen entgegen und enthüllte die Nichtigkeit und Hohlheit der Schenkelschen Position. Und haben denn die liberalen Theologen damals nicht wirklich mit zweierlei Maß gemessen? Am 30. April 1864 schrieb Rothe über den „neugebackenen" Strauß, d. h. über das Leben Jesu für das Volk, es sei ihm ungenießbar. „Man würgt ein wenig. Der Mann ist wirklich nicht gewachsen seit der ersten Bearbeitung, und die Anordnung des Stoffs, die er diesmal getroffen hat, könnte nicht unglücklicher gewählt sein für den Zweck, die Leser zu fesseln, daß sie Geduld behalten, bis zum Schluß fortzulesen. Eine Sache, die nun einmal keinen inneren Halt hat, läßt sich eben nicht mit andauerndem Erfolg auf die Beine bringen." An Schenkels Buch fand er persönlich auch keinen Gefallen, sein Christus war das nicht. „Aber daß ein evangelischer Christ, in welcher amtlichen Stellung auch immer, nicht die Freiheit haben soll, ein solches Buch zu schreiben, ihm gemäß zu lehren, weil es dem Glauben an Christus gefährlich sei, wenn solches geduldet werde, das ist mir absolut unleidlich, weil es nichts anderes ist, als Christi Haus und Hof, die er in der Christenheit hat, in die Gant erklären, und die tiefste Diskreditierung des Glaubens an ihn bei dem gegenwärtigen Geschlecht." Sollte das Strauß nicht auch zuzubilligen gewesen sein? Jetzt entrüsteten sich die Liberalen über geflissentliche Übertreibungen und über die „Bauernverhetzung", die die badischen Protestler trieben: seinerzeit aber hatten auch die freigesinnten Theologen ruhig zugesehen, wie der Pietismus in Schwaben oder in Zürich die Bauern gegen Strauß gehetzt hatte, und hatten sich beeilt, den unbequemen Wahrheitssucher von sich abzuschütteln; und auch als er jetzt wiedergekommen war, hatten sie ihn verleugnet und zwischen sich und ihm fein

Digitized by Google

säuberlich das Tafeltuch entzweigeschnitten. Schenkel dagegen war ein Mann der Partei, also mußte man ihn halten um jeden Preis; Strauß war kein Parteimann, sondern einzig auf sich selbst gestellt, deswegen war er vogelfrei. Dieses Messen mit zweierlei Maß hat Strauß allerdings empört.

Es kam aber noch ein Persönliches hinzu, und das war die Person Schenkels. Dieser hatte schon eine bewegte und an Wandlungen reiche Vergangenheit hinter sich, als er 1851, 38 Jahre alt, nach Heidelberg kam. „Alle theologischen Richtungen", sagt Hausrath[1]) so hübsch, „hatten Hypotheken auf seine Seele und an seiner bisherigen Tätigkeit Anhaltspunkte, ihn zu den Ihren zu zählen." „Sohn eines herrenhutisch gesinnten Pfarrers und einer Basler Pfarrerstochter, war er in völlig pietistischen Traditionen aufgewachsen, hatte sich dann aber als Schüler de Wettes in wissenschaftlichen Fragen auf einen freieren Standpunkt emporgearbeitet. Zuerst begegnen wir dem Basler Lizentiaten als Mitarbeiter der Hallischen Jahrbücher von Arnold Ruge, also in dem radikalsten Organe der junghegelschen Schule. Zwei Jahre später hat er sich den Ullmannschen Studien und Kritiken zugewendet, in denen er 1840, im dritten Heft, die neuesten Bearbeitungen des Straußischen Lebens Jesu besprach. Er erscheint hier als treuer Schüler de Wettes, der zwar entschieden gegen Strauß Partei nimmt, aber in der Kritik der evangelischen Quellen, auch des Johannesevangeliums, sich einer löblichen Unbefangenheit befleißigt. In politischen Dingen konservativ, wie sein Widerspruch gegen den Krieg mit dem katholischen Sonderbund beweist, ist er in theologischen Fragen noch immer freisinnig. Aber seit seiner Beteiligung an den Bestrebungen der innern Mission kehrte er wieder stärker die ursprüngliche pietistische Farbe heraus. Auf dem Kirchentage in Stuttgart im Jahre 1850 trat er mit Ullmann und Bähr (in Baden) in Verbindung.

[1]) Hausrath, R. Rothe II, S. 218; ihm lasse ich auch in der Darstellung von Schenkels Entwicklungsgang das Wort.

Digitized by Google

Die Folge dieser Bekanntschaft war, daß Ullmann Schenkels Berufung nach Heidelberg vorschlug, die durch Bähr in Karlsruhe bereits eingeleitet war. Durch diese Art seiner Vokation kam er noch einen weiteren Schritt nach rechts. „Ich ging natürlich mit denen, die mich berufen hatten", sagte er zu Hausrath, „nicht mit denen, die gegen mich waren." So stand er bis in die Mitte der fünfziger Jahre, wo er das Schwabenalter bereits überschritten hatte, in Heidelberg kirchlich und theologisch auf konservativer Seite und zeigte sich bei zwei Gelegenheiten als skrupelloser, auch vor Denunziationen nicht zurückscheuender Parteigänger der Rechten. Das eine war ein Fakultätsgutachten über einen freisinnigen Bremer Geistlichen, Dulon, etwa von der Art Kalthoffs, worin Schenkel unter geflissentlichem Zusammentragen aller belastenden Stellen und Übergehen aller erbaulichen Momente in dessen Schriften für die Absetzung des ungläubigen Pastors plädierte. Der zweite Fall betraf — Kuno Fischer. Schenkel ist es gewesen, der Kuno Fischer bei der badischen Regierung in echter Pietisten- und Pfarrsynodenmanier als Pantheisten denunziert und in dieser bösen Reaktionszeit seine Entfernung vom akademischen Lehramt im Jahre 1853 — wir wollen sagen: angeregt hat [1]). Und als es dann so weit war, ist wiederum Schenkel es gewesen, der im Senat den Antrag, sich für Fischer zu verwenden, durch die Erklärung zu Fall brachte, das sei eine leere Demonstration, die keine Aussicht auf Erfolg habe. Indem er endlich nachträglich in der Darmstädter Kirchenzeitung die Entziehung der Venia legendi

[1]) Wer sich näher für Schenkels Anteil daran interessiert, den verweise ich auf Hausrath a. a. O. S. 261 ff. Vgl. auch R. v. Mohl, Lebenserinnerungen, der damals Prorektor in Heidelberg war und nach Karlsruhe ging, um bei Minister v. Wechmar gegen Kuno Fischers Maßregelung zu protestieren: — „ohne etwas zu erreichen; die Belohnung ist mir jedoch geworden, von möglichen Ministern ohne alle Frage den stupidesten gesehen zu haben", erzählt er S. 228 in seiner bitterbösen Manier.

Digitized by Google

ausdrücklich billigte und rechtfertigte, hat er von der Schuld an dieser Attacke auf die akademische Lehrfreiheit auch den Teil, der dabei etwa auf andere fiel, schließlich noch auf sich genommen.

Dazu kam noch zweierlei. In dieselbe Zeit fiel der skandalöse Hochverratsprozeß gegen Gervinus wegen seiner Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Daran war Schenkel unschuldig; aber man erinnerte sich nun doch, wie er im Jahre 1846 Gervinus wegen seiner Schrift über die Deutschkatholiken bekämpft hatte und eben zum Lohn dafür von den Gegnern des freisinnigen Historikers nach Heidelberg berufen worden war. Das andere war schlimmer. Im Jahre 1854 war im Verlag des Rauhen Hauses zu Hamburg, also sozusagen unter der Firma Wicherns und seiner innern Mission, ein Roman erschienen: Eritis sicut deus! der zu Helden Fr. Th. Vischer und dessen Frau hatte, in frei erfundener Weise das Scheitern auch dieser Ehe erzählte und es auf die pantheistische als eine unsittliche Weltanschauung zurückführte. Es war ein gemeines, widerwärtiges Pamphlet einer pietistischen Dame[1]), die damit nicht Vischer allein, sondern die ganze Tübinger Schule und die Hegelsche Linke treffen und zeigen wollte, wie die Grundsätze dieser ungläubigen Pantheisten notwendig in den Schlamm und Sumpf gemeinster Sinnlichkeit ausmünden müssen. Auch der Heidelberger Stadtpfarrer Zittel und seine Ehe wurde hereingezerrt, und natürlich auch Strauß und seine Eheirrung nicht geschont, namentlich auch hämisch und höhnisch auf seinen „Geiz" hingewiesen. Daß Schärtel (Vischer) sein Weib von einem anderen küssen läßt, um mit diesem nach Römer 1, 26 f. Jupiter und Ganymed spielen zu können,

[1]) Der Roman erschien anonym; daher viele Vermutungen über seinen Verfasser. Sogar der Hofmedikus Hardegg, ein guter Bekannter von Strauß, kam in den Verdacht, es zu sein. Strauß bestritt das entschieden, obwohl Hardegg ein „Mephistopheles" sei; dazu sei er nicht fähig.

Digitized by Google

und daß Dekan Zittel Schärtel rät, sich von seiner geisteskranken Frau bei anderen Frauen zu erholen: das war so etwa der Gipfel dieser Gemeinheit, wenn man nicht noch für weit schlimmer das halten will, daß die Verfasserin nachher in einer besonderen Broschüre für die Abfassung dieses Machwerks — den heiligen Geist und seine ausdrückliche, geradezu verbale Inspiration verantwortlich machte. Alle anständigen Menschen waren über diesen Streich empört; nur „ein namhafter Theologe nahm sich der Schrift an, und dieser eine war — Schenkel"! In seiner allgemeinen Kirchenzeitung verglich er diesen Schandroman mit Goethes Wilhelm Meister und schrieb: „Der Verfasser, welchen wir wohl in einem jüngeren Gliede der württembergischen Geistlichkeit zu suchen haben (!), der an Ort und Stelle in Tübingen Studien und vielleicht auch Erfahrungen über den Pantheismus (!) gemacht hat, steht auf der Höhe, von welcher allein solche Zeiterscheinungen verstanden werden können, auf dem Boden der christlichen Offenbarung. Aber sein christlicher Standpunkt macht sich nicht in zudringlicher Weise geltend (!). Wer den Pantheismus gründlich kennen lernen will, seine Höhen und Tiefen, was er ist und was er will, was er aus dem Menschen macht und wie weit er ihn bringt (!), der findet hier vollkommen, was er sucht." Er jedenfalls fand hier, wie Hausrath richtig bemerkt[1]), was er suchte: nachträglich die Rechtfertigung seines Verfahrens gegen Kuno Fischer.

Und nun frage ich: hatte Strauß Anlaß und Grund, sich mit Herrn Schenkel zu befassen? Gervinus war sein Freund, Kuno Fischer war sein Freund, Friedrich Theodor Vischer war sein Freund, auch Zittel stand ihm nahe: an ihnen allen hatte sich Schenkel schnöde vergriffen. Ihn dafür zu züchtigen hatte Strauß Grund und Recht zugleich. Und dazu kam nun der merkwürdige Umschwung in

[1]) Hausrath a. a. O. S. 284.

Digitized by Google

Schenkels theologischer Richtung: der wievielte war es doch gleich? Weil er vor allem Rhetor war, haschte er nach der Gunst der Majorität; diese war und wurde damals bei den Pfälzern in und um Heidelberg immer mehr liberal. Also wurde auch er es, und der Ausdruck dieser Wandlung, die man von 1855 an langsam kommen sieht, und die seit der Wendung der Dinge in Baden nach dem Scheitern des Konkordats zur vollendeten Tatsache wird, war das Charakterbild Jesu. Hatte Strauß recht oder unrecht, wenn er dieser Bekehrung zum Liberalismus nicht traute, den Überläufer ins liberale Lager mit Verachtung von sich stieß und mit Beziehung auf ihn von einem geflickten „Waschlappen" sprach? Und neben Schenkel stand an der Spitze der neugegründeten Partei der andere Schweizer Bluntschli, den Strauß vom Züriputsch her als Konservativen nur zu gut kannte und der ihm daher jetzt auch als Liberaler nicht imponieren konnte. Die Liberalen Badens aber dachten an ihre Sache und ließen sich Schenkel sogar als einen ihrer Führer gefallen, weil er als Parteimann und Agitator ganz hervorragende Eigenschaften besaß. Vielleicht hätten sie, ehe sie sich um sein Leben Jesu scharten, sich klar machen können, daß Renegaten schließlich immer eine Verlegenheit sind für jede Partei; denn auch in der Parteipolitik ist Charakterstärke eine Pflicht und eine Tugend, deren Vernachlässigung sich auf die Dauer rächt. Aber item, mit Zorn und Entrüstung fielen die Jungliberalen über Strauß her, als er jenen Artikel in der Nationalzeitung veröffentlichte und verteidigten gegen ihn in Schenkel und seinem Buch ihre eigene Sache. Damals ist Strauß auch mit Holtzmann in Konflikt geraten, der als Vertreter der Markushypothese sein Gegner und ihm dadurch verdächtig war. Die beiden haben sich hin und her unrecht getan, und Strauß hat nicht mehr lange genug gelebt, um das einzusehen und anzuerkennen.

Strauß aber hatte das Streitschriftenschreiben noch nicht verlernt. Im Schwäbischen Merkur war der Artikel

Digitized by Google

gegen Schenkel, wie er als Beilage zur Kritik des Schleiermacherschen Lebens Jesu erschien, nochmals abgedruckt und dabei an Tell erinnert worden, der den Parricida abwies. Darauf antwortete Schenkel etwas allzu eilfertig mit Berichtigung und Erwiderung. Das gab Strauß den willkommenen Anlaß. Er griff aufs neue zur Feder und schrieb seine schärfste, aber in ihrem Genre auch gelungenste Streitschrift „Die Halben und die Ganzen", deren Vorwort vom Mai 1865 datiert ist. Die Halben — das ist Daniel Schenkel: gegen ihn ist die erste größere Hälfte der Schrift gerichtet. Die Ganzen — das ist Hengstenberg, ihm gilt der zweite Teil. Und nun wird Schenkel — man könnte sagen: bei lebendigem Leib regelrecht seziert, geschunden wie Marsyas von Apollo geschunden worden ist. Zunächst wird ihm die Denunziation Kuno Fischers, die er natürlich jetzt als Liberaler gern abgeleugnet oder doch, durch das Taschenspielerkunststück einer Vertauschung von Pantheismus und Atheismus, in ein milderes Licht gerückt hätte, in aller Ausführlichkeit vorgehalten und dabei gezeigt, wie anständige Menschen darüber gedacht haben und denken. Wahrhaftig, „es ist eine göttliche Komödie, daß der jetzt Märtyrer werden soll, der noch vor wenigen Jahren Ketzermeister war". Damit gewinnt er den Übergang zum zweiten Teil, in dem er sich mit Schenkels Leben Jesu beschäftigt. Und auch da ist es wiederum „eine göttliche Komödie, daß die Fortschrittsmänner in Baden, um die Lehrfreiheit zu wahren, sich eines Buches von Schenkel annehmen müssen. Ein Buch, dessen Verfasser man mit gleich starkem Eifer von der einen Seite abzusetzen, von der andern zu halten sucht, pflegt doch sonst wenigstens ein Buch von Entschiedenheit und Charakter zu sein. Schenkels Charakterbild Jesu aber ist ein verschwommenes, achselträgerisch vermittelndes, charakterloses Buch." Das wird mit ein paar Griffen, am Wunderbegriff z. B. und an der Frage nach der Realität der Auferstehung, aufgezeigt und mit spielender Hand die Angriffe

Digitized by Google

beiseite geschoben, die Schenkel gegen Strauß und seinen Mangel an Konsequenz gerichtet hatte. Freilich es ist auch allerlei Gutes in dem Buch. Aber woher stammt das? Nicht zu Unrecht konnte Strauß spottend sagen, diese Ergebnisse „seien von Tübingen den Neckar herunter nach Heidelberg getrieben, dort von Herrn Schenkel ans Land gezogen und freilich in etwas aufgeweichtem und verwässertem Zustand seinem Bauwesen einverleibt worden". Wenn ihn aber Schenkel fragte, wie er zu diesen Angriffen auf ihn und seine Theologie komme, so antwortet er darauf zum Schluß stolz und schneidend: „Ja, Herr Kirchenrat, man kann einen Beruf haben und es für Gewissenssache halten, diesem Berufe nachzukommen, wenn man auch nicht ordentlicher Professor der Theologie, nicht Seminardirektor und erster Universitätsprediger ist. Dieser mein Beruf, daß ich es Ihnen nur sage, geht gegen die Falschmünzerei. Daß in der Theologie eben jetzt viel Falschmünzerei im Schwange geht, werden Sie vielleicht selbst nicht in Abrede ziehen; wenn Sie auch davon nichts werden wissen mögen, was ich weiter behaupte, daß gerade die Richtung, der Sie angehören, fast ausschließlich von Falschmünzerei lebt. Jemand aufzustellen, der auf dieses Unwesen ein Auge hätte, wäre längst an der Zeit gewesen; aber eben weil es soweit verbreitet ist, geschieht nichts; es sind zu viele und darunter zu Einflußreiche dabei beteiligt. Wohlan, ich warte nicht, bis mich jemand aufstellt; da bin ich, ich brauche keinen äußeren, ich folge meinem inneren Berufe. Überall kann ich nicht sein; aber ich tue, was ich kann. Wenn ich über den Markt gehe, wenn ich an einer Kasse vorüberkomme, da halte ich die Augen auf. Mit den falschen Groschen befasse ich mich nicht, da wäre an kein Fertigwerden zu denken; aber wo einer bleierne Taler oder gar Rechenpfennige statt Dukaten auflegt, der hat es mit mir zu tun, der wird mich nicht los, bis er überwiesen ist. Beliebt mache ich mich dadurch freilich nicht, Dank verdiene ich mir kein

Digitized by Google

als von der Wahrheit, der ich diene. Hat sich denn der Dank verdient, der einst die Krämer und Wechsler aus dem Heiligtum trieb? Der Eifer um dein Haus verzehret mich, ist ein schöner Wahlspruch, und ein solches Opfer gewiß über Farren und Widder ein süßer Geruch dem Herrn."

Wo man Holz haut, da fallen Späne. Strauß hat den Badener Liberalen und den Männern des Protestantenvereins in dieser Schrift selbst eine halbe Ehrenerklärung gegeben, wenn er erklärt, er sei nicht gemeint, ihnen zuzumuten, „sie hätten so tüchtige Lungen, so rührige Arme, einen so anschlägigen Kopf und eine so geschwinde Feder, die sich ihnen (in Schenkel) darboten, zurückweisen sollen". Aber ein Unglück bleibe es eben doch, daß sie die erste Rolle in ihrer Partei „einem Mann überlassen müßten, der für dieselbe wohl etwa das praktische Geschick, aber weder den geistigen noch den sittlichen Gehalt besaß". Die Partei aber erklärte sich mit ihrem Führer solidarisch: so trafen die diesem zugedachten Hiebe freilich auch sie mit, und so wandte sich die ganze Partei gegen Strauß. Rothe, der intime Freund von Schenkel, wies „das unwürdige Machwerk Straußens mit Ekel zurück"; sein alter Gegner Alexander Schweizer sprach sich von Zürich her ebenso empört darüber aus; und noch heute zittert in Hausrath dieselbe zornige Stimmung nach, man denke nur an seine böse Bemerkung über die „magere, hochgewachsene Schulmeistergestalt mit rötlichen Haaren [1]) und dunkler Brille, die in Baden-Baden einsame Gänge gemacht und hier die Streitschrift überdacht" habe. Wenn er ihn aber „Magister Strauß" nennt, so beschwört er damit selber das Bild des Herrn Geheimde Rat Klotz herauf und erinnert uns an Lessing, mit dessen Anti-Goeze diese Streitschrift gegen Schenkel allerdings die größte Ähnlichkeit hat; in Ton und sieghafter

[1]) „Die Haarfarbe von Strauß war zu der Heidelberger Zeit braun, nie war sie rot", schreibt mir dazu die, die ihn damals am besten gekannt hat.

Digitized by Google

Überlegenheit steht sie diesem Vorbild durchaus ebenbürtig zur Seite. Strauß aber konnte wieder einmal sagen: Feinde ringsum; das wußte er auch, wie das böse Verslein auf diese Schrift zeigt:

Wie mit deiner herben Strenge,
Alter Kämpe, du so dumm bist!
Keiner wird ein Mann der Menge,
Der nicht halb und halb ein Lump ist.

Aber noch sind wir ja mit der Schrift nicht fertig. Ihr zweiter Teil handelt von den Ganzen, d. h. wie schon gesagt, von Hengstenberg. Um seinetwillen allein hätte Strauß gewiß nicht zur Feder gegriffen, darin hatten die Liberalen ganz recht. Aber nun er das Wort hatte, benützte er die Gelegenheit, um auch einmal wieder mit diesem alten Gegner abzurechnen. Natürlich war Hengstenberg in seiner Evangelischen Kirchenzeitung nicht eben säuberlich mit dem Verfasser des Lebens Jesu für das deutsche Volk umgesprungen. Namentlich hatte er Strauß vorgeworfen, er habe sich mit dem dermaligen Stande der einschlägigen Untersuchungen nicht gehörig bekannt gemacht; es seien indessen neue Entdeckungen gemacht worden, die den alten Glauben bestätigen, und von diesen habe Strauß keine Notiz genommen, sondern einfach nur alte Zweifel und Verneinungen wiederholt, als ob sie nicht längst schon widerlegt wären. Diese Ausforderung auf sich sitzen zu lassen, war Strauß nicht der Mann. Allerdings habe er die neuen Funde unberücksichtigt gelassen, weil es eitel Ausflüchte und Winkelzüge, Finten und Flausen seien, auf die sich einzulassen Zeit verderben hieße. Es sei damit wie mit den Feldmäusen in einem trocknen Spätsommer: statt ihnen einzeln nachzustellen, überläßt man sie am besten der massenhaften Vertilgung durch Herbstgewässer und Winterfrost. Aber diesem Hengstenbergischen Vorwurf gegenüber glaubt er nun doch auch im einzelnen feststellen zu müssen, daß jene Funde, je genauer man sie untersucht, um so weniger Berücksichtigung ver-

Digitized by Google

dienen. An drei Punkten weist er das nach: an der Geschichte der Schatzung zur Zeit der Geburt Christi, für deren Tatsächlichkeit eine neue lateinische Inschrift entdeckt worden sein und dieser zu Hilfe kommen soll; an der Lazarus-Parabel und dem Lazaruswunder, wo Hengstenberg den Stil umdrehen und die Parabel aus der historischen Gestalt des Lazarus erklären wollte; und endlich natürlich und vor allem an den Widersprüchen in der Auferstehungsgeschichte, die Hengstenberg wie vor 24 Jahren so auch jetzt wieder durch den Schlüssel der Harmonistik zu beseitigen suchte. Es ist ihm auf allen Punkten leicht, zu zeigen, daß hier überall gar nichts Neues vorliege, sondern nur die alten Apologetenkünste in einer nicht einmal verbesserten Auflage wiederholt werden. Dabei geht er mit dieser rückschreitenden Theologie — schon der Vergleich ihrer Bollwerke mit den Feldmäusen, an einer anderen Stelle mit Windmühlen zeigt es — auch seinerseits nichts weniger als sanft um; so wenn er von ihr sagt, da sie einsehe, wie durch Konzessionen ihre Lage nur immer mißlicher werde, suche sie es jetzt durch Hartnäckigkeit im Behaupten und Frechheit im Verfechten ihres Standpunkts zu zwingen. Aber persönlich behandelt er diesen Gegner doch respektvoller und — ich möchte sagen: gutmütiger als den liberalen Herrn Schenkel. Denn ihm sind eben unter allen Umständen entschiedene Standpunkte lieber als charakterlose Vermittlungen, er zieht die Ganzen den Halben vor, schon darum, weil sie weniger gefährlich sind. Dazu kam, daß Hengstenberg über Schenkels „Apostasie“ nicht anders dachte als Strauß und daß er früher anständig genug gewesen war, den Schandroman Eritis sicut deus, obwohl er aus Wicherns Verlag kam, energisch abzulehnen. Solche Gegner ließ sich Strauß gefallen. Daher fürchtete er auch die Neckerei der Liberalen nicht, die ihm — schon von den Streitschriften der dreißiger Jahre her — eine besondere

Digitized by Google

Vorliebe und Zärtlichkeit für diesen seinen Gegenfüßler nachsagten und sogar von einer Wahlverwandtschaft zwischen Strauß und Hengstenberg redeten. Aus den Neujahrsvorreden der Evangelischen Kirchenzeitung ging ja doch hervor, wie die beiden in Wahrheit zueinander standen.

Bemerkenswert ist noch der Schluß dieses zweiten Teiles. Hier wirft Strauß die Frage auf, ob mit der Auferstehung nicht das Christentum selber falle und ob wir uns am Ende, wenn wir die Tatsächlichkeit jener preisgeben, nicht auch von diesem lossagen, die Frage also: ob wir noch Christen sind? Das ist die erste Frage seines alten und neuen Glaubens, zu dem also unsere Schrift direkt überleiten könnte. Aber noch vergehen sieben Jahre bis zum Erscheinen dieses seines letzten Buches, noch liegt ein anderes dazwischen, es ist die Voltairebiographie.

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

1866 und 1870. Voltaire und Renan.

Das Jahr 1864 brachte große Veränderungen in Straußens Leben. Im Herbst absolvierte Fritz das Gymnasium in Heilbronn und wurde vom Vater in Tübingen eingeliefert, wo er Medizin studieren sollte; und im selben Jahr verlobte sich Georgine mit dem Bergrat Heusler in Deutz, dann in Bonn, und schon am 17. November desselben Jahres fand die Hochzeit statt. So waren die Jungen ausgeflogen, der Alte wieder allein, und wieder hieß es: was nun? In Heilbronn hatte er lediglich um des Sohnes willen seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Ihn gab er jetzt auf und ging zunächst einmal für etliche Wochen oder Monate nach Berlin, vor allem um Gräfe noch einmal wegen seiner Augen zu konsultieren, die nach der vielfachen Arbeit der letzten Jahre wieder den Dienst aufzukündigen drohten. Dieser empfahl ihm Schonung: er solle nichts Größeres von Arbeit mehr unternehmen. „Das ist ebensogut als mir den Strick präsentieren", meinte Strauß. Dann verlangte ihn aber auch, nach dem Leben in der Kleinstadt wieder einmal das Leben in größerem Stil zu sehen, Galerien und Theater, Musik und Menschen hatten ihm gelegentlich in Heilbronn doch recht gefehlt. Im Anfang freilich bedrückte ihn in Berlin die Größe der Stadt, die er vor vier Jahren von der Klinik aus kaum wahrgenommen hatte; auch schien ihm zuerst der Reiz, den Theater und Konzert für ihn hatten, so ziemlich abgestorben, und den Freunden glaubte er als Fremder lästig zu fallen. Aber gerade die geselligen Verhältnisse

Digitized by Google

machten sich doch bald so, wie er sie brauchte. Neben Neumanns war es vor allem der alte Freund Vatke, bei dem oder mit dem er fast alle Abende verbrachte. Sein „Spazierkamerad" war meistens Auerbach, der ihm bei näherem Umgang trotz einiger Schwächen immer besser gefiel und ihm große landsmännische und persönliche Anhänglichkeit bewies. Freitags war er bei Rechtsanwalt Lewalds zum Abendessen, einer „gar liebenswürdigen Familie", bei der ihn Auerbach eingeführt hatte. Die Frau schickte ihm zu seinem Geburtstag einen blühenden Syringenbaum und brachte selber einen Kuchen; mit ihr ist er von dieser Zeit an in Briefwechsel geblieben. Und auch sonst machte er allerlei neue Bekanntschaften, die ihn interessierten. Z. B. besuchte er den alten Diesterweg, „einen noch sehr munteren Greis", und den alten 84 jährigen Friedrich von Raumer, an dessen Jugendlichkeit er sich ordentlich erbaute. Mit dem blinden Musikrezensenten der Nationalzeitung, Gumprecht, unterhielt er sich gerne über Musik, mit dem Redakteur der Volkszeitung, Bernstein, einem getauften Juden und großen Kenner der rabbinischen Theologie, über Politik und Theologie; an dem Maler Eduard Magnus, der ihm beim Sehen der Galerien behilflich war, gewann er sich sogar einen Freund. Dagegen war mit anderen die Berührung eine nur flüchtige, so mit Dilthey, dem gegenüber er sich bei dessen Besuch wenig zugänglich zeigte und dem er daher nicht sonderlich gefiel.

Schwer erkältet kam er aus Berlin zurück: zunächst nach Heidelberg, das er sich aber „durch Stechen in das dortige Wespennest", zum bleibenden Aufenthalt verschlossen glaubte. Da ihn aber „die alten Freunde mit alter Freundschaft aufnahmen und die Feinde ihn nicht genierten" [1]), so sah er sich nach Wohnungen um, fand aber keine passende, und auch im ganzen wollte ihm „dieses Mittelding

[1]) Nach dieser Briefstelle sind die Bemerkungen Hausraths, R. Rothe II, S. 522, zu revidieren.

Digitized by Google

zwischen großer und kleiner Stadt" nicht mehr in der alten Weise behagen; auch trug der sich immer wieder einstellende Katarrh nicht zu seinem Behagen bei. So ging er nach Baden, um sich dort durch Molkentrinken wieder gesund zu machen und die Streitschrift gegen Schenkel zu schreiben. Beides gelang. Launig und resigniert zugleich schreibt er darüber an seine Schwägerin: „Ich machte mich gefaßt, schwindsüchtig zu werden. Nach der Art, wie ich über Leben und Tod denke, war mir das gar nicht zuwider. Ich dachte so: die Welt machst du doch nicht klüger als sie einmal ist und hauptsächlich als sie sein will. Deine Tochter hat einen Mann, dein Sohn studiert und wird fortstudieren, ob du stirbst oder lebst. Deine Schwägerin hat sich ausgespreitet und braucht keinen Mann mehr, viel weniger einen Schwager. Ihren Buben hast du Rasiermesser geschenkt bis auf den jüngsten, und dem kann ein solches aus deinem Nachlaß angeschafft werden. Was aber dich selbst betrifft, wenn du jetzt schwindsüchtig wirst, so wirst du schwerlich mehr blind. Und dem Elend mit Wohnungsuchen ist dann auf einmal ein End gemacht; ein stilles Souterrainchen, wie du es dann brauchst, findet sich überall. So dachte ich und war sehr getrost. Nun kam es aber anders. Ich muß wieder leben und sorgen. Was meine Genesung neben dem Regen beförderte, war die Arbeit, die mir viel Spaß machte. Ich fing sie nach dem Tag meiner Ankunft in Baden an und vollendete sie, d. h. das Diktieren der Abschrift, den Tag vor meiner Abreise . . . wie ich in Baden allein war und keinen Menschen hatte, kam mir Lust und Trieb dazu, und ich schaffte lustig den ganzen Tag."

Über Heilbronn und Öhringen, wo er schöne Tage bei Bogers verlebte, ging es dann nach München. Aus diesem Aufenthalt stammt seine Schnurre „Die Göttin im Gefängnis", mit dem ernsten Hintergrund einer Verteidigung des Nackten in der Kunst gegen törichte Prüderie und mittelalterliche Sinnenfeindschaft. Mit Georgine verlebte er ein paar Sommer-

Digitized by Google

wochen in Bieberich und begleitete sie darauf nach Bonn, wo er ebenfalls wieder ans Wohnungmieten dachte. Aber im Oktober 1865 finden wir ihn schließlich in Darmstadt, wo er dann — mit einer kurzen Unterbrechung in München — bis 1872 gelebt hat. Die Stadt hatte er näher kennen gelernt, als sein Bruder dort wohnte, und da hatte ihm die Umgebung überaus wohlgefallen. Für einen Spaziergänger wie ihn hatten die prachtvollen Wälder in der unmittelbaren Umgebung Darmstadts besonderen Reiz. Heidelberg lag nahe genug, wenn ihn Menschenhunger anwandeln sollte, und Menschen gab es, wie wir sehen werden, auch in Darmstadt.

Strauß brauchte aber vor allem eine neue Arbeit, ein Leben ohne eine solche war für ihn immer leer und unerfreulich. Diesmal aber sorgte, auch ohne sein Zutun, die Weltgeschichte für Stoff und für Interessen, über denen man die eigene Person vergaß. Das erste, was er in Darmstadt erlebte, war das Jahr 1866 mit seinen großen Ereignissen, dem Krieg, wie er sich langsam vorbereitete und dem, was er Deutschland alles brachte. Die deutsche Einigung war 1848 nicht zustande gekommen. Wir wissen, auf welcher Seite Strauß damals stand. Dieser Überzeugung von dem moralischen Rechte Preußens auf die Vorherrschaft in Deutschland und von der politischen Notwendigkeit dieser Lösung der deutschen Frage ist er auch in der Reaktionszeit der fünfziger Jahre treu geblieben. In seiner Abneigung gegen die romantische Politik Friedrich Wilhelms IV. und gegen alle Romantik in der Politik haben ihn die Erfahrungen jener Jahre freilich nur bestärkt; darum eifert er gegen den Wiederaufbau einer Burg auf dem Hohenstaufen, wie gegen die Wiederherstellung des Kölner Doms, durch die den Ultramontanen nur der Kamm steigen werde. Hoffnungsvoll begrüßte er die Thronbesteigung Wilhelms I. und die neue Ära, nennt aber die Art, wie bei der Krönung in Königsberg das monarchis

Digitized by Google

Gottesgnadentum betont wurde, einen „romantisch-brüderlichen Schnickschnack", statt dessen man ganz andere Dinge von dem neuen Herrscher erwarte. Aber ebensowenig will er von der schwarzrotgoldenen Romantik des Frankfurter Schützenfestes wissen: „es ist mir lange nichts von öffentlichen Dingen so widerwärtig gewesen", wie dieses Fest. Damals ist es zwischen Vischer und ihm aufs neue zu heftigen politischen Auseinandersetzungen gekommen; dessen „ewiges Übelnehmen, Aufbegehren, Auseinandersetzen und Wiederübelnehmen" machte die Korrespondenz äußerst schwierig, führte auch zu einer längeren Unterbrechung derselben. Den Anfängen Bismarcks stand Strauß, wie alle Liberalen jener Tage, vor allem in Süddeutschland, mißtrauisch und ablehnend gegenüber, und in der Konfliktszeit hielt auch er es mit der opponierenden Kammermehrheit. „Mit Preußen ist's bis auf weiteres nichts, wie sollt' ich mich also dafür ereifern?" schreibt er im Mai 1863 an Vischer, fügt aber vorsichtig hinzu: „Wie es sonst werden soll, sehe ich freilich nicht ab, man muß eben, scheint mir, vorerst abwarten." Und in seiner Grundüberzeugung wird er dadurch nicht irre. „Da Du das föderative Verhältnis selbst als ungenügend aufgibst", schreibt er ihm im Juni „so handelt es sich um eine Spitze, und da hast Du freilich recht, wenn Du sagst, die preußische mache der Widerstand der Österreicher, Bayern, Schwaben unmöglich. Wenn Du aber auch den preußischen Staat an und für sich dazu unfähig nennst, so glaube ich, daß Du ihm sehr unrecht tust. Von der dermaligen und allen bisherigen preußischen Regierungen ist es zuzugeben, aber das Volk zeigt sich ja eben jetzt von einer so tüchtigen Seite, die selbst dem stolzen England Achtung abnötigt und es faktisch, was politische Befähigung betrifft, an die Spitze Deutschlands stellt. Wo ist denn in Österreich, Bayern, Württemberg das Zeug zu einer solchen Kammer wie die preußische? Daß Du das preußische Volk als eine Mischung von Wenden, Franzosen und Juden darstellst,

Digitized by Google

hat mir wirklich leid getan. Also mit Preußen geht's dermalen nicht, weil die Regierung nichts taugt und weil ein Teil der andern Stämme nicht will; aber mit Österreich sehe ich nicht ein, wie es jemals gehen soll, so lang es 1. diese überwiegenden außerdeutschen Anhängsel hat und solange es 2. katholisch ist. Ein katholischer Staat kann nie an der Spitze Deutschlands stehen, denn er repräsentiert gerade das nicht, was das Beste an Deutschland ist. Doch für jetzt ist alles Reden und Schreiben vergebens. Wir müssen erst wieder" — fügt er prophetisch hinzu — „in den Tiegel, die Stunde der Not muß kommen, da wird's dann werden, nicht wie es soll, sondern wie es kann, da wird nicht die Vernunft, sondern die Gelegenheit entscheiden."

Auch in der schleswig-holsteinischen Frage war er anfangs voll Mißtrauen gegen die Politik Bismarcks, das zeigen uns die „Deutschen Gespräche", die 1863 in dem Beiblatt zur Gartenlaube, den Deutschen Blättern, erschienen. Daß sich Schleswig-Holsteins Schicksal nur an der Spree entscheiden könne, das sah er aber doch früher als die meisten Deutschen. Als dann der Krieg mit Dänemark kam, atmete er auf, voll Zuversicht, daß der Kriegsgott den Diplomatengott zwingen werde, ihm sein Recht zu lassen. Und nach dem Krieg freute er sich, daß dieser Schleswig-Holstein deutsch gemacht habe. Auch Bismarck fing er an zu loben, wenn er seine verschlungenen Wege auch noch nicht ganz verstand — wer verstand sie denn damals? Auch scheute er sich nicht, Preußen zuzustimmen, daß es aus Schleswig-Holstein keinen selbständigen Bundesstaat werden lassen wollte und verteidigte sogar seinen Anspruch auf die Elbherzogtümer, weil es dieser Länder bedürfe, „um sich zu dem Kampf, den es über kurz oder lang zum Heil des großen Vaterlands zu bestehen habe, zu stärken". Freilich glaubte er, daß erst das Ministerium Bismarck fallen und das verfassungsmäßige Recht in Preußen wiederhergestellt sein müsse,

Digitized by Google

ehe es an die Lösung seiner deutschen Aufgabe denken könne.

Es kam bekanntlich anders. Der „kecke Minister" hat Preußen nicht nur zur Verwirklichung dieser Aufgabe die Mittel geschaffen, er hat sie auch selbst herbeigeführt. Im Juli 1866 kam es zum Krieg mit Österreich. Dieser war auch Strauß ein Greuel, wenn er auch sonst über politische Moral recht realistisch gedacht hat, wie das einmal sehr hübsch in der Besprechung einer Rede von Böckh[1]) zum Ausdruck gekommen ist: „Höltys „Üb' immer Treu und Redlichkeit" ist ein schönes Lied, und Ehre dem, der es in Ausübung bringt: zum politischen Wahlspruch aber reicht es nicht aus; der alte Fritz wenigstens hat es gewiß nicht auf seiner Flöte gespielt, als er in Schlesien einrückte und die Größe der preußischen Monarchie begründete." Aber item, es war eine böse Sache, ein Krieg Deutscher gegen Deutsche. Das gibt er Vischer zu, der damals und bis gegen 1870 hin großdeutsch gesinnt und ein fanatischer Preußenfeind gewesen ist: „Allein nun er einmal ausgebrochen ist, stelle ich mich mit meinen Wünschen ganz auf die Seite, der ich immer angehört habe, überzeugt, daß ein Sieg derselben uns zwar wenig Gutes, der der anderen aber nur Schlimmes bringen kann. Oder genauer meine ich, ein Sieg Preußens brächte uns im Augenblick auch Schlimmes, ließe aber für die Zukunft doch Gutes hoffen, während uns von Österreich jetzt und in Zukunft nur Schlimmes kommen kann." Neun Tage darauf faßt er in einem Brief an Rapp sein politisches Glaubensbekenntnis kurz und bündig so zusammen: „1. Deutschlands Gesamtverfassung ist so verzweifelt, daß auf dem Wege Rechtens nicht mehr, sondern nur noch durch Gewalt zu helfen ist. 2. Diese Gewalt kann von unten oder oben kommen. 3. Von unten wurde sie 1848

[1]) In der „Zeit" vom 4. April 1861. Es handelte sich um eine akademische Festrede zum Geburtstag des neuen Königs, in der ihm zu viel des Lobes für den verstorbenen Friedrich Wilhelm IV. war.

Digitized by Google

versucht und es ist mißlungen. 4. Preußen versucht's jetzt von oben und es ist halb gelungen. 5. Um ganz zum Ziele zu führen, müßte sich die Aktion von oben mit der von unten kombiniert haben oder noch (wenn möglich) kombinieren. Anders kann ich es auch so ausdrücken: Österreich hasse ich, die Mittelstaaten und ihre Politika verachte ich. Vor Preußen habe ich Respekt, zur Liebe langt's noch nicht; aber meine Hoffnung für Deutschland ruht auf Preußen. Entweder durch Preußen oder gar nicht ist Deutschland zu helfen." Wie dann der Krieg seinem Ende zugeht, da sieht er zunächst nicht ohne Bangen auf die Halbheit des Ergebnisses. Daß Sachsen nicht auch annektiert werden soll, verdrießt ihn am meisten. „Denn mit welchem Recht will man diejenigen verschlucken, die erst im zweiten Aufgebot der Feinde standen, wenn man den Staat, der unter den kleinen Feinden voranging, durchschlüpfen läßt?" Über die Mainlinie äußert er sich Kuno Fischer gegenüber so: „Die Dereliktion Süddeutschlands trifft zwar gerade mich als Süddeutschen besonders schmerzlich; doch muß ich sagen, es geschieht diesen Süddeutschen, in erster Linie meinen Württembergern, ganz recht. Der politische Unverstand dieser Leute ist unglaublich und hat sich auch jetzt nur verkrochen, nicht verloren. Deutlich stellt sich auch, wie im Jahre 1848, wieder die Koalition von Ultramontanen und Demokraten heraus. Die Preußen haben ein Recht, auf diesen Süden verächtlich herabzusehen, der in allen Krisen der Nation regelmäßig auf der unrechten Seite steht: zu Napoleons I. Zeiten bei Frankreich, 1848 bei der roten Demokratie, 1859 und 1866 bei Österreich. Es mag ganz heilsam sein, diese Süddeutschen vorerst noch zappeln, zum durchbohrenden Gefühl ihres Nichts erst gründlich gelangen zu lassen, sie eine gute Weile klopfen zu lassen, ehe man ihnen die Tür aufmacht." Wie sich aber die Geschicke schließlich vollenden und die preußische Thronrede mit ihre Begehren der Indemnität für die budgetlose Verwaltung d

Digitized by Google

letzten Jahre auch noch dem inneren Hader ein Ende macht, da bricht er trotz der Mainlinie, trotz der Verschonung Sachsens in hellen Jubel aus: „Großes ist erreicht, zu noch Größerem der Boden bereitet, man kann für Deutschland wieder hoffen." Preußens Siegeslauf macht ihn „ungemein glücklich". Und auch belehren läßt er sich durch die Ereignisse. „Allerdings", schreibt er an Vischer, — und das sind Worte, die von großer politischer Einsicht zeugen, — „war das siegreiche Preußen nicht dasjenige, dem ich den Sieg gewünscht hätte. Gewünscht hatte ich ihn einem liberalen, wahrhaft konstitutionellen Preußen; aber das absolute Preußen hat ihn davongetragen. Darüber könnte ich nun grollen; statt dessen entnehme ich mir daraus eine geschichtliche Belehrung. Bis das liberale Prinzip seine Kräfte soweit zusammengefaßt, seine Bekenner so weit unter einen Hut gebracht hätte, um einen solchen Stoß gegen den Partikularismus zu führen, hätten wir noch lange warten können. Nur darum ist ihm der Absolutismus mit seiner konzentrierten Kraft zuvorgekommen. Das sind Tatsachen, die wir anerkennen, nach denen wir unsere Begriffe berichtigen müssen." Und wie ihm schon im Jahre 1848 die Einheit wichtiger, dringender schien als die Freiheit, so fährt er auch jetzt wieder fort: „Eins nach dem andern! Und da ist, wie es scheint, die Einheit, wenigstens die Grundlegung zu derselben, das eine, die Freiheit erst das andere." Ganz besonders leid tut ihm aber nachträglich die Verkennung Bismarcks. Reuevoll schreibt er darüber am 27. Oktober 1866 an Frau Lewald: „Es würde mich nichts kosten, dem Grafen Bismarck auf offenem Markte jedes Wort abzubitten, das ich in bester Meinung, aber mangelhafter Sachkenntnis gegen ihn gesprochen oder geschrieben habe."

So war er mit dem Gang der Ereignisse zufrieden, soweit ein Süddeutscher, der sich ausgeschlossen sah, im Jahre 1866 befriedigt sein konnte. Aber klar wie einer sah er, daß diese halbe Lösung eben nur ein Provisorium sei, er hat

Digitized by Google

seine Dauer einmal — nur wenig zu kurz — auf drei Jahre bestimmt. Auch persönliche Opfer forderte diese Zeit „des unglücklichen, in sich entzweiten Bewußtseins" von ihm. Wie damals in jeder Stadt, in jeder Familie fast die Herzen geteilt waren, so stand der Sohn des preußenbegeisterten Vaters als Unterarzt bei den Württembergern gegen Preußen. Das Verhältnis zu Vischer, das seit 1848 immer labil gewesen war, geriet in heftiges Schwanken. Strauß schrieb ihm darüber einmal ganz offen: „Es kann schon unbequem werden, ob es gleich eine Kleinigkeit ist, wenn von zwei Freunden der eine die Leibspeise des andern nicht ausstehen kann; noch unbequemer, wenn der eine ein Hundefreund, der andere ein Feind dieser Kreaturen ist. Wenn nun aber gar in einer politischen Entwicklung der eine etwas Verruchtes sieht, das ihn bis zur Menschenfeindschaft verstimmt, der andere etwas Großes, das ihm die Brust zu neuer patriotischer Hoffnung hebt, so bedarf es der ganzen Stärke altverwurzelter Freundschaft, damit einer am andern nicht irre werde." Strauß war dabei — er hatte es, als auf der siegreichen Seite stehend, auch leichter — der Versöhnlichere; er hat sich geradezu gelobt, daß es kein Zerwürfnis mehr zwischen ihnen beiden geben dürfe, „und nun will ich den Teufel sehen, der doch eins anzetteln könnte". So hat er denn auch den Vorwurf „politischen Fanatismus", den ihm Vischer machte, ohne Empfindlichkeit zurückgewiesen, ihm denselben freilich — wie ich aus eigener persönlicher Erfahrung bestätigen kann: mit Recht — zurückgegeben. Schlimmer stand es um sein Verhältnis zu Gervinus. Man weiß, wie auch dieser, und unversöhnlicher als Vischer noch über 1870 hinaus, sich in seinen Groll gegen Preußen eingesponnen und verrannt hat. Darüber berichtet Strauß an Kuno Fischer am 4. August 1866: „Schon im vorigen Frühjahr überraschte mich Gervinus, als ich ihn in Heidelberg wieder sprach, nicht wenig durch seine Idee eines selbständigen Schleswig-Holstein, von dem er sich einen Stützpunkt für eine ganz neue deutsche Politik

Digitized by Google

versprach. Seitdem ohne weitere Nachricht von ihm, sah ich ihn vor vier Wochen, wenige Tage vor der Schlacht bei Königgrätz, hier in Darmstadt bei Tisch, im Begriff, ins Lager des achten Armeekorps abzureisen, um sich von der dort herrschenden Stimmung zu überzeugen; die seinige war so, daß er gegen den „schändlichen Raub" Schleswig-Holsteins schnaubte und sich vermaß, er hätte nichts dagegen, wenn bei dieser Gelegenheit Preußen „zerkrümelt" würde. Eine böse Sackgasse für einen Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts." So gingen hier die Wege rettungslos auseinander. Daß aber Strauß trotz dieser schweren Differenz dem alten Freund die Treue gehalten hat, das zeigt, was er bei seinem Tode am 18. März 1871 über ihn schreibt: „Vorgestern war ich in Heidelberg bei der Leiche von Gervinus. Es war ein überaus betrübender Fall. Daß der ausgezeichnete Mann eben jetzt sterben mußte, so unversöhnt mit der Zeit und notwendig verkannt von den Zeitgenossen, die langer Besinnung nötig haben werden, um für sein Verdienst die richtige Würdigung zu gewinnen, fiel mir schwer aufs Herz. Die Stadt war beflaggt für die heimkehrenden Truppen, da ging die Leiche so ignoriert nebenher. Wie nichts der einzelne, selbst der Bedeutendste, dem Ganzen gegenüber ist, davon hatte man ein niederschlagendes Gefühl."

Das Jahr 1866 war ein politisches Jahr, das zu ruhigem Studieren wenig geeignet war. Auch wußte Strauß für das Was einer neuen Arbeit im Augenblick noch keine Antwort. Der theologische Faden war wieder einmal abgerissen. Sein Interesse für theologische Dinge, das glaubte er bei der Arbeit der letzten Jahre bemerkt zu haben, war nur noch ein beschränktes. Früher hatte ihn an dem Studium auch des ihm Antipathischen der polemische Eifer festgehalten, jetzt überwog der Ekel an dem vielen Abgeschmackten und Erlogenen jeden Antrieb, sich näher darauf einzulassen. Und doch schwebte ihm ein, wenigstens halb theologisches Werk vor, die populäre Umarbeitung seiner Glaubenslehre

Digitized by Google

als letztwilliges Glaubensbekenntnis eines Denkenden unserer Tage, jenes Zusammenfassende, das ihm der Bruder so oft ans Herz gelegt hatte und wofür er das Leben Jesu für das Volk nur als Abschlagszahlung hatte gelten lassen wollen.

Aber ein anderes drängte sich vor. Durch den nationalliberalen Politiker Metz, mit dem er in Darmstadt verkehrte, wurde er im Zusammenhang mit den Ereignissen von 1866 auf Adolf Schmidts Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrichs des Großen hingewiesen. Das führte weiter zu immer eingehenderer Lektüre von historischen Werken aus dem Gebiet der preußischen Geschichte, die er zuerst in Darmstadt, dann im Winter 1867 auf 1868 in München eifrig betrieb. Dabei interessierte ihn mehr und mehr Friedrich der Große und seine Zeit, er las die Monographien von Preuß, insbesondere auch dessen Schrift „Friedrich der Große als Schriftsteller", und griff dann endlich zu den Werken Friedrichs selbst, zuerst zu seinem Briefwechsel mit Voltaire. Auch das Erscheinen und die Lektüre von Rosenkranz' „Diderots Leben und Werke" — „eine köstliche Geistes- und Herzensnahrung" — fällt in dieselbe Zeit.

Damit war er ja nun wieder bei seiner geliebten Aufklärung, deren größter Vertreter wie in Deutschland Lessing, so in Frankreich Voltaire gewesen war. Ihn kannte er bis dahin nur wenig. In seinen jungen Jahren lag er für ihn im Schatten der Geringschätzung, die von seiten der romantischen Philosophie, in der er aufgewachsen war, die Aufklärung traf; später hatte ihm zwar bei seinen kritischen Bemühungen der Vorschub nicht entgehen können, den die Vertreter dieser Richtung demjenigen geleistet hatten, was er erstrebte; er hatte die englischen Deisten schätzen, Reimarus verehren und lieben gelernt. Aber immer blieb diesen mehr oder minder ernsten wissenschaftlichen Männern gegenüber der frivole Spötter gemieden auf der Seite liegen. Und nicht allein, daß er Voltaire in der Hauptsache nicht kannte, selbst das,

Digitized by Google

was er von ihm kannte, stand ihm bei Strauß im Wege. An seinem Charles XII. hatte er wie herkömmlich das bißchen Französisch gelernt, das er wußte: von dem zu solchem Zwecke gelesenen Buche blieb ihm natürlich kein Eindruck. Später hatte er auf Empfehlung seines Bruders, der ein großer Voltaire-Verehrer war, den Candide gelesen: aber dem Schüler einer hochgestimmten idealistischen Philosophie, der er damals war, mußt der Voltairesche Roman seicht erscheinen. Nun lernte er seine Briefe an Friedrich den Großen kennen. Wenn er durch irgendeine Art von Schriftwerken für einen Autor zu gewinnen war, so waren es Briefe; so haben ihn auch für Voltaire dessen Briefe gewonnen. Er las sich zuerst in München, dann in Darmstadt, wohin er im Frühjahr 1868 zurückkehrte, in die 70 Bände seiner Werke ein und schließlich durch sie durch und beschloß, nicht für das Publikum, auf das er seit der Aufnahme seines Lebens Jesu nicht eben gut zu sprechen war, weil es ihm einen Schenkel vorgezogen hatte, sondern für seine Tochter ein kleines Leben Voltaires zu schreiben. Was jetzt als dritte Beilage dem „Voltaire" angefügt ist: „Voltaire und Marie Corneille oder der Patriarch von Ferney als Pflegevater und Ehestifter", das war die Keimzelle seiner Voltairebiographie.

Zu dieser kam nun aber noch ein Anstoß von außen. In Darmstadt lebte als Gemahlin des Erbprinzen Ludwig von Hessen die Prinzessin Alice, eine Tochter des Prinzgemahls Albert und der Königin Victoria von England, eine Schwester der späteren Kaiserin Friedrich. Diese Mädchen waren durch ihren Vater anders erzogen, als sonst wohl Prinzessinnen erzogen zu werden pflegen, voll geistiger Interessen, ohne religiöse und politische Vorurteile, freidenkend und freigesinnt im besten Sinne des Worts. Daher wünschte die freigeistige Prinzessin Strauß, der ja, wie sie, in Darmstadt lebte, kennen zu lernen und schickte ihren Sekretär zu ihm, um wegen eines Besuches, den er bei ihr machen sollte,

Digitized by Google

zu unterhandeln. Ich, erzählt er seinem Freund Fischer in Öhringen, „an ein wirkliches Interesse hoher Häupter für unsereines absolut ungläubig, wehrte mich ¾ Stunden und hätte auch nicht nachgegeben, wenn's ein Prinz gewesen wäre; aber einer Dame gegenüber erschien die beharrliche Weigerung als Rustizität, die ich auf den deutschen Gelehrten nicht kommen lassen durfte. Ging also hin, abgeredetermaßen in meinem gewöhnlichen Anzug, und fand mich sehr angesprochen. Das natürlichste, offenste Wesen, dem gegenüber man sich gleich in gemütlicher Stimmung findet. Der Vater hat sie und die ältere Schwester (die damalige deutsche Kronprinzessin) selbst nach einem populären Lehrbuch des seligen Bretschneider in der Religion unterrichtet und zum Denken und Zweifeln angeleitet. Dadurch ist sie und die Schwester in Berlin auf einen ganz freien Standpunkt gelangt, wovon aber Frau Mama nichts wissen darf." Strauß hielt diese Bekanntschaft zuerst nur für eine „hübsche Episode". Aber es wurde mehr. Die beiden Menschen fanden lebhaftes Wohlgefallen aneinander, und so entstand zwischen ihnen wirkliche Freundschaft. Als er nach München geht, muß er ihr ein Wort in ihr Album schreiben und ihr seine Photographie zurücklassen; als er wieder nach Darmstadt zurückkommt, wird der Verkehr wieder aufgenommen und eifrig fortgesetzt, auch sie besucht ihn mit ihrer Hofdame auf seinem Zimmer. Der Tasso wird mit verteilten Rollen gelesen, woran auch der Prinz teilnahm, und dabei war es rührend, wie sie mit grünen Lampen- und Lichtschirmen für seine Augen sorgte. So dürfen wir ihm glauben, wenn er schreibt: „Ich habe viel Erfrischung von diesem Verkehr". Auch mit ihrer Schwester und deren Mann, dem Kronprinzen, späterem Kaiser Friedrich, ist er durch sie bekannt gemacht worden. Darüber erzählt er der Schwägerin am 17. Oktober 1869: „Diese Woche waren die preußischen Herrschaften hier, und gleich am ersten Abend stellte mich die Prinzessin ihrer Schwester und Schwager vor.

Digitized by Google

Der Empfang war ein sehr freundlicher, die Kronprinzessin ist nichts weniger als stolz, sondern gemütlich und behaglich, der Kronprinz gut und verständig. Die Audienz dauerte über eine Stunde, und ich wurde schließlich eingeladen, mich bald einmal in Berlin sehen zu lassen. Für das künftige Schicksal Preußens und Deutschlands ist mir die Bekanntschaft dieses hohen Paares äußerst erfreulich und hoffnunggebend". So lächelte dem Sechzigjährigen die Hofgunst; doch meint er dazu: „das Schönste an der Sache ist doch, daß ich dabei keinen persönlichen Wunsch für mich habe, sondern den Herrschaften wie Diogenes dem Alexander gegenüberstehe." Von der Kronprinzessin hat er noch auf seinem letzten Krankenlager gesagt: „Meines Geistes hat sie einen Hauch verspürt: es soll mich freuen, wenn er kein ganz flüchtiger gewesen." Daß durch den frühen Tod Kaiser Friedrichs dieses Straußischen Geistes Hauch in Deutschland nicht zu Einfluß gekommen ist, hat vor allem der kirchliche und religiöse Liberalismus als einen welthistorischen Ausfall zu beklagen. Statt der Aufklärung kam die Romantik.

Strauß aber hatte nun sein Publikum für den „Voltaire" — die Prinzessin Alice. Für sie etwas über Voltaire niederzuschreiben, ihr es vorzulesen, war ein Gedanke, der etwas Lockendes für ihn hatte. Und so ist denn für sie der Voltaire im Herbst 1869 geschrieben und ihr dann sofort im Januar 1870 jeden zweiten Tag 1—1½ Stunden aus dem Manuskript vorgelesen worden. Da sie gerade Krankenpflegerin ihres Gemahls und eines Kindes war, so war ihr diese Unterhaltung am Abend sehr erwünscht. Sie war ihm eine ebenso beharrliche als empfängliche Zuhörerin. In sieben Abenden kam er damit zustande, für den Druck hat er die „Vorträge" dann noch etwas erweitert und in deren sechse geteilt im Juni 1870 als Buch erscheinen lassen. Dieser Entstehung entsprach die Widmung: „Ihrer Königlichen Hoheit Alice, Prinzessin Ludwig von Hessen, Prinzessin von Großbritannien und Irland, für die sie geschrieben, von der sie freundlich angehört wurden,

Digitized by Google

widmet nun die gedruckten Vorträge ehrfurchtsvoll und treu ergeben der Verfasser." Wir müssen es der Prinzessin hoch anrechnen, daß sie vorurteilslos genug war, ein Buch über Voltaire, das David Friedrich Strauß zum Verfasser hatte, sich von diesem widmen zu lassen. Die Widmung selbst hat übrigens eine kleine Geschichte. Die Initiative dazu ist von der Prinzessin ausgegangen. Eines Tages — es war im April 1870 — dankte sie Strauß für den „Halt, den sie an ihm gefunden habe", worauf er bescheiden erwiderte, auch er habe ihr vieles zu danken, z. B. wäre der Voltaire ohne sie nicht zustande gekommen. Darauf die Prinzessin: Es wäre hübsch, wenn Sie mir ihn dedizierten. Er: Darum Sie zu bitten, K. H., war auch ursprünglich meine Absicht; allein ich dachte an den Anstoß, den die Schrift sicher geben wird, und darein möchte ich E. K. H. nicht verwickeln. Sie: Aus grundlosem Anstoß mache ich mir nichts; meine Schwester tut's, ohne doch etwas dadurch zu gewinnen [1]). Ich: Beschließen wir wenigstens noch nichts, ehe E. K. H. sich mit Ihrem Herrn Gemahl in der Sache besprochen haben. Sie: Da haben Sie recht, das will ich tun. Strauß war trotz dieser „allerliebsten Verhandlung" entschlossen, das Projekt mit der Dedikation der Prinzessin auszureden: ihr würde es Freude machen, ihm natürlich auch, aber ihr ganz gewiß auch Verdruß, und den ihr zu ersparen hielt er für seine Pflicht. So stellte er ihr — am 10. Juni — noch einmal alles Bedenkliche vor. Allein es half nichts, am folgenden Tage schrieb sie ihm: „Der Wert, der für sie darin liege, die Dedikation eines Buches anzunehmen, welches so teure Erinnerungen für sie in sich berge (die Erinnerung an die genußreichen Abende, an denen ihr Strauß den Voltaire vorgelesen), werde stets größer sein als irgendeine Unannehmlichkeit, die möglicherweise für sie daraus entstehen könnte." Auch ihr Mann, der die ge-

[1]) Wie recht die Prinzessin damit hatte, zeigte das Jahr 1888.

Digitized by Google

fährlichsten Stellen des Buches in den Aushängebogen gelesen hatte, war damit einverstanden. Die Prinzessin konnte stolz sein, daß sie die einzige war, der Strauß eines seiner Bücher gewidmet hat [1]), und daß ihr Name für alle Zeiten mit diesem Werke verknüpft ist. Aber auch für Strauß war dieses Buch hinfort unzertrennlich verbunden mit der Erinnerung an diese Frau und damit an eine der erfreulichsten und menschlich schönsten Beziehungen seines Lebens.

Das Buch brachte ihn nun auch wieder in Kontakt mit dem Publikum, an das er bei der Abfassung desselben so wenig als möglich gedacht hatte; und zwar bildete diesmal nicht nur sein deutsches Volk, sondern wie wir gleich hören werden, auch die gebildeten Franzosen dieses Publikum. Die Vorträge machten Glück, kaum waren sie erschienen, so war auch schon — trotz des Krieges — eine zweite Auflage nötig. Diesen Erfolg hat der „Voltaire" aber auch vollauf verdient. Es war auch diesmal wieder eine echte Biographie, eine Monographie nach Straußens Art, keine Schilderung des Milieus, der Zeit und der Kulturepoche im ganzen, sondern das Bild eines Menschen. Ausdrücklich erklärte er, daß er sich in betreff der Zeit und der Zeitgenossen Voltaires Schranken gesetzt und die Nebenpersonen als Nebenpersonen behandelt habe. Aber jener eine, um den sich alles dreht, war mehr noch als seinerzeit Hutten der typische Vertreter seines Volkes und der ganzen Kulturepoche, der er angehörte. Wie er selbst in dieser wurzelt, so hat er sie und sein ganzes Zeitalter geistig beherrscht und nach sich bestimmt. Wie vom Preußen Friedrichs des Großen, so dürfen wir um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vom Frankreich Voltaires reden. So erwies sich Strauß im Gegensatz zu den Milieuschilderern einer demokratisch und sozialistisch gewordenen Zeit auch jetzt wieder als der Vertreter jenes

[1]) Die Widmung des zweiten Lebens Jesu hat ja den Bruder nicht mehr lebend erreicht.

Digitized by Google

neuhumanistischen Ideals der Individualbildung, deren unvergleichlichen Typus Goethe in seinem Wilhelm Meister geschaffen und geschildert hat. Wie bei diesem, so war aber auch bei Strauß, infolge seiner isolierten Stellung und seiner kontemplativen, von allem Eingreifen in die Welt abgekehrten Lebensführung, diese Bildung immer mehr eine ästhetische geworden. Daraus erklärt sich uns im zweiten Leben Jesu die starke Betonung des Hellen und Rationalen, des Humanen und Harmonischen, der schönen Natur in Jesus. Und dieses Ästhetische zeigt sich jetzt im „Voltaire" schon äußerlich in der schönen Form, die das Büchlein zu einer wahren Perle biographischer Kunst, durch Stil und Komposition zu einem Schmuckstück und Kunstwerk allerersten Ranges macht. Es ist nicht das Größte und Beste, nicht das Wuchtigste und Eindrucksvollste, aber es ist weitaus das Schönste, was Strauß geschrieben hat.

Und es ist auch ein historisch-psychologisches Meisterwerk. Die Charakteristik dieses komplizierten Menschen mit den beiden Seelen in seiner Brust, einer ganz hohen und großen und freien auf der einen und einer ganz kleinen, ja geradezu gemeinen auf der andern Seite, ist durchaus gelungen, — gelungen auch jetzt wieder wie bei Hutten durch die absolute Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, mit der Strauß nichts verbirgt und nichts beschönigt. Offen gibt er in den Schlußbetrachtungen zu, daß uns, wenn wir auf das Leben Voltaires einen Rückblick werfen, von seinem Wesen ein starker Erdenrest bleibt, von dem wir mit den Engeln im zweiten Teil des Faust sagen müssen: „er ist nicht reinlich". Aber auch für seine Fehler muß man den richtigen Gesichtspunkt suchen, man darf sie, wie Spinoza forderte, nicht bejammern oder verlachen, geringschätzen oder verwünschen, man muß sie verstehen wollen. Und da ergibt sich, daß sie „teils als natürliche Wirkungen seiner Zeit und ihrer Verbildung, teils sogar als Mittel zu ihrer Umbildung erscheinen. Was die Zeit bedurfte, war nicht ein reines,

Digitized by Google

ruhiges Licht, sondern ein flackerndes, funkensprühendes Feuer. Es war jetzt nicht darum zu tun, eine neue Wahrheit aus den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes heraufzuholen, sondern die erkannte zu verbreiten, sie für die weitesten Kreise verständlich und anziehend zu machen und ganz besonders alles, was ihre Ausbreitung hinderte, das Verlebte und Verrottete, Mißbräuche und Vorurteile aus dem Wege zu räumen. Ersteres geschieht am besten durch leichten, anmutigen Vortrag, letzteres durch Scherz und Spott: und wer war in beiden ein größerer Meister als Voltaire? Das Geschäft muß aber auf vielen Punkten angegriffen und die Anläufe in immer wieder anderer Art — zur Abwechslung wohl auch einmal mit stürmender Leidenschaft — unablässig wiederholt werden: wer war vielgestaltiger, allgegenwärtiger, unermüdlicher als Voltaire? Wie wäre aber diese Beweglichkeit ohne Reizbarkeit möglich, wie wäre mit dem Spott und Hohn, dem Zorn und Haß ein ruhiger Ernst, eine würdige Haltung vereinbar gewesen? Ich sage nur, daß selbst Voltaires Fehler zum Teil Mittel für sein Wirken, ich sage nicht, daß sie darum keine persönlichen Fehler gewesen sind. Daß sie dies in der Tat waren, zeigt sich darin, daß sie sich als solche bestraft haben. Unter seiner Eitelkeit, Rachsucht, Habsucht hat Voltaire selbst am meisten gelitten. Er lebte selten im Vollgefühl seiner Kraft, seines Wirkens, seines Wertes; die meiste Zeit seines Lebens war er in der Pein um untergeordnete, oft ganz unwürdige Zwecke befangen. Er ist, wie wir alle, nur so weit glücklich gewesen, als er gut gewesen ist.“ Wenn man sich so gesagt hat, was sterblich und verwerflich an ihm war, kann man sich „um so rückhaltloser der Bewunderung seiner Geistesgaben, der Anerkennung seiner Leistungen überlassen: er hat sein Pfund nicht vergraben, sondern damit gewuchert wie — mit seinem Vermögen; er hat gearbeitet wie wenige, und Arbeit verdient immer Hochachtung; gewirkt aber hat er wie noch wenigere, und da er auch für uns gewirkt hat,

Digitized by Google

verdient er vor vielen unsern Dank." So hat uns Strauß Voltaire verstehen gelehrt, und wir halten das Bild, das er uns von dem merkwürdigen Menschen gezeichnet hat, noch heute für richtig und für historisch treu, wirklich für ein Bild, das sine ira et studio entworfen ist [1]).

Natürlich ist es diesmal nicht wie bei den früheren Helden der Straußischen Biographien der Gegensatz zwischen Darsteller und Dargestelltem, der uns zuerst ins Auge fällt. Nicht das Gegensätzliche, sondern das Verwandte an Voltaire hat ihn angezogen. Dieser war ein Aufklärer und Befreier der Menschheit, ein Vorkämpfer für Geistesfreiheit, ein Erlöser aus den Banden des Aberglaubens und des Vorurteils, ein kühner Streiter gegen Intoleranz und Kirchentum, ein unerschrockener Verteidiger von Wahrheit und Gerechtigkeit: das alles war Strauß auch, und darum fühlte er sich innerlich aufgefordert, über ihn zu schreiben. Der Erdenrest zu tragen peinlich, der Gegensatz in Charakter und Gemütsart mußte dabei hingenommen und vor allem, er mußte erklärt und verstanden werden. So war es für den Psychologen eine lockende Aufgabe.

Im Mittelpunkt des Ganzen steht die Schilderung von Voltaires Freundschaft mit Friedrich dem Großen und von dem jähen Abbruch dieser Beziehung: sie ist gleich meisterhaft durch ihre Durchsichtigkeit wie durch das gerecht Abwägende im Urteil über die beiden Träger des Konflikts. Richtig und fein ist auch die Würdigung Voltaires als Philosophen im fünften Vortrag, und menschlich warm und schön das Schlußkapitel über den Patriarchen in Ferney.

---

[1]) Einen Schritt über Strauß hinaus dürfen wir wohl von der in Aussicht stehenden Voltaire-Biographie von Paul Sakmann erwarten: auch sie wird freilich das Bild nicht ändern, nur vertiefen und mit einer Fülle von weiteren Zügen ausstatten. Ganz wertlos ist die Arbeit von J. Popper über Voltaire (1905). Seine Angriffe auf Strauß habe ich in einer Besprechung des Buches in der Frankfurter Ztg. vom 14. Januar 1906 abgewehrt.

Digitized by Google

Der Beurteilung der historischen und poetischen Werke im zweiten und vierten Vortrag kommt es natürlich zugute, daß sich Strauß selbst auch auf dem Gebiet der Historie und Literaturgeschichte gründlich heimisch gemacht und versucht, von Lessing zu dieser, von Schlosser und Gervinus aus zu jener Seite seines Schaffens sich den Zugang erschlossen hatte und darum den Leistungen des großen Franzosen in Anerkennung und Kritik durchaus gerecht werden konnte.

Der beste Beweis aber für den Wert dieses Buches eines Deutschen über den französischsten aller Franzosen ist der, daß es nicht bloß bei uns als ein unübertroffenes Kunstwerk angesehen und geschätzt wird, sondern daß auch die gebildeten Franzosen voll Bewunderung waren und sind über dieses Buch voll Esprit, Charme und feinfühligem Verständnis für den Genius ihrer Nation und für diesen glänzendsten Vertreter des spezifisch französischen Geistes. Zu ihnen gehörte auch Ernest Renan, mit dem Strauß durch die Vermittlung eines jüngeren Freundes und enthusiastischen Verehrers, Charles Ritter in Morges, in persönliche Beziehung gekommen war. Ritter war mit der Übersetzung einiger kleinerer Schriften von Strauß ins Französische beschäftigt. Sainte-Beuve interessierte sich dafür und sprach auch Renan davon, worauf dieser sich aus freien Stücken erbot, eine Vorrede zu dem Buch zu schreiben und es so mit seinem Namen bei dem französischen Publikum einzuführen. Es war dies wohl der Dank für die freundlichen Worte, mit denen Strauß in der Vorrede zum Leben Jesu seinem französischen „Rivalen" über den Rhein hinüber die Hand zum Gruß entgegengestreckt hatte. Darauf glaubte Strauß sich nichts zu vergeben, wenn er ihm nun nach dem Erscheinen des „Voltaire" ein Exemplar desselben zusandte. Natürlich dankte ihm Renan für das scharmante Buch. Er schreibt: „Peu de lectures m'ont fait autant de plaisir que celle de

Digitized by Google

es pages pleines d'esprit, de finesse et de tacte, où le vrai aractère de notre grand homme de XVIIIe siècle, si souvent méconnu, est admirablement rétabli. Voltaire a, dans ses ualités et ses défauts, des côtés si profondément français u'il pouvait sembler impossible qu'un étranger ne commît as en le jugement quelque gaucherie." Aber nein: „Vous avez marché à travers ces dangers avec un équilibre parfait. Votre livre est la vérité même."

Der Brief, der diese Worte enthielt, war datiert vom 31. Juli 1870: seit 14 Tagen lagen Deutschland und Frankreich miteinander im Krieg. Natürlich kam Renan in seinem Brief auch darauf zu sprechen. Er stellte sich gewissermaßen auf eine über beide Parteien hinausliegende Höhe, beanspruchte für Leute, wie er und Strauß waren, weltbürgerlich eine Art neutraler Stellung und wollte, scheinbar unparteiisch, die Schuld an diesem Kriege an beide Nationen zu gleichen Hälften verteilen. „Vous pensez sans doute comme moi", schrieb er, „que le devoir de l'ami de la justice et de la vérité est, tout en remplissant ses devoirs à tous les degrés, de se dégager du patriotisme étroit qui retrécit le coeur et fausse le jugement." Das konnte Strauß, der in diesem Augenblick nicht weltbürgerlich, sondern ganz nur deutsch-national empfand und empfinden wollte, in Frankreich und seinem Kaiser die Schuldigen sah und von diesem Krieg die Erfüllung seiner patriotischen und nationalen Wünsche erwartete, nicht ruhig hinnehmen und damit den Schein auf sich laden, als ob er Renan zustimme. Am Bodensee, wo er eben mit Rapp sich aufhielt, entwarf er nach der Abreise des Freundes die Antwort und gab sie am 12. August 1870 als offenen Brief in die Presse (Allgemeine Zeitung). In verbindlichster Form, aber ganz entschieden trat er der in diesem Augenblick doch recht deplazierten und blasierten Unparteilichkeit Renans entgegen. In kurzem historischen Überblick ging er auf die lange politische Ohnmacht Deutschlands und auf seine wiederholten Versuche ein, aus der

Digitized by Google

Zerrissenheit zur Einheit zu kommen. Dabei wies er auf den „Wolkenmann“ hin, dem man 1849 die deutsche Kaiserkrone angeboten, der aber darin wenigstens die richtige Einsicht gezeigt habe, daß er weder sich für den rechten Träger noch diese Krone für eine tragbare erkannte. Jetzt aber sei in Herrn von Bismarck ein Mann vom rechten Zeuge an die rechte Stelle gekommen, um dem Zustand ein Ende zu machen, indem ein Pferd vor, ein anderes von gleicher Stärke hinten vorgespannt gewesen; er habe die Stränge zerhauen, die das hinten angespannte Pferd mit dem deutschen Wagen verbanden. „Wir hatten die Einigung Deutschlands von der Idee, von dem Wunsche des Volkes, den Gedanken seiner besten Männer aus zustande bringen wollen: jetzt war sie von seiten der realen Macht, durch Blut und Eisen angebahnt. Es hat Zeit gebraucht, bis der deutsche Idealismus, bis auch der deutsche Eigensinn sich mit dem Gegebenen versöhnte; aber die Macht, ich möchte sagen die Vernunft dieses Gegebenen war so unwiderstehlich, daß die bessere Einsicht in kürzester Frist die erfreulichsten Fortschritte gemacht hat.“ Das alles ist eine Sache, die die Deutschen unter sich abzumachen haben; wenn sie sich im eigenen Hause wohnlich einrichten, so geht das den Nachbar nichts an. Aber Frankreich sah scheel dazu, das Haus schien den Franzosen zu stattlich zu werden, sie wollten in der ganzen Straße das schönste und höchste besitzen, und vor allem durfte das der Deutschen nicht zu fest werden, sie sollten es nicht verschließen können. Oder anders ausgedrückt: Frankreich wollte seinen europäischen Primat nicht aufgeben, darum suchte es die deutsche Einheit zu hintertreiben. Das ist eine Anmaßung und ist das Unrecht Frankreichs. Um was wir ringen, ist dagegen einzig die Gleichberechtigung und „die Sicherheit, daß fortan nicht mehr ein unruhiger Nachbar nach Belieben uns in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unseres Fleißes berauben kann“.

Digitized by Google

Renan antwortete darauf nicht ohne eine deutlich spürbare Empfindlichkeit und Gereiztheit. Er wollte auch jetzt wieder für die „entfernten Kriegsursachen" die Schuld zwischen der französischen und der preußischen Regierung „beinahe gleich" teilen und beteuerte die Friedensliebe Frankreichs, gab aber dann doch zu, daß es „tausendmal Unrecht gehabt habe, sich der inneren Entwicklung Deutschlands widersetzen zu wollen". Das war aber nur der Vordersatz zu seinem lebhaften Protest gegen eine etwaige Annexion von Elsaß-Lothringen. „Hat man die Absicht, Frankreich zugrunde zu richten, nichts besser erdacht als ein solcher Plan; verstümmelt würde Frankreich in Krämpfe geraten und zugrunde gehen." Dagegen verlangt er eine europäische Intervention, der Friede könne nur das Werk Europas sein, das wollen muß, daß kein Glied der europäischen Familie allzusehr geschwächt werde. Europa müsse von neuem „die gegenwärtigen Grenzen" sanktionieren und jedem Teil untersagen, an eine Verrückung der durch die „alten Verträge" gesetzten Marksteine zu denken. Jede andere Lösung würde das Tor offen lassen für Rachehandlungen ohne Ende.

Dieser Brief war vom 13. September datiert, also schon nach dem Tage von Sedan geschrieben. Da war es Strauß leicht, in einem zweiten offenen Sendschreiben vom 29. September, also in den Tagen der Übergabe von Straßburg, die naive Überhebung Renans, der sich hier so ganz als Franzose gab und bei allem guten Willen für die Entwicklung Deutschlands so gar kein Verständnis zeigte, mit Schärfe zurückzuweisen. Renan hatte die Franzosen friedliebend genannt. Aber woher kommt denn, fragt Strauß, „der Zauber, welchen der Ruf nach der Rheingrenze immer wieder auf Frankreich ausübt? woher die sonderbare Vorstellung, daß es nicht bloß für Waterloo, das ihm eine Niederlage und den endgültigen Sturz des ersten Kaiserreichs mit seiner Herrlichkeit brachte, sondern auch für Sadowa, wo es keinen Mann und keinen Fußbreit Landes verlor, Genugtuung

Digitized by Google

Rache zu nehmen habe? Woher anders als daher, daß zu den offenen Wunden Frankreichs nicht bloß, was Sie als solche bezeichnen, der Mangel einer allgemein anerkannten Dynastie, sondern ganz besonders auch diese krankhaft reizbare Eifersucht Deutschland gegenüber gehört?" Wenn aber Renan nach einem Artikel in der Revue des deux mondes unter den durch alte Verträge festgesetzten Grenzen nicht eigentlich die gegenwärtigen, sondern die weiter gesteckten von 1814 verstand und somit für Frankreich die erst 1815 deutsch gewordenen Gebiete von Landau und Saarlouis reklamierte, so wallte dem Deutschen doch sein Blut, und er rief: „Das sollte Frankreichs Buße für den freventlich begonnenen Krieg, das der Preis unserer glorreichen, aber blutigen Siege sein, daß wir gar noch ein Stück Land herausgeben, an den besiegten Angreifer herausgeben müßten! Nein, wenn selbst ein so billig denkender Mann wie Ernst Renan dem von ihm befürworteten Schiedsgericht einen solchen Vorschlag unterlegen kann, so sind wir vollauf gerechtfertigt, wenn wir darauf bestehen, wie wir den Krieg allein geführt, so auch die Friedensbedingungen ausschließlich selbst zu diktieren." Nicht ohne Ironie weist er die Friedenspredigt zurück von einem Mitglied des Volkes, das seit Jahrhunderten die europäische Kriegsfackel in Händen hielt, und erklärt offen, er seinerseits hätte vielmehr Lust, dem Krieg allerlei Gutes nachzusagen. „Solche Kriege, welche die Völker zur Abwehr fremder Einfälle und zur Wahrung ihrer bedrohten Unabhängigkeit unternahmen, haben regelmäßig einen Aufschwung des nationalen Lebens zur Folge gehabt, von den Perserkriegen der Griechen an bis zu unsern deutschen Befreiungskriegen und bis zu dem jetzigen, von dem wir für unsere innere Angelegenheiten das Beste zu hoffen schon heute berechtigt sind." Und nun wendet er sich — es war dies der Nachklang einer Unterhaltung mit der Prinzessin Alice — zum Schluß an seine deutschen Landsleute. Ganz offen redet er hier vom Gegensatz

Digitized by Google

zwischen Nord und Süd, von der Unliebenswürdigkeit des spezifisch preußischen Wesens und vom Partikularismus seiner süddeutschen Landsleute und weist demgegenüber auf die Aufgabe hin, die nun, wenn der Friede geschlossen ist, im eigenen Hause als die schwerste erst noch zu lösen ist. „Einsteigen! Einsteigen! ruft's, wenn der Zug der Eisenbahn im Abfahren begriffen ist und einzelne Passagiere auf dem Perron noch zögernd und wählerisch hin- und hertrippeln. Nur eingetreten, eingetreten in den deutschen Staat! so ruft jetzt die Geschichte; der Augenblick ist da, die Flut geht hoch, nicht noch einmal gewartet, bis die Ebbe euer Schiff auf den Sand setzt. Nur jetzt nicht lange gemarktet, nicht viele Bedingungen gemacht; daß wir uns alle, alle einigen, ist die Hauptsache, das weitere, soweit es gut ist, wird sich finden. Und wenn Zureden nicht hilft, so können wir auch drohen. Ihr habt jetzt mitgeholfen, ihr süddeutschen Staaten, Frankreich zu demütigen, ihm schöne Länderstrecken abzunehmen. Daß es euch das gedenken, daß es gelegentlich Rache an euch zu nehmen suchen wird, dürfet ihr als gewiß betrachten. Wie wollet ihr ihm aber widerstehen, wenn ihr euch nicht fest und ganz mit euren norddeutschen Brüdern zusammenschließt? Fest und ganz, d. h. nicht bloß durch gebrechliche einzelne Verträge, wo es jedesmal noch auf den guten Willen ankommt, ob man sie halten will, sondern durch völligen rückhaltlosen Eintritt in den einigen deutschen Bundesstaat."

Die junge Generation von heute kann sich in unserer nüchtern gewordenen schwunglosen Zeit keine Vorstellung machen, welchen Jubel diese aus einem von tiefem Patriotismus erfüllten und gehobenen Herzen und mit viel historischem Verständnis vorgetragenen Worte damals bei uns erregten. Hier war Strauß wirklich einmal der Wortführer und Sprecher seines Volks, der das gute Recht der Deutschen und die nicht minder berechtigten Hoffnungen und Wünsche jenes großen Augenblicks wuchtig und fein zugleich, ru

Digitized by Google

und klar, ohne falsches Pathos und doch mit wohltuender Wärme, ohne Überhebung und doch voll nationalen Stolzes zum Ausdruck brachte. Daher tat er recht daran, die beiden Briefe, zusammen mit dem von Renan in deutscher Übersetzung, zu deren Ausarbeitung ihn gleich nach dem Empfang die Anmut des Schriftstücks gereizt hatte, unter dem Titel „Krieg und Friede" in besonderer Ausgabe erscheinen zu lassen. Renan freilich hat ihm diese etwas eigenmächtige Verfügung über sein geistiges Eigentum und natürlich noch viel mehr die sieghafte Überlegenheit des Inhalts der beiden Straußschen Briefe über den seinigen übel genommen. Ganz besonders empört war er darüber, daß Strauß den Ertrag der kleinen Schrift der deutschen Invalidenstiftung und den Sanitätsvereinen in Stuttgart und Darmstadt zuwandte. Das Versprechen, eine Vorrede zu schreiben zu der Ritterschen Übersetzung einer Auswahl von Straußischen Schriften, die nach dem Krieg doch noch erschien, hat er zwar gehalten, sich der Aufgabe aber in einer so kühlen Weise erledigt, daß Strauß es nicht für nötig hielt, ihm dafür zu danken. Auch die persönliche Beziehung zwischen beiden war mit dem Briefwechsel von 1870 zu Ende.

Das deutsche Volk aber war Strauß dankbar für die tapfere und sieghafte Art, wie er seine Sache dem Franzosen gegenüber geführt hatte. So konnte er sich diesmal ungeteilter und allgemein herzlicher Zustimmung freuen. Es war der letzte Sonnenblick in seinem Leben. Denn nun kommt der alte und der neue Glaube und die so ganz andere Aufnahme dieses Buches bei demselben Volke, das ihm eben noch in heller Begeisterung zugejubelt hatte. Auf das Hosianna folgte in jähem Umschlag das Kreuzige.

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

Der alte und der neue Glaube.

In Darmstadt — in München — wieder in Darmstadt! Wie kam es, daß Strauß im September 1867 von Darmstadt nach München übersiedelte und dann doch nur bis in den März 1868 dort verblieb? War es die Glyptothek, war es das Münchner Bier, war es die Erinnerung an dort verlebte Zeiten, was ihn dahin zog? Oder war es eine Flucht aus Darmstadt weg? und wovor ist er geflohen, um doch alsbald wieder zurückzukehren?

Es war eine Flucht; und die ihn davontrieb und die ihn wieder zurückzog, war eine Frau.

Den Verkehr mit gebildeten Frauen hat Strauß stets zu schätzen gewußt und gesucht. Zwar schien es nach der Trennung von Agnes Schebest — in den Briefen kann man es öfter lesen — so, als ob die Frauen ihm fatal wären und er nur noch am dritten Ort bei Bier und Wein mit Männern verkehren wollte. Allein in den Familien seiner Freunde, bei Rapp in Münkheim, bei Kauffmann in Heilbronn, bei Neumann in München, bei Schöll in Weimar, bei Kuno Fischer und Gervinus in Heidelberg, bei Lewald's in Berlin, um nur sie zu nennen, — überall sind die Frauen seiner Freunde in Freundschaft und Verkehr einbezogen und gehören mit dazu. So fehlte es ihm nicht an gebildetem weiblichen Umgang. Und wie wir schon wissen, auch nicht an Frauenliebe. Aus früherer Zeit ragt bis herein in den Anfang der sechziger Jahre die Gestalt derjenigen, die i

Digitized by Google

still und entsagungsvoll geliebt und nie aufgehört hat, aus der Ferne für ihn und seine Kinder gütig und mütterlich zu sorgen. Er wußte es auch. „Ich halte Sie unter allen Seelen, welche leben, für diejenige, die es am besten und treuesten mit mir meint", hat er Emilie Siegel einmal geschrieben. Nach ihrem Tod aber klingt leise und doch deutlich vernehmbar so etwas wie Reue aus dem heraus, was er am 9. August 1861 an Rapp über sie schreibt. Wenn ich es hier wiedergebe, werden es ihre und seine Manen mir verzeihen. „Unsere verstorbene Freundin Emilie hat, ordnungsliebend und pünktlich wie sie war, mir in einem versiegelten Paket nicht nur meine, sondern auch diejenigen Briefe anderer Personen letztwillig übergeben lassen, die sie am passendsten in meine Hände zu legen glauben mochte.... Zu den zurückerhaltenen Briefen von mir habe ich seitdem auch die ihrigen zusammengesucht und mich fast die ganzen letzten acht Tage damit beschäftigt, die gesamte Korrespondenz chronologisch zu ordnen. Da liegen sie nun, Brief und Antwort, nebeneinander, wie man zwei Menschen, die sich im Leben suchten und doch nicht finden konnten, im Sarge nebeneinanderlegt. Einen großen Teil der Briefe habe ich auch wieder gelesen und damit ein gutes Stück meines und auch unseres (ich meine Dich) gemeinsamen Lebens rekapituliert. Sie hat mein ohne Zweifel erstes Billet aus dem Jahre 1836 noch aufbehalten, das ich ihr, noch ziemlich fremd, in Kauffmanns Auftrage schrieb. Dann kommen die Billetchen aus meiner Gartenhäuschenszeit (in Stuttgart), wo zwischen den Zeilen ein, wenn auch einfaches, doch reiches und jugendliches Leben hervorblickt; dazwischen das Kannstadter Badeleben, das auch Dich in die Kreise der Freundin zieht; hin und wieder spuckt Hardegg; Kauffmann und Frau stellen sich freundlich ein; der Cousine Marie Ruoff wird ein Konfirmationssonnenschirmchen durch die Freundin bestellt: so gehen die Zustände in unermerkter Schwellung fort, bis im Jahre 1842 ein Durch-

Digitized by Google

bruch alle bisherigen Pflanzungen zusammenreißt. (Hierzu ein vortrefflicher tragikomischer Brief von Dir an sie als remedium amoris, den Du mir lassen mußt.) Hier greift nun ein anderer Briefwechsel ein, den die Freundin gleichfalls mir überlassen hat, nämlich die Briefe ihrer Jugendfreundin Marie Kauffmann, welche die allmähliche Auflösung meiner Ehe mit fortlaufenden Berichten begleitet, später eine Wiederannäherung an Emilien befürwortet und mir die Gesinnung dieser unvergleichlichen Freundin noch unumwundener als ihre eigenen Briefe an mich offenbart. Dann also vom Jahre 1848 an unsere erneute Korrespondenz, in der nun, besonders am Anfang, die Kinder den Hauptgegenstand ausmachen. Die Art, wie von da an Emilie die Neigung, die sie früher dem Vater gewidmet, auf dessen Kind (den Sohn) überträgt, ist überaus schön und rührend. Nicht minder aber, wie sie mir fortan in jeder Not — um Haushaltung und Haushälterinnen usw. — mit Rat und Tat, selbst vom Krankenbett aus unermüdet zur Hand geht. Eine Veränderung aber ist im Laufe der Jahre in der Briefstellerin nicht zu verkennen. Ihre religiösen Ansichten hatten früher, in Übereinstimmung mit ihrer ganzen Persönlichkeit, einen ziemlich freien Wurf. Ein keckes Wort gegen Pfaffen- und Obskurantentum verletzte sie nicht allein nicht, sondern sie erlaubte es sich selbst. Das wird später anders. Ihre früher mehr natürliche Frömmigkeit wird immer kirchlicher. Daß sie ehedem ihrer Mutter die Bücher Mosis mit ihren Opfergesetzen vorlesen mußte, erhielt sie in der Opposition; als sie es nicht mehr mußte, las sie dergleichen von selbst. Mitteilung über religiöse Dinge wurde später zwischen uns unmöglich; sie duldete meine Stellung nur noch an mir als Ausnahme. Das mußte unserm Verkehr Eintrag tun; und doch zürne ich mir jetzt, daß ich mich nicht leichter darüber hinweggesetzt habe. Unser Verkehr wurde zuletzt spärlicher. Noch einmal sah ich die Freundin vor Weihnachten des vorigen Jahres in Stuttgart, wo ich auch Frau

Digitized by Google

Kauffmann zum letztenmal besuchte. Niemand konnte an eine so schnelle Auflösung damals denken; sie sah wohler und rüstiger aus als Jahre vorher. — Einem solchen Schatze von Liebe und Treue, als in diesen Briefen enthalten ist, stehe ich nun freilich mit schmerzlicher Beschämung gegenüber. Ganz habe ich sie nicht vergelten können, weil ich sie eben nicht ganz erwidern konnte; aber konnte ich's nicht doch weit mehr, als ich's tat?" Und mit diesen Schlußworten stimmt überein, was er bei diesem Anlaß dem Bruder schreibt: „Wie es einem bei solchen Todesfällen geht, kann ich leider mit mir nicht ganz zufrieden sein; für die Liebe und Treue, die sie mir bewiesen, bin ich nicht so dankbar gewesen, als ich gesollt hätte."

Die Veröffentlichung ihrer Erinnerungen an Möhler aus dem Jahre 1832 in den Deutschen Jahrbüchern von 1863 war ein Akt der Pietät, den Strauß im Vorwort zu den Kleinen Schriften so motiviert: Damit „eigne ich meinem Garten eine Pflanze an, die auf fremdem, obwohl befreundetem Boden und nicht ohne mein Zutun gewachsen ist. Sie sind die Arbeit einer teuren Verstorbenen und schienen mir ebensowohl durch die Bedeutung ihres Gegenstandes als durch die sinnige Behandlung der Erhaltung wert, während ihre Aufnahme in eine Sammlung meiner Schriften mir, im Andenken an die vorangegangene Freundin, besondere Befriedigung gewährte". Freilich, ob er der Verfasserin damit wirklich einen Dienst erwiesen hat, ist mir immer zweifelhaft gewesen. Um Möhlers willen ist die Veröffentlichung ja vollauf gerechtfertigt und für die Kenntnis dieses merkwürdigen Mannes überaus wertvoll. Aber daß sich Emilie Sigel dem jungen geistvollen Priester „mit aller weiblichen Würde, Sprödigkeit, ja selbst Schroffheit gegenübergestellt und einen Humor und eine Kraft und Gesundheit der Seele gezeigt habe, worin sie dem Mann überlegen war": — das schreibt der Freund, ich kann nach diesen ihren eigenen Mitteilungen ihr Verhalten gegen Möhler nicht so hoch stellen und es nicht so einwandfrei finden; die

Digitized by Google

ene mit dem Hund, die den Abbruch der Beziehungen beiführte, ist doch gar zu plump.

Ganz besonders zart war dann weiter das Verhältnis raußens zu einer der Rappischen Töchter. Mit stiller eude sah er ihr Wachsen und Werden, ihr liebliches Sich-Malten. „Es hat euch die Natur in dieser Tochter einen hatz zu hüten gegeben und wird Rechenschaft fordern, ie ihr ihn gehütet habt", schreibt er einmal den Eltern. a tauchten wohl allerlei Hoffnungen und Herzenswünsche nd kühne Pläne in ihm auf, denen aber die Verlobung des ädchens ein jähes Ende machte. „Meine persönlichen Empindungen bei dieser Entscheidung haben kein Recht, sich eltend oder auch nur hörbar zu machen", damit legt er sie esigniert zu dem Übrigen. Aber seine Gesinnungen für „das iebe unschätzbare Wesen" ändern sich nicht, er bleibt ihr in zartester — ich weiß immer wieder nur dieses eine Wort für dieses schöne Verhältnis — Freundschaft zugetan und überträgt diese um ihretwillen dann auch auf ihren Mann. Sie in Öhringen zu besuchen, seine Kinder in ihrem Hause und unter ihrem Einfluß wohlgeborgen zu wissen, und zu sehen, wie die Freundin immer jünger und blühender wird, das ist mehr als Freude, das beglückt ihn hoch: und so bleibt, wie er einmal dem Vater schreibt, für sie in seinem Herzen stets ein Sacellum aufgerichtet, denn auch Menschen seiner Art können anbeten; „er könnte ein Mystiker werden über diesen Empfindungen". Diese Freundin hat er behalten dürfen bis ans Ende, noch in der letzten Krankheit ist ihm der Gedanke an sie tröstlich gewesen und haben ihn ihre Briefe glücklich gemacht.

Das war eine tiefgehende, beruhigende und beglückende, wirklich eine „mystische" Liebe. Aber nun kommt über den fast Sechzigjährigen auch noch einmal die leidenschaftliche Liebe des Mannes zur Frau. In Darmstadt war es. Sie war eine Bekannte aus der Heidelberger Zeit, die inzwischen verwitwete Frau — doch wir geben ihr besser den Namen, mit

Digitized by Google

dem Strauß selber sie so oft in seinen Briefen an Fischer in Öhringen (nach ihrem späteren Aufenthalt in dem bekannten pfälzischen Weinort Forst) benannt hat: „Die Frau in Forst". Schon in Heidelberg war ihm ihre junonische Gestalt aufgefallen, auch war sie dabei gewesen, als er den Freunden dort das erste Kapitel des Frischlin vorlas. Wie er nun im Jahr 1865 nach Darmstadt kam, traf er sie hier als Witwe und freute sich, an ihr von Anfang an jemand zu haben, mit dem sich ein vernünftiges und vertrauliches Wort reden ließ. So nahm er den Verkehr mit ihr wieder auf und war bald der tägliche Gast in ihrem Hause, er las ihr vor, sie musizierte für ihn; man besuchte zusammen Theater und Konzert und durchstreifte gemeinsam die nahen Wälder; auch an der Erziehung ihres Sohnes nahm Strauß herzlichen Anteil, wie Goethe an dem des jungen Fritz Stein. Und aus Freundschaft wurde dann Liebe. Wie ihn diese beglückt hat, mag er uns selber sagen in dem Gedicht „Vermächtnis", das vom 5. Januar 1867 datiert ist:

Als er gestorben, der Greis, da fanden die Kinder die Hefte,
Blätterten, lasen darin, dachten sich manches dabei.
Wie sich der Jüngling gefreut, enthüllten die wechselnden Verse;
Was als Mann ihn gebeugt, was ihn im Alter erquickt.
Laubholz erst auf dem saftigen Grund der beglückteren Jahre,
Das sich in Nadelgehölz endlich und Heide verliert.
Aber o Wunder! woher in der epigrammatischen Wüste
Plötzlich das üppige Grün, Myrten- und Rosengebüsch?
Seht ihr den Quell nicht, Kinder, den Schöpfer des fröhlichen Lebens?
Dankbar bauet und fromm ihm den verdienten Altar.
Ehret die himmlische Frau, die eurem so lange gequälten
Vater das bleichende Haar freundlich mit Blumen gekränzt.

Und wie feurig diese Liebe war, zeigt der Eingang eines anderen Gedichtes „Genügen":

Wenn sich unsre Hände drücken
In der holden Dämmerstunde,
Aug' in Auge mit Entzücken

Digitized by Google

Dringt zum tiefsten Seelengrunde;
Wenn dem heißen Kuß entgegen
Du die keusche Wange kehrest,
Mit verstärkten Herzensschlägen
Endlich mir den Mund gewährest: — —

Was stand denn aber im Wege, daß Strauß nicht mit fester Hand nach diesem sich bietenden späten Glück griff? Er war ja noch verheiratet, seine Frau lebte und ließ ihn nicht los, gab ihn auch jetzt nicht frei, als er sie darum anging: er gehörte ihr nicht mehr, aber einer andern sollte er auch nicht angehören. So war es ein Verhältnis, das nicht zu einem guten Ende führen konnte und das vor der Welt geheim gehalten werden mußte, freudvoll und leidvoll zugleich. Ihn brachte zur Verzweiflung, daß er vor Fremden fremd tun mußte; und wie oft traf er sie nicht allein, die auch für Frauen so anziehende Frau! Und sie quälte der Klatsch, der sich an das häufige Zusammensein der Beiden natürlich knüpfte und ihr die üblichen Warnungen guter Freunde zuzog. Aber auch über ihn, den bald Sechzigjährigen, schüttelten Nahe- und Nächststehende den Kopf und suchten zu löschen und zu trennen oder gingen doch nicht mit so vollen Segeln, wie er es hoffte und wünschte, auf die Sache ein.

Eine Zeitlang lag in solchen Schwierigkeiten ein Reiz, man versicherte sich hin und her nur um so mehr über alle äußeren Anfechtungen hinweg unerschütterter Neigung. Allein je größer die Liebe, desto unerträglicher das Bewußtsein, daß sie eine hoffnungslose sei. In den Gemütsaufregungen, die diese Situation mit sich brachte, rieb man sich auf, machte man sich krank. Daß Strauß zwischen der Schenkel-Streitschrift und dem Voltaire so lange verstummt ist, daran war doch nicht bloß der Krieg, sondern, wie einst in den vierzig Jahren seine unglückliche Ehe, so jetzt dieser Kampf um die Geliebte schuld. Er war zu keiner Arbeit [illegible] nicht mehr zum Lesen, nicht mehr zum Spazier[illegible] aufgelegt. Was blieb da übrig als Trennung, als

Digitized by Google

Da sich die Verhältnisse nicht zwingen ließen, wurde Entfernung für ihn zur Pflicht, in erster Linie gegen die geliebte Frau, in zweiter aber auch gegen sich selbst; und so verließ er am 1. Oktober 1867 Darmstadt und zog nach München. Wie es ihm dort zumute war, verrät uns das Gedicht „Profeß" in seiner Anfangsstrophe:

Wär' ich vor sechs Jahrhunderten geboren,
So hätt' ich all' der Sorgen, die mich drücken,
Der Zentnerlasten, den gebeugten Rücken
Entladen längst vor eines Klosters Toren.

Und dann machte ein stumpfes, freud- und tatenloses Hindämmern dem ersten frischen Wehegefühl Platz und ließ ihn den Reiz der Münchener Kunstschätze nicht in der alten Weise empfinden. Er verbannte wieder einmal den Gedanken fernerer Schriftstellerei in die fernste Wüste.

Aber auf die Dauer litt es ihn doch nicht fern von der lieben Frau, zumal da der briefliche Verkehr durch allerlei Mißverständnisse schwierig wurde, und so kehrte er wieder nach Darmstadt zurück. Da mußte dann natürlich das alte Spiel von neuem beginnen. Nun flieht sie — nach Forst, das doch nahe genug war, um einen regen Verkehr und häufige Besuche möglich zu machen. Strauß aber bekam durch dieses „Glück der Entfernung" wenigstens wieder die Möglichkeit zur Arbeit, er wurde Herr über seine Verstimmung und schrieb den „Voltaire", der nicht nur der Prinzessin, sondern auch der lieben Frau in Forst von Vortrag zu Vortrag vorgelesen wird. Schließlich kam es aber doch, wie es kommen mußte. Wenn sich zwei Menschen lieben und doch nicht zusammen kommen können und dürfen, zumal wenn sie so nervös und feinbesaitet sind wie diese beiden, so reiben sie sich hin und her auf, allerlei Leidenschaftliches tritt zwischen sie, jedes wird unzufrieden mit dem andern, man sieht sich mit ernüchterten Augen an, entdeckt, was einem nicht gefällt, und weil, wenn die Leiden-

Digitized by Google

schaft flieht, die Liebe nicht bleiben darf, so keimt am Ende gar etwas wie Haß auf [1]).

Am 22. Dezember 1869 ist Agnes Schebest gestorben. Ihr Tod kam zu spät. Noch bei ihren Lebzeiten hatte Strauß erkannt, daß die Verbindung mit der Frau in Forst nicht zum Heil ausschlagen würde. Und so fällt ihm das in diesem Zusammenhang gesprochene Wort nicht allzu schwer: „Wer frei ist, kann auch weise sein." Fast wie auf eine Verirrung hat er bald auf diese Hoffnungen und Wünsche zurückgesehen und schließlich noch für seine verstorbene Frau das Wort gefunden: „Wenn er ihr etwas zu danken habe, so sei es dies, daß sie ihn damals nicht freigegeben und so diese Heirat verhindert habe." Damit klingt das Verhältnis zu Agnes Schebest fast gar versöhnlich aus.

Unter jenem zwiespältigen Langen und Bangen in schwebender Pein hat Strauß vier Jahre lang unsäglich gelitten. Daß er sich trotzdem in dieser Zeit den „Voltaire" abgerungen hat, auf diese Kraft seines Willens konnte er mit Recht stolz sein. Wer spürt demselben die Schmerzen an, unter denen er entstanden ist? Aber ganz gesund machte ihn doch erst der Krieg von 1870, der ihn das eigene persönliche Leiden über den großen Geschicken seines Volkes vergessen ließ. So versteht man, wie er im Brief an Renan und nachher im Alten und Neuen Glauben dem Krieg soviel

[1]) Zufällig las ich dieser Tage in der Deutschen Rundschau, Oktoberheft 1908, in einem Artikel des Grafen Theodor Zichy über Österreich und Ungarn in ganz anderem Zusammenhang die zu dem oben Gesagten stimmenden Worte: „Wir wissen aus eigener Erfahrung, wie es zu gehen pflegt, wenn zwei Privatpersonen einen wichtigen Vertrag oder ein Rechtsgeschäft abschließen wollen, an dem ihr ganzes Vermögen hängt, und es geraten die Verhandlungen, aus was immer für einem Grunde, ins Stocken. Da stellen sich auf einmal Antipathien ein, jeder sieht im anderen einen Gegner, die beiden fangen an sich zu hassen, und dieser Zustand der Erregung dauert auch nachher selbst wenn es inzwischen gelungen ist, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, alles bestens zu ordnen."

Digitized by Google

Gutes nachzusagen gewillt war. Aber aus tausend Wunden blutete er doch wieder, fast wie damals, als seine Ehe zusammenbrach, nur war er inzwischen älter und härter und daher solchen Schlägen gegenüber stumpfer geworden. Auch jetzt war er um ein Glück getäuscht, das ihm spät noch einmal gewinkt hatte und nach dem er die Hand wohl ausstrecken, das er aber nicht pflücken durfte; glücklos sollte sein Leben vollends dahingehen. Und dennoch —

So leben wir, so wandeln wir beglückt,

ruft er im Alten und Neuen Glauben aus. Wer spürt diesem an, daß das nur Vordergrund, und daß der, der so frohlockt, ein Schmerzensreich und ein ganz Glückloser gewesen ist? Aber wenn selbst Goethe von sich sagen mußte, er habe „in seinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt: es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte", so durfte sich Strauß „auch nicht beklagen". Nur rede man nicht so geringschätzig von seinem Optimismus, es war ein schwer errungener.

Der Alte und der Neue Glaube erschien im Herbst 1872. Geplant und vorbereitet war das Buch schon lange. Geplant noch mit dem Bruder, der gerne gesehen hätte, wenn Strauß zu Anfang der sechziger Jahre statt eines zweiten Lebens Jesu eine zweite Glaubenslehre in neuer Fassung und Form, einen Katechismus für freie Menschen geschrieben hätte. Wenn Strauß auch das letztere ablehnte und zweifelte, ob er einen solchen schreiben könnte, so hat er — wir haben es wiederholt gehört — etwas derartiges doch von da an im Auge behalten und es wie ein Vermächtnis des Bruders angesehen, das er noch zu erfüllen habe. Auch war ja die Glaubenslehre ebenso wie das erste Leben Jesu vergriffen. So dachte er daran, wie er ein neues Leben Jesu für das Volk geschrieben hatte, so nun auch die Glaubenslehre neu zu bearbeiten und daraus diesmal ein rechtes Volksbuch zu machen. Denn daß das zweite Leben Jesu an dem Fehler

Digitized by Google

gelehrter Schwerfälligkeit gescheitert war, sah er wohl ein. Aber auch dazu waren Vorstudien aller Art nötig, und damit sehen wir ihn seit dem Jahre 1868 eifrig beschäftigt. So schreibt er am 16. Januar 1869 an Käferle: „Dabei interessiert mich noch mancherlei Lektüre, worunter jedoch keine Theologie ist. Eher naturwissenschaftliche; insbesondere ist mir die Darwinische Theorie und was sich auf sie bezieht, wichtig und anziehend;“ und ebenso an Reuschle[1]): „Ich habe mich für Darwin, seit seine Theorie bekannt wurde, interessiert. Ich las seiner Zeit sein Hauptwerk und habe seitdem zu allem gegriffen, was in dieses Thema einschlug.“ Gleich nach dem Erscheinen der deutschen Übersetzung von dessen „The descent of man and selection in relation to sex“ (1871) berichtet er Zeller, daß er das Buch gelesen habe, freilich „mit mehr Begierde als Befriedigung“; Stil und Darstellung lassen viel zu wünschen übrig, und das sei, wie ihm die graziosa principessa gesagt habe, Mangel des Originals selber. Haeckels natürliche Schöpfungsgeschichte liest er mit mehr Befriedigung: „wenn Du das bekommen könntest“! schreibt er Rapp, und in einem Brief an Reuschle nennt er sie „das Beste, wie mir scheint.“ Auch mit dem Studium der neueren Philosophie sehen wir ihn seit 1868 eifrig beschäftigt. Dabei geht ihm Zeller mit Rat zur Seite und besorgt ihm die nötigen Bücher. Er studiert Schopenhauer „mit einem Interesse, wie er es lange an keinem Buch systematischer Philosophie gehabt“, und liest auch Gwinners und Frauenstädts Schriften über ihn: „Die könnten einem freilich den Mann gründlich verleiden, wenn einer seine eigenen Schriften nicht gelesen hätte.“ Dagegen kann er sich mit Lotze nicht befreunden: das ist ihm ein unprästierlicher Mensch, in der Wissenschaft das, was man im

[1]) C. G. Reuschle, geb. 1812, Professor der Mathematik in Stuttgart; ein langjähriger Freund von Strauß, Verfasser einer zur Erinnerung an ihn geschriebenen kleinen Schrift „Philosophie und Naturwissenschaft“ (1874).

Digitized by Google

Leben einen Schwierigkeitsmacher nennt. Womit er Lotze nicht gerade unrecht tut, ihm aber doch auch nicht ganz gerecht geworden ist. Die Äußerung ist aber charakteristisch für Straußens Art zu philosophieren, die mit der subtileren und exakteren Form der Philosophie, wie sie eben in den sechziger Jahren aufkam, sich nicht mehr befreunden konnte. Das verrät auch das Urteil über Langes Geschichte des Materialismus: sie „ist von einem talentvollen philosophischen Kopf und enthält viel Gutes, ohne darum ein eigentlich gutes Buch zu sein; dazu ist es zu ungleich, unfertig, zu oft nur tastend statt wegweisend"; doch gab sie ihm viel Belehrung. Schließlich lernt er auch noch Eduard von Hartmann und seine Philosophie des Unbewußten kennen. Er lobt an ihm „die Gabe der inneren Selbstbeobachtung, der Selbstbelauschung des Geistes über seinem Tun, die Schärfe in der Bildung und die Logik in der Verbindung der Begriffe, und seine hübschen, wenn auch vielleicht nicht ganz zusammenhängenden und nicht gehörig gesichteten naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Aber wie verwildert muß die Philosophie sein, wenn ein solcher Mensch ein so haltloses und auf solche Kruditäten hinauslaufendes Buch schreiben und damit Aufsehen erregen und Beifall finden kann"! Im einzelnen wissen wir jedoch von den Vorstudien gerade zu seinem letzten Buch und von der Ausarbeitung desselben weniger als bei den früheren Schriften. Es hängt dies mit der Verstimmung jener Jahre zusammen, ausdrücklich lehnt er es einmal ab, von seiner Arbeit viel zu sprechen. Im Dezember 1871 sehen wir ihn aber doch mit „einem Werklein" beschäftigt, „das gewissermaßen das Punctum finale seiner Schriftstellerei werden soll"; der Plan dazu ist fertig, und wie er ihn skizziert, entspricht er durchaus dem Inhalt des Buches. Dann bleibt es aber noch einmal ein ganzes Vierteljahr lang „wegen fehlender Stimmung" liegen. Erst im Mai 1872 geht es wieder lustig weiter, die Arbeit, mit der er demnächst fertig

Digitized by Google

zu werden hofft, hat die stockenden Lebensgeister wieder in Fluß gebracht, mutig und froh ruft er: „Und vorderhand nichts mehr vom Tod!“

Und so erschien es denn im Oktober 1872 bei S. Hirzel in Leipzig unter dem schon wiederholt genannten Titel „Der alte und der neue Glaube“, eine Art General-Glaubensbekenntnis, wie er Käferle schreibt und wie es auch der Untertitel „ein Bekenntnis“ ausdrücklich sagt. Tue Rechnung von deinem Haushalt, denn du wirst hinfort nicht lange mehr Haushalter sein: das war der subjektive Rechtsgrund, unter dem er das Büchlein schrieb. Dieses verhält sich zu der christlichen Glaubenslehre genau so, wie das zweite zum ersten Leben Jesu. Auf die Negation sollte auch hier die Position folgen oder vielmehr wie dort mit ihr vereinigt, neben das Nein nun auch das Ja gestellt werden. „Über die eigentliche Polemik sind wir hinaus. Man stellt jetzt die Standpunkte im ganzen und großen einander gegenüber, wovon der eine den andern von selbst ausschließt. Man spricht im Namen der Einverstandenen und läßt die Nichteinverstandenen ihres Weges ziehen“, wie er es in der Glaubenslehre, nur umgekehrt, von den Glaubenden für die Wissenden gefordert hatte. Das Absehen ist also gerichtet auf die Darstellung der — oder richtiger: einer modernen Welt- und Lebensanschauung; einen kurzen Abriß der Glaubens- und Sittenlehre eines modernen Menschen will er den „Einverstandenen“ vorlegen. Ohne Polemik geht es dabei freilich nicht ab. Erst muß das negative Verhältnis der modernen Menschen zum alten Kirchenglauben dargelegt werden, ehe die Grundzüge der neuen Weltanschauung gegeben werden können. So zerfällt das Ganze in zwei Hauptteile, einen negativ polemischen und einen positiv aufbauenden. Jeder dieser Teile zerlegt sich dann wieder in zwei Fragen und deren Beantwortung. Erst negativ: Sind wir noch Christen? und — allerdings schon nicht mehr ganz negativ —: haben wir n[illegible] Religion? dann positiv: Wie begreifen wir die Welt? [illegible]

Digitized by Google

ordnen wir unser Leben? So sind es vier Abschnitte, denen sich noch zwei „Zugaben" anschließen: von unseren großen Dichtern die erste, von unsern großen Musikern die zweite.

Sind wir noch Christen? Für Strauß war diese Frage keine neue. In der Schlußabhandlung zum ersten Leben Jesu und in der Glaubenslehre am Schluß der Apologetik sieht man sie eigentlich bereits gestellt. Bestimmter taucht sie dann auf in jenem theologisch-politischen Aufsatz aus dem Jahr 1848 über „den politischen und den theologischen Liberalismus". Da weist er darauf hin, daß, wenn der Katholizismus ultramontan sei, mit ihm sich auch der Protestantismus von einem religiösen Prinzip abhängig bekenne, das in einem fremden Weltteil, im fernen Asien nicht bloß zufällig seine Heimat habe, sondern wesentlich orientalischer Natur sei; und die Kollisionen dieses asiatischen Prinzips teils mit dem uns gleichfalls eingeimpften europäisch-griechischen, teils mit dem eigentümlich nationalen werden mit jedem Tage häufiger und tiefer. Dagegen helfe nur die Fortbildung des Christentums zum reinen Humanismus oder vielmehr die Herausbildung des letzteren aus dem gesamten Boden der modern-europäischen Kultur, an welchem das Christentum nur einen Bestandteil ausmache; es sei dies zugleich der einzige Weg, um über den Gegensatz von Katholizismus und Protestantismus hinauszukommen. Und fast wie eine Vorwegnahme des positiven Teiles vom alten und neuen Glauben ist es, wenn er schließt: „Gepflanzt im Jugendunterricht, gepflegt im Staatsleben, durch Kunst und Wissenschaft gefördert — wird die Erkenntnis dessen, was der Mensch ist, was ihm geziemt, was ihn glücklich oder unglücklich macht, was er zu tragen und wessen er sich zu getrösten hat, ein nicht verächtlicher Pilot durchs Leben und der des zu sich selbst gekommenen Menschen, des Deutschen einzig würdige sein." Ähnlich erklärt er siebzehn Jahre später, am Schluß seiner Streitschrift gegen Schenkel und

Digitized by Google

Hengstenberg: das Christentum in der Gestalt der Bibel und der Bekenntnisschriften sei mit der Auferstehung Jesu, der ja Geschichts- und Naturwissenschaft gleicherweise die Anerkennung versagen, dahingefallen. Ob mit jener Gestalt und mit der Gesamtheit seiner bisherigen Gestalten das Christentum so verwachsen sei, daß sie aufgeben die Loslösung vom Christentum selber bedeute, das sei freilich zunächst nur ein Streit um Worte und Namen; aber die Entscheidung liege doch hier. Wie aber jetzt im Jahre 1872 diese selbe Frage von Strauß so klipp und klar gestellt wurde, da wirkte sie schreckhaft wie das Haupt der Meduse, schon als Frage wie eine Kriegserklärung und ein unerhörter Angriff. Heute wird diese Frage sogar von Kirchenzeitungen aufgenommen und ventiliert, also als durchaus berechtigt anerkannt. Nur die Antwort freilich — sie fällt in Kirchenzeitungen anders aus als bei Strauß.

Um eine Auseinandersetzung mit dem Christentum handelt es sich also im ersten Abschnitt des Buches, speziell um eine Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben, das Kapitel ist in nuce die Wiederholung seiner christlichen Glaubenslehre. Als Schema benützt er dabei das sogenannte apostolische Symbolum; denn wenn irgendwo, so ist dort der alte Kirchenglaube unverfälscht anzutreffen. Man hat dem entgegengehalten: an dieses apostolische Glaubensbekenntnis glaube ja heute kein Mensch mehr, und so habe sich Strauß die Widerlegung des christlichen Glaubens freilich leicht gemacht. Darauf konnte er antworten und hat er geantwortet: aber dieses Bekenntnis ist noch heute im kirchlichen Gebrauch; in vielen auch protestantischen Kirchen wird es allsonntäglich verlesen, bei der Ordination der Geistlichen in Preußen wird es „in Einmütigkeit des Glaubens mit der gesamten Christenheit" bekannt und die jungen Theologen damit auf dasselbe verpflichtet. Um so schlimmer, wenn das alles mit dem Hintergedanken geschieht, daß man „eigentlich" und innerlich nicht mehr glaube, was man so äußerlich mit

Digitized by Google

Munde bekenne. Gerade hierin zeigt sich ja die tiefe Unwahrhaftigkeit, die durch unsere christliche Kirche und damit durch unser christliches Volk hindurchgeht und in diesem dadurch großgezogen wird. Aber Strauß hielt sich ja gar nicht bloß an jenes alte und veraltete Symbol; ausdrücklich erklärte er gleich zu Anfang, daß er es gelegentlich aus späteren Lehrbestimmungen ergänzen und erläutern wolle. Und speziell mit Schleiermacher und dessen Christentum hat er sich wiederholt, nicht erst im zweiten, auch schon im ersten Abschnitt ausdrücklich auseinandergesetzt.

Auf die gestellte Frage aber, ob wir noch Christen seien, antwortet er nun allerdings an der Hand jenes Leitfadens mit einem entschiedenen Nein. Um die Person des Stifters dreht sich hier alles. Denn dieser ist eben nicht nur Stifter, sondern zugleich auch der vornehmste Gegenstand der christlichen Religion. Die auf ihn gegründete Glaubensweise muß daher ihren Boden verlieren, sobald sich ergibt, daß ihm persönlich diejenigen Eigenschaften nicht zukommen, die ein Wesen haben muß, das Gegenstand der Religion sein soll. Ein Gott braucht er dazu allerdings nicht zu sein; es würde genügen, wenn er wäre, was Schleiermacher im richtigen Gefühl des kirchlichen Bedürfnisses und, fügen wir hinzu, was Strauß selbst einst in der schwachen Stunde seiner Friedlichen Blätter aus ihm gemacht hat: ein Mensch, von dessen persönlicher Beschaffenheit die unseres religiösen Lebens noch heute in jedem Augenblick bedingt oder an den die Menschheit zur Vollendung ihres inneren Lebens mehr als an irgendeinen andern gewiesen wäre. Aber woher wissen wir das? Aus den Evangelien. Gut, aber wie steht es mit diesen? Viel stärker als dies bis dahin jemals von Strauß geschehen, namentlich im positiven Teil seines zweiten Lebens Jesu geschehen war, betont er jetzt das ganz Ungenügende unserer Nachrichten über ihn. Ein guter Teil dessen, was die Evangelisten von angeblichen Taten und Schicksalen Jesu erzählen, geht mit dem messianischen

Digitized by Google

Wundergeflechte, womit sie sein Leben durchziehen, wenn es kritisch wieder ausgezogen wird, verloren. Aber auch bei den Reden und Lehren Jesu, die ihm früher teilweise historisch festzustehen schienen, sind wir auf keinem Punkte sicher, ob wir Worte und Gedanken von ihm selbst oder nur solche vor uns haben, die man in späterer Zeit ihm in den Mund zu legen sich bewogen fand. Darum ist es — damit nimmt Strauß ganz ausdrücklich seinen eigenen Versuch einer Jesusbiographie vom Jahre 1864 zurück, — „es ist ein eitler Wahn, daß aus Lebensnachrichten, die, wie unsere Evangelien, auf ein übermenschliches Wesen angelegt und noch außerdem durch streitende Parteivorstellungen und Interessen in allen Zügen verzerrt sind, sich durch irgendwelche Operationen ein natürliches, in sich zusammenstimmendes Menschen- und Lebensbild herstellen lasse". Und daraus nun der Schluß: „An wen ich glauben soll, an wen ich mich auch nur als sittliches Vorbild anschließen soll, von dem muß ich vor allem eine bestimmte sichere Vorstellung haben. Ein Wesen, das ich nur in schwankenden Umrissen sehe, das mir in wesentlichen Beziehungen unklar bleibt, kann mich zwar als Aufgabe für die wissenschaftliche Forschung interessieren, aber praktisch im Leben mir nicht weiter helfen. Ein Wesen mit bestimmten Zügen, woran man sich halten kann, ist aber nur der Christus des Glaubens, der Legende, natürlich aber nur für den Gläubigen, der alle Unmöglichkeiten, alle Widersprüche, die in diesem Bilde liegen, in den Kauf nimmt; der Jesus der Geschichte, der Wissenschaft, ist lediglich ein Problem, ein Problem aber kann nicht Gegenstand des Glaubens, nicht Vorbild des Lebens sein." So endigt Strauß, nachdem er sich ein ganzes Leben lang abgemüht hatte, ein Leben Jesu zu schreiben, dieser unlösbaren Aufgabe gegenüber in konsequentem Skeptizismus. Was Wrede 1901 vom Standpunkt der Markuspriorität aus getan, das hatte schon dreißig Jahre zuvor Strauß von dem der Matthäuspriorität aus getan:

Digitized by Google

„die Geschichtlichkeit der bis annoch geltenden Auffassung des Lebens Jesu bestritten“ [1]). Dieser Skeptizismus, den wir bei Strauß langsam haben kommen und wachsen sehen, der also bei ihm nichts Überraschendes oder Sprunghaftes hat, wird heute von vielen Theologen geteilt. Nur die Konsequenz, die er daraus gezogen hat, wollen sie nicht anerkennen.

Aber die Unsicherheit unseres Wissens von Jesus ist nicht die einzige Unterlage für seine Verneinung der Frage, ob wir noch Christen seien. Unter dem, was wir noch verhältnismäßig am sichersten von Jesus wissen, ist etwas, was wir als zweiten und entscheidenden Grund dafür anzusehen haben, warum er, wenn wir der Wissenschaft ihr Recht über ihn lassen, der Menschheit, wie sie unter dem Einfluß der Bildungsmomente der neueren Zeit sich entwickelt hat, als religiöser Führer von Tag zu Tag fremder werden muß: es ist seine Erwartung, zur Eröffnung des von ihm verkündigten Messiasreiches in allernächster Zeit in den Wolken des Himmels zu erscheinen. War er ein bloßer Mensch und hegte als solcher dennoch diese Erwartung, so können wir uns und ihm nicht helfen, so war er nach unsern Begriffen ein Schwärmer. Das ist längst kein Schimpf- und Spottname mehr. Es hat edle, hat geistvolle Schwärmer gegeben, ein Schwärmer kann anregend, erhebend, kann auch historisch sehr nachhaltig wirken; aber zum Lebensführer werden wir ihn nicht wählen wollen; er wird uns auf Abwege führen, wenn wir seinen Einfluß nicht unter die Kontrolle unserer Vernunft stellen. So hat also Strauß den eschatologischen Brocken, den er acht Jahre zuvor nicht hatte hinunterbringen können, nun doch verschluckt. Er steht auf dem Standpunkt, wenn auch nicht einer überhitzten, so doch einer skeptisch moderierten Eschatologie. Allerdings nicht einer konsequenten. Denn

[1]) So Schweitzer a. a. O. S. 327 über Wrede.

Digitized by Google

das Helle und Humane, das schön Sittliche, das Jesus doch auch gelehrt hat, verflüchtigt sich ihm nicht zu dem unmöglichen Gedanken einer „Interimsethik", sondern er läßt beides, wie man muß, unausgeglichen nebeneinander stehen: gerade weil wahrscheinlich beides in ihm war, bleibt uns Jesus ein Problem.

Aber auch die sittlichen Vorschriften des Christentums, die schönste Zierde und der höchste Ruhm seines Stifters, sind ihm weder ausschließlich eigen, noch fallen sie mit ihm dahin. Vor allem aber, und das ist in diesem Zusammenhang die Hauptsache, sie sind auf dem Boden des Christentums durchaus mit Beschränktheit und Einseitigkeit behaftet. Jener schwärmerische, weltablehnende Zug in Jesus und der Dualismus, der dadurch in das Christentum hereingekommen ist, entwertet alles, was sich der menschlichen Tätigkeit als Ziel und Gegenstand darbieten mag. Das Streben nach irdischen Gütern, der Erwerbstrieb ist in der Lehre Jesu nicht anerkannt, seine Wirksamkeit zur Förderung von Bildung und Humanität nicht verstanden, das Christentum zeigt sich in dieser Hinsicht geradezu als ein kulturfeindliches Prinzip. Darum kann es seinen Bestand unter den heutigen Kultur- und Industrievölkern nur durch Korrekturen fristen, die eine weltliche Vernunftbildung an ihm anbringt, welche ihrerseits großmütig oder schwach und heuchlerisch genug ist, dieselben nicht sich, sondern dem Christentum anzurechnen, dem sie vielmehr entgegen sind. Man hat vielfach geglaubt und glaubt noch, daß der Riß, der zwischen Glauben und Wissen klafft, auf praktischem Gebiete ausgefüllt und auszufüllen sei und daß man daher gut daran tue, an die Stelle eines dogmatischen ein praktisches Christentum zu setzen, über das alles hübsch einig sei. Strauß hat gezeigt, und die Geschichte der christlichen Ethik hat ihm recht gegeben, daß auch hier derselbe Gegensatz vorhanden ist wie dort. Unserer weltbejahenden Lebenspraxis und Kultur steht die weltverneinende Rich-

Digitized by Google

tung der christlichen Moral diametral gegenüber. Nur dadurch, daß man es hält wie der Vogel Strauß und gegen diese Seite gewaltsam die Augen verschließt, macht man sich den Zwiespalt subjektiv erträglich und tut so, als existiere er nicht. Aber dürfen wir weltbejahenden Menschen und darf unser bis an die Zähne gerüstetes, über Krieg und Sieg sich freuendes und mit weltlicher Arbeit Tag aus Tag ein beschäftigtes Volk sich noch Christen nennen? Strauß hatte den Mut, es zu verneinen. „Meine Überzeugung ist", sagt er, „wenn wir nicht Ausflüchte suchen wollen, wenn wir nicht drehen und deuteln wollen, wenn wir ja ja und nein nein bleiben lassen wollen, kurz, wenn wir als ehrliche, aufrichtige Menschen sprechen wollen, so müssen wir bekennen: Wir sind keine Christen mehr."

In den „Kindern der Welt" vom Jahre 1873 läßt Paul Heyse Lea in ihr Tagebuch die Worte eintragen: „Was haben wir Menschen Befreienderes, Holderes, Tröstlicheres, als die Freude, die Freude an der Schönheit, an der Güte, an der Heiterkeit dieser Welt? und während wir das Neue Testament lesen, wandeln wir immer im Halbdunkel der Erwartung und Hoffnung, das Ewige ist nie erfüllt, sondern soll erst anbrechen, wenn wir uns durch die Zeit hindurchgerungen haben; nie erglänzt ein voller Schein der Fröhlichkeit, kein Scherz, kein Lachen — die Freude dieser Welt ist eitel — wir werden in eine Zukunft verwiesen, die alle Gegenwart wertlos macht und die höchste Erdenwonne, uns in einen reinen, tiefen und liebevollen Gedanken zu versenken, soll uns auch verdächtig werden, da nur derer das Himmelreich sein soll, die arm am Geiste sind. . . Wenn ich Goethes Briefe lese — Schillers enge Häuslichkeit — von Luther und den Seinigen — von Älteren noch bis zu Sokrates' böser Frau — immer spüre ich einen Hauch von dem Mutterboden, aus dem die Pflanze ihres Geistes gewachsen ist, der auch meinen so viel geringeren nährt und trägt. Aber die Weltlosigkeit dieses sanften, gottbewußten

Digitized by Google

Menschen ängstet und entfremdet mich, und zur Entschuldigung dafür habe ich freilich nicht den guten Glauben, daß das alles, als bei einem Gott, ganz in der Ordnung sei." So dachten und fühlten in den siebziger Jahren, wo wir Deutsche eben anfingen, unser Vaterland nicht mehr in einem idealen Wolkenkuckucksheim, sondern hier auf der wohlgegründeten festen Erde zu suchen und uns in demselben wieder wohl und heimisch zu fühlen, gar viele von uns, für sie war dieses Nein auf die Frage, ob wir noch Christen seien, eine wahre Erlösung und Befreiung. Mit Strauß würden sie aber darum doch nicht haben aufhören müssen, sich Protestanten zu heißen. Denn Luther war ihnen nicht nur ein Reformator, sondern vielmehr der, der den Grund legte zu einem neuen und neuartigen, einem weltförmigen und modernen, einem deutschen, nicht einem „asiatischen" Christentum, der Platz schaffte für die sittlichen Aufgaben unseres modernen Lebens und die vom Christentum entwertete Welt „entprofanisierte". In diesem Sinn kann Protestant bleiben wollen, auch wer aufhört Christ zu sein.

Auf die zweite Frage: haben wir noch Religion? ist „unsere Antwort nicht die rundweg verneinende, wie in dem früheren Fall, sondern wir werden sagen: ja oder nein, je nachdem man es verstehen will". Im alten theistischen Sinn nein; denn an einen persönlichen Gott und an eine persönliche Unsterblichkeit glauben „wir" nicht mehr; auch zu einem solchen Gott beten können und mögen wir nicht mehr. Indem Strauß zunächst auf Feuerbachs Anschauung vom Wesen der Religion als einer Sache der Furcht, des Wahns und des Wunsches zurückgeht, kommt er natürlich zu einem Nein; denn so gefaßt muß die Religion vor der fortschreitenden Bildung immer mehr zurückweichen, schließlich gar verschwinden. Und nicht anders ist es mit den Bildern der religiösen Phantasie im Verhältnis zu der zunehmenden Verstandesbildung der Völker. So „gleicht das religiöse Gebiet in der menschlichen Seele dem Gebiet

Digitized by Google

der Rothäute in Amerika, das, man mag es beklagen oder mißbilligen, soviel man will, von deren weißhäutigen Nachbarn von Jahr zu Jahr mehr eingeengt wird". Das wäre eine dürftige und niedrige Auffassung von der Religion, wenn das alles und das Ganze wäre. Aber nun tritt ergänzend und vertiefend die Definition Schleiermachers hinzu, daß Religion das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit sei. Und auch das genügt Strauß noch nicht. Dieses Abhängigkeitsgefühl würde den Menschen erdrücken und vernichten, darum muß er sich dagegen wehren, unter dem Druck, der auf ihm lastet, Luft und Spielraum zu gewinnen suchen und sich dieser Abhängigkeit gegenüber in Freiheit setzen: daraus erst entspringt dem Menschen die Religion. Und endlich kommt denen gegenüber, die die Religion in Moral auflösen und untergehen lassen wollen, auch noch der Gedanke, daß die Religion über der Moral stehe, weil sie aus einer noch tieferen Quelle strömt, in einen noch ursprünglicheren Grund zurückgeht. „Vergiß in keinem Augenblick, daß du Mensch und kein bloßes Naturwesen bist, in keinem Augenblick, daß alle anderen gleichfalls Menschen, d. h. bei aller individuellen Verschiedenheit, dasselbe was du, mit den gleichen Bedürfnissen und Ansprüchen wie du sind — das ist der Inbegriff aller Moral. Vergiß in keinem Augenblick, daß du und alles, was du in dir und um dich her wahrnimmst, was dir und andern widerfährt, kein zusammenhangloses Bruchstück, kein wildes Chaos von Atomen oder Zufällen ist, sondern daß es alles nach ewigen Gesetzen aus dem einen Urquell alles Lebens, aller Vernunft und alles Guten hervorgeht — das ist der Inbegriff der Religion." Ob das alles zusammen nicht wirklich den vollen Begriff von Religion im subjektiven Sinne des Worts ergibt? Ich wüßte nicht, was fehlt.

Sich abhängig fühlen ist aber doch in ihr das erste, darin hatte Schleiermacher recht. Abhängig — wovon? Vom Universum, sagt Strauß, wie einst Schleiermacher in

Digitized by Google

den Reden über die Religion gesagt hatte. Man könnte auch sagen: von Gott, wenn man sich nur immer bewußt bleiben wollte, daß das Persönliche, das uns in ihm entgegenblickt, nur das Spiegelbild des in das Universum Hineinschauenden ist. Darum eben zieht Strauß die Bezeichnung „All" oder „Universum" vor, ohne zu übersehen, daß diese die Gefahr mit sich bringt, an die Gesamtheit der Erscheinungen, statt an den einen Inbegriff der sich äußernden Kräfte und sich vollziehenden Gesetze zu denken. Und daß er dieser Gefahr in seinen Ausführungen nicht immer entgangen ist, läßt sich nicht leugnen. Er hat Welt und Weltgrund nicht genügend unterschieden, die freilich eins sind, weil dieser ihr Grund der Welt immanent ist, aber begrifflich doch auseinandergehalten werden können und müssen. Daß er aber den Weltgrund gemeint hat, das zeigt der wiederholt von ihm gebrauchte Ausdruck: „die Urquelle alles Lebens, alles Vernünftigen und Guten". Als Entschuldigung für diese Unbestimmtheit müssen wir mit ihm und für ihn zugeben, daß wir hier wirklich „an der Grenze unseres Erkennens stehen und in eine Tiefe schauen, die wir nicht mehr durchdringen können". Indem er dann, im Gegensatz zu Schopenhauers Pessimismus, weiterhin das Universum als die Werkstätte des Vernünftigen und Guten betrachtet, erscheint ihm die Welt zwar nicht mehr als das Werk einer absolut vernünftigen und guten Persönlichkeit und nicht angelegt v o n einer höchsten Vernunft, wohl aber angelegt a u f die höchste Vernunft, mit nichten bloß als rohe Übermacht, der wir mit stummer Resignation uns zu beugen haben, sondern zugleich als Ordnung und Gesetz, als Vernunft und Güte, der wir uns mit liebendem Vertrauen ergeben. Und da wir die Anlage zu dem Vernünftigen und Guten, das wir in dieser Welt zu erkennen glauben, auch in uns selber wahrnehmen und uns als die Wesen finden, von denen es empfunden, erkannt, in denen es persönlich werden soll, so fühlen wir uns demjenigen, wovon wir uns

Digitized by Google

abhängig finden, zugleich im Innersten verwandt, wir finden uns in der Abhängigkeit zugleich frei, in unserem Gefühl für das Universum mischt sich Stolz und Demut, Freudigkeit und Ergebung.

Das All vernünftig und selbst Vernunft und Güte, das lebens- und vernunftvolle All die höchste Idee — es ist klar, woher das Strauß genommen hat. Es ist nichts anderes als der optimistische Panlogismus Hegels. Wir die Wesen, in denen das Vernünftige persönlich wird, — das klingt wie ein Satz aus der Vorrede zur Phänomenologie, wo es heißt: „Das Wahre ist das Ganze; das Ganze aber ist nur das durch seine Entwicklung sich vollendende Wesen; es ist von dem Absoluten zu sagen, daß es wesentlich Resultat, daß es erst am Ende das ist, was es in Wahrheit ist". Also Strauß ist noch immer soweit Hegelianer, als er es zur Zeit der Glaubenslehre gewesen ist[1]). Indem er aber den Begriff des All durch den der schlechthinigen Abhängigkeit ins Religiöse übersetzt, verknüpft er Schleiermacher mit Hegel und gewinnt dadurch einen Begriff der Religion, der ihn zu dem Worte berechtigt: „Wir fordern für unser Universum dieselbe Pietät, wie der Fromme alten Stils für seinen Gott." Dazu braucht man den Umweg über Schopenhauers Pessimismus und den etwas frostigen Stiftswitz, daß ein Denken, das die Welt für schlecht erklärt, selbst ein schlechtes Denken, also die Welt vielmehr gut sei, nicht mitzumachen; wiewohl er mit dem wiederum Hegelisch klingenden Satz ganz recht hat, daß jede wahre Philosophie notwendig optimistisch sei, weil sie sonst den Baumast absäge, auf dem sie sitzt. Oder wie wir auch sagen könnten: jede Philosophie ist eine Theodizee.

Gefühl für das All: was ist dieses All? Von ihm hat auch Schleiermacher geredet in den Reden über die Religion, wo er Religion als „Anschauung des Universums" bestimmt. Man[2])

[1]) Vgl. oben S. 337.

[2]) G. Wehrung, Der geschichtsphilosophische Standpunkt Schleiermachers zur Zeit seiner Freundschaft mit den Romantikern. 1907.

Digitized by Google

hat neuerdings behauptet, diese Anschauung des Universums sei bei ihm mit Selbst- und Menschheitsanschauung identisch, das Universum also ein Geistiges, der weltumspannende Zusammenhang aller höheren Geisteskräfte. Das ist sicherlich einseitig, ist viel zu eng, so „geschichtsphilosophisch" dachte Schleiermacher damals noch nicht. Aber daß bei ihm und ebenso bei Hegel das Geistige mit zum Universum gehört und daß dieser letztere, wiederum in der Phänomenologie, zuletzt und zuhöchst an das Geisterreich gedacht hat, aus dessen Kelche dem absoluten Geiste seine Unendlichkeit entgegenschäumt, das allerdings ist richtig. Strauß dagegen denkt bei seinem Universum allzu ausschließlich und jedenfalls zuerst an die Natur; es ist, als ob er über den naturwissenschaftlichen Studien der letzten Jahre der Geschichte vergessen hätte. Er steht in diesem Augenblick Spinoza näher als Hegel. Darum ist ihm, wenn er nun fragt: wie begreifen wir die Welt? diese viel mehr die natura naturans Spinozas als das Geisterreich Hegels. Sein Standpunkt ist dem All gegenüber naturalistisch. Gewiß ist auch in der Natur, weil Gesetz, so Vernunft; und umgekehrt kann einer in der Geschichte nur ein Possenspiel sehen ohne Sinn und Verstand. Aber Strauß kam von Hegel her und hatte von ihm gelernt, daß gerade in dem Geisterreich und seiner Entwicklung das Wirkliche vernünftig sei. Das hat er jetzt, geblendet von dem neuen Licht, das ihm seine naturwissenschaftlichen Studien gaben, vergessen, darum ist seine Betrachtungsweise an diesem Punkte einseitig. Und daher versteht er bei der Beantwortung der Frage: wie begreifen wir die Welt? unter Welt immer nur die Natur als natura naturata. Vom Menschen und den Formen und den Zusammenhängen des Menschenlebens handelt er nicht hier, sondern erst im vierten Abschnitt — nicht sowohl unter dem Gesichtspunkt des Seins und der sittlichen Substanz, als vielmehr unter dem des Sollens, so daß an die Stelle einer Theodizee durch die Geschichte hier eine wesentlich imperativische Gegenwartsmoral tritt

Digitized by Google

Und nun also: wie begreifen wir die Welt? Dem eben Gesagten entsprechend antwortet darauf Strauß mit den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft. Wir begreifen sie im Sinne der sogenannten Kant-Laplaceschen Theorie über die Entstehung des räumlich-körperlichen Universums mit seinen Sonnen, Planeten, Milchstraßen und Nebelflecken. Und wir begreifen sie im Sinn der Darwinschen Theorie über die Entstehung der Lebewesen auf der Erde und der Fülle ihrer Gattungen und Arten. Durch die Theorie von Laplace will Strauß dem Schöpfungswunder entgehen, durch die von Darwin — nach der Zauberformel: kleinste Schritte und größte Zeiträume! — dem Zweckbegriff in der Naturerklärung, diesem Wundermann, der die Welt auf den Kopf stellt, das Hinterste zum Vordersten, die Wirkung zur Ursache macht und dadurch den Naturbegriff geradezu zerstört. „Wir Philosophen und kritischen Theologen haben gut reden gehabt, wenn wir das Wunder in Abgang dekretierten; unser Machtspruch verhallte ohne Wirkung, weil wir es nicht entbehrlich zu machen, keine Naturkraft nachzuweisen wußten, die es an den Stellen, wo es bisher am meisten für unerläßlich galt, ersetzen konnte. Darwin hat diese Naturkraft, dieses Naturverfahren nachgewiesen, er hat die Tür geöffnet, durch welche eine glücklichere Nachwelt das Wunder auf Nimmerwiederkehr hinauswerfen wird. Jeder, der weiß, was am Wunder hängt, wird ihn dafür als einen der größten Wohltäter des menschlichen Geschlechts preisen."

Zwei Punkte in der Entwicklungsreihe der Lebewesen machen aber auch hier noch Schwierigkeiten, der unterste und der oberste. Dort handelt es sich um die Frage der sogenannten generatio aequivoca: ob es möglich sei, daß ein organisches Individuum, wenn auch der unvollkommensten Art, anders als durch seinesgleichen entstehen könne, aus chemischen und morphologischen Prozessen, die nicht im Ei oder im Mutterleib, sondern in Stoffen anderer Art

Digitized by Google

vor sich gehen. Kant hatte gemeint, man könne zwar wohl sagen: gebt mir Materie, ich will euch zeigen, wie eine Welt daraus entstehen soll, aber nicht: gebt mir Materie, ich will euch zeigen, wie eine Raupe (oder besser: eine organische Zelle) erzeugt werden soll. Und auch Virchow erklärt, wenigstens in gegenwärtiger Zeit spreche alles gegen die spontane Zeugung. Allein was gegenwärtig nicht mehr geschieht, warum sollte das unter ganz ungewöhnlichen Bedingungen, in der Zeit großer Erdrevolutionen nicht doch geschehen sein? Und nun sieht es, meint Strauß, ja so aus, als ob die unterste unvollkommenste Form der Lebewesen in Huxleys Bathybius oder in Haeckels Moneren wirklich gefunden und damit der Übergang vom Unorganischen zum Organischen ohne Wunder vermittelt, die Kluft ausgefüllt sei.

Wie es dann von dieser untersten Form durch Differenzierung aufwärts geht, das glaubt Strauß mit Hilfe des Darwinschen Kampfes ums Dasein, seines Prinzips der natürlichen Zuchtwahl und des Migrationsgesetzes von Moriz Wagner erklären zu können. Aber nun die Vollendung der Reihe zu oberst, der Mensch? Dieser Punkt, die Menschwerdung des Tieres, die Abstammung des Menschen vom Affen, wie man damals sagte, oder von einem affenartigen Wesen, wie wir uns heute vorsichtiger ausdrücken, war im Jahr 1872 ein besonderer Stein des Anstoßes, ein komischer Gedanke für die einen, ein blasphemischer für die andern, oder wie Strauß sagt: „das sauve qui peut nicht nur der rechtgläubigen und der zartfühlenden Welt, sondern auch manches sonst leidlich vorurteilsfreien Mannes". Natürlich schreckt Strauß vor dieser Konsequenz, an die wir uns inzwischen längst gewöhnt haben, auch seinerseits nicht zurück, um so weniger, als er auch in anderer Hinsicht die Kluft zwischen Mensch und Tier überbrücken zu können glaubt.

An diesem Punkt ist es, wo Strauß die bekannte materialistische Wendung nimmt, indem er bei Mensch und Tier von

Digitized by Google

dem Gebundensein der geistigen Tätigkeit an das Gehirn ausgeht, mit dessen Wachstum und Ausbildung auch jene sich entfaltet, wie sie später mit dem Dahinschwinden des Gehirns im Alter abnimmt und durch sein Erkranken oder seine Verletzung alteriert wird. Ganz richtig hat er dabei die Bedeutung des nicht gar zu lange vorher von seinem Landsmann Robert Mayer gefundenen Gesetzes von der Erhaltung der Energie gerade auch für das geistige Leben in seinem Verhältnis zum Leibe erkannt. Wir sind gerade durch dieses Gesetz genötigt worden, zu der doch recht bedenklichen Hypothese des psychophysischen Parallelismus unsere Zuflucht zu nehmen. Strauß legt sich das Problem, das ihm gerade an diesem Punkt zum Bewußtsein gekommen ist, so zurecht: „Wenn unter gewissen Bedingungen Bewegung sich in Wärme verwandelt, warum sollte es nicht auch Bedingungen geben, unter denen sie sich in Empfindung verwandelt? Die Bedingungen, den Apparat dazu haben wir im Gehirn und Nervensystem der höheren Tiere und in denjenigen Organen, die bei den niedrigeren Tierordnungen deren Stelle vertreten. Auf der einen Seite wird der Nerv berührt, in innere Bewegung gesetzt, auf der andern spricht eine Empfindung, eine Wahrnehmung an, springt ein Gedanke hervor; und umgekehrt setzt auf dem Wege nach außen die Empfindung und der Gedanke sich in Bewegung der Glieder um."

Das war wirklich der klare, krasse Materialsimus; und Strauß will zunächst gar nichts dagegen sagen, wenn man ihn in diesen Worten ausgesprochen findet. Daher ist es ganz natürlich, daß man angesichts ihrer an Feuerbach erinnert hat, der, wie Strauß und vor ihm, ebenso aus einem Hegelianer ein Sensualist und Materialist geworden sei, und daß man Strauß um dieses zuletzt eingenommenen Standpunktes willen mit Götz von Berlichingen verglichen hat, der den Glanz seines Heldenlebens durch die Übernahme der Führerschaft bei den aufrührerischen Bauern zum Schluß aufs übelste verdunkelt habe. Wie dieser zu den Bauern sei Strauß

Digitized by Google

von der Philosophie zu den materialistischen Naturforschern übergegangen und habe damit schimpflich mißgehandelt, einen großen Aufwand schmählich vertan. Wie steht es damit? Zunächst meine ich, daß auch der Materialismus eine philosophische Hypothese sei, so berechtigt oder so unberechtigt wie manche andere Art von Metaphysik auch. Materialismus und Idealismus verhalten sich doch nicht zueinander wie falsch oder wahr, wie böse oder gut. Keine der beiden Hypothesen erklärt alles. Wenn also auch die materialistische von den beiden und von den paar möglichen überhaupt die wenigst wahrscheinliche und wenigst befriedigende ist, so ist sie trotz aller Bannsprüche einer philosophia militans darum doch nicht absolut tot. Den Materialismus für alle Zeiten oder auch nur für unsere Gegenwart für völlig beseitigt und abgetan zu halten, wäre eine üble Selbsttäuschung. Er fristet vielmehr noch immer und in den verschiedensten Kreisen sein Dasein. Erstens bei vielen Naturforschern, die so leicht Prinzip ihrer Forschung und allgemeine und allumfassende Welterklärung miteinander verwechseln; denn daß die Naturerklärung so zu verfahren hat, als ob es nur Stoff und Kraft gäbe, der Materialismus also recht hätte, das ist das positive Ergebnis des langen Materialismusstreits. Und so ist derselbe ganz naturgemäß das Kredo vieler Naturforscher, und die Zahl seiner Anhänger heute vielleicht sogar wieder im Wachsen begriffen; nur ist es nicht mehr Sache des guten Geschmacks, davon im Stil derer um Moleschott, Büchner und Vogt viel Aufhebens zu machen oder das Wort auch nur in den Mund zu nehmen. Fürs zweite gibt es eine Menge Halbgebildeter, die, bestochen von der Einfachheit dieser Anschauung, die Schwierigkeiten und Widersprüche, in die sie hineinführt, nicht bemerken und sich nicht zum Bewußtsein bringen, wie schwierig überhaupt diese Probleme sind. Und endlich lebt der Materialismus am kräftigsten in den breiten Schichten der Arbeiterwelt fort, die im alten Glauben eines

Digitized by Google

der Hauptbollwerke der alten Weltordnung sieht und radikal, wie sie unter dem Einfluß der Sozialdemokratie geworden ist, nach dem radikalsten Gegensatz zu ihm, der materialistischen Weltanschauung greift; zugleich entspricht diese auf der Naturwissenschaft ruhende Anschauung ihrer Beschäftigung, der Bearbeitung des Stoffes durch die Hand, die ihnen die Widerstände, Kräfte und Gesetze der Materie, mit der sie es tagaus tagein zu tun haben, klar und deutlich zum Bewußtsein bringt: für den Handarbeiter ist um deswillen der Materialismus die nächstliegende und einleuchtendste wissenschaftliche Weltanschauung [1]). So steht es heute. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aber, in den Jahrzehnten, da das Straußische Buch geschrieben wurde, da vollends gewann sich unter dem frischen Eindruck des gewaltigen Aufschwungs der Naturwissenschaften und ihres von Triumph zu Triumph forteilenden Siegeslaufs, und im besonderen durch die von Darwin ausgehende Bewegung der Materialismus die Geister und die Köpfe im Sturm, und der Widerstand von seiten der Theologen und der Philosophen erschien als so dilettantisch, daß sie gegen ihn nicht aufkommen konnten, sondern auf der ganzen Linie zum Weichen gebracht wurden. Noch vor Strauß ist daher ein anderer Philosoph, Friedrich Überweg, in das materialistische Lager übergegangen, nur ohne sich offen zu dieser seiner Überzeugung zu bekennen.

Wie stand es aber mit Strauß? War er denn wirklich Materialist? Auch hier gilt: Ja oder nein, je nachdem. An Reuschle schreibt er im Januar 1869, seine Lektüre habe sich „vorzugsweise dem Materialismus und insbesondere Darwinismus zugewandt, weil er überzeugt sei, daß hier hoffnungsvolle Zukunftsfelder für die Wissenschaft seien". Und ebenso heißt es in einem Brief an Professor Bieder-

[1]) Über den Materialismus der fünfziger und sechziger Jahre habe ich eingehend gesprochen in meinem Buch über „Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts", 2. Aufl., 1901, S. 340 ff.

Digitized by Google

mann in Zürich, der ihm seine Dogmatik übersandt hatte, am 21. Januar 1869: Zu dieser Unfähigkeit (Biedermanns Buch ganz zu verstehen) „hat vielleicht auch beigetragen, daß ich gegen die Sirenenstimmen des Materialismus nicht so wie Sie durch den festen Rückhalt eines philosophischen Systems gesichert war. Als ungedungener Weinbergarbeiter, als unfreiwilliger Bummler bin ich in allerhand Stricke gefallen". Aber er fügt doch gleich hinzu: „Der Materialismus wollte mir oft als der gleichberechtigte Bruder unseres Hegelschen Idealismus, die Wahrheit nur durch Ineinsbildung beider erreichbar erscheinen." Das warf er damals nur so hin. Jetzt im alten und neuen Glauben führt er es näher aus. In dem Augenblick, wo er sich scheinbar zum „klaren, krassen Materialismus" bekennt, fährt er fort: „In der Tat habe ich den oft mit so vielem Lärm geltend gemachten Gegensatz zwischen Materialismus und Idealismus oder wie man die dem ersteren entgegenstehende Ansicht sonst nennen mag, im stillen immer nur für einen Wortstreit angesehen. Ihren gemeinsamen Gegner haben beide in dem Dualismus, der durch die ganze christliche Zeit herunter herrschenden Weltansicht, die den Menschen in Leib und Seele spaltet, sein Dasein in Zeit und Ewigkeit scheidet, der geschaffenen und vergänglichen Welt einen ewigen Gott-Schöpfer gegenüberstellt. Zu dieser dualistischen Weltanschauung verhalten sich sowohl Materialismus wie Idealismus als Monismus, d. h. sie suchen die Gesamtheit der Erscheinungen aus einem einzigen Prinzip zu erklären, Welt und Leben aus einem Stücke sich zu gestalten. Dabei geht die eine Theorie von oben, die andere von unten aus; diese setzt das Universum aus Atomen und Atomkräften, jene aus Vorstellungen und Vorstellungskräften zusammen. Aber sollen sie ihrer Aufgabe genügen, so muß uns ebensowohl die eine von ihrer Höhe bis zu den untersten Naturkreisen herabführen und zu dem Ende sich durch sorgfältige Be-

Digitized by Google

obachtung kontrollieren, wie die andere die höchsten geistigen und sittlichen Probleme in Rechnung nehmen und lösen muß. Bald entdecken wir überdies, daß jede dieser Betrachtungsweisen, konsequent durchgesetzt, in die andere hinüberführt." Dafür beruft er sich auf Schopenhauer und Fr. Albert Lange, den Verfasser der Geschichte des Materialismus, und schließt: „Immer bleibt es dabei, daß wir nicht einen Teil der Funktionen unseres Wesens einer physischen, einen andern einer geistigen Ursache zuzuschreiben haben, sondern alle einer und derselben, die sich entweder so oder so betrachten läßt, an seinem einen Ende ein ausgedehntes, am andern ein denkendes Wesen ist."

Das ist, wie Lange bei Überweg ausdrücklich konstatiert [1]), nicht Materialismus, sondern Spinozismus, und führt entweder zum heute beliebten psychophysischen Parallelismus und der auch von Fechner und Paulsen akzeptierten Allbeseelungslehre oder zu irgendeiner Form der Identitätslehre. Strauß ist Monist. Dazu aber gehört, was wir im zweiten Abschnitt seines Buches gehört haben: er sieht im Universum, so naturalistisch er es faßt, mitnichten bloß eine rohe Übermacht, sondern zugleich Ordnung und Gesetz, Vernunft und Güte. In einem solchen lebens- und vernunftvollen All aber steckt noch immer der Logos, ein Ideelles und Geistiges, somit bleibt Strauß auch hier wieder dem Idealismus und Hegelschen Panlogismus treu, bleibt auch als Materialist noch Hegelianer, wie oder mehr noch als Feuerbach in seiner sensualistischen und materialistischen Periode es geblieben ist. Es ist also kein Lapsus, kein rudimentäres Gebilde, wenn er in jenem Brief an Biedermann von „unserem" Hegelschen Idealismus redet. Nur daß diese idealistische und logistische Seite des neuen Glaubens nicht deutlich und stark genug zum Ausdruck gekommen ist,

[1]) Fr. A. Lange, Geschichte des Materialismus, 2. Bd., 4. III., Anm. 27.

Digitized by Google

das freilich ist nicht zu verkennen. Strauß war durch das für ihn neue Licht, das von den Naturwissenschaften ausströmte, geblendet, und darum sah er nur das eine von den beiden Enden hell beleuchtet und klar, das andere dagegen lag für ihn im Schatten und Dunkel. Sein Idealismus war nicht mehr fest genug, um ihn gegen die Sirenenstimmen des Materialismus zu schützen, sein Monismus sah sich an manchen Stellen wirklich wie Materialismus an.

Und auf einer gewissen Blendung beruhte auch seine allzu vertrauensvolle Hingabe an den Darwinismus: nicht nur an die Entwicklungslehre, die sich ja durchaus bestätigt hat und heute Gemeingut aller Naturwissenschaft, das A und das O der Biologie, der Einschlag in aller unserer Wissenschaft und Philosophie geworden ist, sondern er glaubt auch an die beiden Hypothesen Darwins vom Kampf ums Dasein und von der geschlechtlichen Zuchtwahl als Hebel dieser Entwicklung, wodurch das Auseinandergehen des organischen Lebens in verschiedene Arten und Formen, das Entstehen, die Erhaltung und die Steigerung der Abweichungen erklärt werden sollte. Dieser Teil der Darwinschen Lehre, der Darwinismus im engeren Sinn im Unterschied von der Entwicklungslehre im allgemeinen, hat sich inzwischen als ungenügend, sein Weg, die Entstehung der Arten zu erklären, als zu einfach und daher zum mindesten als einseitig herausgestellt. Strauß hat das selbst schon vorausgesehen, wenn er sagt: „auch so ist die Theorie unstreitig noch höchst unvollständig; sie läßt unendlich vieles unerklärt, und zwar nicht bloß Nebensachen, sondern rechte Haupt- und Kardinalpunkte; sie deutet mehr auf künftig mögliche Lösungen hin, als daß sie diese selbst schon gibt". Deshalb nahm er das Wagnersche Migrationsgesetz hinzu und meinte, dergleichen Mittel und Wege, die die Natur in Anwendung bringt, um sich zu differenzieren, oder subjektiv ausgedrückt, dergleichen Erklärungsgründe für die Mannigfaltigkeit der organischen Formen werde die Naturforschung mit der Zeit

Digitized by Google

immer mehrere finden: sie schließen sich nicht aus, sondern wirken alle zur Lösung des großen Rätsels zusammen. So war er auch der Lehre Darwins gegenüber kritisch. Aber leugnen läßt sich nicht, daß er, nach dem heutigen Stand unseres Wissens und Erkennens, Darwin und seinen genialen Hypothesen doch immer noch zu viel Vertrauen geschenkt hat; daß ein neuer Vitalismus kommen und vom Sterbelager des Darwinismus her seine Sirenenlieder anstimmen könnte, das hätte er sich nicht träumen lassen. So erweisen sich gerade diese naturwissenschaftlichen Abschnitte seines Buchs teilweise als vergängliche Kinder ihrer Zeit.

Das hängt aber noch mit einem anderen, mit der einen großen Lücke dieses neuen Glaubens zusammen. Wie in dem ersten Leben Jesu die kritische Untersuchung der Quellen, so fehlte diesem seinem letzten Werk eine Untersuchung und Prüfung der menschlichen Vernunft und ihrer Grenzen. Und doch hatte sich zu einer solchen als zu ihrer Hauptaufgabe just zur selben Zeit die deutsche Philosophie angeschickt und sich damit wieder auf ihre Pflicht besonnen. Zurück zu Kant! Gerade zehn Jahre vor dem Erscheinen seines Buchs hat Straußens Freund Zeller in seiner Heidelberger Antrittsvorlesung diesen Ruf erhoben, ein anderer Freund von Strauß, Kuno Fischer, hatte schon vorher durch seine glänzende Darstellung Kants in seiner Geschichte der neueren Philosophie dem vorgearbeitet, und Fr. Albert Lange in seiner Geschichte des Materialismus, Otto Liebmann in seinem „Kant und die Epigonen“ schlossen sich seit Mitte der sechziger Jahre dieser Forderung an, daß in der Philosophie auf Kant zurückgegangen werden müsse. Damit war der Bann, der seit dem Auseinanderfallen und Zusammenbrechen des Hegelschen Systems auf der deutschen Philosophie lag, gebrochen, eine neue Periode des Aufschwungs hatte durch die erkenntnistheoretischen Untersuchungen, in denen sie sich auf sich selbst besann, für sie begonnen. Auch Strauß geht in dem Kapitel: wie begreifen

Digitized by Google

wir die Welt? auf Kant zurück — auf seine Allgemeine Geschichte und Theorie des Himmels vom Jahr 1755, d. h. auf den vorkritischen Kant, nicht auf den Kant der Kritik der reinen Vernunft vom Jahr 1781. Hier rächt sich die Vernachlässigung Kants in seiner Studienzeit. 1839 in der Abhandlung über Schleiermacher und Daub ist er ihm am nächsten gestanden, aber jedesmal, im Leben Jesu und in der christlichen Glaubenslehre, ist er allzu rasch über ihn hinweg zu Hegel weitergegangen und später kaum mehr zu ihm zurückgekehrt. Infolgedessen macht sein Buch auf uns heute einen dogmatistischen Eindruck. Gewiß kennt auch Strauß die Grenzen menschlicher Erkenntnis: „wir stehen hier an der Grenze unseres Erkennens, wir schauen in eine Tiefe, die wir nicht mehr durchdringen können", heißt es bei der Lehre von Gott; und bei den Gottesbeweisen wendet er, was er von Kant an Kritik dagegen gelernt hat, ganz richtig auch gegen dessen eigenen moralischen Beweis an. Aber an anderen Stellen vergißt er diese kritische Vorsicht und redet wirklich dogmatistisch, sein Buch ist — er sagt es uns ja im Titel selber — zu sehr Glaubenslehre und Bekenntnis, eine zu wenig kritizistisch orientierte Weltanschauung. Oder spitzig ausgedrückt: Strauß ist auch hier, wo er philosophiert, zu sehr Theologe geblieben, und alle Theologie ist dogmatisch und dogmatistisch. Noch anders formuliert, kann man es auch so ausdrücken: Strauß ist mit seinem Buche zu früh und zu spät gekommen. Naturwissenschaftlich zu früh; denn der Darwinismus, den er so gläubig und so hoffnungsvoll aufnahm, mußte erst noch auf seine Probehaltigkeit hin geprüft werden: so unbedingt zustimmen durfte man ihm noch nicht; das hat sein Schicksal von damals bis heute gezeigt. In der Philosophie aber kam das Buch zu spät; denn schon war der Ruf ergangen: zurück zu Kant! Der Materialismus, gegen dessen Sirenenstimmen Strauß zu wenig gefeit war, ist unkritisch, selbst dann, wenn man ihn nur als die eine Seite und Betrachtungsweise

Digitized by Google

ansieht, und jedenfalls dann, wenn man die andere Seite nicht voran- und mit allem Nachdruck in die erste Reihe stellt. Angesichts des materialistischen Pfaffentums und seines „ungeschlachten Schimpfens auf die Philosophie", das Strauß an den Büchner und Vogt vor Augen hatte und darum mit Ernst und Spott zurückwies, und das wir nicht minder unerfreulich noch heute vor uns haben, kann man geradezu sagen: aller Materialismus ist theologisch. Dann aber mußte Strauß als Antitheologus vor ihm doch mehr auf der Hut sein, als er es gewesen ist. An den Subtilitäten einer an Kant sich orientierenden, aber rasch immer spitzfindiger und scholastischer werdenden Erkenntnistheorie hätte er übrigens keinen Gefallen gefunden und sich damit nicht begnügen mögen. „Schwierigkeitenmacher" hätte er die im Methodologischen stecken bleibenden Philosophen genannt und diesmal doch lieber Lotze zugestimmt, der seinerseits fragt: „Was soll das ewige Messerwetzen, wenn es doch nie zum Schneiden kommen soll?" Dazu war Strauß als alter Hegelianer zu metaphysisch gerichtet im guten Sinne des Wortes.

Vom Zweck in der Natur sollte uns Darwin befreit, die Naturteleologie sollte er beseitigt haben. Als Menschen kommen wir aber jedenfalls über den Zweckgedanken nicht hinaus. An einer Stelle, wo wir es gerade am wenigsten erwarten sollten, stoßen wir auf ihn. Von einem Zweck der Welt im ganzen, so scheint es, kann füglich nur so lange die Rede sein, als ein persönlicher Schöpfer vorausgesetzt und die Erschaffung der Welt als ein freier Akt seines Willens betrachtet wird. Aber — und diesmal ist Strauß doch auf den Spuren Kants und seiner Kritik der Urteilskraft —: wenn wir uns nur bewußt bleiben, daß wir uns lediglich subjektiv ausdrücken — das Kantsche „als ob"! —, so können wir doch nach dem Sinn des Zusammenspiels der in der Welt wirksamen Kräfte fragen. Wenn das letzte die Idee des Universums ist, oder ganz materialistisch der ins Unendliche

Digitized by Google

bewegte Stoff, der durch Scheidung und Mischung sich zu immer höheren Formen und Funktionen steigert, durch Ausbildung, Rückbildung und Neubildung einen ewigen Kreis beschreibt, so erscheint uns als das, was dabei herauskommt, „im allgemeinen die mannigfachste Bewegung oder die größte Fülle des Lebens, im besonderen diese Bewegung oder dieses Leben moralisch wie physisch als ein sich entwickelndes, sich aus- und emporringendes, und selbst im Niedergang des einzelnen nur ein neues Aufsteigen vorbereitendes". Natürlich liegt dann die Erreichung des Weltzwecks nicht mehr am Ende der Welt, nicht einmal in etwas, das fortdauern soll, sondern der Zweck der Welt ist in jedem Augenblick ihrer Entwicklungsgeschichte erfüllt.

Über diese Frage nach dem Weltzweck, der uns vor allem doch in seiner Spezialisierung auf die Entwicklung des Menschengeschlechts und dessen, was dabei erreicht wird, interessieren muß, gelangt Strauß ohne irgendwelchen Sprung nun endlich zum letzten Kapitel, das Antwort geben soll auf die Frage: Wie ordnen wir unser Leben? „Banal" [1]) wird man ihre Formulierung nur dann finden, wenn man übersieht, daß hier das Persönliche der Individualethik und das Substantielle der Sozialethik zusammenzunehmen war: für dieses Doppelte muß die Fassung vielmehr als eine glückliche bezeichnet werden. Die Individualethik geht voran, in ihr handelt es sich zuerst theoretisch um die Grundlagen der Moral. Auch für den Menschen gibt es ein Gesetz der Entwicklung, bei ihm dürfen wir jedenfalls fragen, was dabei herauskommen solle und wirklich herauskommt. Er hat sehr niedrig, tierisch roh angefangen. Aber der Trieb zur Geselligkeit, das Spiel der Kräfte im Gegensatz zwischen seinem sozialen Trieb und seinem Eigenwillen half weiter und führte ihn aus den Tiefen der Natur zwar äußerst lang-

[1]) Schweitzer a. a. O. S. 75.

Digitized by Google

sam, aber doch allmählich immer höher und höher. Dieser Weg nach oben wird beschrieben und seine Etappen am Dekalog des Alten Testaments, an den Sittengeboten Jesu, am naturgemäßen Leben der Stoiker, an Kants kategorischem Imperativ und an Schopenhauers Mitleidsmoral aufgezeigt. Das Wesen des Sittlichen aber findet Strauß in dem Sichbestimmen des einzelnen nach der Idee der Gattung, womit er gewissermaßen konsequent an die Schlußabhandlung des ersten Lebens Jesu anknüpft. Die Idee der Gattung hatte er dort als den Kern in der Gestalt des Menschensohnes gefunden, die Idee der Gattung ist oder soll sein der sittliche Kern in jedem Menschensohne. Wie er das Sittengebot, den Inbegriff aller Moral, formuliert, haben wir oben im Abschnitt über die Religion schon vorweggenommen. Nicht bloß aufwärts hat die Natur im Menschen gewollt, auch über sich selbst hinaus will sie mit ihm. Er soll also nicht bloß wieder ein Tier, er soll mehr und etwas besseres sein, er soll die Natur erkennen, die eben nur in ihm sich erkennen, nach Hegel sich in ihm reflektieren kann, und er soll sie in sich und außer sich beherrschen. Daß er das soll, sagt Strauß in Umkehrung eines Kantischen Satzes, wird dadurch bewiesen, daß er es kann.

Daß diese Ausführungen zur Begründung einer wissenschaftlichen Ethik nicht zureichen und dem Bau gerade hier noch einige kräftige Balken fehlen, vor allem das Zurückgreifen auf das sittliche Werden im Reich der Sitte, das hat Strauß selbst wohl gefühlt; schreibt er doch, als die zweite Auflage in Sicht ist, darüber an Zeller: „Wo ich aber besonders deine Handreichung erwarte, ist im vierten Abschnitt. Der moralische Passus gleich anfangs ist mir am schwersten im ganzen Buch geworden, ich habe ihn dreimal geschrieben, und doch ist er noch nicht, wie er sollte. Hier müßten noch ein paar tüchtige Balken eingezogen werden, und wenn du mir dazu ein paar Eichen- oder auch nur Tannenstämme vors Haus führen möchtest, würdest du meinen

Digitized by Google

großen Dank verdienen". „Er war eben keine sittliche Natur", klingt es angesichts dieses Eingeständnisses; wie es früher hieß, daß er kein religiöser Mensch gewesen sei. Dagegen hätte er sich auf Kant berufen und fragen können: „wer wollte einen neuen Grundsatz aller Sittlichkeit einführen und diese gleichsam zuerst erfinden? Gleich als ob vor ihm die Welt in dem, was Pflicht sei, unwissend oder in durchgängigem Irrtum gewesen wäre". Nicht um seine persönliche Sittlichkeit, sondern um die Schwierigkeit, Sittlichkeit zu begründen, handelt es sich. Der Vorwurf idealistischer Inkonsequenz aber, den man diesem moralischen Teil vielfach gemacht hat, wäre selbst dann unberechtigt, wenn Strauß wirklich der krasse Materialist gewesen wäre, der er eben nicht war. Die kecke Art, in der sich Lamettrie, dieser „Prügeljunge" des französischen Materialismus, und noch mehr manche seiner deutschen Nachbeter über die Moral ausgelassen und gefallen haben, gehört nicht zum Wesen des Materialismus; man sollte doch nie vergessen, daß der erste große Materialist, der Atomistiker Demokrit, einer der größten Ethiker der Griechen gewesen ist. Aber Strauß war ja kein bloßer Materialist. Zu dem All, das voll ist von Ordnung und Gesetz, von Vernunft und Güte, gehört auch der Mensch; in ihm hat die Natur ein Wesen hervorgebracht, das über sich selbst als bloßes Sinnen- und Naturwesen hinaus soll, jene Vernunft und jene Güte im All sich zum Bewußtsein bringt und im naturgemäßen Leben sich zum Vorbild nimmt und durch sie in und außer sich die Natur beherrscht. Das ist für die idealistische und panlogistische Betrachtungsweise, die bei Strauß neben der materialistischen hergeht, durchaus nicht inkonsequent, hier sind wir eben am oberen, nicht mehr am unteren Ende der Reihe.

Auf diese theoretischen folgen dann die praktischen Ausführungen des vierten Abschnitts. Von Ehe und Ehescheidung, von Monarchie und Republik, von Adel und Bürgerstand, von Arbeiterfrage und Sozialdemokratie,

Digitized by Google

von allgemeinem Stimmrecht und Todesstrafe, von Staat und Kirche und den Ersatzmitteln für diese ist hier die Rede. Dabei zeigt sich die konservative Natur von Strauß, die wir immer schon und vollends seit seinem politischen Auftreten im Jahre 1848 kennen, und es zeigt sich der in seinen Biographien zutage tretende individualistische Zug seines Wesens. Das Erste, wenn er manches, was uns heute in der Ethik und im praktischen Leben zum Problem geworden ist, hinnimmt, als müßte es so sein und für alle Zeit so bleiben – nach dem Wort seines Meisters Hegel, daß das Wirkliche vernünftig sei, dem übrigens im Sittlichen, wie wir eben gehört haben, auch Kant beistimmt. So tritt er, um nur eines zu erwähnen, entschieden für die monarchische Staatsform ein und sieht in dem Rätselhaften, ja scheinbar Absurden derselben das Geheimnis ihres Vorzugs vor der Republik. Wenn ihm dabei das Wort entschlüpft: „Jedes Mysterium erscheint absurd, und doch ist nichts Tieferes, weder Leben noch Kunst noch Staat, ohne Mysterium", so hat man ihn darauf festnageln und ihn zum unwillkürlichen Zeugen gegen sich selber und für die Mysterien der Religion und ihre Wunder machen wollen: als ob es sich in jenen Worten um etwas anderes handelte als um das Mysterium der Vererbung und der Persönlichkeit und Strauß dieses nicht ohne weiteres auch für den Religionsstifter hätte gelten lassen.

Die individualistische Seite kommt vor allem bei der Besprechung der Arbeiterfrage und in den scharfen Ausfällen gegen die Sozialdemokratie zum Wort. An dieser beklagt er den Mangel an Respekt vor den Großen des Geistes, die Sehnsucht nach allgemeiner Duzbrüderschaft in Hemdärmeln. Und doch, meint er, haben gerade die Ereignisse der letzten Jahre durch diese demokratische Rechnung einen bösen Strich gemacht und die Wahrheit des Hegelschen Satzes dargetan, daß „an der Spitze der welthistorischen Handlungen Individuen stehen als die das Substan-

Digitized by Google

le verwirklichenden Subjektivitäten". An die Stelle es Goethe oder Humboldt sind jetzt die Bismarck und : Moltke getreten, deren Größe um so weniger zu leugnen , als sie auf dem Gebiet der handgreiflichen äußeren ıtsachen hervortritt. „Da müssen nun auch die steif- ıckigsten und borstigsten unter jenen Gesellen sich be- ıemen, ein wenig aufwärts zu blicken, um die erhabenen estalten wenigstens bis zum Knie in Sicht zu bekommen.")amit suchte er die kollektivistische Geschichtsauffassung ozusagen ad oculos zu widerlegen. Ihm ist die Geschichte ine gute Aristokratin. Auch mit dem Gedanken, daß das rbliche Privateigentum als Grundlage der Familie die Grund- ıage der Sittlichkeit und der Kultur und die Ungleichheit des Besitzes etwas für den Bildungsfortschritt der Menschheit Unentbehrliches sei, trat er den sozialdemokratischen Tendenzen schroff entgegen. Dabei zeigt er sich, das werden wir heute leicht zugeben können, gegen den vierten Stand und die ganze Arbeiterbewegung wirklich ungerecht, wenn er das Verlangen nach einer verkürzten Arbeitszeit oder nach Schiedsgerichten bei Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern glattweg abweist, die Streiks für „ein Stück von Anarchie mitten im Staat, von Krieg im Frieden, von ungescheut am hellen Tage sich durchführender Verschwörung" erklärt, „deren ungestörte Fortdauer der Regierung und Gesetzgebung, die ihnen tat- und willenlos zuschauen, nicht zur Ehre gereicht", und schließlich die Sozialdemokraten zornig „die Hunnen und Vandalen unserer modernen Kultur" nennt. Das alles ist herausgeschrieben und herauszuverstehen aus der Stimmung zu Anfang der siebziger Jahre, wo viele unter dem frischen Eindruck unserer nationalen Erhebung und Einigung in dieser gegen alles Nationale sich richtenden und es roh verhöhnenden internationalen Bewegung ein absolut Feindliches, Staat und Kultur Bedrohendes sahen, heraus aus einer Stimmung, aus der dann ein paar Jahre später das

Digitized by Google

Sozialistengesetz mit seinen drakonischen Ausnahmebestimmungen erflossen ist. Diese Stellen des Straußischen Buches sind somit wiederum zeitlich bedingt, Ausdruck des ersten Schreckens und der ersten Empörung eines nationalgesinnten deutschen Patrioten, der sich freute, daß nun endlich erreicht und errungen sei, um was der Deutsche so lange vergeblich gekämpft und gestritten hatte, und der diese Errungenschaften alsbald wieder durch das Hochkommen der Sozialdemokratie in Frage gestellt und sein Volk durch sie in neue, kaum weniger schwere Kämpfe hineingerissen sah. Es waren schließlich ähnliche und aus ähnlichen Erwägungen herausgewachsene Gedanken, wie sie Treitschke drei Jahre später in seiner Streitschrift gegen die sozialistischen Nationalökonomen als die Gönner und Begünstiger des Sozialismus vorgetragen hat. Wir stehen heute auf seiten Schmollers und der Kathedersozialisten, aber wir können den entgegengesetzten Standpunkt von Treitschke und Strauß historisch wohl verstehen, und wenn sich die Genossen gelegentlich gar so steifnackig und borstig anstellen, ihren Zorn auch heute noch nachfühlen. Auf der andern Seite dürfen wir aber zweierlei nicht vergessen. Einmal, Strauß ist einer der allerersten gewesen, der die Gefahr erkannte, an der damals die meisten Liberalen verständnislos und hochmütig vorübergegangen sind. „Ob nicht Zeiten kommen werden, wo das sozialdemokratische Lager im Reichstag sich verstärken und in seiner Koalition mit den Klerikalen der Regierung böse Schwierigkeiten bereiten wird", diese Frage klingt 1872 doch recht weit ausblickend. Und dann, so verständnislos wie Treitschke ist Strauß der sozialen Frage gegenüber doch nicht gewesen. Schon 1848 hat er, wie wir gesehen haben[1]), auf das Prinzip der Assoziation und auf Hilfskassen für kranke und alte Arbeiter hingewiesen. Und so geht er auch jetzt nicht mit zornig ablehnenden

[1]) s. oben S. 431.

Digitized by Google

Worten, sondern mit einem Zugeständnis an die Erörterung dieser Frage heran: „Bekennen wir vor allem, es ist von der einen Seite viel gefehlt, insbesondere viel unterlassen worden; man hat menschliche Kräfte mitunter rücksichtslos ausgebeutet, ohne weder für das leibliche noch für das sittliche Gedeihen des Arbeiters gehörige Sorge zu tragen." Das war ein Anerkenntnis, zu dem auch noch im Jahr 1872 nur ganz wenige auf seiten der Bürgerlichen sich bequemen mochten; noch zehn oder fünfzehn Jahre hat es gedauert, bis diese Anschauung allgemein durchdrang und man sich ethisch und politisch der Pflichten erinnerte, die man dem vierten Stand gegenüber hatte. Auf das Sozialistengesetz von 1878 folgte erst am 17. November 1881 die kaiserliche Botschaft, die an diese Pflichten mahnte. Auch daß aus jener Stelle des Straußischen Buches meine Schrift „Die soziale Frage eine sittliche Frage" herausgewachsen ist, darf ich in diesem Zusammenhang vielleicht hier zu seinen Gunsten mit erwähnen.

Die obligatorische Zivilehe, die früher als er dachte, durch das Gesetz vom 6. Februar 1875 für das Deutsche Reich gekommen ist, hat Strauß ebenfalls schon gefordert, der Kirche gegenüber vom Staat aber vorerst nicht mehr verlangt als Diogenes von dem großen Alexander. Das Stümpern an der alten Kirche, alle die modernistischen Versuche, „die Weltkultur mit der christlichen Frömmigkeit zu versöhnen", mißfielen ihm gründlich; denn wenn der alte Glaube absurd war, so ist es, meint er, der modernisierte des Protestantenvereins doppelt und dreifach. Er wollte eben keine Halben und nichts Halbes, die Ganzen und das Ganze sind ihm immer lieber gewesen. So sagte ihm auch das Tun der sogenannten freien Gemeinden wenig zu. Er hatte in Berlin ihren Gottesdiensten beigewohnt und sie entsetzlich trocken und unerquicklich, „trübselig bis zum Schauerlichen" gefunden. Was würde er erst zu Predigten über Schiller oder über Zarathustra gesagt haben! Entweder ganz oder gar

Digitized by Google

nicht! So empfand er seinerseits kein Bedürfnis nach einer halben oder auch ganzen Vernunftkirche, in der die Menschen doch wieder nicht ganz frei wären. Als ob man sich nur in einer Kirche sammeln, nur an einer Predigt erbauen könnte.

Und doch sprach auch Strauß im Namen anderer. Wer sind diese anderen, die „Wir", für die er hier das Wort führt? Er hat ausdrücklich darauf geantwortet: „Wir gehören den verschiedensten Berufsarten an, sind keineswegs bloß Gelehrte oder Künstler, sondern Beamte und Militärs, Gewerbetreibende und Gutsbesitzer; auch das weibliche Geschlecht ist unter uns nicht unvertreten; wir sind unser nicht wenige, sondern viele Tausende und nicht die schlechtesten in allen Landen." Es sind mit einem Wort Menschen, wie sein Bruder einer gewesen ist, Menschen, die sich den Sinn möglichst offen zu erhalten suchen für alle höheren Interessen und ihr Genüge finden an den Aufgaben, die das Leben stellt und an den Freuden, die die Erde bietet. Diese finden Ersatz für das, was sonst die Kirche gegeben hat, in geschichtlichen Studien, in Erweiterung ihrer Naturkenntnisse, an den Schriften unserer großen Dichter und bei den Aufführungen der Werke unserer großen Musiker.

Strauß war Aristokrat. Ein Aristokrat der Bildung natürlich. Der Bürgerliche, der sich zu ehren meint, wenn er die Erhebung in den Adelsstand nachsucht oder gar erkauft, schändet sich in seinen Augen; und selbst wenn ein verdienter Mann aus dem Bürgerstande die ihm als Belohnung gebotene Standeserhöhung dankbar annimmt, zuckt er die Achseln als über eine mitleidenswerte Schwäche. Vom „Volk" aber hielt er seit dem Züriputsch von 1839 recht wenig; daß sich die Wissenschaft nach diesen harten Köpfen richten sollte, hielt er, wie er Märklin schrieb,[1]) für verkehrt. Und doch stammt aus jener Zeit eine merk-

[1]) Oben S. 334.

Digitized by Google

würdige Äußerung ganz anderer Art, die Reuschle für der Mühe wert hielt alsbald seiner Braut zu berichten: „Ging letzthin mit Strauß spazieren. Die Rede kam auf die religiösen Wirren, die Mißlichkeit seiner Theologie gegenüber dem Volk. Ich kam dadurch auf die Gefühle, die am Pfingstmorgen der Anblick des zur Kirche gehenden Kutterweibles in mir erregte. Kaum hatte ich „Kutterweible" und „Kirche" gesagt, so fiel mir Strauß sogleich ins Wort: ja, dieses Gefühl kenne er, und solche Kutterweible können es vorzüglich erregen; er sei sich in solchen Augenblicken schon oft als ein Verbrecher vorgekommen." Ebenso dachte er 1848, wie wir wissen, nicht bloß politisch an die Einheit und Freiheit, sondern auch sozial an das Volk, das hungert und friert und von jeder Art von Not zu Boden gedrückt wird[1]). Und so ist denn auch in seinem letzten Buch das Volk nicht so ganz vergessen, wie es erst scheint. An den Bildungsschätzen können nicht nur die geistig Höchststehenden teilnehmen; auch der schlichte Mann aus dem Volk kann es und soll es. Lessings Nathan oder Goethes Hermann und Dorothea sind nicht schwerer zu verstehen und enthalten nicht weniger Heilswahrheiten, weniger goldene Sprüche als ein paulinischer Brief oder eine Johanneische Christusrede. Darum muß dafür Platz geschafft werden: „wenn künftig auch unsere Bauernkinder in der Dorfschule weniger mit palästinischer Geographie und Judengeschichte, mit unverständlichen Glaubenssätzen und unverdaulichen Sprüchen geplagt werden, wird um so mehr Zeit übrig bleiben, sie zur Teilnahme an dem geistigen Leben des eigenen Volkes, zum Mitschöpfen aus seinen so reichen Kulturquellen heranzubilden!" Ich wüßte nicht, was dagegen einzuwenden wäre, weiß aber leider wohl, daß diese Forderung unserer modernen Sozialpädagogik auch heute noch bloß Forderung und Wunsch ist.

[1]) Oben S. 431.

Digitized by Google

Man hat den von Strauß proponierten Ersatz für die veralteten und ausgelebten Formen des Kirchentums etwas dünn gefunden, man hat aber dabei — absichtlich oder unabsichtlich — übersehen, daß dem von ihm Genannten noch ein anderes vorangeht: „Wir haben während der letzten Jahre lebendigen Anteil genommen und jeder in seiner Art mitgewirkt an dem großen nationalen Krieg und der Aufrichtung des deutschen Staats, und wir finden uns durch diese so unerwartete als herrliche Wendung der Geschicke unserer vielgeprüften Nation im Innersten erhoben; dem Nachdenken über dasjenige, was den Völkern wie den einzelnen zum Heil oder zum Verderben gereicht, gibt ja dieser Krieg unerschöpflichen Stoff; an sittlichen Lehren war nie eine Zeit reicher als die letzten Jahre." So kommt auch hier zum Individuellen das Gemeinsame, zum Ästhetischen das Sittliche, zum Genießen die soziale Mitarbeit, zur Natur die Geschichte hinzu. Und wenn ich mein eigenes Leben auf dieses Straußische Rezept hin, „wie wir es treiben", ansehe und prüfe, so wüßte ich nicht, was diesem fehlt. Auch ich kann ihm nachsprechen:

So leben wir, so wandeln wir beglückt,

ohne mich eines ruch- und schamlosen Philisteroptimismus schuldig zu wissen. Zum Sittlichen gehört unter anderem auch das, daß man vor der Welt seinen Kopf hoch trägt und seine persönlichen Sorgen und Leiden im Innersten verschließt und damit für sich und mit sich allein fertig wird. Oder nicht?

Strauß aber, dem gerade in diesem Augenblick wieder einmal sein Lebensglück in Scherben vor den Füßen lag, fand in solchen Zeiten bei Poesie und Musik den Frieden und die Erquickung, die ihm die Welt und die Menschen sonst nicht geben konnten; diese beiden drangen ihm am unmittelbarsten ins Herz und wirkten geradezu religiös, erbauend und erhebend auf ihn ein. Darum, wessen das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Zu seinem Glaubens-

Digitized by Google

bekenntnis gehört, zu sagen, wie er die Meister der Poesie gelesen, die Meister der Musik gehört und was er dabei gedacht und empfunden hat. Und so folgen hier ganz sachgemäß die beiden Zugaben von unsern großen Dichtern und von unsern großen Musikern. Die erste ist gewissermaßen ein später Ersatz für das ungeschriebene Buch über unsere sechs Klassiker. Da er aber über Klopstock früher schon geredet hatte, von Wielands Dichtungen ihm nur wenige anziehend waren und er gegen Herder eine Art Idiosynkrasie und starke Antipathie hatte, so beschränkte er sich auf Lessing, Goethe und Schiller. Es genügt hier zu sagen, daß dieser Abschnitt zum Besten und Schönsten gehört, was über diese drei Größten gesagt worden ist. In der zweiten Zugabe von unseren Musikern kommen alle sechs Klassiker zu Wort, Bach und Händel ganz kurz, dann Gluck, unser musikalischer Lessing, und Haydn, der etwas von Wieland hat, nur daß er ohne Vergleich bedeutender ist, darauf am ausführlichsten natürlich Mozart und Beethoven. Daß der erstere ebenso wie in den Reihen der Dichter Goethe seinem Herzen am nächsten stand, ist leicht zu spüren.

Mit diesen zwei Größten hier, mit Goethe und Schiller dort endigen die beiden Abschnitte, von der Romantik ist nicht die Rede. Zwar die romantischen Poeten hat er wohl zu schätzen gewußt; er wäre ja kein Schwabe, kein Freund von Kerner und Mörike gewesen. So hat er z. B. Heinrich von Kleist voll gewürdigt, wenn er, eben in der Zeit des alten und neuen Glaubens, über seinen „Prinzen von Homburg“ an Rapp schreibt: „Ei, was ist das für ein herrliches Stück! Der Krankheitsstoff, der Kleist sonst immer so viel zu schaffen macht, hat sich hier gleichsam heraus auf die Haut geworfen. Nur die erste Szene, und als ihr Widerschein die letzte, ist phantastisch-somnambulistisch. Alles andere kerngesund, und das einzige, was man in dieser Hinsicht beanstanden könnte, der allzu tiefe Fall des Helden in maßlose Todesangst, wird gerade durch das Träumerische, das

Digitized by Google

ihm von der ersten Szene her anklebt, gut gemacht. Das ganze Heldenleben ist unter die Beleuchtung des Gedankens „das Leben ein Traum" gesetzt." Aber, man sieht es auch hier: weil ihm mit Goethe das Romantische „das Kranke" war, so hielt er es auch in der Poesie lieber mit dem Klassischen, sein Geschmack war an den Alten gebildet und darum durchaus neuhumanistisch im Sinne Lessings und Schillers und Goethes. Ganz puristisch und streng konservativ aber, um nicht zu sagen: ganz orthodox, war Strauß auf dem Gebiete der Musik. Schon bei Beethoven macht er trotz aller Bewunderung für seine Größe und titanischen Gewalt allerlei Einschränkungen, die ja schon früher, in dem musikalischen Brief eines beschränkten Kopfes über die neunte Symphonie, zum Ausdruck gekommen waren und hier, verstärkt, wiederholt werden. Beethoven war ihm ein Übergang vom Klassischen zum Romantischen, und diesen Schritt machte er nicht gerne mit. Vergebens hatte sein Freund Kauffmann versucht, ihn für Schumann zu gewinnen; und nun gar Richard Wagner! Seinen Namen hatte er in der unbehaglichen Zeit seines Weimarer Aufenthalts in dem ihm wenig sympathischen Lisztschen Kreise zuerst nennen hören; seither war er ihm verdächtig und bald ebenso unsympathisch wie jener. Wagner war ein Neuerer, ein Revolutionär in seiner Kunst, Strauß war auch hier konservativ. Als er im Winter 1867 auf 1868 in München war, erlebte er dort die Kämpfe um Wagner und die wachsende Hochflut der Wagnerbegeisterung, deren Opfer sein Freund Lachner geworden ist. Deswegen abonniert er sich bei den großen Konzerten nicht, weil ihm zu viel „zukunftsmusikalisches Wildwasser" darein eingedrungen ist; Lachner gab ja seine Entlassung als Generalmusikdirektor eben deshalb, weil er, wie er ihm sagte, „in die Länge mit dem Wagnerspack unmöglich an einem Strang ziehen könne"; und dann „gute Nacht Haydn und Mozart!" So verhärtete sich Strauß in diesen Zeiten des Kampfes und der Agitation, die auf seiten der fanatischen Wagnerianer

Digitized by Google

oft recht häßliche Formen annahm, immer mehr gegen den Meister; seine Briefe geben dieser Antipathie drastischen Ausdruck [1]). Früher hatte er daran gedacht, zusammen mit Kauffmann eine Broschüre gegen Wagner zu schreiben. Er hat es aber schließlich aufgegeben und sich in der Öffentlichkeit, soviel ich sehe, nur einmal zu einem freilich sehr heftigen Ausfall gegen die Zukunftsmusik hinreißen lassen — an einem Ort, wo man es kaum suchen würde, in dem Christus des Glaubens und dem Jesus der Geschichte, wo er das Eintreten für die Priorität des Markusevangeliums für einen „Zeitschwindel" erklärt, „wie die Zukunftsmusik oder die Agitation gegen die Kuhpockenimpfung"! Im alten und neuen Glauben hat er sich jedes Angriffs auf Wagner und seine Richtung enthalten; er hat ihn — das war für die Wagnerianer freilich noch kränkender — überhaupt nicht genannt. Denn wenn er am Schluß sagt: „Raum für neuere muß ja werden", so hat er dabei an Schubert oder Mendelssohn, ganz gewiß nicht an Wagner gedacht. Mit Goethe und Schiller, mit Mozart und Beethoven hörte für ihn seine Welt der Dichter und der Musiker auf.

Noch ein Wort über die äußere Form des Buches. Um nicht wieder in den Fehler „gelehrter Schwerfälligkeit" zu fallen, wie beim zweiten Leben Jesu, hatte er diesmal ganz aus freier Hand, gleichsam ohne Zirkel und Winkelmaß gearbeitet und wirklich alle Grazie darüber ausgebreitet, deren seine biegsame Feder fähig war. An die Stelle der Gelehrsamkeit trat die Kunst, es war durch Stil und Form ein wirkliches Kunstwerk, das als solches nach Zellers Urteil „auf gleicher Höhe mit dem Voltaire stand und auch der gleichen Stilgattung angehörte". Ich denke im ganzen ebenso darüber — mit einem kleinen Vorbehalt. An einigen Stellen will es mir vorkommen, als ob eine gewisse Steifig-

[1]) In den „Ausgew. Briefen" findet sich auf S. 575 ein Beispiel davon; in den ungedruckten klingt es noch weit schärfer.

Digitized by Google

keit und Umständlichkeit im Ausdruck sich zeige oder zu zeigen anfange. Man redet von Goethes „Altersstil". Ein solcher ist auch hier im alten und neuen Glauben — nicht vorhanden, das wäre zu viel gesagt, aber er ist im Anzug; für den, der für den Stil Straußens das Ohr hat, sind leise Anzeichen von Verkalkung oder Versteinerung ab und zu einmal herauszuhören. Im übrigen ist es, wie er selbst sagt, eine „leichtgeschürzte", eine anmutige und graziöse Schrift.

Es ist aber mehr als das, hinter der leichten Form birgt sich tiefer Ernst und ein ganz gewaltiger Kern. Es ist viel Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, viel Helligkeit und Klarheit, viel Schönheit und Freiheit in dem Buch. Und was er damit wollte, ist etwas ganz Richtiges und etwas ganz Notwendiges. Im achtzehnten Jahrhundert hatte die Menschheit eine einfache und geschlossene Weltanschauung; mit den Gedanken: Gott, Tugend und Unsterblichkeit hat das Aufklärungszeitalter — sparsam, aber es hat anständig damit gewirtschaftet, es ist ehrlich damit ausgekommen. Durch die Romantik ist der Haushalt des deutschen Volkes unendlich viel reicher und feiner und ästhetischer geworden; aber das Helle und Klare, das Einfache und Einheitliche ging verloren, die Weihrauchwolken stiegen wieder auf und nahmen der Sonne ihren Schein und der Luft ihre Reinheit; wir leben seither in Dumpfheit und Verworrenheit, im Clairobscur. Nun kam der Aufschwung der Naturwissenschaften und brachte Licht, viel Licht in die Welt. Allein dadurch wurde unser Leben und unsere Weltanschauung erst recht zwiespältig, romantisch und modern zugleich. Man darf ja nur an unseren höheren Schulen hintereinander einer Religionsstunde und dem naturwissenschaftlichen Unterricht beiwohnen. Uns von dieser Zwiespältigkeit zu befreien, den romantischen Nebel zu zerstreuen und uns eine einheitliche und einfache Weltanschauung zu schaffen, die wirklich modern gedacht ist, ich denke, das ist ein durchaus berechtigter Versuch. Strauß hat ihn gemacht,

Digitized by Google

darin liegt das große Verdienst des alten und des neuen Glaubens; daß sich das nicht auf einen Schlag erreichen ließ, das wußte er selbst am besten. Einer nur erst abgesteckten Eisenbahn verglich er sein Buch. „Welche Abgründe sind noch auszufüllen oder zu überbrücken, welche Berge zu durchgraben; wie manches Jahr wird noch verfließen, ehe der Zug reiselustige Menschen schnell und bequem da hinaus befördert; aber man sieht doch die Richtung, dahin wird und muß es gehen, wo die Fähnlein lustig im Winde flattern!"

Daß es ihm mit seiner Trassierung nicht durchaus gelungen ist, haben wir mit unseren kritischen Bemerkungen bereits angedeutet. Zwei Schwierigkeiten hat er unterschätzt. Die i ne können wir am besten mit den Worten Wallensteins ausdrücken:

> Du willst die Macht,
> Die ruhig, sicher thronende, erschüttern,
> Die in verjährt geheiligtem Besitz,
> In der Gewohnheit festgegründet ruht,
> Die an der Völker frommem Kinderglauben
> Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt. ...
> Nicht was lebendig, kraftvoll sich verkündigt
> Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
> Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
> Was immer war und immer wiederkehrt
> Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten.

Strauß hat die Macht der Tradition und des auch in der religiösen Tradition liegenden sozialen Faktors zu gering geachtet: darin zeigt er sich uns immer wieder als den Individualisten, der er war. Und er hat — darin offenbart sich eine andere Schranke seines Wesens — die Grenzen menschlicher Erkenntnis nicht genügend erwogen: darum ließ er sich allzusehr blenden vom naturwissenschaftlichen Licht, sein Buch wurde infolge davon zu naturalistisch, der Geist mit seinen Ansprüchen kam zu kurz, und wo diesem Genüge getan werden sollte, wie im vierten Kapitel, da war er umgekehrt zu konservativ, zu sehr Hegelianer, der da

Digitized by Google

Problematische im Wirklichen und Geltenden, das er auf religiösem Gebiete gesehen hat wie keiner, im übrigen doch nicht in seiner ganzen Schwere und Tiefe erkannte. Aber was ihm damals nicht voll gelungen ist, wem ist es denn seither gelungen? Hat die Philosophie mit ihren subtilen Untersuchungen über die Grenzen unseres Erkennens, mit ihrem Zurückgehen auf Kant oder neuerdings gar auf Fichte ein Haus gebaut, in dem die Menschen sich so wohl und so behaglich fühlen können, wie die des Aufklärungszeitalters in ihrer nüchternen, aber hellen Wohnstube? Oder hat von der anderen Seite her Haeckel die Welträtsel gelöst und sind die Monisten auch nur unter sich in etwas anderem einig als im Negieren? Eine Weltanschauung für das Volk derer, die von der christlichen sich nicht mehr befriedigt fühlen — wir brauchen sie heute dringender noch als vor sechsunddreißig Jahren. Strauß hat sie schaffen wollen. Wir können seinen Versuch nicht als einen durchweg gelungenen anerkennen, er ist vor allem ergänzungsbedürftig. Aber wenn irgendwo, so muß hier das in magnis voluisse sat est gelten.

Doch nun noch die andere Frage: wie hat das Buch gewirkt? wie wurde es aufgenommen? Es ist heute üblich, recht geringschätzig von dem alten und neuen Glauben zu reden. Schweitzer z. B. tut es kurz ab mit dem Worte: „Es war ein totes Buch trotz der vielen Auflagen, die es erlebte, und das Geschrei, das Freund und Feind darum erhoben, war das Geschrei um einen Toten“ [1]). Wer die Wirkung damals miterlebt hat, wie ich, der kann so nicht reden. Das Buch schlug ein wie ein Funke ins Pulverfaß, und von mir wenigstens kann ich bezeugen, daß mich in meinen jungen Jahren kein Buch so erregt hat wie dieses, daß eine

[1]) Schweitzer a. a. O. S. 75. „Totenhaft“ sagt Goethe vom Système de la nature, aber Goethe drückt sich bescheidener aus als Schweitzer: „Es kam uns so grau, so cimmerisch, so totenhaft vor“; und geschaudert hat's ihn doch davor, wie vor einem Gespenst.

Digitized by Google

große, befreiende Wirkung von ihm auf mich ausgegangen ist. Aber allerdings die Wirkung in der Öffentlichkeit, in der Presse war eine ganz andere. Wenn Strauß auf ein mächtiges Echo von den vielen Tausenden seiner „Wir" gehofft hatte, so sah er sich darin getäuscht; dieses Echo blieb aus, dafür kamen von seiten der Kritik die schrillsten Töne, die schroffsten Absagen. Er tröstete sich freilich damit, daß die Einverstandenen sich in solchem Fall mit stiller Zustimmung zu begnügen pflegen, namentlich hier, wo es nicht ohne Gefahr war, sein Einverständnis offen einzubekennen [2]). Aber item, die Nichteinverstandenen hatten das Wort, und was sie sagten, klang böse, bitterböse. Strauß mußte die Erfahrung machen, daß in Deutschland alterworbener Schriftstellerruhm — alt? es war noch keine zwei Jahre her, daß man ihm ob seiner Renanbriefe allgemein zugejubelt hatte — gegen die Anwürfe einer respektlosen Kritik nicht schützt; je jünger die Rezensenten sind, desto frecher pflegen sie sich bekanntlich zu gebärden, und gerade auf einen nicht Unbekannten um so derber und kecker loszuschlagen, je mehr sie merken, daß die allgemeine Stimmung diesmal gegen ihn ist; und je unbedeutender sie selber sind, desto wohler tut es ihnen, auch einmal „mit fadenscheinigem Bettlerstolz die Miene geringschätziger Überlegenheit gegen einen Riesen am Geiste annehmen" zu können.

Dabei übersah die Kritik fast durchweg eines, daß es sich um ein „Bekenntnis" handle, um einen neuen „Glauben", den Strauß dem alten gegenüberstellte. Zu glauben und ein Glaubensbekenntnis abzulegen nach seiner Façon, dazu sollte doch jeder das Recht haben; und wenn es ein Mann wie Strauß tut und damit gewissermaßen der Welt sein Testament übergibt, so hätte man ihn auf alle Fälle mit Respekt reden lassen und anhören sollen. Allein Strauß

[2]) Wie Recht er damit hatte, habe ich im ersten Teil, S. 231 an meiner persönlichen Erfahrung in Württemberg gezeigt.

Digitized by Google

hatte es, wie er selber ironisch meint, diesmal auch gar zu ungeschickt angegriffen. Zunächst hatte er zum Teil doch recht spitze und starke Worte gebraucht. Wenn er von dem alten persönlichen Gott, an den er ja nicht mehr glaubte, im Sinne von Giordano Bruno sagte, durch die Erkenntnis von der Unendlichkeit der Welt sei an ihn „gleichsam die Wohnungsnot herangetreten", oder anderswo die Geschichte von der Auferstehung Jesu als einen „weltgeschichtlichen Humbug" bezeichnete, so wirkte das auf viele wie eine Blasphemie und war unnötig herausfordernd und verletzend. Wir wissen, wie er dazu kam. Er kam von Voltaire her, dessen Art zu sprechen hatte auf ihn abgefärbt. Aber was die Menschen der Aufklärung ruhig hinnahmen, das ertrug man im Jahrhundert der Romantik, im Reich der Zusammengehörigkeit von Thron und Altar und in den Zeiten eines sich immer mehr ausbreitenden Cant nicht mehr in derselben Weise. Daß hinter dieser Schärfe sich noch anderes, Persönliches verbarg, das wußte damals ohnedies niemand; keiner ahnte, daß der Mann, der so munter philosophierte und so heiter das

So leben wir, so wandeln wir beglückt

auf sich anwandte, ein Schmerzensreich war, dem soeben die letzte Hoffnung auf Glück in die Brüche gegangen war. Die Weiber und die Theologen hatten sein Leben verpfuscht. Was Wunder, wenn am neuen der alte Groll wieder aufwachte und sich gelegentlich den letzteren zu spüren gab, weil er es just mit ihnen zu tun hatte.

Aber noch schlimmer war das andere, daß er es mit allen Parteien verdarb und sich dem Kreuzfeuer der Orthodoxen und der Fortschrittstheologen, der Konservativen und der Sozialdemokraten ohne alle Deckung aussetzte. Da war der Apostel Paulus, meint er selbst, ein anderer Stratege, als er vor dem hohen Rat in Jerusalem die bedrohliche Koalition der Pharisäer und Sadduzäer durch das Hineinspielen der Auferstehungsfrage zu trennen und die Pharisäer auf seine Seite zu bringen wußte. Auch hier wieder

Digitized by Google

zeigte sich Strauß als den Mann rücksichtsloser, unerbittlicher Wahrhaftigkeit, der allen die Wahrheit, so wie er sie sah, ins Gesicht sagte, ohne die Folgen ängstlich zuvor zu erwägen.

Verdorben hatte er es wieder einmal gründlich mit aller Theologie. Es war natürlich nur ein theologisches Späßchen, wenn Nippold [1]) meinte, seine Bundesgenossen finden sich „fast nur im Lager der verschiedenen klerikalen Orthodoxien". Wohl wiesen die auf der Rechten schadenfroh hin auf das, was Strauß über ihre liberalen Gegner sagte, und sahen in seinem neuen Glauben nur die Konsequenz dessen, was diese nur halb gedacht oder nur halb zu sagen gewagt hatten. Im übrigen war ihnen das Buch natürlich ein Greuel. Aber allerdings, ganz besonders empört waren die Männer des Protestantenvereins, und sie hatten auch allen Grund dazu. Doppelt und dreifach absurd hatte Strauß ihren modernisierten Glauben genannt: der alte widerspreche doch nur der Vernunft, der ihrige sich selbst in allen Teilen, wie könnte er da mit der Vernunft stimmen? Und gewiß hat Strauß die Verdienste, die sich die freisinnigen Theologen in einer Zeit des Übergangs um die allmähliche Umbildung und Überführung des alten Glaubens in ein Neues und damit um unser Volkstum erworben haben und noch erwerben, verkannt. Aber seine Mission war eben eine andere, seiner Natur war nun einmal alles Halbe und alles Vermittelnde, das ihm stets als ein Unehrliches erschienen ist, aufs äußerste zuwider. Dazu sah er an der Spitze des Protestantenvereins Bluntschli und Schenkel, die zwei Schweizer, die so merkwürdig aus konservativen Politikern und Theologen zu Führern des kirchlichen Liberalismus in Baden geworden waren: sie zu lieben oder auch nur zu achten hatte er am allerwenigsten Grund. Diese Gefühle übertrug er

[1]) D. Fr. Strauß' alter und neuer Glaube und seine literarischen Ergebnisse. Zwei kritische Abhandlungen von L. W. E. Rauwenhoff und Fr. Nippold. 1873.

Digitized by Google

dann auf die Bewegung selber, an deren Spitze sie standen. Umgekehrt fühlten sich auch die Männer des Protestantenvereins persönlich von Strauß gekränkt. Mit einigen von ihnen, dem Dogmatiker Biedermann und dem Pfarrer Heinrich Lang in Zürich, hatte er vom Bodensee her, wo er in den letzten Jahren einige Sommerwochen zu verbringen pflegte, Beziehungen angeknüpft und freundschaftlich Besuche und Briefe getauscht. Da glaubten sie ihn, obwohl er gerade ihnen gegenüber auf die „Sirenenstimmen des Materialismus" hingewiesen und den Unterschied der Anschauungen freundlich, aber bestimmt betont hatte, fast gar als einen der Ihrigen ansehen zu dürfen. Wie sich nun im alten und neuen Glauben das Hagelwetter besonders schwer über die liberale Theologie entlud, so kam ihnen das vor wie ein Verrat an der Freundschaft und wie ein persönlicher Bruch mit ihnen: das hatten sie nicht von Strauß erwartet, das glaubten sie nicht um ihn verdient zu haben. Und so war allerdings von dieser Seite her Abwehr und Kritik am schärfsten. Ich selbst habe von Heinrich Lang im Winter 1872/1873 in Winterthur einen Vortrag gegen den alten und neuen Glauben gehört, der im höchsten Maße gereizt und leidenschaftlich, wirklich wie in Gift und Galle getaucht war. Ganz verstanden habe ich diesen Zorn erst jetzt, wo mir die Briefe von Strauß an Biedermann zugänglich geworden sind. Der letzte, der für schöne in Zürich und auf dem Zürchersee zugebrachte Stunden dankt, ist vom 24. Juli 1872 und schließt mit den Worten: „Wenn ich Sie für heuer nicht mehr sehen sollte, so leben Sie wohl, teurer Freund, und seien mit Ihrer lieben Frau und Tochter, wie auch der Familie Lang, von Herzen gegrüßt." Kurz darauf schrieb Biedermann an Vatke: „Ich gäbe einen Finger meiner rechten Hand darum, Strauß hätte das ominöse Buch nicht geschrieben". Strauß erwartete von ihm sogar ein offenes Sendschreiben gegen sein Buch; aber erst nach seinem Tod, in seiner Rektoratsrede von 1875 hat er, soviel ich weiß, öffentlich

Digitized by Google

allung dagegen genommen. Sie mußten ihn eben, nachdem sich persönlich mit ihm eingelassen und „an ihm schwarz macht" hatten, im Interesse ihrer Sache von den Rockhößen schütteln und den Gegnern zur Rechten die unqueme Waffe aus der Hand zu schlagen suchen, wenn ese sagten: Seht, dahin führt die schiefe Ebene, auf der ir alle steht. Selbst die scheinbar ganz Freien, die sogeannten freireligiösen Gemeinden und ihre Wortführer, chlossen sich dem allgemeinen Verdammungsurteil an. Sie hatte Strauß gegen sich aufgebracht, weil er ihre Gottesdienste „trübselig" genannt hatte „bis zum Schauerlichen".

Auch mit den Philosophen hatte er es verdorben. In erster Linie mit denen um Schopenhauer und Eduard v. Hartmann. Schopenhauers pessimistisch grobe Reden von Gott und Welt hatte er für Phantasiespiele eines Philosophen erklärt, der beim Niederschreiben solcher Sätze nicht bei Trost gewesen sei; und den Grundgedanken von Eduard v. Hartmanns Philosophie des Unbewußten nannte er gar einen bloßen „Einfall". Anderen galt der Darwinismus, zu dem sich Strauß mit allen seinen Konsequenzen, auch der der Abstammung des Menschen vom Affen, bekannte, für schlechthin materialistisch; daher legten, ohne zu untersuchen, ob Strauß auch wirklich Materialist sei, die alten Materialistentöter Ulrici und Carrière ihre stumpfen Lanzen gegen ihn ein und suchten ihn auf Widersprüchen aller Art zu ertappen.

Aber auch mit den Politikern ging es ihm nicht besser. Der Materialismus war als das Glaubensbekenntnis der Sozialdemokraten bei allen konservativ denkenden Menschen verpönt. Daß Strauß selbst konservativ dachte, das erschien als eine wunderliche Inkonsequenz, die ihm nicht viel half. Umgekehrt freuten sich die Sozialdemokraten über den kritischen und philosophischen Teil des Buches; aber gerade ihnen, und den Demokraten überhaupt, war er im

Digitized by Google

vierten Abschnitt so derb entgegengetreten, daß sie von dem Buch als ganzem doch nichts wissen wollten.

Und wenn ihm Helmholtz zu seiner Freude privatim wenigstens mitteilen ließ, daß die naturwissenschaftlichen Partien durchaus korrekt seien, so zögerten doch auch auf naturwissenschaftlicher Seite viele, mit ihm die letzten Konsequenzen zu ziehen und ihm in Fragen, die mehr philosophisch als naturwissenschaftlich waren, offen zuzustimmen. Immerhin fand er für diese Abschnitte in Semper, Seidlitz und Moriz Wagner sachkundige Verteidiger. Aber abgesehen davon konnte Nippold 1873 doch mit Recht sagen: neben der protestantischen Theologie haben „Naturwissenschaft und Philosophie, Nationalökonomie und Staatswissenschaft, Kunst- und Kultur- und Literaturgeschichte, Judentum, freie Gemeinden und Altkatholizismus — sie haben insgesamt ihre Vertreter ausgeschickt, um den neuen Glauben auf der ganzen Linie zurückzuweisen". Also Feinde ringsum! Strauß konnte wieder wie im Jahre 1835 fragen: bin ich denn ganz allein? Die beiden Freunde, die die nächsten dazu gewesen wären, sich seiner anzunehmen, Eduard Zeller und Kuno Fischer, schwiegen. Sie waren mit dem Inhalt nicht durchweg einverstanden, und das wollten sie in einem Augenblick, wo alle Welt auf Strauß und sein Buch einschlug, nicht in der Öffentlichkeit sagen, um dadurch den Gegnern nicht Wasser auf ihre Mühle zu liefern. Privatim haben sie sich mit ihm durchaus freundlich, aber nicht ohne ihren abweichenden Standpunkt zu betonen, darüber ausgesprochen, und Strauß hat ihnen das nicht übel genommen.

Nur einer trat rückhaltlos für ihn ein, das war ich — in einer Serie von Artikeln in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung in der Form einer Antikritik gegen den altkatholischen Professor Johannes Huber in München. Ich muß davon reden, weil ich weiß, eine wie große Freude das für Strauß gewesen ist, ein wirklicher Trost in jenen bösen Tagen, wo es von allen Seiten hieß: Philister über dir, Simson!

Digitized by Google

Strauß hatte sich natürlich darauf gefaßt gemacht, Anstoß zu erregen und Widerspruch zu erfahren. Aber daß es so toll kommen, daß der Widerspruch so allseitig sein und man — sogar in den Reihen der gebildeten Mittelparteien — den Ton des gesellschaftlichen Anstandes gegen ihn so völlig außer acht lassen werde, das hatte er nicht erwartet von seinen

Landsleuten, deutschen, werten,
Die stets ihn freundlich ehrten,
Sich jüngst die Bäuche hielten,
Als Buben nach ihm zielten,
Ihn von den Stühlen rissen
Und in die Gosse schmissen.

Da verfuhren Fremde weit glimpflicher mit ihm, so Gladstone, der ihn in einer Rede in Liverpool ausführlich bekämpfte, aber dabei nicht aufhörte wie ein Gentleman von ihm zu sprechen, oder Renan, der auch dieses Buch von Strauß „grand, noble, élevé" genannt hat.

Im Sturme hatte er angefangen, im Sturme sollte er enden. Aber jetzt war er dem Sturme nicht mehr gewachsen wie vor 37 Jahren, er war weniger widerstandsfähig, war älter, war auch — wir werden es hören — nicht mehr ganz gesund und überdies verwöhnt von der Aufnahme seines Voltaire und der Renanbriefe; und ein empfindlicher Schwabe war er ohnedies. So traf ihn die vielfach so persönliche, so gehässige und auch in der Form so verletzende Kritik noch einmal tief ins Herz.

In dieser Situation erschien meine „Kritik gegen Kritik" — etwas verspätet, weil mein erster Aufsatz über das Buch, für den Württembergischen Staatsanzeiger bestimmt und dort auch bereits gesetzt, auf höhere Weisung kassiert worden war; womit sich die württembergische Regierung in ihrem Verhalten gegen Strauß ja nur bis zum Schluß treu geblieben ist. Freilich auch die Allgemeine Zeitung hat mit der Annahme lange gezögert. Was in den Artikeln stand, ist Neben-

Digitized by Google

sache; Nippold meint, ich sei damit, „an der Theologie irre geworden, mit fliegenden Haaren [1]) ins Lager der Naturwissenschaft geflüchtet". Ich hatte nicht den Eindruck und habe ihn noch heute nicht, daß ich mich damals auf der Flucht befunden habe; und in dem Lager der Naturwissenschaft bin ich ja bis zur Stunde noch nicht angekommen; wohl aber hatte ich, und habe noch, die Meinung, daß die Philosophie wohl daran tut, sich mit den Ergebnissen und auch mit den wohl fundierten Hypothesen der Naturwissenschaft in Einklang zu halten. Strauß aber hat, wie schon gesagt — und darüber bin ich heute noch froh und darauf bin ich heute noch stolz — dieses mein Eintreten für ihn in jenem Augenblick sehr wohltuend empfunden. „Sie haben mir", schrieb er mir am 5. Januar 1873, „durch den Mut, im bedenklichsten Augenblick des Kampfes sich mir zur Seite zu stellen, nicht bloß nach außen, dem Publikum gegenüber, sondern auch rein für mich selbst einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Ich war doch in Gefahr, nicht an mir selbst, wohl aber an der Zeit und den Zeitgenossen irre zu werden, wenn mein aus innerstem Bedürfnis hervorgegegangener Ruf keinen anderen als höhnischen Widerhall gefunden hätte. Aber auch die Ehre der deutschen Journalistik haben Sie retten helfen, die sich bis dahin in der Sache — ich darf es gewiß ohne Anmaßung sagen — geradezu

[1]) Meine fliegenden Haare — eheu fugaces! Übrigens ist dies der zweite Haarmythus, dem wir begegnen: erst die roten Haare von Strauß, nun die fliegenden von mir. Man kann daran wirklich Wesen und Ursprung des Mythus, wie ihn Strauß bestimmt hat, studieren. Die roten Haare gehen auf den Verräter Judas zurück, der in der Kunst vielfach mit solchem Haar dargestellt wird; die fliegenden sollen an den Knaben Absalom erinnern, der mit seinen langen Haaren an einer Eiche hängen blieb und dem dann zum Lohn für seinen Aufruhr Joab drei Spieße ins Herz stieß. So nicht ohne Tendenz erfunden, sind sie natürlich von ihren Urhebern selbst geglaubt worden; und der Glaube das rote Haar von Strauß wird sich wohl nie mehr ganz ver-

Digitized by Google

schmählich benommen hatte." Und daß das nicht bloß ein höflicher Dank an den jungen Kampfgenossen war, zeigen die Worte darüber an die Schwägerin: „Das Jahr hat für mich noch freundlicher geschlossen, als es die Zeit her den Anschein hatte. Die unverschämten Angriffe auf mein Buch hatten mich doch düster gestimmt, bis ich selbst die Feder in die Hand nahm, ihnen zu begegnen. Und nun kommt ja auch von außen Sukkurs; ich habe das Gefühl, daß ein günstiger Wendepunkt eingetreten ist."

Die Schrift, zu der er, wie er hier andeutet, selber die Feder in die Hand nahm, um „den unverschämten Angriffen" zu begegnen, war „Ein Nachwort als Vorwort zu den neuen Auflagen meiner Schrift: Der alte und der neue Glaube". Ich habe sie zugleich mit jenem Brief vom 5. Januar 1873 von ihm zugeschickt bekommen, datiert ist sie vom letzten Tag des Jahres 1872. Als man hörte, Strauß werde seinen Kritikern antworten, machte man sich auf eine neue Serie von Streitschriften und auf eine Abwehr im schärfsten Ton gefaßt. In dieser — Hoffnung oder Furcht sah man sich getäuscht. Gegen diejenigen Gegner, die sich am weitesten vorgewagt hatten, brachte das Schriftchen allerdings ab und zu ein energisches Wort und einen scharfen Ausfall. So gegen den „hoffnungsvollen jungen Mann, der das Steuer der Zeitschrift „Im neuen Reich" [1]) so munter handhabte",

[1]) Diese Zeitschrift erschien bei S. Hirzel in Leipzig, dem Verleger des alten und des neuen Glaubens. Strauß war mit Recht empört, daß gerade hier, wenn man ihn nicht loben wollte, man ihn nicht wenigstens mit Anstand und Rücksicht behandelte. Daher übergab er „Ein Nachwort als Vorwort" seinem Neffen Emil Strauß in Verlag und, als Hirzel dadurch beleidigt ihm das Buch zu freier Verfügung stellte, ebenso von der vierten Auflage an auch den alten und den neuen Glauben selber. Dem dabei etwas ängstlich gewordenen Neffen schrieb er das rührende Wort: „Ihr müsset eben vorsichtig sein. Ihr könnet Euren Onkel lieb und in Ehren halten, ohne seine religiösen Meinungen als Kokarde auf den Hut zu stecken."

Digitized by Google

gegen Alfred Dove. Dieser hatte, weil er sich einmal auf seine (Straußens) Kosten in guten Humor gesetzt, es sich ja nicht verkneifen können, spöttisch von dessen Reverenzen vor Lessing oder von Jesu hoffnungsloser Unfähigkeit zum Börsengeschäft zu reden. Und ebenso energisch wandte sich Strauß gegen den altkatholischen Professor der Philosophie in München, Johannes Huber, wenn dieser ihm gegenüber in denselben Ton fiel und dem geächteten Widersacher auch die abgeschmacktesten Konsequenzen zuzuschieben für erlaubt hielt. Sachlich hatte man ihm vielfach einen inzwischen erschienenen Vortrag von Du Bois-Reymond „über die Grenzen des Naturerkennens" mit seinem vielzitierten Ignorabimus entgegengehalten, Dove hatte mit Beziehung darauf seiner Kritik geradezu die Überschrift gegeben: Bekenntnis oder Bescheidung? gleich als wollte er sagen: „Da sehet auf der einen Seite einen großen Naturforscher, der sich bescheidet, nur bis zu einem gewissen Punkte hin etwas zu wissen, der also jenseits dieses Punktes euch glauben läßt, was ihr wollet; und auf der andern Seite einen vermeintlichen Philosophen, der uneingedenk jener Schranken, auch über sie hinaus euch sein ungläubiges Bekenntnis aufdrängen will." Mit Recht weist Strauß den Versuch ab, sich dabei auf Kant zu berufen und seine kritische Eingrenzung des Vernunftgebrauchs nur deshalb willkommen zu heißen, um jenseits dieser Grenze um so ungestörter allen Spuk des alten Glaubens und Aberglaubens forttreiben zu können. Dagegen zitiert er aus der Schrift von Du Bois-Reymond seinerseits Sätze, aus denen klar hervorging, wie wenig Grund seine Gegner hatten, sich gerade auf diesen Naturforscher zu berufen. So die Äußerung, daß „die Seele als allmähliches Ergebnis gewisser materieller Kombinationen entstanden und vielleicht gleich anderen erblichen, im Kampf ums Dasein dem einzelnen nützlichen Gaben durch eine zahllose Reihe von Geschlechtern sich gesteigert und vervollkommnet habe"; oder noch deutlicher die andere: „Was wäre dem Naturforscher zu erwidern, wenn er, bevor er in die Annahme einer Weltseele

Digitized by Google

willigte, verlangte, daß ihm irgendwo in der Welt, in Neuroglia gebettet und mit warmem, arteriellem Blut unter richtigem Druck gespeist, ein dem geistigen Vermögen solcher Seele an Umfang entsprechendes Konvolut von Ganglienkugeln und Nervenröhren gezeigt würde?" Die Meinung eines Forschers, der so sprach, konnte unmöglich sein, sagt Strauß, „hinter den von ihm abgesteckten Grenzen unseres exakten Naturerkennens veraltete Hypothesen und abgestorbene Dogmen sich von neuem ansiedeln zu lassen". Vielleicht freilich haben damals Feind und Freund das mehr aus rhetorischen als aus kritischen Bedürfnissen entsprungene „Ignorabimus" des berühmten Vortrags überhaupt zu ernst und zu hoch genommen.

Im übrigen aber war der Ton der kleinen Straußischen Schrift weit weniger streitbar, als man erwartet hatte. Sie machte, fast wie einst die Friedlichen Blätter, eher einen elegischen Eindruck, als ob ihr Verfasser bei allem Festhalten an seinem Standpunkt vielmehr nach einer Verständigung suchte und tastete. Ausdrücklich heißt es: „kein Streit mit Andersdenkenden, nur Verständigung mit Gleichgesinnten war die Absicht". Einzig das Recht dazu, daß eine Anzahl von Staatsbürgern überhaupt keiner Kirche mehr auch nur äußerlich angehöre, habe er durch sein Bekenntnis in Anspruch nehmen wollen; und davon bleibe er trotz aller Schmähungen überzeugt, daß er damit ein gutes Werk getan und sich den Dank einer minder befangenen Zukunft verdient habe. „Die Zeit der Verständigung wird kommen", mit diesen Worten schließt er, „wie sie für das Leben Jesu gekommen ist: nur daß ich sie diesmal nicht mehr erleben werde."

Ob er mit dem Ausblick in eine ihm günstigere Zukunft recht gehabt hat, lassen wir dahingestellt; das gehört nicht mehr in die Lebensgeschichte von Strauß. Aber damit hatte er sicher recht, daß er die Zeit der Verständigung nicht mehr erleben werde. Der Wendepunkt war Ende 1872

Digitized by Google

doch noch nicht eingetreten, der Kampf gegen sein Buch ging weiter, die Schmähungen hörten nicht auf, das Schlimmste sollte sogar erst noch kommen. Allein für ihn persönlich war der Streit zu Ende, jene Schlußworte waren aus einer Todesahnung herausgeschrieben, die sich nur zu rasch erfüllen sollte. Bald tönte das Kampfgetöse nur noch dumpf und leise herein in das Zimmer eines Sterbenden.

Digitized by Google

Dreizehntes Kapitel.

Das Ende.

Der alte und der neue Glaube war noch in Darmstadt zu Ende gebracht worden. Aber wir wissen bereits, daß ihn dort nichts mehr hielt. Ohne Arbeit zu bleiben, wäre ihm unmöglich gewesen. Auch lag Darmstadt zu weit ab von seinen beiden Kindern, Georgine war in Bonn, Fritz in Stuttgart: was war natürlicher, als daß er in die Nähe des einen oder des andern zog? Am Niederrhein hatte er schon einmal gelebt, ohne sich dort behaglich zu fühlen, und so begnügte er sich, alljährlich mit der Tochter in Biebrich oder am Bodensee schöne Wochen zu verbringen. Er war ein Schwabe, in diese seine Heimat gehörte er, dorthin zogen ihn Jugenderinnerungen und Jugendfreunde, dorthin nun auch der Sohn. Und die Luft war ja frei, seit Agnes Schebest in Stuttgart gestorben war. Die Wahl war nur, ob Stuttgart oder Ludwigsburg? Eine passende Wohnung, die sich zufällig fand, entschied für das letztere, für seine Geburtsstadt Ludwigsburg. Von dort führte die Bahn in 20 Minuten den Sohn und die Freunde herüber, unter diesen vor allem Rapp, der seit 1867 als Pensionär in Stuttgart wohnte. Zum Leben freilich wäre Ludwigsburg für Strauß bald zu einsam geworden, zum Sterben aber war es ihm eben recht.

Als er im November 1872 in Ludwigsburg einzog, fand er, daß der Tausch mit Darmstadt sehr seine zwei Seiten habe, zumal die Jahreszeit eine solche war, in der Ludwigsburg seine Vorzüge nur sehr unvollständig zur Gel-

Digitized by Google

tung bringen konnte. Doch machte er sich die Spaziergänge nach Möglichkeit zunutze und fand sie selbst bei dem feuchten Novemberwetter recht gangbar. Dagegen wirkten die Erinnerungen, die sich ihm auf Schritt und Tritt darboten, so teuer sie ihm waren, im ganzen doch mehr schmerzlich als erfreulich, weil sie sich durchaus an Verstorbene knüpften. Ludwigsburg war für ihn eine wahre Totenstadt. Außer mit dem ihm verwandten Ruoffschen Hause knüpfte er keine Verbindungen an. Dem Prälaten Hauber, seinem um eine Promotion älteren Konkurrenten von Tübingen her [1]), begegnete er zuweilen auf Spaziergängen, man begrüßte sich freundlich und ging wohl auch eine Strecke zusammen. Den klugen Prälaten mochte es reizen, dem einsamen Strauß gegenüber unterwegs den Unbefangenen und Großmütigen zu spielen. Ein Verkehr war das natürlich nicht. Seinem ohnehin schwachen Trieb, sich anzuschließen, und den guten Vorsätzen, mit denen er gekommen war, wirkte überdies der üble Eindruck entgegen, den er sein Buch überall machen sah. Aber gerade, daß er niemand zu besuchen hatte und von niemand besucht wurde, daß er nach Herzenslust allein sein konnte, behagte ihm in dieser menschenscheuen, menschenüberdrüssigen Stimmung doch. Und die alte Karoline hatte zu seiner Bedienung eine recht ordentliche Person ausfindig gemacht und sah ja, am Orte gegenwärtig, treulich sorgend selber nach dem Rechten. Nur die Wohnung war nicht gut gelegen, so nüchtern und prosaisch, so stil- und stimmungslos, wie sie uns heute anmutet, war sie schon damals. Übrigens dachte er auch an neue Arbeit, die ihn am besten aus der Verstimmung herausgerissen hätte. Er fing bereits wieder an, Steine zu brechen und Stämme zu fällen. Ich traf ihn im Dezember 1872 beim Studium von Zellers Geschichte der deutschen Philosophie. Auf ein Opus philosophicum weisen auch sonst Andeutungen hin: vielleicht wollte er den früheren

[1]) Siehe Band I, S. 52.

Digitized by Google

Plan einer Geschichte der Moral wieder aufnehmen. Gelegentlich klingt es auch so, als ob es sich um ein Buch über Lessing handelte. Aber über die allerersten Vorarbeiten ist er jedenfalls nicht hinausgekommen; denn nun kam ein anderes, — zuerst die Krankheit, dann der Tod.

Noch im März 1873 schreibt er: „wenigstens bin ich gesund". Allein schon am 3. April klingt es anders: „Meine Gesundheit hat einen Puff bekommen." Strauß war bis dahin nie eigentlich krank gewesen, nur von Katarrh und Grippe, seltener von Magenverstimmung ist in den Briefen gelegentlich die Rede. Jetzt, beinahe genau mit dem 65. Geburtstag, verließ ihn seine bisherige Gesundheit, er sah einem durch tiefe Körperleiden getrübten Lebensabend entgegen. Der Versuch mit einer Kur in Karlsbad verlief resultatlos. Im Juni entdeckten die Ärzte, sein Sohn Fritz und Obermedizinalrat Elsässer in Stuttgart, eine Geschwulst im Darmkanal. Man dachte natürlich an Krebs; es war aber, wie ein später vorgenommener Probestich durch Professor Simon aus Heidelberg ergab, ein Abszeß harmloserer Art, eine Blutzyste, die allmählich in Verjauchung überging [1]). Schon vorher, gleich nach der Rückkehr aus Karlsbad, war starke Abmagerung und rasches Schwinden der Kräfte eingetreten, was die Ärzte auch von einer eigentlichen Operation absehen ließ. Dazu stellten sich heftige und immer heftiger werdende Schmerzen ein, die kaum durch Narkotika in erträglichen Maßen zu halten waren. Es war ein langes, schweres Krankenlager, waren Tage und Wochen und Monate voll körperlicher und geistiger Schwäche und voll fürchterlicher Schmerzen. Und es war fast von Anfang an ein Krankenlager ohne Hoffnung, namentlich bei dem Kranken selber.

Da berührte ihn, was von außen kam, nicht allzuviel mehr. Den literarischen Verdrießlichkeiten des vergangenen

[1]) So nach einem mir vorliegenden Brief von Professor Simon an den Sohn.

Digitized by Google

Winters schrieb er teilweise die Schuld an der Widerstandslosigkeit und dem Schwinden seiner Kräfte zu. Also galt es sie sich vom Leibe zu halten. Ausdrücklich bittet er Rapp:

> Tu mir nichts davon zu wissen,
> Laß mich ruh'n auf meinem Kissen.
> Kann ich mich nicht ferner wehren,
> Mag ich auch nichts weiter hören.

Nur das angekündigte Sendschreiben von Biedermann in Zürich hätte ihn interessiert. Und doch kamen noch zwei schlimme Attacken. Zunächst eine von befreundeter Seite. Vischer wollte schon im Januar 1873 öffentlich über den alten und den neuen Glauben das Wort ergreifen, und zwar — als Gegner des Buches; dann glaubte er sich auf eine private Admonition beschränken zu können und schickte Strauß das Paket mit seinen Bemerkungen zu, obwohl ihn dieser hatte bitten lassen, damit zu warten, bis er mit wiedergewonnener Ruhe und innerer Klarheit seine Arbeit von neuem vornehmen könne. Aber Vischer drängte es zu reden, zu streiten, recht zu behalten; und so erschien in den „kritischen Gängen" im August 1873 ein Artikel gegen den alten und den neuen Glauben: — „also richtig!" wie Strauß an Rapp seufzend schreibt. Das war in diesem Augenblick zu viel. Als Vischer einige Zeit nachher ihn besuchen wollte, wandte sich Strauß wortlos von ihm ab, das Band zwischen den beiden war, wie schon so manchesmal, zerschnitten, nur konnte es diesmal im Leben nicht mehr wieder angeknüpft werden.

Die zweite Attacke ging von Nietzsche aus. Im Herbst 1873 erhielt Strauß das erste Stück von dessen „Unzeitgemäßen Betrachtungen. David Strauß, der Bekenner und Schriftsteller." Auf den Inhalt komme ich nachher noch mit einem Wort zurück. Hier handelt es sich nur um den Eindruck, den das Pamphlet auf Strauß gemacht hat. „Der Nietzsche", schreibt er am 19. Dezember an Rapp, „hat es

Digitized by Google

ja den Leuten förmlich angetan. Es ging mir hier, wie es in der Entführung heißt:

Erst geköpft und dann gehangen...

Freilich, wenn es ihm gelungen ist, einen schon Geköpften auch noch zu hängen, so war das Aufsehen, das er machte, nicht unverdient! Ihr seht übrigens, wie vergeblich eure Bemühungen sind, einen schon zweifach Getöteten wieder zu beleben. Auch wäre es kaum wünschenswert; denn in der Entführung heißt es weiter:

Dann gespießt auf heiße Stangen, —

was ja noch schmerzhafter als Hängen und Köpfen sein muß. Mir ist an dem Patron nur das psychologische Problem merkwürdig, wie man zu einer solchen Wut kommen kann gegen einen Menschen, der einem nie ins Gehege gekommen, — kurz das eigentliche Motiv seines leidenschaftlichen Hasses begreife ich nicht [1]). Doch lassen wir die Fratzen und wenden

[1]) Wir begreifen das heute natürlich besser. Abgesehen von ganz Persönlichem, dem Neid des Stilisten Nietzsche auf den Stilisten Strauß, wovon noch die Rede sein soll, war es die „Wut" des Wagnerianers gegen den musikalischen Klassizisten, der von Wagner nichts wissen wollte, die Verachtung des Pessimisten gegen den „ruchlosen" Optimismus von Strauß und die Empörung über dessen Kritik an Schopenhauer, der damals noch Nietzsches anderer Meister war. Seit dem Erscheinen des Buches von Bernoulli, Overbeck und Nietzsche, wissen wir aber auch, wer hinter diesem Haß gestanden, ihn angefacht und geschürt hat: es war der Theologe Overbeck, der eben damals eine höchst merkwürdige „Streit- und Friedensschrift" („Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie" 1873) hatte erscheinen lassen, in der auch er sich mit dem Buch von Strauß auseinandersetzte. So steckt theologische Antipathie, theologisches Ressentiment auch in dem Nietzscheschen Angriff auf Strauß. — Die Verständnislosigkeit und Brutalität der Schwester, die uns in ihrer Biographie des Bruders II, S. 135 berichtet, wie diesem sein Pamphlet nachträghabe leid tun wollen, als er hörte, daß Strauß ein Kranker und Sterbender sei, dann aber ihrerseits auf Grund des oben mitgeteilten Briefes von Strauß ihn einen selbstgefälligen Satisfait nennt, der kein Mitleid verdiene und „nicht an gebrochenem Herzen gestorben

Digitized by Google

uns den Musterbildern des Schönen und Guten zu.“ Im übrigen hielt er sich die nicht endenwollende Flut der Streitschriftenliteratur um sein Buch her möglichst vom Leib. Auch meine Schrift „In Sachen des Straußischen Buches“, in der ich den Kampf gegen Johannes Huber fortsetzte, hat er zwar in den ersten Tagen des Jahres 1874 noch erhalten, sie aber eben nur noch gesehen, nicht mehr gelesen.

Sonst ermüdete sein Geist bis gegen das Ende hin nicht. Nicht nur für leichte Arbeit und allerlei Lektüre hielt er stand, auch zum Briefeschreiben raffte sich Strauß auf, so schwer es ihm mehr und mehr auch fiel. Namentlich zwischen Rapp und ihm flogen Briefe und Billette hin und her: aus dem Jahre 1873 sind noch 72, aus dem Januar 1874 noch 7 Briefe von Strauß an ihn erhalten. Und darin wird nicht nur über sein Befinden berichtet, sondern allerlei Ernsthaftes besprochen: über Treitschkes Stil und Justis Winckelmann, über Zellers Vorlesungen über Staat und Kirche, über Schopenhauer und Platon, über Mörike und Hermann Kurz, über Paulis englische Geschichte oder über ein Bild von Kaulbach, über Cornelius Nepos' Atticus und den Unterschied von

---

sei“, soll hier nur niedriger gehängt, keines Wortes der Zurückweisung gewürdigt werden. Strauß ein Satisfait! Du lieber Gott! Wenn Nietzsche im „Ecce homo“ S. 70 ff. seine Beschimpfungen wiederholt und Strauß noch einmal einen Bildungsphilister und Satisfait nennt, ihn zu den unverbesserlichen Flachköpfen und Hanswürsten rechnet und dieses schwäbische Wundertier komisch findet, so mag man das dem Geisteskranken zugute halten. Die Schwester hat diese Entschuldigung nicht. — Sehr merkwürdig ist die Darstellung des uns hier nicht weiter berührenden Verhältnisses von Nietzsche und Strauß in der Naumannschen Patria von 1909, S. 210 ff., die für Nietzsche gegen Strauß Partei nimmt und in einem Hymnus auf die frohe Botschaft des Patrioten Nietzsche endigt. Sollte die Aufnahme des Artikels auch hier auf frühere theologische Antipathien zurückzuführen sein? oder ist sie ein Zeichen einer beginnenden Rückwärtsentwicklung: erst von Stöcker bis ganz nahe heran an die Sozialdemokratie und nun zurück über den Block zu Nietzsche, der antisozial, antidemokratisch, antiliberal war „bis zur Bosheit“? Wer will das sagen?

Digitized by Google

Catull und Horaz. Auch scherzen kann er noch, so wenn er Freund Rapp über die Schreibung des Namens Darwin belehrt: „Was würde die Nachwelt, was würden auch im Elysium die seligen Schatten, so gutherzig wir uns auch diese vorzustellen haben mögen, von mir sagen, wenn sich zeigte, daß ich, l·benslänglich ein Schulmeister, nicht einmal so viel Beruf dazu gehabt, um meinem vertrautesten Freund auch nur den Namen eines Mannes, um den sich in der letzten Zeit unsere Verhandlungen so oft gedreht, richtig beizubringen!“ Und neben den Briefen die Besuche. Von Stuttgart kam ihm der Sohn nur nicht oft genug, Rapp so häufig als möglich, öfter auch Gustav Binder, Professor Reuschle u. a. Aus Heidelberg Kuno Fischer, über dessen Zurückversetzung auf den alten Boden als über einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit Strauß sich ganz besonders freute; Fischer, rühmt er, war bei seinem Besuch unendlich teilnehmend und gab, für einen so strammen Mann, seinem Schmerz einen leidenschaftlichen Ausdruck. Auch mit Zeller hatte er noch einmal „eine recht schöne Stunde“; „auch er gehört zu den Freunden, deren Liebe mich beschämt.“ Selbst von Fremderen drangen teilnehmende Stimmen in das Krankenzimmer, unter denen natürlich auch die der beiden fürstlichen Frauen in Darmstadt und Berlin nicht fehlten.

Und wie dankbar er für all' das war! Namentlich Rapp dankt er immer wieder für seine fast täglichen Briefe, durch die er ihm gar wohl tut, und überhaupt für alle Freundschaft und Liebe, die er für ihn hat und ein Leben lang gehabt hat:

O Freund, laß andere sich um ihre Ehre zanken,
Die niemand anzutasten strebt;
Du labe ferner mit gelindem Wort den Kranken,
Dieweil er atmet, weil er lebt.
Laß ihn im Frieden zu der dunkeln Pforte schwanken,
Die schon sich in den Angeln hebt;
Du siehst ihn mit der Hand Dir noch von ferne danken,
Indes zum Schatten er verschwebt.

Digitized by Google

Aber auch ein anderer Sonnenstrahl fiel noch herein in die immer dunkler werdende Kammer. Georgine konnte nicht kommen, dafür überraschte sie Anfang Oktober den Vater mit der Nachricht von der Ankunft eines Zwillingspärchens. Anfangs erschrak er zwar über den Doppelsegen, da schon drei ältere Enkelkinder da waren, zumal er eben einen recht schlechten Tag hatte, als das Telegramm kam. Aber bald nahm er die Sache von der heiteren Seite und bedauerte nur, daß er die beiden „Ferkelchen" nicht sehen konnte; besonders im Badezüberchen stellte er sie sich gerne vor. Zierlich und lustig scherzt er im Anklang an ein Mörikesches Gedicht:

Ja die Störche, ja die Störche,
In der Kammer wie im Pferche
Können einen Mann erschrecken,
Wenn sie ihn zu zweien wecken.

Und die Frau, wofern sie klug ist,
Weiß, daß eins gerade gnug ist;
Wenn dann Zwillinge erscheinen,
Fragt sie: lachen oder weinen?

Auch der Großpapa, der alte,
Auf der Stirne manche Falte,
Seufzet in den schlanken Beutel:
Alles eitel! alles eitel!

Ein anderes Mal tröstet er die Eltern:

Einst mit eurem Zwillingsschrecken
Werdet ihr euch selber necken,
An Geburts- und Jubeltagen
Fröhlich euren Gästen sagen:

Unsere großen Drei in Ehren;
Doch was würden wir entbehren,
Hätten wir die Zwillingsrangen
Nicht als Nachtisch noch empfangen!

Und ebenso stellt er sich zur Taufe im November mit Versen ein, weil er auch dabei sein will, wie

Aus den beiden kleinen Heiden
Macht man jetzt zwei kleine Christen.

Aber nun die Hauptfrage, wie hat sich der neue Glaube im Leiden und Sterben an ihm bewährt? Auch darüber geben uns Briefe und vor allem Verse Aufschluß. Daß Strauß die Schmerzen trug wie ein Held, darüber war seine Umgebung einig; nur Rapp wußte, wie er litt. „Er klagte nicht," erzählt Binder; als dieser ihn einmal fragte, ob er schwer leide, erwiderte er fast streng: „So dürfen wir nicht sprechen, wir müssen tragen, was der Lauf der Natur uns bringt."

Digitized by Google

Religion ist Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit vom Universum, vom Lauf der Natur: so hatte er im alten und neuen Glauben gelehrt. Diese Abhängigkeit brachte ihm der Leidensweg, auf dem ihm keine Station erlassen wurde, ganz persönlich zum Bewußtsein; und dieses Gefühl der Abhängigkeit und Ergebung in den Lauf der Natur brachte er nun auch in Versen vom Kranken- und Sterbelager aus schön und rein und fromm zum Ausdruck.

Aus den letzten Monaten stammen die beiden Suspirien:

Könnt' ich denn empfangen haben,
O Natur, aus deinen Händen
Diese schönen, reichen Spenden
Und nicht auch Vertrau'n auf dich?
Große Geberin der Gaben,
Seufz' ich dann in meiner Kammer,
Nur mit allzu schwerem Jammer,
Gütige, verschone mich.

Und das andere:

Stund' um Stunde fühl' ich meine Kräfte schwinden,
Sich die Bande lösen, die mich hier noch binden;
Wenig Monde noch, so ist von diesen Resten,
Die jetzt mich bedeuten, keiner mehr zu finden.
Ew'ge Kraft der Welten, hilf der müden Seele
Diese letzten Qualen standhaft überwinden!
Ja, in Ruhestunden spür' ich schon ein Säuseln,
Wie von Siegeslüften, kühlenden, gelinden.
Doch nicht Lorbeer, nur der Liebe Kranz begehr' ich
Mir im Sarg die bleichen Locken zu umwinden.

Und endlich das letzte vom 29. Dezember 1873 an Frieda Boger:

Wem ich dieses klage,
Weiß, ich klage nicht;
Der ich dieses sage,
Fühlt, ich zage nicht.

Heute heißt's: verglimmen,
Wie ein Licht verglimmt,
In die Luft verschwimmen,
Wie ein Ton verschwimmt.

Möge schwach wie immer,
Aber hell und rein,
Dieser letzte Schimmer,
Dieser Ton nur sein.

Digitized by Google

Wer so stirbt, der stirbt wohl. Was Strauß dem Bruder zehn Jahre vorher nachgerühmt hatte: „Du hast selbst in solchen Augenblicken, wo jede Lebenshoffnung erloschen war, niemals der Versuchung nachgegeben, durch Anleihen beim Jenseits dich zu täuschen", das gilt nun von ihm selber. Die Flügel, die immer schon seine Prosa beflügelt hatten, sie haben ihn in diesen letzten schweren Wochen vom Boden aufwärts gehoben und ihn zu jenen reinsten und höchsten Höhen geführt, über die einst der sterbende Sokrates im Gefängnis und beim Schierlingsbecher gewandert war. Als ein weiser und als ein frommer Mann ist David Friedrich Strauß gestorben. Damit hat er den vorwitzigen Fragern, ob er auch fromm genug gewesen sei, um über religiöse Dinge mitzusprechen, die einzig mögliche Antwort gegeben. Und in dieser seiner Religion war alles: Abhängigkeitsgefühl und fromme Ergebung, Vertrauen und Glauben, Erhebung und inneres Freigewordensein — dem unerbittlichen Gang der Natur gegenüber Ergebung, Glauben an die Vernunft und Güte des Weltlaufs und damit zugleich das Triumphgefühl des Menschen gegenüber Schicksal und Natur, das ihn in Leiden und Sterben rufen läßt: Schmerz, wo ist dein Stachel? Tod, wo ist dein Sieg? Es war die Frömmigkeit eines Pantheisten, wie sie ähnlich so etwa auch Goethe in sich getragen haben mag.

Auch noch ein anderes hat Strauß in dieser letzten Zeit mehr und mehr abgestreift, jenes Individualistische, soweit es ein Egoistisches war oder zu werden drohte. Ein guter Deutscher ist Strauß immer gewesen. In den Kriegen von 1866 und noch mehr in dem von 1870 hat er über dem Kampf und Sieg seines Volkes die eigene Not und das eigene Glück oder Unglück mehr und mehr vergessen. In diesem letzten schweren Jahr aber wandte er sich vollends angeekelt von jenen „Fratzen" eines kleinlichen persönlichen Gezänkes den Musterbildern des Guten und Schönen, von dem Gedanken an sich den Gedanken an sein Volk und dessen große Schick-

Digitized by Google

sale zu. Am 10. November 1873 freut er sich in trefflichen Distichen der zwei mächtigen Treffer, die uns dieser Tag gebracht hat, Luthers und Schillers. In einem Epigramm jubiliert er über die Antwort Kaiser Wilhelms I. auf die Anmaßung Pio Nonos, der in einem Schreiben vom 7. August 1873 alle Getauften für sich in Anspruch genommen hatte:

Das alte Waschweib dort mit dreigestufter Haube
Was schreit es aus dem Vatikan? —
Die Antwort gibt ihm schon, gekrönt mit deutschem Laube,
Ein kaiserlicher Mann.

Und in seinem letzten Brief an Rapp vom 4. Februar 1874 — es sind die letzten Worte, die er überhaupt geschrieben, — da heißt es: „Glückauf für morgen zur Reichstagseröffnung! Das sind Hauptsachen, wogegen unsere kleinen Schmerzen verschwinden". So kommt zum Schluß neben Gott-Natur auch Gott in der Geschichte noch zu seinem Recht.

Am 8. Februar 1874 ist er mit frommer Ergebung in den Naturlauf und mit einem Herzen voll Liebe für Vaterland und Freunde, für Kinder und Enkel gestorben.

Am 11. Februar haben wir ihn begraben. „Es war ein kalter, schöner Wintertag: hell und klar schien die Sonne, fast als wollte sie zeigen, daß hier ein Mann zur Erde bestattet werde, der es an Klarheit ihr gleich zu tun versucht hatte. Es war ein stattlicher Zug, der sich durch die mehr als sonst belebten Straßen seiner Vaterstadt dem Friedhof zu bewegte; und so wehmütig es mir ums Herz war, so freute ich mich doch, daß heute so manche sich zu Strauß bekannten, sei's nur mit dem Kopf oder auch mit dem Herzen. Zugleich aber fühlte ich mich und fühlten sich viele mit mir gehoben durch den Anblick, der uns vorher noch zuteil geworden war. Wir hatten den Toten noch einmal gesehen, noch einmal die Denkerstirne, die so frei und fest die geschlossenen Augen überragte, noch einmal den Mund, der von Leiden zeugte und doch von Freundlichkeit und Frieden umspielt war, geschaut. So lag er inmitten seiner Bücher

Digitized by Google

gebettet in herrlichstes Grün: es war ein Anblick, in aller Einfachheit schön und groß, wie ich noch nie etwas gesehen hatte." So schrieb ich unter dem Eindruck dieses Erlebnisses in der „Gegenwart" vom 21. März 1874. Glockengeläute hatte sich Strauß ausdrücklich verbeten, auch kein Geistlicher sollte an seinem Grabe sprechen. Damit war sein Freund Rapp ausgeschlossen, der wohl auch zu ergriffen gewesen wäre, es zu tun. Am nächsten standen dann die drei, Vischer, Zeller und Kuno Fischer. Aber der erste konnte und durfte nicht. Er selbst hat noch, als er zehn Jahre später bei der Feier der Enthüllung einer Gedenktafel am Geburtshaus von Strauß die Rede hielt, gesagt: „Ein Schatten schien sich mir zwischen mich und den Entschluß zu stellen, ein Schatten mit Geistermienen, die mich als Sprecher nicht willkommen hießen." 1874 jedenfalls war der Schatten noch zu tief, der Bruch noch zu neu. Zeller war krank. Warum Kuno Fischer, der darum gebeten wurde, es nicht übernommen hat, weiß ich nicht. In dieser Not bot sich ein anderer von den Getreuesten, Gustav Binder, damals Direktor des Studienrats in Stuttgart, an. Sohn und Tochter waren damit einverstanden. Neben ihm kamen noch Professor Reuschle und ein Verwandter, Dr. Ruoff von Ludwigsburg, zu Wort. Reuschle feierte Strauß etwas pathetisch als den Lessing des 19. Jahrhunderts[1]). Ruoff dankte in warmen, würdigen Worten dem Verstorbenen für die Freund-

[1]) Über diesen Vergleich hat Strauß früher einmal an Reuschle geschrieben: „Ich leugne nicht, daß ich in Stunden gehobenen Selbstgefühls mir zuweilen geschmeichelt habe, es sei von Lessings Mantel ein Stückchen, groß genug, mir eine Jacke daraus zu machen, auf mich gefallen; was aber die Vergleichung betrifft, gedenke ich des Spruches:

Aber mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch!

oder genauer, ich weiß, daß jenes das Zeitalter der Halbgötter war, das jetzige das der οἵοι νῦν βροτοί εἰσιν ist.

Digitized by Google

lichkeit und eingehende Teilnahme, die er den Angelegenheiten der Familie stets erwiesen habe und dafür, daß er den Seinigen ein Führer zur Wahrheit gewesen sei. Die Rede Binders aber lautete wie folgt:

Hochgeehrte Trauerversammlung!

Ein alter Freund des Dahingeschiedenen, wenn auch seit unserer gemeinschaftlich verlebten Jugend nur selten seines näheren Umgangs teilhaftig geworden, wage ich es, zum Abschied auf immer von ihm ein paar Worte an Sie zu richten. Ich gedenke seiner, wie er als ein zarter, schmächtiger Knabe mit großem dunklem Auge im Jahre 1821 mit uns in das niedere Seminar kam; daß er dereinst den ersten Platz unter allen einnehmen werde, weissagte schon damals sein Lehrer, der Rektor der hiesigen Lateinschule. Er hatte ein lebhaftes Bedürfnis, sich an wenige Freunde enger anzuschließen, war heiter und fröhlich in der Gesellschaft, dabei aber stets maßvoll und züchtig, jeder Unanständigkeit und Ausgelassenheit abgeneigt und seinen Studien mit Fleiß und Eifer hingegeben. Und so ist er geblieben in den akademischen Jahren und sein ganzes Leben lang, einfach und schlicht, als sein Ruhm schon durch alle Lande ging, in seiner eigenen äußeren Erscheinung und seiner Umgebung; außer dem Nötigsten (dazu gehörte aber für ihn eine stetige geistige Beschäftigung) bedürfnislos und im edelsten Sinn bürgerlich; sittenrein war sein Gespräch und sein ganzes Tun, und wenn er auch zuweilen gegen Freund und Feind um seiner Überzeugung willen hart und zurückstoßend sich ausließ, wer wird das nicht zurechtzulegen wissen, wenn er gedenkt, auf welchem Wege und mit welch unerschrockenem Mute er sich seine Überzeugung erstritten und gegen welcherlei Anfechtungen er sie zu verteidigen hatte! Denn wahrlich, sein Lebenslos ist ihm nicht aufs lieblichste gefallen; er, der in seinen besten Jahren so sehr ein ständiges Amt, und wenn auch nur, wie er mir einmal bekannte, eine bescher-

Digitized by Google

dene Lehrstelle sich wünschte, und der bereits eine akademische Wirksamkeit, für die er ganz geschaffen war, mit schönstem Erfolge begonnen hatte, sah zweimal sich aus dieser Laufbahn hinausgedrängt und zu einem unruhigen Wanderleben verurteilt, bis er endlich nach häufigem Wechsel seines Wohnsitzes in seine Vaterstadt zurückkehrte, welche ihm und welcher er fast gänzlich fremd geworden war und die nun eben nur die Stätte seines letzten Leidens und seines Endes werden sollte. Doch er hat sein Schicksal mit stets ungebeugtem Mute hingenommen, hat an jedem seiner Wohnorte bei den wenigen, an die er sich näher anschloß, ein reiches Angedenken sich gestiftet und das schreckliche, geheimnisvolle Übel, das ihm tödlich geworden ist, mit klageloser Standhaftigkeit ertragen. Ruhe sanft, lieber Freund, ruhe sanft, dein Volk wird deiner eingedenk sein, und die Jugend deines Volkes wird dich nicht vergessen."

Männergesang umrahmte die würdige Feier, von der wir Teilnehmer tief ergriffen und erbaut davongegangen sind. Aber es war noch nicht zu Ende. Für das „Leichensägerkapitel", wie Strauß solche Nachspiele in seinen Biographien nannte, sorgten bei ihm seine alten Feinde, die schwäbischen Pietisten. Über dem Grab des streitbaren Mannes klirrten noch einmal friedlos die Waffen, wie sie zu Lebzeiten so oft um ihn geklirrt hatten. Am 12. März 1874 erschien im Schwäbischen Merkur, mit 214 Unterschriften bedeckt, folgende Erklärung: „Nach dem Schwäbischen Merkur vom 12. Februar hat am Grabe des Dr. Strauß, dieses entschiedenen Gottesleugners, Herr Direktor v. Binder, der an der Spitze unseres gelehrten Schulwesens und auch der Behörde steht, welcher unsere evangelisch-theologischen Seminarien unterstellt sind, eine Rede zur Verherrlichung dieses Mannes gehalten und mit folgenden Worten geschlossen: das deutsche Volk wird deiner eingedenk sein, die deutsche Jugend wird dich nicht vergessen. Wir finden uns in unserem Gewissen gedrungen,

Digitized by Google

zu erklären, daß durch solches Auftreten dem christlichen Bewußtsein unseres Volkes ein schwerer Anstoß gegeben wird, und machen auch darauf aufmerksam, daß die Straußischen Lehren schließlich auf die Zerstörung der einzig wahren Grundlagen von Staat, Familie und Sittlichkeit hinführen und folglich nur dem Sozialismus in die Hände arbeiten. Wir bleiben bei dem apostolischen Worte: Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben nicht." Daß der eigentliche Anstifter dieser denunziatorischen Erklärung, Prälat Kapff in Stuttgart, nachher meinem Schwiegervater gegenüber seine Hände heuchlerisch in Unschuld waschen wollte, nach dem Rezept: Si fecisti, nega, das gehört zum Treppenwitz dieser kläglichen Geschichte,

Man begreift heute nur schwer, wie die schlichten Freundesworte Binders Anlaß zu diesem Protest haben geben können [1]); oder man begreift es nach dem alten Theologenwort: Haereticis fides non est habenda. Nicht einmal am Grab sollte der Freund menschlich sich zum Freunde bekennen dürfen, weil dieser ein „Gottesleugner und Atheist" gewesen war. Ob die Stuttgarter Pietisten ihr Ziel gegen Binder erreicht und den ihnen um seines Freisinns willen längst schon verhaßten Mann aus seinem Amte verdrängt hätten, wenn nicht das Hohngelächter, das darüber durch ganz Deutschland ging, Gegenerklärungen im Merkur, die kaum weniger Unterschriften fanden, und scharfe Artikel von Männern wie Eduard Zeller und Vischer den König Karl und seinen Minister v. Geßler davon zurückgehalten hätten, weiß ich nicht. Immerhin war Binder von da an Persona minus grata. Wir aber kehren von solchen „Fratzen" noch einmal zu Strauß zurück.

[1]) Man begreift es heute so wenig mehr, daß, wie ich höre, in Württemberg die Sage verbreitet ist, Binder habe in seiner Rede vom Dogma als einem systematisierten Wahn gesprochen. Daß die Rede genau so gehalten worden ist, wie ich sie oben wiedergegeben habe, kann ich als Ohrenzeuge verbürgen; jene Behauptung ist also nicht wahr.

Digitized by Google

Schluß.

Strauß war Schriftsteller, das war sein Beruf. Am Schriftsteller ist das Erste und Wichtigste die Art, wie er schreibt, sein Stil. Le style c'est l'homme: also beantworten wir mit der Frage nach seinem Stil zugleich auch die andere, was für ein Mensch er gewesen sei?

Es gibt bei uns in Deutschland drei Stilarten, man kann sie am besten nach ihren typischen Vertretern den Treitschke-, den Nietzsche- und den Straußstil nennen. Über den ersten hat sich Strauß selber in einem Brief an Rapp so ausgesprochen: „Allen Respekt vor Treitschke, seinem ausgebreiteten Wissen, seiner tiefen Einsicht, gediegenen Gesinnung, hinreißenden Darstellung. Von allem dem trägt der Leser reiche Ausbeute davon, aber am Ende doch auch einen eingenommenen Kopf. Woher das? Weil des Mannes Grundstimmung Pathos ist, und das taugt nichts, am wenigsten bei einem Historiker... Es ist das Stück Fichte, das in ihm steckt... Wenn Du erkennen willst, wie weit dieses Pathos von Treitschke das rechte ist, so darfst Du nur darauf merken, wie alle seine Aufsätze aus dem gleichen Tone gehen. Der sollte aber doch billig variieren nach den Gegenständen; und wenn auch derselbe Verfasser einige Gleichheit des Grundtons mit sich bringen wird, so sollte doch auch der Verfasser, wenn er gehörig beweglichen Geistes ist, zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgelegt sein? Wo aber triffst Du bei Treitschke je ein Fünklein Humors? Wie tritt auch nur die epische Betrachtung der Dinge gegen den ewigen kategorischen Imperativ zurück!“

Digitized by Google

Das Pathos also, die Gleichheit des Tons, auf den alles gestimmt war, und der Mangel an Humor — das war es, was ihm am Treitschkestil mißfiel.

Über den Stil Nietzsches finden wir keine Äußerung von Strauß, um so besser wissen wir, was Nietzsche am Stil von „David Strauß, dem Schriftsteller" auszusetzen hatte: er hat es uns in seiner ersten „Unzeitgemäßen" laut genug in die Ohren geschrien. Zuerst eine kleine Blumenlese daraus! Zwar der „Bildungsphilister" gilt mehr dem Bekenner als dem Schriftsteller, ebenso die Vulgarität der Gesinnung und die klassische Philisterfeigheit. Aber die Impotenz und der Lumpenjargon, der nichtswürdige Stilist und Skribler, das stilistische Pachyderma (sic!) und das Sudlergesindel, der Tintenkleckser und der Flickschneider — diese Schimpfworte sollen den schlechten Schriftsteller treffen, der Strauß in Nietzsches Augen war. Ich denke, dieses kleine Verzeichnis genügt, um die Maßlosigkeit und die Ungerechtigkeit dieses Angriffs für jeden, der etwas Geschriebenes von Strauß kennt, ohne weiteres darzutun. Diese erste Unzeitgemäße ist darum heute selbst vielen Nietzscheanern eine arge Verlegenheit; denn sie ist töricht und sie ist bösartig. Und auch die Art, wie Nietzsche seine Schimpfereien zu beweisen sucht, macht ihm wenig Ehre. Nirgends ist Nietzsche kleinlicher gewesen als hier, wo er sich mit Grimms Wörterbuch bewaffnet, soweit es bis dahin erschienen war [1]), niedersetzt und den alten und den neuen Glauben mit roter Tinte wie einen Schüleraufsatz durchkorrigiert. Von solchen Übertreibungen ist für uns also nichts zu holen, keine Kenntnis

[1]) Das hat Gustav Binder (der Sohn des Studienratsdirektors) in einer Serie von Artikeln in der „Gegenwart", IV, 1873, nachgewiesen. Die Invektiven des oben genannten Patria-Aufsatzes gegen meinen verstorbenen Schwager gehen weit über das Maß dessen hinaus, was Nietzsche selbst im Ecce homo darüber sagt: er nennt (S. 71) diese schwäbische Erwiderung „so bieder und grob, als er's irgendwie wünschen konnte". Ich denke über die Artikel Binders natürlich anders.

Digitized by Google

und kein Verständnis des Straußischen Stils. Wir müssen es anders angreifen, müssen ihn umgekehrt unsererseits mit dem von Nietzsche vergleichen. Nietzsche ist, darüber kann natürlich kein Streit sein, einer unserer glänzendsten Schriftsteller: nirgends toter Buchstabe, überall lebendige Rede voll Wohllaut und Musik, sein Stil ist wirklich Stil, stilisierte Rede, ein geistreiches Aphorismengefunkel, das glüht und leuchtet, das unruhig flimmert und flackert; er ist auch als Stilist mit einem Wort dionysisch. Zum Wesen des Dionysischen aber gehört, daß es leidenschaftlich und unduldsam keine andern Götter neben sich haben will und daß ihm das Apollinische als Ausdruck einer affektierten Mäßigung verächtlich erscheint.

Der Straußische Stil dagegen ist einfach und schlicht, ungesucht und ungekünstelt, maßvoll und ruhig, hell und klar. Nirgends stört ein falsches oder auch nur ein lautes Pathos, nirgends Pose oder Haschen nach Effekt. Sein Stil ist eben im Gegensatz zu dem von Nietzsche apollinisch; und so stoßen hier zwei Stilrichtungen in aller Gegensätzlichkeit und Schärfe gegeneinander. Wie er Treitschkes Pathos oder Rankes allzu elegante und geleckte, „höllisch noble" Art von Geschichtschreibung ablehnte, so hätte er auch Nietzsches Stil nur ablehnen können. Und doch hat jeder von den Dreien in seiner Art recht. Treitschkes Pathos riß uns in den großen Stunden der deutschen Geschichte begeisternd mit, Nietzsches blitzende Diamanten faszinieren uns mit ihren Pointen und Schlagern im Spiel geistreicher Unterhaltung, Straußens einfach-schöne Prosa dagegen können wir in allen Lebenslagen genießen und uns ohne Aufregung oder mise en scène in aller Ruhe ihrer in jedem Augenblick freuen. Sie belehrt uns, ohne uns überreden zu wollen, sie tut uns wohl, ohne uns zu blenden, weil sie nicht allein das Wort haben will, sondern dialektisch und dialogisch das Hin und Her, das Für und Wider objektiv mit uns erörtert. Daher schalten ihn dann freilich Nietzsche und

Digitized by Google

Treitschke einen Philister, und der Nietzscheaner Schweitzer nennt ihn einen Schulmeister. In diesem Sinn hatte nach Nietzsche auch Goethe etwas vom Philister an sich, und für Schweitzer müßte auch Lessing ein Schulmeister sein.

Jene Vorzüge des Straußischen Stiles, die wir aller solcher Verkleinerung gegenüber empfinden und anerkennen, treten vielleicht nirgends so klar zutage wie in seinen Briefen. Wenn er an Treitschke die Einförmigkeit des Tones rügt und ihn tadelt, daß er nicht wenigstens zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgelegt sei und dann auch verschieden schreibe, so besaß recht im Gegensatz dazu Strauß die Gabe, allen, mit denen er sich brieflich unterhielt, alles, d. h. jedem ein anderer zu sein. Es ist ein Individualisieren von unnachahmlichem Reiz, je nachdem er an Rapp oder Märklin, an Kauffmann oder Vischer, an Zeller oder Kuno Fischer schreibt; und er schreibt heute anders als morgen, seine Briefe sind aus der Stimmung herausgeboren und spiegeln die Stimmung des Augenblicks unverkennbar wider. Auch der Humor, von dem er bei Treitschke mit Recht jede Spur vermißt hat, ihm steht er im brieflichen Verkehr, doch nicht in diesem allein, ausgiebig zu Gebote.

Aber in den Briefen zeigt sich noch eines. Dieses unvergleichliche Stilgefühl ist nicht von Anfang an da. Wie er sich als Charakter erst durchgerungen hat zum Weisen, der er schließlich war, so muß er auch das Briefschreiben erst lernen: die frühesten Briefe haben noch etwas Steifes und Unfreies, erst allmädlich wird er der Virtuose des Briefstils, als den ihn auch die Welt aus den „ausgewählten Briefen" kennen gelernt hat. Und dasselbe gilt von seinen Büchern. Der Stil des ersten Lebens Jesu ist gewiß nicht einförmig oder langweilig, der Ton seiner Streitschriften ist gewiß kriegerisch und lebendig. Aber erst in der christlichen Glaubenslehre ist sein wissenschaftlicher Stil ausgebildet, es ist ein glänzend geschriebenes Werk; und in ‚den Halben und den Ganzen" klirren die Waffen doch

Digitized by Google

noch ganz anders, die Hiebe sind eleganter und wuchtiger, der Schlachtruf heller und fröhlicher als in der Schrift gegen Steudel oder Menzel; gerade über jene ist bei aller göttlichen Grobheit eine wahrhaft hellenische Heiterkeit ausgebreitet. Dieser stilistische Aufstieg geht immer so fort, bis er im Voltaire, diesem Schmuckstück unserer Literatur, seinen Höhepunkt erreicht. Ihm gleich steht der Art nach der alte und der neue Glaube, aber doch mit leiser Ankündigung eines Altersstils, so daß sich die Kurve eben jetzt senken zu wollen scheint; zum wirklichen Abstieg hat es der frühe Tod glücklicherweise nicht kommen lassen. Die ersten Anzeichen davon hat vielleicht der feinhörige Nietzsche mit seiner Goldschmiedekunst und -kennerschaft des Worts doch schon herausgespürt und mit seiner Neigung, alles ins Maßlose zu übertreiben und zu verzerren, schonungslos herausgestellt. Als Karikatur bekommt das üble Pamphlet wenigstens einen Schein von Recht.

Und wie die Briefe, so zeigen auch die Bücher von Strauß jene Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit, die auf seiner Kunst des Individualisierens ruht. In den wissenschaftlichen Werken ist die Schreibweise breit ausladend, er sagt nicht zu viel, aber er läßt sich Zeit, alles zu sagen, was er zu sagen hat. Dabei vermeidet er auch lange Perioden nicht. Die Biographien sind fein ausgefeilt, grazil und graziös, die Sätze werden kürzer, die Kunst wird sichtbarer, aber nie aufdringlich. Und endlich, wo es not tut, ohne Pathos doch eine Kraft und eine Wucht, die sieghaft den Gegner überwältigt und den zu Überzeugenden in seine Bahnen zwingt: so in der Vorrede zu den Huttengesprächen oder in den Briefen an Renan. Auf dem Krankenbett hat er die letzteren einmal wieder gelesen, da haben sie ihre Macht an ihm selbst bezeugt, ohne alle Ruhmredigkeit hat er von ihnen sagen dürfen: „Wem die Natur auch nur einmal so die Zunge gelöst hat, der gehört nicht zu ihren Stiefkindern, und den wird sie, auch wenn's mit ihm selbst Ernst wird, nicht verlassen."

Digitized by Google

Zu seinem Stil gehört — das wissen wir längst — auch sein Reichtum an Bildern. Diese Gabe der Metapher schrieb er dem Stück vom Poeten zu, das in ihm war. Das war der Schwingenschlag des Straußes, der seinen Gang beflügelte. In der Wahl seiner Bilder ist er — wir haben davon Beispiele genug kennen gelernt — überaus glücklich und mannigfaltig, nirgends gesucht und überladen. Nur S. Eck [1]) blieb es vorbehalten, zu finden, daß die Bilder von Strauß an die schwäbische Kleinstadt gemahnen. Es ist wahr, von Berliner Nachtcafés oder von der Friedrichstraße, von Hofkirchen oder Siegesalleen hat er sie nirgends hergenommen; aber kleinstädtisch sind sie darum nicht, und auch ein spezifisch Schwäbisches findet sich nur selten. Auch tut er sie meist nicht mit zwei Worten ab, sondern er führt sie aus und durch, soweit es die Sache fordert und die Ähnlichkeit erlaubt: so wirken sie anschaulich und werden doch nie zu Tode gehetzt. Daß ihm dabei gelegentlich auch eine Katachrese mit unterläuft, ist selbstverständlich. Mit der Scharfäugigkeit des Korrektors und der Vergrößerungsbrille des Neides hat hier Nietzsche manchen Fehler entdeckt und dann über solchen lapsus calami ein Siegesgeschrei erhoben, wie Jungen beim Indianerspiel über den erbeuteten Skalp eines erlegten Feindes. Strauß hätte darauf sagen können, was Goethe von dem aufgefundenen siebenfüßigen Hexameter in Hermann und Dorothea gesagt hat: „Laßt den Racker stehen!“

Doch jenes Stück von einem Poeten trug ihn noch weiter. „Verse machen wird mir schwer, es bedarf daher eines sehr starken Anstoßes von der Seite des Gefühls, in Lust oder Schmerz, Liebe oder Haß, um die Schwierigkeiten überwinden zu helfen“: so hat er selber über sein Dichten geurteilt. Da nun aber in seinem Leben wiederholt solche starken Anstöße in Lust und Schmerz,

[1]) S. Eck a. a. O. S. 200.

Digitized by Google

in Liebe und Haß gekommen sind, so hat er doch recht viel gedichtet. Von diesem Vielen kennt die Welt nur einen ganz kleinen Ausschnitt, „das poetische Gedenkbuch", für die Freunde ausgewählt vom Sohn, und dasselbe in wenig veränderter Zusammenstellung im zwölften Band der gesammelten Werke. Ich habe in meinem Buche mit Versproben nicht gekargt, so daß sich meine Leser, auch ohne zu jenen Sammlungen greifen zu müssen, ein Bild auch von dem Poeten Strauß machen können.

Dabei darf eines nicht übersehen werden: Strauß hat nicht an die Veröffentlichung seiner Gedichte gedacht Als im Jahr 1849 sein Freund Käferle ohne sein Wissen in einem schwäbischen Lokalblatt das Gedicht „Duldung", dem das Motto dieses zweiten Bandes meiner Biographie entnommen ist, drucken ließ, ist er recht ungehalten darüber gewesen. Nur zuletzt noch hat er auf Befragen erklärt, daß er nichts dagegen einwenden wolle, wenn nach seinem Tode seine Angehörigen Proben davon auch weiteren Kreisen mitteilen. So gehören diese stillen Verse nicht in die Literaturgeschichte, sondern ausschließlich nur in die Lebensgeschichte dessen, der sie gedichtet hat. Darum ist Rapp zeitweise das einzige Publikum dafür gewesen, denn der sollte ihn ganz kennen, und dazu dienten diese documents humains. Daher nimmt er es auch übel, wenn andere darüber spotten; sie lachen ja damit ihn und seine Schmerzen aus. Denn wie eine leise, wenig aufdringliche Musik begleiten diese Verse sein Leben vor allem dann, wenn es dramatisch bewegt und sein Schifflein von Wellenbergen hoch gehoben oder in ein Wellental tief hinabgeschleudert wird. Deshalb sind sie wie Schneeflocken zahlreich in den Jahren nach dem Zusammenbruch seiner Ehe: die Poesie sollte ihm die Stöße der Wirklichkeit aushalten helfen, hier kamen Schmerz und Jammer und Groll darüber zu Wort; sie sollte ihm Trost gewähren, daher die Epigramme aus der Glyptothek und die musikalischen Sonette, weil er wie Saul vor den schönen stillen

Digitized by Google

Bildern der Antike oder bei den Klängen der Zauberflöte und des Fidelio Beruhigung und Frieden fand. Selbst die scheinbar lustigen Strophen auf „Kellner und Kellnerinnen" sind nur aus seinem Elend heraus richtig zu verstehen. Das waren in jener Zeit oft wochenlang die einzigen Menschen, mit denen er reden konnte. Da fühlte er sich teilnehmend in sie hinein, fühlte sein Los als das eines Ausgestoßenen und Gemiedenen dem ihrigen verwandt und verstand aus sich und seinem Schicksal heraus auch ihre Menschlichkeit. Ihre Heimatlosigkeit und seine Bedürftigkeit, sich viel vergeben zu lassen, nachdem auch er durch Schuld und Reue hatte hindurchgehen müssen, läßt ihn den Kellner mit Ahasver vergleichen:

Was er war? ob Schuster? Schneider?
Pharisäer oder Zöllner?
Weit gefehlt! Der ew'ge Jude
War vielmehr ein Oberkellner;

und die Kellnerin mit jener Magdalena des Neuen Testamentes, der viel erlassen wurde, weil sie viel geliebt:

War der ew'ge Jud' ein Kellner,
So ist die, von der wir lesen,
Daß den Herrn ihr Weinen rührte,
Sicher Kellnerin gewesen.

Und wenn die Vermutung richtig ist, daß auch „die Mohrenfürstin" eine solche war, so würde das Nebeneinanderstehen dieser drei Gedichte im „poetischen Gedenkbuch" vollends ganz erklärlich sein. Eine zweite Welle für seinen Drang, sich in Versen auszusprechen, kommt dann in Darmstadt in der Zeit von 1866 bis 1870, wo noch einmal das Glück des Gefundenhabens in hellen Tönen ausströmt. Und endlich die dritte und letzte — aus dem Krankenzimmer die verhaltenen Schmerzenslaute, die Suspirien und Gebete zur großen Geberin der Gaben, zur ewigen Kraft der Welten, hell und rein, wie er selbst sagt, fromm und tief, wie wir hinzufügen. Daß auch seine Arbeiten und ihre Erfolge,

Digitized by Google

gute und böse, von solchen Versen begleitet werden, Selbstkritik und Kritik fremder Kritik darin zum Ausdruck kommt, haben wir ebenfalls des öfteren gesehen.

Hermann Fischer [1]) hat an den Gedichten die „Unmittelbarkeit und sprudelnde Fülle“ vermißt. Die letztere mit Recht, obgleich er gesteht, durch den Reichtum von Formen und Stimmungen bei Strauß überrascht zu sein. Strauß ging es beim Dichten wie Lessing, es sprudelte nicht von selber, es mußte mit Pumpen und Röhren aus der Tiefe, meist aus der Tiefe des Schmerzes heraufgeholt werden. Aber Unmittelbarkeit —! Nein, diese fehlt der Straußischen Lyrik so wenig, daß darin vielmehr ihr literarischer Mangel gefunden werden kann. Die Verse sind zu unmittelbar, zu subjektiv und individuell, ihr Anlaß und die Stimmung, die sie hervorgerufen hat, sind noch zu nah und darum noch zu deutlich sichtbar. Deshalb sind manche seiner Gedichte nicht weit genug hinaufgehoben in das Universelle und allgemein Menschliche. Strauß dichtet eben nur für sich und für den Hausbrauch, für seine Stimmung und für seine Befreiung von allerlei Verstimmungen. Darin ist er wirklich ganz Stimmungsmensch. Auch die Epigramme aus der Glyptothek wollen nicht „einen schönen Gedanken, eine feine Empfindung, eine treffende Kritik in der gebildetsten, wie aus edlem Metall gegossenen Form“ rein

[1]) In seinem Artikel „Zum hundertsten Gedächtnistag seiner Geburt“, Deutsche Rundschau, Januarheft 1908. Leider hat Fischer es sich nicht versagen mögen, Strauß mit Vischer, seine Gedichte mit dessen „Lyrischen Gängen“ zu vergleichen, die von Vischer selber dem Druck übergeben worden sind. Dieser wollte also ein Dichter sein, Strauß nicht. Ein solches Hinüberschielen auf den ästhetischen Freund hat übrigens Strauß selbst einmal seinem Bruder fast zornig verwiesen. Und ich meine, wir Schwaben haben allen Grund, uns zu freuen, daß wir beide haben, und sollten daher jeden in seiner Art gelten lassen, wie er ist. Daß dem Literarhistoriker Fischer Fr. Th. Vischer näher und höher steht als Strauß, ist ja natürlich; auf Allgemeingültigkeit kann ein solches Urteil natürlich keinen Anspruch erheben.

Digitized by Google

objektiv darstellen, sondern es sind Trostgedichte aus tiefer Not und Pein heraus. Aber allerdings, die gebildete, edle und feine Form —: das ist's doch, was ihnen allen wenigstens die Form der Allgemeingültigkeit gibt. Der Goethesche Einfluß auf Strauß ist ja ohnedies klar. Aber auch durch die Schule der Alten ist er gegangen. Daher sind ihm antike Formen, vor allem natürlich die des Distichons, so geläufig und handhabt er sie so meisterlich. Von A. W. Schlegel, den er in seinem Essay auch nach der formellen Seite hin fein charakterisiert hat, hat er sich Strenge und Feinheit in Metrum und Maß zur Regel machen lassen, und an Platen, den er sonst nicht liebt, hat er ein Muster und Vorbild, wie weit es auch hierin die deutsche Sprache bringen kann. Nur im Reim dürfte er strenger sein. Durch diese Achtsamkeit auf die Form erheben sich die Gedichte über die nächste Unmittelbarkeit in das Reich des Allgemeinen und Idealen und machen einen so durchaus „gleichmäßigen" Eindruck.

Noch eines, ein Doppeltes sogar tritt uns in den Gedichten entgegen, etwas, was fehlt, und etwas, was da ist. Jenes ist der Mangel an Natursinn. Die Gestalten der Glyptothek, die Töne der Musik versetzen Strauß in dichterische Stimmung, die Schönheit der Natur kaum je. Auch in seinen Briefen wird weder von der Schönheit des Meeres in Venedig, noch von der Großartigkeit der Alpenwelt, durch die er nach Italien fährt, weder von den Reizen Lichtenthals und Badens, noch von der Romantik Heidelbergs und des Rheins viel Aufhebens gemacht. Äußerungen derart fehlen nicht, aber sie sind selten. An Blumen hatte er Freude und zum Spazierengehen brauchte er Natur — das ist alles. Teilweise lag das wohl an seiner Kurzsichtigkeit, die das Sehen in die Ferne und Weite von Anfang an erschwert, später ganz unmöglich gemacht hat. Es lag aber auch an seinem Durchgang durch die Philosophie Hegels. Dieser hatte der Naturphilosophie Schellings eine Philosophie des Geistes als das

Digitized by Google

Höhere gegenübergestellt, und in der Ästhetik machte ihm und seinen Schülern die Einreihung des Naturschönen als eines gleichwertigen Faktors im System neben dem Kunstschönen am meisten Schwierigkeit. So interessiert sich auch Strauß als Hegelianer nur für das Schöne in der Kunst, in der Natur nahm er es ohne viel Reden hin. Oder mit einem Wort gesagt: Strauß verhielt sich zur Natur naiv, nicht sentimentalisch. Das andere, was im Gegensatz dazu in seinen Gedichten vorhanden ist, ist der Humor. In seinen Gedichten, aber auch in seinen Briefen und selbst in seinen Schriften fehlt er nicht. Wenn der Humor das Oszillieren zwischen Idealismus und Wirklichkeitssinn ist, so mußte Strauß, dieser kühl beobachtende Kritiker mit dem Schwingenschlag des Poeten, Humor haben. Und es war die spezifisch schwäbische Form dieser Göttergabe: das zeigt sich vor allem im Kreise der Genossen, wenn er in der Gräßlesgesellschaft seine munteren Toaste hält, seinem Freund Vischer, dem Kritiker und Reformator der Mode, das Lied vom „ewigen Schneider" singt oder Eduard Zeller durch den Papierreisenden Künzel das Semikolon zur Aufbesserung seines taillenlosen Stils empfehlen läßt. Und auch sich selber verschont er nicht damit, wenn er dem Bauern, der ihn in „Wassersnot" am ausgetretenen Bodensee durchs Wasser trägt, als „Antichristophorus" dafür dankt. Aber dieser Humor, der dem an den Kerkerstäben des Daseins rüttelnden Menschen die Gitter vergoldet und das Leben im Käfig erträglich macht, war bei Strauß nicht der leichte, sonnige, der mit seinem Idealismus und mit seinem Glauben an die Welt und die Menschen alles überglänzt, bei ihm war viel Bitterkeit und Grimm mit zugemischt, und der theoretische Optimismus, der freilich nicht vergaß, welche „gewaltige Rolle Schmerz und Übel in der Welt spielen", mußte in praxi oft dem Pessimismus weichen. Der Humor war bei Strauß wie die Sonne, die am wolkenzerrissenen Himmel nur ab und zu einmal durchbricht, aber dann

Digitized by Google

der Landschaft eine um so wirkungsvollere, ahnungsreichere Beleuchtung verleiht.

Damit sind wir vom Dichter unmerklich zum Menschen hinübergeführt, und es wäre nun unsere Aufgabe, zum Schluß noch zusammenfassend zu sagen, wer Strauß gewesen und was er der Welt der anderen geworden ist. Aber ob man das so einfach kann? Ob sich ein Mensch, wenn er kein ganz unbedeutendes und alltägliches Oberflächenwesen ist, überhaupt je auf eine kurze Formel bringen läßt? Und können wir im Ozean noch die Wasser des Stromes nachweisen, wenn dieser längst schon in ihn eingemündet ist und die Strömungen und Wirbel, die er hervorgerufen hat, mit tausend anderen sich vermischt haben? Strauß aber ist um so schwerer zu fassen, da er ein so komplizierter, oder sagen wir es offen heraus: ein aus so widersprechenden Elementen sich zusammensetzender Mensch gewesen ist. Stellen wir — nicht um sie zu erschöpfen, sondern nur um das Gesagte mit Beispielen zu belegen, ein paar von diesen Gegensätzen nebeneinander, wie sie uns sofort bei ihm ins Auge fallen. Ein kühler Verstandesmensch, so erschien er den Fernerstehenden beim persönlichen Begegnen und so erscheint er beim Lesen seiner Schriften noch immer den meisten; und hell und klar und verstandesscharf war sein Denken gewiß; aber sein Herz war weich und teilnehmend, das erfuhren seine Kinder und seine Freunde, Stimmungen nur konnten seine Gedanken in Bewegung setzen und gaben ihnen oft genug die Richtung, und sein Temperament verbarg sich z. B. in seinen Streitschriften niemals. Leidenschaftlich war er und zornmütig, aber der Grundton seines Wesens war doch nicht cholerisch, sondern melancholisch, lang nachhallten Stimmungen und Verstimmungen in diesem reizbaren Gemüte fort. Ein Revolutionär ist er gewesen, so daß durch ihn das Jahr 1835 zum großen Revolutionsjahr für die Theologie geworden ist, und ein Vorkämpfer der Freiheit, wo immer er eingriff; und daneben doch

Digitized by Google

konservativ bis in die Knochen, in der Politik und noch mehr in der Moral; von einer neuen Ethik und dem Recht des Individuums sich auszuleben wollte er nichts wissen. Und doch war er Individualist und Ästhet; aber die großen nationalen und an der Peripherie auch schon die großen sozialen Fragen standen ihm höher als die kleinen Leiden und Freuden des einzelnen. Ein Mann der Wissenschaft war er und ein Dichter, ein Kritiker und ein Künstler zugleich: wo jener zersetzte, da baute dieser auf und schuf Kunstwerke, wie der Hutten und vor allem der Voltaire eines gewesen ist. Und ein schneidiger Kritiker war er, der verwundete und weh tat; für sich aber mimosenhaft empfindlich und innerlich wehrlos wie gegen die Nadelstiche so gegen die Keulenschläge anderer. Auch von seinem Herzen gilt, daß es ein trotziges und verzagtes Ding gewesen. Eine gesellige Natur voll Menschenhunger war Strauß, heiter und witzig im Kreise der Genossen, kein Spielverderber, ein guter Kamerad auch hier; und daneben ein armer Einsiedler, der sich vor den Menschen fürchtete und schüchtern und scheu zurückzog und am liebsten für sich allein blieb bei seinen Büchern oder bei seinen Gedanken. Stolz war er und bescheiden zugleich; ein innerlich reinlicher und keuscher, am Rande des Genußlebens zaghaft sich haltender, ein geistig sublimierter, fast naturloser Mensch; und doch voll Freude an der robusten Sinnlichkeit anderer, wenn sie ihm nur als natürliche entgegentrat, der verständnisvolle Schilderer von wilden oder gar wüsten Menschen, wie Schubart und Frischlin gewesen sind. Selber ein Kopf, aber ein Freund von Charakteren wie Märklin, von Lebenskünstlern wie Ludwig Bauer oder von sinnigen, träumerischen Naturen wie Rapp. Optimist und Pessimist zugleich, ein Schmerzensreich, ein Glückloser, vom Schicksal Verfolgter, der die Zähne zusammenbiß und jubelte: So leben wir, so wandeln wir beglückt.

Woher diese Gegensätze und Widersprüche, deren sich noch weit mehrere aufzählen ließen, als hier geschehen? Wer will das sagen, wer kann das bestimmen? Das ist das

Digitized by Google

Mysterium der Persönlichkeit, das er selbst für Könige und Religionsstifter anerkannt hat und daher gewiß auch sich selber zugebilligt hätte. Diese Widersprüche lagen in seiner Natur, sie waren Sache der Vererbung, aber auch Folge seiner Erziehung, zu Haus durch zwei so entgegengesetzte Menschen wie Vater und Mutter es gewesen, und nachher im weltfremd machenden Seminar und Stift. Und auch das Schicksal war schuld, das durch die Hand der Theologen und der Frauen ihn so unbarmherzig traf.

Aber so voll von Widersprüchen er war und so schwer er unter der Zwiespältigkeit seiner Natur gelitten hat, er war doch ein Mann aus einem Guß. Hatte ihn die Natur zwiespältig geformt, so machte er daraus mit eisernem Willen ein Ganzes. Wenn er als ein weiser und als ein frommer Mann gestorben ist, so hat er das in schwerem Ringen seiner Natur abgekämpft, und was die Erziehung an ihm gefehlt hat, die Selbstzucht hat es gut gemacht. Doch auch hier noch einmal ein Merkwürdiges. Der Charakterkopf mit den scharfen Zügen war zugleich eine schöne Seele, ein durch und durch ästhetischer, künstlerisch empfindender Mensch. Weil aber in seinem Begriff der Schönheit das hellenische Element des Maßes und des Maßhaltens obenan stand, so war Charakter und Schönheit doch wieder eins. Die Tugend der Sophrosyne war der Reif, der das Gegensätzliche in ihm zusammenband und was uns alle bändigt, das Gemeine, in Schranken hielt und niederzwang.

Nur von einer Eigenschaft haben wir noch besonders zu reden, weil sie ihm von allen Seiten und immer wieder vorgehalten wird, von Treitschke und Nietzsche, von Hausrath und Schweitzer: Strauß sei ein Philister gewesen, ja geradezu der Häuptling aller Philister, der klassische Typus eines deutschen Bildungsphilisters. Zuerst von diesem. Gewiß, Strauß war nach 1870 Optimist, wir waren es damals fast alle. Aus der freudigen politischen Stimmung dieser Kriegsjahre heraus hat Strauß den alten und den neuen Glauben

Digitized by Google

geschrieben. Großes war für Deutschland erreicht, der Sieg und mit ihm die Einheit waren erstritten, wir hatten Kaiser und Reich. Die junge Generation weiß nicht, wie uns, die wir die kaiserlose, die schreckliche Zeit noch erlebt haben, in jenen Tagen das Herz weit aufging, wie uns ein Glücksgefühl erfüllte, so stark und froh wie seitdem nie wieder. Das ist der große Schatz von Idealismus, den wir Älteren vor der Jugend von heute voraus haben. Das war nicht, wie Nietzsche meinte, philisterhafte Anbetung des Erfolgs, war auch nicht bloß der Triumph des Erreichthabens, sondern es war zugleich ein Gefühl der Hoffnung und frohen Erwartung: wie nach den Perserkriegen, dachten wir, müsse nun auch bei uns die Ära eines perikleischen Kulturideals anbrechen. Nietzsche aber war kein Politiker und lebte damals in der Schweiz, wo man nicht eben freundlich von unserem Sieg dachte und redete: so ist ihm jenes Glücksgefühl fremd geblieben oder hat sich doch nicht groß und frei in ihm entwickeln können. An die Stelle der Hoffnung trat bei ihm von vorn herein die Sorge, ob sich aus dem deutschen Sieg und der politischen Einigung eine einheitliche deutsche Kultur herausentwickeln werde. Ich bin heute geneigt, dieser Sorge Nietzsches mehr recht zu geben als meiner damaligen Vertrauensseligkeit, das perikleische Zeitalter ist nicht gekommen, ist heute noch nicht da, und auch politisch haben wir nicht gehalten, was wir damals uns und anderen versprochen haben. Aber dennoch schäme ich mich des Frohgefühls jener Jahre nicht und möchte es in meiner Lebensentwicklung nicht missen, es hat mir bis heute viel Mut und Kraft und Glauben gegeben. Und so komme ich mir darum auch nicht als Bildungsphilister vor, weder in der Erinnerung damals noch in meinem nachwirkenden Optimismus heute. Was ich aber von mir sage, das gilt auch von Strauß. Weil er sich der politischen Errungenschaften freute und sich durch unsere Kulturgüter in Wissenschaft und Kunst beglückt fühlte, deshalb war er noch lange

Digitized by Google

kein Bildungsphilister. Wenn aber dieser Begriff gar vollends den Vorwurf des Herdentieres und des Feiglings mit einschließt: der alte und der neue Glaube, gegen den sich dieser Vorwurf zunächst gerichtet hat, widersprach ja vielmehr allen Instinkten der Herde und aller Bequemlichkeit des Philisters und stieß darum bei diesem auf einen geradezu empörten Widerspruch und Widerstand. Und ein Werk der Feigheit! — Nietzsche hat es behauptet, aber geglaubt hat es ihm keiner, der Strauß kennt. In der Stunde der Gefahr, im Jahre 1848, als fast alle Welt den Mut verloren hatte, hat ihm sein sonst nicht eben wohlaffektionierter König, Wilhelm I. von Württemberg, bezeugt, daß er „Courage habe". Courage hat er auch im alten und neuen Glauben gezeigt, ein Feigling ist er nie, tapfer ist er immer gewesen.

Aber ein Philister könnte er darum doch gewesen sein. Und wirklich ist etwas daran. Vielleicht liegt das im schwäbischen Charakter; denn seltsam! alle unsere großen Schwaben, kaum von dem größten, von Schiller, abgesehen, die Dichter wie Uhland und Justinus Kerner, Hermann Kurz und Mörike, und die Gelehrten ohnedies, allen voran Hegel, dann Baur und Zeller, auch Vischer nicht ausgenommen — sie alle haben einen Stich ins Philisterhafte und Philiströse, was natürlich mit der Enge des Schwabenlandes und mit der Verknopftheit des schwäbischen Volkscharakters zusammenhängt. Bei Strauß aber kam dazu noch seine Herkunft aus dem alten, ordnungsliebenden und peinlicher Ordnung benötigten Kaufmannshause. Wie er seine Bilder gerne vom Stand und vom Geschäft des Vaters hernimmt, so hat er auch zeitlebens festgehalten an Pünktlichkeit und Genauigkeit wie im Großen seiner Arbeit, so im Kleinen und Kleinsten seiner Lebensführung und Finanzgebarung. Das widerspricht nun freilich der Vorstellung, die sich der Deutsche seit den Tagen der Sturm- und Drangperiode vom Genie und von genialen Menschen zu machen pflegt. Wenn es in Kopf und Busen braust und gärt, so soll auch

Digitized by Google

die Lebenshaltung eine wilde, eine maß- und zügellose sein. Und gar vollends, wenn einer ein Revolutionär und ein Freigeist ist, dann soll er womöglich auch ein freies Leben führen wie Schillers Räuber und losgebunden frei sich zeigen auch von der Sitte und dem Sittengesetz. Diesem üblichen Bild des genialen Menschen entsprach Strauß nicht. Schon seine einfach schlichte, gut bürgerliche Erscheinung, die ruhige, zugeknöpfte Haltung und Weise sich zu geben, sein Sorgen um geordnete Verhältnisse und theoretisch sein Festhalten an der alten Ethik, die sich für ihn als oberes Stockwerk stets von selbst verstand: — das hat ihm den Ruf eines Philisters eingetragen. Daß ihm jedes Pathos und jedes geistreiche Sichaufspielen, Blenden und Posieren widerwärtig war und er es gar noch verhöhnte, die schlichte Schönheit seiner Sprache, die logisch saubere Gliederung seiner Gedanken und die unerbittliche Dialektik seiner Beweisführung, das alles mißfiel und mißfällt noch heute unseren lauten Patrioten und unsern geistreich sein wollenden Ästheten. Auch einen Schulmeister haben ihn Hausrath und Schweitzer deshalb genannt. Es ist bezeichnend, daß gerade von theologischer Seite das als Scheltwort kommt, bezeichnend für die geringe Achtung unserer heutigen Theologenwelt vor dem Stand des Schulmeisters, der ihnen das dann natürlich mit zorniger Entrüstung heimzahlt. Aber es ist wahr, Strauß hat etwas Schulmeisterliches, besser gesagt: etwas Lehrhaftes. Um so schlimmer, daß ihn die Theologen gehindert haben, zu werden, was er darnach hätte werden sollen: ein rechter Hochschulmeister, wofür er sich ja so glänzend ausgewiesen hatte. Etwas „Schulmeisterhaftes" hatte auch Sokrates, diese Ähnlichkeit hat Nietzsche ganz richtig herausgefühlt. Ihm war auch Sokrates ein Bildungsphilister. Und wirklich, an ihn erinnert Strauß in der Kunst der dialektischen Gesprächsführung, in dem Zug von Ironie und Humor, der seine Gestalt umwittert und ihn der Welt der Philister so unheimlich und so gefährlich erscheinen ließ, und

Digitized by Google

endlich in der Gemeinsamkeit des Schicksals, nur daß man heute die Menschen, die man vergiften möchte, nicht mehr vergiften darf. Und auch gestorben sind sie beide als tapfere und als fromme Männer.

Damit wären wir bei dem, was Strauß geleistet hat und was er uns anderen gewesen ist. Vom ersteren hat aber ja mein ganzes Buch gehandelt das brauche ich hier nicht zu wiederholen; und ein Buch über die geistigen Strömungen, die von ihm ausgehen oder mit ihm zusammenhängen, wollte ich nicht schreiben. Strauß war ein Wahrheitsucher und ein Wahrheitslehrer. Das Eigenste, was ihm gehört, den Sinn für Wahrhaftigkeit, wollte er die Welt lehren, und dadurch Klarheit und Helligkeit, Licht und Heiterkeit in sie hineintragen, und ihr zugleich eine Fülle von Schönheit, wirkliche Kunstwerke schenken, an denen sich auch die, die sonst seine Gegner sind, erfreuen und erbauen können; und endlich auch ein gut Teil echten schlichten Patriotismus, der ihn in einer großen Stunde zum sieghaften Wortführer seines Volks hat werden lassen, gehört mit dazu. Er selber mochte verstimmt von sich und seinem Schaffen sagen, „der Baum habe weder die Höhe erreicht noch die vollendete Form erhalten, die ihm bestimmt schien, und mache schließlich doch den Eindruck eines verkümmerten Gewächses"; wir wenden auf ihn und sein Werk lieber das Wort Goethes an:

Wir haben alle segenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt.

Ein Lehrer und Erzieher zur Wahrhaftigkeit ist uns Strauß gewesen, ein Lichtbringer und Aufklärer, wie Lessing für uns Deutsche, wie Voltaire für Frankreich. Und da nach dem Bibelwort nur die Wahrheit freimachen kann, war er selbst ein Freier und für andere ein Befreier. Wie viele sich in diesem Sinn von ihm freimachen lassen wollen, in wie vielen oder in wie wenigen der Same aufgeht, das hängt ja nicht vom Sämann allein ab, der ihn ausstreut. Nur von mir kann ich es bestimmt wissen und bekennen, daß er es ge-

Digitized by Google

wesen ist, der mich freigemacht und mir den Mut und die Kraft gegeben hat in meinem Leben, mich in den Dienst der Freiheit und der Wahrhaftigkeit zu stellen. In diesem Sinn ist mein Buch, wie ich im Vorwort gesagt habe, gedacht als ein Akt der Pietät und als ein Zeichen der Dankbarkeit für das, was er mir gewesen ist. Ich kann über niemand schreiben, den ich nicht liebe: über Strauß habe ich schreiben können, denn ich liebe ihn und schulde ihm viel.

Digitized by Google

Nachwort.

In der Vorrede habe ich versprochen, hier noch über das Material Rechenschaft zu geben, aus dem das Buch herausgearbeitet ist. Meine Hauptquellen sind die Werke von Strauß, darunter für das Biographische der Christian Märklin und die literarischen Denkwürdigkeiten von besonderer Wichtigkeit, seine Briefe, gedruckte und ungedruckte, und sonst noch allerlei Ungedrucktes. Was über ihn gedruckt ist, habe ich in meinem Artikel „Strauß" im 19. Band der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Auflage, verzeichnet. Inzwischen ist namentlich aus Anlaß der Feier seines hundertjährigen Geburtstags ein wahrer Schneeflockenfall von Festartikeln niedergegangen, die ich mir möglichst vollständig zu verschaffen gesucht habe; sie aber hier einzeln zu nennen, hat keinen Wert. Wo ich etwas davon benützt habe, ist in den Anmerkungen darauf verwiesen. Wohl aber habe ich hier Grund, das ungedruckte Material zu verzeichnen, um dafür zu danken. An die Spitze stelle ich die Mitteilungen von der Familie, dem inzwischen verstorbenen Sohn, Herrn Generaloberarzt Dr. Fr. Strauß, und seiner Schwester Frau Geh. Bergrat Georgine Heusler, geb. Strauß; und nicht minder wichtig die mir rückhaltlos zur Verfügung gestellten Briefe an den Bruder Wilhelm, an die Schwägerin Frau Amalie Strauß und an deren Sohn, den bekannten Buchhändler Emil Strauß. In zweiter Linie gebührt mein Dank Frau Professor Märklin, Frau Direktor v. Rapp und Frau Professor Teichmann in Stuttgart und Herrn Professor Kauffmann in Tübingen für die Überlassung der Briefe an die Freunde Märklin, Rapp, Schnitzer und Kauffmann. Weiter danke ich meinem Vetter Professor Hermann Fischer in Ludwigsburg, der mir ebenso bereitwillig die Briefe an seinen Vater, Stadtpfarrer Fischer in Öhringen, zur Benützung hat zukommen lassen; und endlich Herrn Dr. Wilhelm Lang für die Überlassung der wertvollen und interessanten Briefe von Strauß an ihn. Straußens Briefe an Professor Biedermann in Zürich verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Websky in Berlin, der sie mir aus seinem Besitze freundwillig abgetreten hat. Der Bindersche Nachlaß stand mir natürlich ohnedies zu Gebot. Dazu kamen dann Briefe auf den Bibliotheken in Straßburg und Stuttgart und ganz

Digitized by Google

besonders zahlreich im Jahre der Strauß-Ausstellung im Schillermuseum zu Marbach; auch die Briefe von Strauß an das Stuttgarter Archiv wegen des Frischlin durfte ich einsehen. Den Verwaltungen aller dieser Anstalten statte ich für ihre Dienstwilligkeit auch hier geziemenden Dank ab. Ebenso den Redaktionen des Schwäbischen Merkur und des Beobachters in Stuttgart. Weiteres Material verschaffte mir vor allem mein Freund Dr. A. Bacmeister, Dekan in Ludwigsburg: so oft ich mit meinen teilweise recht weitgehenden Fragen und Wünschen an ihn kam, fand ich bei ihm immer ein offenes Ohr und bereitwilligste Unterstützung. In Tübingen bin ich vor allem dem Ephorus des Stifts, Herrn Professor v. Buder, und Herrn Professor Belser als Dekan der katholisch-theologischen Fakultät zu lebhaftem Dank verpflichtet; sie haben rückhaltlos und in zuvorkommendster Weise mir Einsichtnahme in ihre Akten gestattet und meine Fragen beantwortet; ebenso seinerzeit der Senior des Repetentenkollegiums im Stift, Herr Dr. Karl Hartmann. Auch der philosophischen Fakultät in Tübingen bin ich für die Zusendung des gewünschten Aktenmaterials Dank schuldig. Ganz besonders verpflichtet aber bin ich dem württembergischen Kultusminister, Exzellenz von Fleischhauer, der mir auf mein Ersuchen wertvolles Material zukommen ließ, ohne irgendwelche Bedingung daran zu knüpfen: ich weiß dieses Vertrauen und diesen Akt unbefangener Großherzigkeit in seinem ganzen Werte zu schätzen und spreche ihm auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank aus. Endlich durfte ich meinen Freund, Herrn Oberstudienrat Dr. Julius v. Hartmann, den bewährten Kenner von Württembergica, in allerlei Verlegenheiten und Nöten um Rat und Hilfe angehen. — Ohne solche Unterstützung von vielen Seiten hätte ich mein Buch nicht schreiben können.

Mit einzelnen Kritikern des ersten Bandes dieser Biographie mich hier auseinanderzusetzen, dazu sehe ich keinen Grund und habe ich in diesem Augenblick keine Zeit. Wenn derselbe eine zweite Auflage erlebt, soll es an mir nicht fehlen.

Nachzutragen habe ich zum ersten Bande dreierlei: 1. zu dem im Vorwort S. X Gesagten, daß ich auch fünf Jahre (1871—1876) im Kanton Zürich gelebt und hier nicht nur den Schauplatz, auf dem sich der Züriputsch abspielte, sondern auch eine Reihe von Mitspielern bei diesem Drama persönlich kennen gelernt habe; 2. zu S. 46 werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß der jüngere Bengel, zu Straußens Zeit das Haupt der alten Tübinger Schule, nicht der Sohn, sondern der Enkel des berühmten Johann Albrecht Bengel gewesen ist. Und endlich lasse ich 3. zu dem auf S. 227 und 264 erwähnten Versuch von Strauß, nach dem Erscheinen des Lebens Jesu an der Hochschule in Heidelberg anzukommen, folgenden inzwischen in der Frankfurter Zeitung veröffentlichten Brief von ihm an Daub hier im Wortlaut folgen:

Digitized by Google

Hochwürdiger Herr geheimer Kirchenrat!

Es sind eigentümliche Gefühle, mit denen ich nach so langem Stillschweigen wiederum die Feder ergreife und zu einem Schreiben an Sie in Bewegung setze. Denn so sehr ich mich noch immer im Geist mit Euer Hochwürden einig weiß, so gewiß glaube ich zu wissen, daß ich durch meine Schrift über das Leben Jesu, sofern Sie von derselben Einsicht genommen haben sollten, Ihr Mißfallen mir zugezogen habe. Leicht kann freilich eine Kritik, wie ich in der gedachten Schrift sie übe, als untheologische und profane erscheinen: aber für mich ist sie nur der Weg zur spekulativen Dogmatik, die dialektische Vermittlung, durch welche die biblische Vorstellung hindurch muß, um zum Begriff zu werden; ich sehe kein Auferstehen der Idee, wenn nicht die Historie zu Grunde geht. Ich weiß wohl, daß mir dieß von Seiten der Schule, zu welcher ich übrigens mich rechnen zu dürfen die Ehre habe, als Rückfall in den Kantischen Standpunkt, wo die Idee nicht zugleich schon Wirklichkeit ist, zum Vorwurf gemacht werden wird, aber ich bin so kühn zu behaupten, daß dieses Geltendmachen der Negativität gegen die religiöse Vorstellung ein ebenso nothwendiger Durchgangsprozeß ist, um zum christlich-theologischen Absoluten zu gelangen, als seiner Zeit die Phänomenologie nötig war, um das Absolute der Schellingschen Philosophie wissenschaftlich zu vermitteln, — wobei ich jedoch, wie sich von selbst versteht, nur den in meiner Schrift betretenen Weg im Allgemeinen im Auge habe, die Ausführung im Einzelnen mit der der Phänomenologie auch nicht von fern zu vergleichen die Anmaßung haben kann.

Doch wozu alle diese Reflexionen, die Euer Hochwürden entweder selbst schon gemacht haben oder, wenn ich sie auch hier vortrage, deßwegen doch nicht geneigter sein werden, sie einzuräumen? Ehrlich gesagt, weil mir in gegenwärtigem Augenblick besonders viel daran liegen muß, Euer Hochwürden in keinem zu ungünstigen Lichte zu erscheinen. Ich habe nämlich infolge der Herausgabe meiner Schrift meine Stelle als Repetent am hiesigen Seminar, welche mir zugleich das Halten von Vorlesungen an der Universität möglich machte, verloren, und bin an ein Lyceum als Hülfslehrer versetzt worden, — eine Stelle, die meinen Bestrebungen ganz entgegen ist und die ich im nächsten Herbst antreten soll.

Natürlich denke ich nun an ein Unterkommen an einer auswärtigen Universität, und zuerst muß mir da Heidelberg einfallen, wo ich in der Person des Herrn Geheimen Kirchenrats Daub sonst einen Gönner hatte — ob noch jetzt, das kann ich freilich nicht wissen. Aber ich will es einmal versuchen und sehen, wie ich noch vor Ihr Angesicht kommen darf. Sind Ihnen die Grundsätze meiner Schrift (welche aber hier nur

Digitized by Google

nach ihren gleichsam untersten Teilen erscheinen, während sie nach oben in ein Gebiet sich verlaufen, welches mir mit Euer Hochwürden gemeinschaftlich ist) nicht zu sehr entgegen, so werden Sie gewiß, dieß läßt mich Ihre mir immer bewiesene Güte hoffen, sofern sich in Heidelberg eine anständige Stellung für mich finden ließe, mir gütigst Auskunft erteilen und Ihren Einfluß zu meinen Gunsten verwenden. An Herrn Geh. Kirchenrat Paulus, der meine Schrift nachsichtig beurteilt hat, lasse ich zugleich ein Schreiben in derselben Angelegenheit abgehen.

Entschuldigen Sie nur die Freiheit, die ich mir genommen, durch das unbegrenzte Zutrauen, das mir Ihre väterliche Güte gegen mich eingeflößt hat, und genehmigen Sie die Versicherung unveränderter Ehrfurcht, mit welcher ich bleibe

Euer Hochwürden

ergebenster

Dr. Strauß.

Tübingen, 11. August 1835.

Das dem ersten Band vorangestellte Bild stammt aus dem Jahre 1837: es war für die „Europa" bestimmt. Über das Bild vor dem zweiten Band gibt ein Brief von Strauß an Ernst Haeckel vom 24. August 1873 Aufschluß. Die Stelle ist zugleich für Straußens Stellung in seiner Heimat so charakteristisch, daß sie hier nicht fehlen darf. „Besonders zu danken habe ich Ihnen noch für die Beigabe Ihrer Photographie", schreibt er, „die mir hoch willkommen ist; aber was werden Sie sagen, wenn ich Ihren Wunsch, dagegen die meinige zu bekommen, nicht erfüllen kann? Am besten, Sie lachen darüber, wie ich selbst; in ganz Stuttgart — wo ich, da mein Vorrat erschöpft ist, meinen Sohn beauftragte in den Kunsthandlungen nachzufragen — ist eine Photographie von mir nicht zu finden. Sie sehen, der so manchen Bibelspruch wankend gemacht hat, muß doch den vom Propheten, der in der Heimat nichts gilt, bestätigen. Zum Teil bin ich wohl selbst schuldig, da ich mich im Grunde nur einmal habe photographieren lassen, nämlich vor acht Jahren bei dem Hofphotographen Günther in Berlin, an den ich nun auch Sie verweisen muß. Verlangen Sie die Aufnahme mit dem Buch — die halten meine Freunde für die bessere." Für die Reproduktion schien mir und meinem Herrn Verleger das gleichzeitig entstandene Bild ohne Buch geeigneter.

Straßburg, am 10. November 1908.

Theobald Ziegler.

Digitized by Google

Namenregister.

Abälard 342.
Adonis 126.
Agricola 500.
Albert, Prinzgemahl von England 652, 653.
Alice, Prinzessin von Hessen 652 ff. 655 f., 664 674, 737.
Andersen XIV.
Andreä 555.
Angelus Silesius 351.
Arndt, Ernst Moritz 415, 626.
Arndt, Joh. 127.
Auerbach, Berthold 473, 485, 641.
Auerswald 444.
Augustin 135.

Baader, Franz von 207.
Bach, Johann Sebastian 98, 713.
Bacmeister, Albert 15.
Bahnmaier 240.
Bähr 240, 629 f.
Bahrdt 139, 621.
Bassermann 469, 532.
Battenberger 426.
Bauer, Bruno 210, 250, 254, 335, 356, 357.
Bauer, Ludwig 43, 416, 489 ff., 504, 521, 758.
Baumgarten-Crusius 208.
Baur, Ferdinand Christian 22 f, 40, 48 f., 50, 54, 109, 115, 140, 141, 143, 163, 165, 166, 167, 168, 181, 197, 216 ff, 219 f., 221 ff., 224, 267, 283, 308, 414, 538, 576 ff., 579, 586, 595, 596, 598 ff., 601 f., 618, 761.
Bayle, Pierre 357, 358.
Beethoven 98, 470, 524, 530, 713, 714, 715.
Bellini, Maler 473; Komponist 381
Bengel, Ernst Gottlieb 46.
— Johann Albrecht 47, 203.
Berlichingen, Götz von 694.
Bernstein 641.
Bettina 407.
Beseler 573.
Biedermann 337, 697, 698, 722, 734.
Bielefeld 540.
Bielschowsky XIII.
Binder, Gustav, Präsident 26 f., 32, 33, 34, 40 f., 44, 49, 51, 52, 55, 69 f., 103, 107, 111, 114, 132, 170 f., 190, 211, 213 ff., 264, 401, 562, 574, 605, 737, 738, 742, 743, 744 f.
— — Professor 747.
Bismarck 426, 519, 644, 645, 648, 662, 707.
Blum, Robert 443 f., 445 f., 468.
Bluntschli 306, 314, 315, 633, 721.
Böckh 646.
Böcking, Eduard 541 ff.
Bockshammer 34.
Boger 544, 571, 642.
Böhme, Jakob 42, 44, 50, 56, 62, 90

Digitized by Google

Breitschwerdt 14, 15, 32.
Bretschneider 138, 140, 166, 169, 206, 653.
Brockes 586.
Brockhaus 521.
Bruno, Giordano 720.
Büchner 695, 702.
Bührer 24.
Bunsen, Robert Wilhelm 317, 540.
Bunsen, Josias Ritter von 541.

Caligula 422.
Carové 105 f.
Carrière 723.
Carstens 524.
Catull 737.
Celsus 129, 135.
Chamisso 103.
Christlieb, Dekan 434 f.
Christoph, Herzog v. Württemberg 16.
Corneille, Marie 652.
Cornelius Nepos 736.
Corrodi 295.
Crusius, Martin 501, 504.

Dahlmann 406, 542.
Dante 327.
Darwin 677, 692, 693, 696, 699 f. 701, 702, 723, 737.
Daub 102, 106, 327 ff., 331, 343, 515, 532, 621, 701.
Daumer 336.
Demokrit 705.
Devrient, Ludwig 103.
Diderot 651.
Dilthey 641.
Diesterweg 641.
Diogenes 709.
Dittenberger 532.
Dobelmann, Eva Rosina 4, 5.
Dove, Alfred 728.
Drey 86.
Dubois-Reymond 728.
Dulon 630.
Duncker 105, 492.
Dürer XV, 98.

Eb, Fräulein 528.
Ebrard 616.
Echtermeyer 212, 356.
Eck, Samuel VII ff., 526 f., 751.
Eichhorn 140, 166, 169.
Eipper 24.
Elsäßer, Obermedizinalrat 753
Elßler, Fanny 103.
Elsner, Heinrich 316.
Elwert 264 f., 286, 290.
Erasmus v. Rotterdam 500, 510.
Erhardt, Karl 26 f., 58, 59.
Eschenmayer 41, 77, 89 ff., 93, 119, 122, 202, 205 f., 216, 235, 236, 237 f., 256, 258, 332, 504.
Ewald 567, 617.
Eyth, Eduard 573 f.
— Max 17, 574.

Fechner 698.
Feuerbach, L. 335, 336, 337, 357 ff., 534, 687, 694, 698.
Fichte 95, 103, 141, 248, 718, 746.
Fischer, Hermann 754.
— Stadtpfarrer 532, 559, 560 f., 571, 572.
— Kuno 506, 514, 533, 534 ff., 537, 538, 539 f., 545, 547, 554, 571, 573, 580, 581, 630, 632, 634, 667, 700, 724, 737, 742, 749, 756.
Flatt 179, 191.
Finckh 572, 574.
Förster 95.
„Frau in Forst“ 672 ff.
Frauenstädt 336, 677.
Freiligrath 359 f.

Digitized by Google

Friedrich II. d. Große 337, 508, 646, 651, 652, 656, 659.
Friedrich III., Kaiser 653, 654.
Friedrich, Kaiserin 652, 653, 654, 655, 737.
Friedrich I., König v. Württemberg 523.
Friedrich, Markgraf v. Baden 552
Friedrich Wilhelm IV 205, 246, 294, 317, 359, 413, 414, 417 ff., 432 ff., 515, 643.
Fries, Maler 540.
Frischlin, Nikodemus 497, 499 ff., 502 ff., 505, 506, 507, 508 f., 514, 516, 517, 518, 553, 555, 574, 605, 613, 758.
Fritzsche 157.
Füßli 296.

Gabler 195 f., 210.
Gauß 51.
Gelzer, Heinrich 317 f.
Georgii 38, 107.
Gerber, Karoline 527 f., 532, 573, 575, 576, 732.
Gerok 566.
Gervinus 406, 536 ff., 539, 545, 547, 550, 573, 575, 631, 632, 649 f., 660, 667
v. Geßler 563, 745.
Gladston 725.
Gluck 713.
Goethe XIII, 239, 241, 279, 401, 407, 462, 469, 494 f., 504, 510, 517, 538, 550, 551, 552, 553, 554, 632, 657, 672, 676, 686, 707, 711, 713, 714, 715, 716, 749, 751, 755, 763.
Görres 242.
Göschel 210, 250, 350.
Gräfe 575, 640.
Griesbach 266.
Grüneisen 94, 102, 103.
Gumprecht 641.
Günderode 407.
Gutzkow 199, 239, 283, 406, 415, 473, 484, 485.
Gwinner 677.

Hackh 435.
Haeckel 677, 693, 718.
Hailand 504.
Hallberger 213.
Hamann 407.
Händel 538, 713.
Hansemann 433.
Hardegg 454, 668.
Harden 422.
Harleß 202, 207.
Harnack 197.
Harräus VIII ff.
Hartmann, Eduard v. 677, 723.
Hase 105, 131, 133, 154, 616.
Hauber 52, 732.
Haug, Prof. 42, 91.
Haug, G. F. 107.
Haug, Fr. 491.
Hausrath, Adolf VIII ff., 91, 228, 288, 289, 319, 320, 321, 457, 526 f., 597, 604, 606, 627, 629, 630, 636, 759, 762.
Häusser 540, 573, 577.
Haydn 530, 713, 714.
Haym, Rudolf 249, 522, 543 f.
Hegel 41, 50 ff., 55, 60 f., 70, 80, 83, 87, 89 f., 93 ff., 105, 111, 114 ff., 118, 124, 131, 134, 138, 141, 145, 147, 191, 196, 200, 209, 231, 233, 238, 239, 242, 246, 248 ff., 251 ff., 257, 264, 272, 275, 326, 327 f., 333 f., 335, 336, 337 f., 342 f., 345, 347, 348, 351, 352, 353, 356, 358, 359, 425, 584, 585, 621, 690, 691, 694, 697, 698, 700, 701, 704, 706, 717, 755 f., 761.
Heidel, Fräulein 532, 571.
Heine 239, 406, 407.

Digitized by Google

Helfferich, Adolf 575.
Helmholtz 724.
Hengstenberg 207, 208, 218 ff., 228, 235, 246 ff., 250, 257, 282, 624, 634, 637 ff., 681.
Henning 97.
Hentges 468.
Herakles 126.
Herbst 86.
Herder 550, 713.
Herwegh, Georg 359, 407, 412, 413, 467.
Heß 595.
Hesse, Eoban 518.
— Hermann 17.
Hetsch 532, 541.
Heyne 23.
Heyse, Paul 686.
Heusler, Bergrat 640.
Hirzel, Bernhard 315.
— Kaspar Melchior 292, 297, 299, 300, 302, 306, 307.
— S. 679.
Hitzig, Ferdinand 226, 227, 264 f., 290, 291 f., 302, 313.
— Kriminaldirektor 103.
Hoffmann 426, 434, 436.
— Wilhelm 202, 205.
Holzer 493.
Hölty 646.
Holtzmann 165, 168, 174, 197, 198, 596, 605, 625, 633.
Homer 212, 274.
Horaz 737.
Hotho 97.
Hoyer 491.
Huber, Johannes 724, 728, 736.
Humboldt, Alexander v. 406.
— Wilhelm v. 524, 707.
Hürlimann-Landis 298 f., 301, 307, 308, 315.
Hutten, Ulrich v. 497, 506, 508 ff., 514, 516, 518, 519, 520, 541, 547, 553, 556, 564 ff., 568, 605, 613, 656, 758.
Hutten, Hans von 509.
Huxley 693.

Jacobi 622.
Jäger, Ephorus 37 f., 91, 92, 120.
Jahn, Otto 542.
Jmmermann, Karl 521, 522 f.
Jolly 573.
Josephus 254.
Jsopi 524.
Julianus Apostata 417, 419 f., 422, 423 ff., 515.
Jülicher, Ad. 174.
Junius 423.
Justi 736.

Käferle 400, 677, 679, 752.
Kalthoff 630.
Kamphausen 433.
Kant 40, 42, 51, 115, 117 f., 141, 248, 327, 328, 345, 621, 692, 693, 700 ff., 704, 705, 706, 718, 728.
Kapff 24, 203, 745.
Karl, König von Württemberg 745.
— Herzog 495, 508, 523.
Kauffmann, Marie 669, 670.
— E. F. 58, 227, 378, 385, 390, 392, 401 ff., 405, 464, 667, 668, 714, 715, 749.
Kaulbach 736.
Keim 595.
Keller 298, 306.
Keppler XIV, 499.
Kern 22 f., 40, 48, 55, 168, 202, 206, 216 f., 517.
Kerner, Justinus 3, 41, 43 ff., 50, 56 f., 268, 289, 390, 392, 397, 416, 420, 489, 499, 515, 521, 554, 579, 586, 713, 761.

Digitized by Google

Kerner, Theobald 580.
Kies 14.
Kleist, Heinrich von 713.
Klett 468.
Klopstock 549, 550, 551, 552 f., 556, 713.
Klotz 258, 636.
Knapp, Albert 212, 240.
Koch, Joseph 524.
Koseritz, von 401.
Köstlin, Reinhold 259, 368 f., 382.
Köstlin v. 558.
Krais 33.
Kugler 103.
Kuhn 440, 445.
Kuinöl 155.
Künzel 403, 491, 572.
Kurz, Hermann 16, 84, 736, 761.
— Isolde 84.

Lachner 714.
Lamettrie 705.
Landerer 292, 578.
Lang, Heinrich 722.
— Wilhelm 608, 620.
Lange, Joh. Peter 207, 316.
Lange, Friedrich Albert 678, 698, 700.
Laplace 692.
Lappenberg 552.
Laube, Heinrich 325, 406, 415, 473.
Leibius 6.
Leibniz 358, 359.
Leo 207.
Lessing 9, 103, 135, 258, 259, 281, 313, 353, 503, 523, 538, 550, 551, 552, 553, 556, 576, 584, 586, 636, 651, 660, 711, 713, 714, 728, 742, 749, 754, 763.
Leuthy, Johann Jakob 320.
Lewald 641, 667.
Lichnowsky 444.
Liebmann, Otto 700.
Liebler 504.
List, Friedrich 416.
Liszt 529, 714.
Locher 539 f.
Löflund 105.
Lotze 677 f., 702.
Lücke 283.
Luden 105.
Ludwig, Erbprinz v. Hessen 652, 653, 654, 656.
— Herzog v. Württemberg 502.
Luther 105, 127, 240, 321, 413, 509, 510, 518, 547, 548 ff., 556, 686, 687, 741.

Magnus, Eduard 641.
Mährlen 260.
Marheineke 95 f., 97, 100, 102, 104, 105, 113, 130, 209, 210.
Märklin, Christian 25, 51, 69 ff., 94, 99, 107, 108 f., 190, 211, 214 f., 260, 333, 374, 377, 392, 399, 400, 417, 464 ff., 467 f., 489, 521, 749, 758.
Mau 424.
Maximus 419.
Mayer, Robert 694.
Mehl 260.
Mehring 557 f., 560, 564.
Mendelssohn 715.
Menzel, Wolfgang 207, 235, 236, 238 ff., 241 ff., 257 f., 260, 368, 405, 440, 517, 553, 750.
Merck 510.
Metz (Politiker) 651.
Meyer, Julius 540, 571.
Meyerbeer 381.
Miksch 381.
Mohl, Robert von 40 ff., 121, 501, 538, 540.

Digitized by Google

Möhler 49, 367, 670
Moleschott 695.
Moltke 707.
Mommsen 418.
Mörike 3, 37, 43, 46, 55, 489, 554, 713, 736, 761.
Moser 34.
Mozart 94, 470, 538, 713, 714, 715.
Müller, Julius 207, 235, 252, 253 f., 256.

Napoleon III. 661.
Napoleon I. 279.
Neander 99, 104, 207, 227, 266.
Neumann, Karl Friedrich 471, 641, 667.
Niebuhr 405.
Niedner 583.
Nietzsche XI, 83, 734, 746, 747 f., 749, 750, 751, 759, 760 f., 762.
Nippold, Fr. 721, 724, 726.
Nöldecke 423 f.
Novalis 263, 417.

Olshausen 135.
Orelli, Kaspar 292, 293, 302, 307.
Osiander, C. F. 134, 234, 363, 581.
Osiander, Prof. 206.
Osiander, Lukas 555.
Osiris 126.
Origenes 88, 206.

Papias 331.
Pappus 555.
Parmenides 115.
Paul, Jean 372.
Pauli 736.
Paulsen 698.
Paulus, H. E. G. 21, 135, 137, 138, 140, 154, 155, 156, 208, 243, 257, 299, 531, 621.
Perthes 317.
Pestalozzi 293.
Philo 254.
Pfister 295.
Pfizer, Gustav 21, 26, 33, 54, 55.
— Paul 418, 432, 434.
Pfizmayer 28.
Phlegon 154.
Platen 755.
Platon 115, 269, 736.
Pius IX. 741.
Preuner 532, 544, 571.
Preuß 651.
Prevorst, Seherin v. 44 ff., 56, 111, 268.
Pückler-Muskau, Fürst v. 325.
Pythagoras 604.

Quidde 422.

Radali 540.
Ranke 748.
Rapp 81, 354, 364, 369, 373, 385, 390, 395, 399, 400, 535, 541, 544, 549, 556, 557 ff., 560, 561, 563, 564, 571, 591, 661, 667, 731, 734, 736, 737, 738, 741, 742, 743, 752, 758.
— Frieda 544, 574, 671, 739.
Raphael 274.
Raumer, Friedrich v. 641.
Rehfues, Philipp Joseph 521.
Reichlin-Meldegg, v. 531.
Reimarus, Hermann Samuel 135 ff., 136, 139, 414, 417, 582, 583, 584, 595, 619, 651.
Reischle, Max 613.
Renan, Ernst 590 f., 595, 609, 660 f., 663 f., 666, 675, 725, 750.
Rettig 264.
Reuschle 677, 696, 711, 737, 742.
Reuß, Ephorus 21 f., 33, 34 f., 38.

Digitized by Google

Reyscher, Ludwig 440.
Richter, Friedrich 114, 209.
Rieger 495, 508, 555.
Riehl, W. 469.
Ritschl 253, 349.
Ritter, Charles 660, 666.
Ritter, Karl 97, 406.
Röhr 208.
Römer, Friedrich 411, 441, 454 f.
Rosenkranz 123, 124 f., 138, 210, 250 f., 272, 651.
Rothe 262, 628, 636.
Rubens 471.
Rubianus, Crotus 518.
Rückert 351.
Rufus, Mutianus 518.
Ruge, Arnold 212, 356, 629.
Rümelin, Gustav 85, 562 ff., 569.
— Pate von Strauß 11.
Ruoff, Senator, Großvater 6, 10, 11, 527.
— Onkel 438, 528.
— Vetter 472, 732, 742 f.
— Marie 668.
Rütenik 619, 620.

Sainte-Beuve 660.
Sauppe 529.
Sautter 227.
Scharffenstein 24.
Schärtel (Vischer) 631 f.
Schartenmayer (Vischer) 3, 334.
Schefer, Leopold 325.
Schebest, Agnes 259, 368 ff., 378 ff., 380 ff., 391 ff., 393 ff., 396 ff., 402 f., 405, 414, 458 ff., 464, 471, 472, 483 f., 486, 491, 505, 528, 530, 573, 667, 673, 675, 731.
Schelling 41, 42, 44, 46, 50, 56, 105, 141, 142, 249, 327, 328, 414, 755.
Schell, Hermann 289.
Schenkel, Daniel 624 ff., 627 ff., 630 ff., 633 ff., 636, 638, 642, 652, 673, 680, 721.
Scherr, Thomas 293, 294, 295, 298, 301 f., 314 f., 316, 318, 320.
Schick, Gottlieb 524.
Schiller 19, 494, 549, 550, 551, 552, 566, 686, 709, 713, 714, 715, 741, 761, 762.
Schlayer 193.
Schlegel, August Wilhelm 141, 199, 521 f., 755.
—, Fr. 141.
Schleiermacher 48, 49, 50, 95 f., 59, 89, 94 f., 98, 99 ff., 104, 128, 131, 133, 138, 140, 145, 155, 166, 191, 199, 242, 276, 277, 283, 306, 326, 327, 328, 329 f., 331, 334, 335, 338, 339 f., 345, 346, 347, 349, 351, 353, 406, 515, 614 f., 619 ff., 622 ff., 634, 682, 688, 690 f., 701.
Schlosser 406, 540, 660.
Schmid 49, 217.
Schmidt, Adolf 651.
Schmoller, v. 708.
Schneckenburger 49 f., 93, 168, 169, 227, 264.
Schnitzer 356, 390, 392, 403, 464.
Schöll, Adolf 528, 529, 667.
Schopenhauer 677, 689, 690, 698, 704, 723, 736.
Schott 40.
Schrempf, Christoph 79 f., 82, 83.
Schubart 43, 407, 491 ff., 494 ff., 497, 498, 499, 500, 503 ff., 506, 507, 508, 514, 523, 548, 553, 555, 605, 613, 758.
Schubert, Fr. 715.
Schubert, G. H. 406.
Schumann 714.
Schwab, Gustav 499 f.
Schwegler 221 f., 414, 417, 515.

Digitized by Google

Schweitzer, Albert VIII, 171 f., 176, 196, 254 ff., 456, 513, 584, 595, 598, 602, 607 f., 609, 610, 612, 718, 749, 759, 762.
Schweizer, Alexander 290, 296, 306, 347, 615 f., 636.
Seeger 51, 443, 448, 449.
Seidlitz 724.
Semper 724.
Shakespeare 105, 538, 550.
Sicherer 403, 525, 572, 573, 579.
Sickingen, Franz von 510, 518, 547.
Sieffert 168, 169.
Sigel, Emilie 260, 307 f., 371, 471 f., 473, 668 ff.
—, Pfarrer 260.
Sigwart d. Ä., Prof. in Tübingen 40 f. 43, 90 f., 93, 118 ff., 121 ff., 180, 504.
Simeon, Joh. Baptist 53.
Simon, Professor 753.
Sokrates 269, 686, 740, 762.
Sophokles 398.
Spinoza 89, 340, 345, 347, 352, 621, 657, 691, 698.
Spittler, Ludwig Timotheus 117, 523, 543, 550, 562.
Springer, Anton 421, 423, 425.
Stein, Fritz 672.
Steub, L. 470.
Steudel, Joh. Chr. Fr. 47, 48, 79, 99, 100, 114, 118, 134, 180, 202, 203, 206, 216 f., 235, 240, 243 ff., 246, 247, 256, 257, 750.
Storr 46.
Strauß, Johann Georg, Urgroßvater 4.
— David Friedrich, Großvater 4, 7, 11.
— Johann Friedrich, Vater 6 f., 227, 260, 262, 361 f., 557, 587, 759, 761.
Strauß, Johann Friedrich, Bruder 11.
— Wilhelm, Bruder 11, 13, 362, 378, 379 f., 382, 397, 413, 472, 525, 529, 530, 531, 572, 575, 582, 587 ff., 590, 592 ff., 595, 643, 650, 652, 676, 710, 740.
— Eva Rosina geb. Dobelmann, Urgroßmutter 4, 5.
— Christina Margarethe geb. Zimmermann, Großmutter 5, 6, 527.
— Katharina geb. Beck, Mutter 6 ff., 12, 227, 260, 312, 313, 361 f., 389, 393, 525, 527, 528, 572, 587, 589, 669, 759.
— Fritz, Sohn 395, 471 f., 484, 486, 527, 528, 529, 530, 531, 533, 534, 538, 544, 555, 559, 571, 572, 573, 574, 576, 640, 642, 649, 669, 731, 733, 737, 742, 752.
— Georgine, Tochter 395, 471 f., 484, 486, 527, 528, 529, 530, 531, 533, 534, 538, 543, 544, 556, 559, 561, 571, 572, 573, 575, 576, 640, 642, 652, 731, 738, 742.
— Friederike, Tante 363, 527, 528.
— Bernhard, Neffe 572, 587.
— Emil, Neffe 572, 587, 590.
Streicher, Barbara 493, 495, 514.
Sturm, Johannes 500, 555.
Sybel 608.
Syrlin 33.

Tacitus 406.
Tafel 40, 91, 92, 118 f., 121 ff., 504.
Tholuck 207.
Thomas von Aquino 89, 377.
Tieck 105, 378, 401, 414, 415.
Tizian 423.
Treitschke, H. von, XI, 160, 164, 170, 173, 174, 243, 254, 320, 321, 332 f., 422, 708, 736, 746, 748, 749, 759.

Digitized by Google

Überweg, Friedrich 696, 698.
Uhland 43, 455, 761.
Ullmann 207, 235, 252 f., 256, 259, 262, 273, 282, 629 f.
Ulrich, Herzog von Württemberg 509.
Ulrici 723.
Umbreit 262.
Üxküll, Freiherr von 524.

Vaihinger 205.
Varnhagen 492.
Vatke 97 ff., 102, 104, 130, 133, 135, 197, 210 f., 405, 470, 575, 641.
Vellejus 529.
Venturini 621.
Veronese, Paul 473.
Viktoria, Königin von England 652, 653.
Virchow 693.
Virgil 156.
Vischer, Friedrich Theodor 3, 24 f., 28, 31, 32, 33, 52, 107 f., 211 ff., 215, 377, 400, 405, 406, 407, 409 ff. 426, 437, 441, 461, 463 f., 470, 491, 495, 540, 543, 548, 553, 631, 632, 644, 646, 649, 734, 742, 745, 749, 761.
— Peter 24.
Vögeli 296.
Vogt 695, 702.
Voltaire 518, 586, 651 f., 654, 655, 656 ff., 659 ff., 720, 758, 763.

Wächter-Spittler, Freiherr von 558, 559, 560.
Wächter, Eberhard 524.
Wagner, Moritz 693, 699, 724.
Wagner, Richard 530, 714 f.
Waiblinger 25, 37, 43, 489.
Weinel, Heinrich VIII.
Weiße 105, 350.
Weizsäcker 194, 229, 596.
Wellhausen 617.
Wernle 613.
Werner, Zacharias 77, 206.
Wetstein 154.
de Wette 202, 208, 226, 266, 629.
Wichern 631, 638.
Wieland 550, 551, 713.
Wigand, Otto 363.
Wildermuth, Ottilie 16.
Wilhelm I., König von Württemberg 231, 432, 454, 523, 562, 741, 761.
Wilhelm I., König von Preußen, später Kaiser 519, 643.
Winckelmann 369, 736.
Winter, Jakob 576.
Wittgenstein, Fürstin 529.
Wolff 584.
Wrede 595, 612, 683.
Wullen 559, 560.

Xenophon 269.

Ypsilanti, Alexander 381.

Zahn, Pfarrer 58.
Zarathustra 709.
Zeller, Eduard VIII f., 84, 96, 107, 116, 117, 118, 166, 221 f., 390, 399, 403, 406, 412, 538, 573, 577, 580, 581, 600, 608, 627, 677, 700, 704, 724, 732, 736, 737, 742, 745, 749, 756, 761.
Ziegler, Eduard X, 52, 443.
Zilling 495, 508, 555.
Zimmermann 25 f., 38, 50, 437.
Zittel 532, 540 f., 572, 631 f.
Zola 517.
Zwingli 547.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google